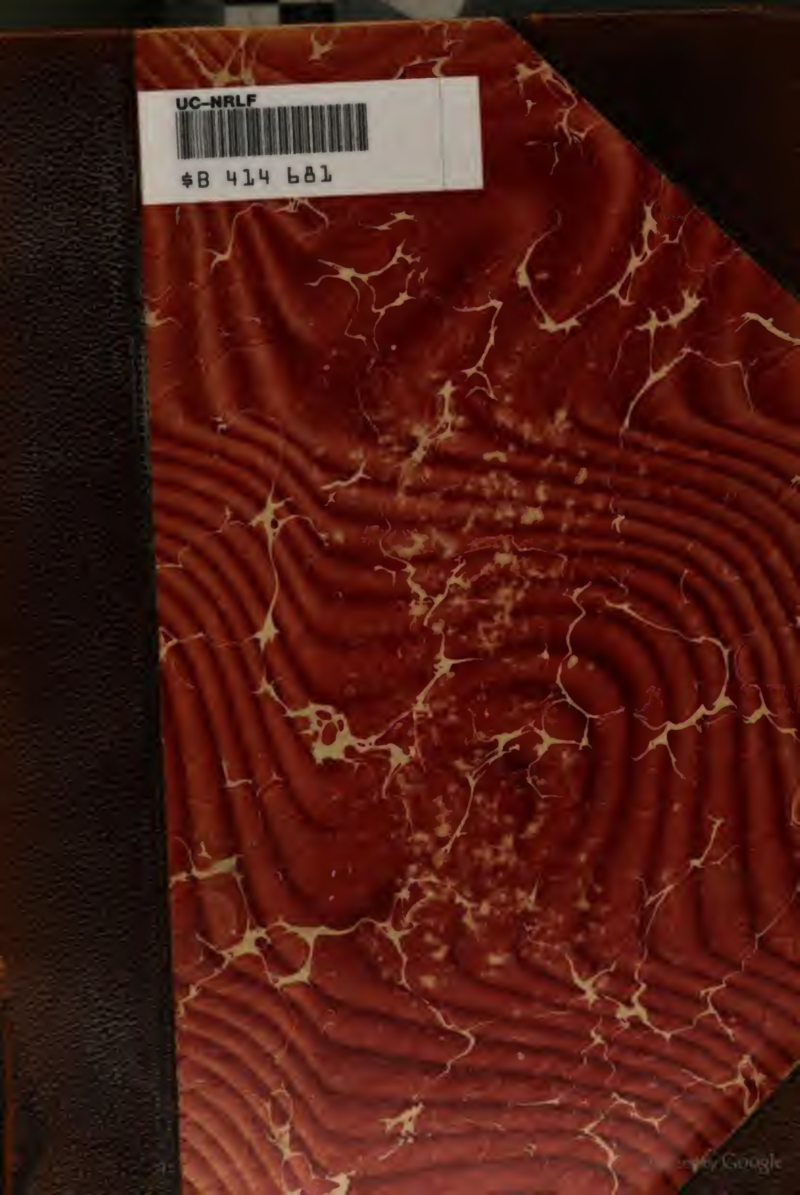
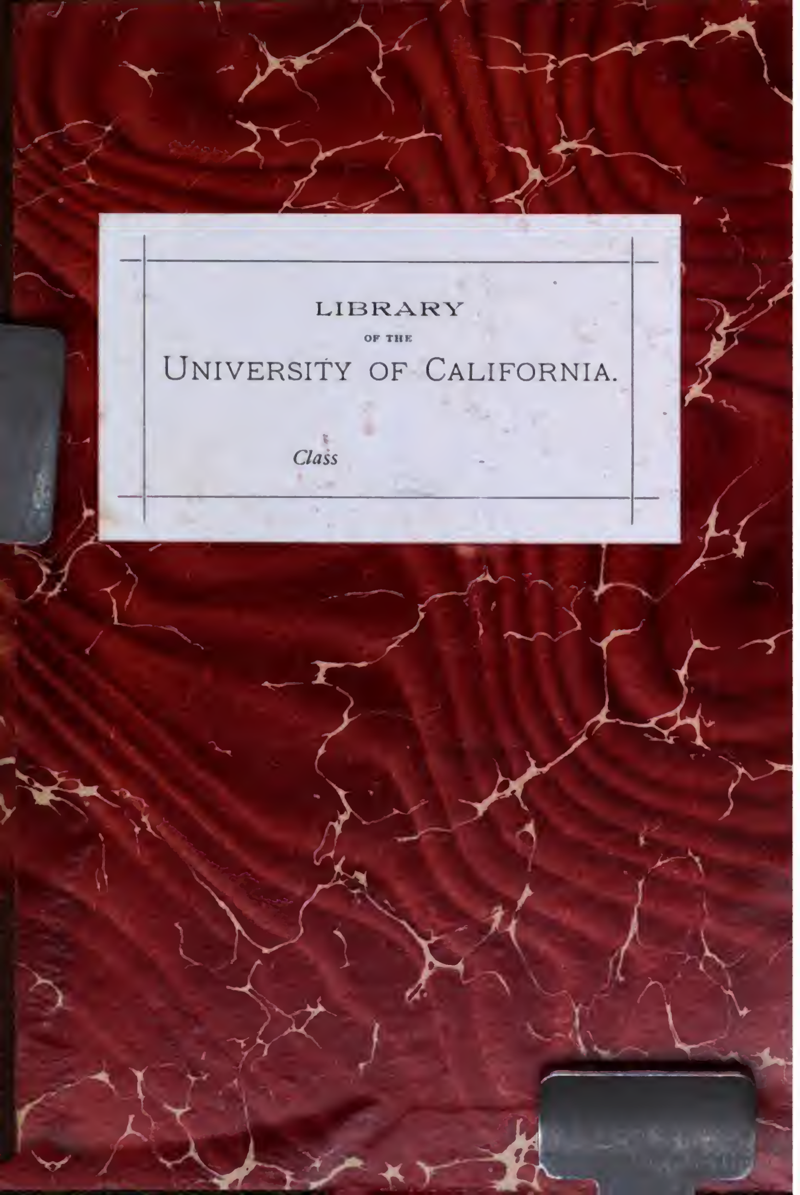
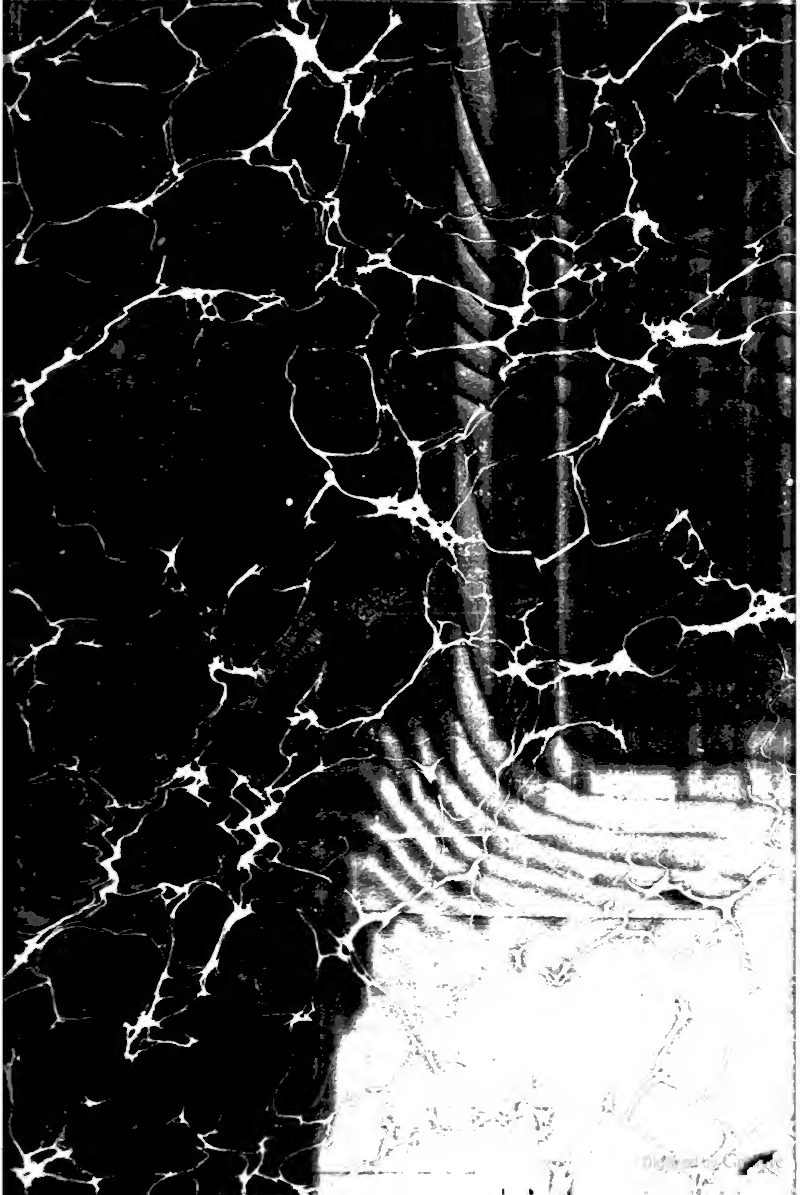

UC-NRLF
$B 414 681



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class



QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN VON

A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.

96. HEFT.

HEINRICH STEINHÖWELS VERDEUTSCHUNG DER HISTORIA HIEROSOLYMITANA DES ROBERTUS MONACHUS

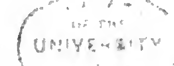
VON

FRIEDRICH KRAFT.

STRASSBURG.

KARL J. TRÜBNER.

1905.



QUELLEN UND FORSCHUNGEN

zur

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN VON

A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.

1.—95. Heft. 1874—1905. ℳ 392.20.

I. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von Wilhelm Scherer. I. Zu Genesis und Exodus. 8. VIII, 77 S. 1874. M. 2.—
II. Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi, mit einem Abriss seines Lebens und seiner Dichtung hrsg. von Ernst Martin. 8. 97 S. 1874. M. 2.40
III. Über die Sanctgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls des Grossen. Von R. Henning. 8. XIII, 159 S. 1875. M. 4.—
IV. Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Eine litterarhistorische Untersuchung von Erich Schmidt. 8. 122 S. 1875. M. 3.60
V. Die Vorreden Friedrichs des Grossen zur Histoire de mon temps. Von Wilhelm Wiegand. 8. 86 S. 1875. M. 2.—
VI. Strassburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im XIII. Jahrhundert von Gustav Schmoller. 8. 35 S. 1875. M. 1.—
VII. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von W. Scherer. II. Heft. Drei Sammlungen geistlicher Gedichte. 8. 90 S. 1875. M. 2.40
VIII. Echasis captivi, das älteste Thierepos des Mittelalters. Herausgegeben von Ernst Voigt. 8. X, 105 S. 1875. M. 4.—
IX. Über Ulrich von Lichtenstein. Historische und litterarische Untersuchungen von Karl Knorr. 8. 104 S. 1875. M. 2.40
X. Über den Stil der altgerman. Poesie von Rich. Heinzel. 8. VI, 54 S. 1875. M. 1.60
XI. Strassburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert von Gustav Schmoller. Mit einem Anhang: enthaltend die Reformation der Stadtordnung von 1405 und die Ordnung der Fünfzehner von 1433. 8. IX, 164 S. 1875. M. 3.—
XII. Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrh. von Wilhelm Scherer. 8. X, 146 S. 1875. M. 3.50
XIII. Die Nominalsuffixe a und â in den germanischen Sprachen. Von Heinrich Zimmer. 8. XI, 316 S. 1876. M. 7.—
XIV. Der Marner. Herausg. von Philipp Strauch. 8. 186 S. 1876. M. 4.—
XV. Über den Mönch von Heilsbronn. Von Albrecht Wagner. 8. 92 S. 1876. M. 2.—
XVI. King Horn. Untersuchungen zur mittelenglischen Sprach- und Litteraturgeschichte von Theod. Wissmann. 8. 124 S. 1876. M. 3.—
XVII. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur v. L. Hirzel. 8. 46 S. 1876. M. 1.—
XVIII. Flandrijs. Fragmente eines mittelniederländischen Rittergedichtes. Zum ersten Male herausgegeben von Johannes Franck. 8. IX, 156 S. 1876. M. 4.—
XIX. Eilhart von Oberge. Zum ersten Male herausgegeben von Franz Lichtenstein. 8. CCV, 475 S. 1878. M. 14.—
XX. Englische Alexius-Legenden aus dem XIV. und XV. Jahrh. Herausgegeben von J. Schipper. 1: Version I. 8. 107 S. 1877. M. 2.50
XXI. Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Eine Kritik von Wilh. Scherer. 8. 103 S. 1877. M. 2.50
XXII. Ludwig Philipp Hahn. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit von Rich. Maria Werner. 8. X, 142 S. 1877. M. 3.—
XXIII. Leibnitz und Schottelius. Die Unvorgreiflichen Gedanken. Untersucht und hrsg. von August Schmarsow. 8. VI, 92 S. 1877. M. 2.—
XXIV. Die Handschriften und Quellen Willirams deutscher Paraphrase des hohen Liedes. Untersucht von Josef Seemüller. 8. VIII. 117 S. 1877. M. 2.50
XXV. Kleinere lateinische Denkmäler der Thiersage aus dem XII. bis XIV. Jahrhundert. Herausgegeben von E. Voigt. 8. VII, 156 S. 1878. M. 4.50
XXVI. Die Offenbarungen der Adelheid Langmann hrsg. von Phil. Strauch. 8. XLII, 119 S. 1878. M. 4.—
XXVII. Über einige Fälle des Conjunctivs im Mittelhochdeutschen. Ein Beitrag zur Syntax des zusammengesetzten Satzes. Von Ludw. Bock. 8. VIII, 74 S. 1878. M. 1.50

Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL, ERNST MARTIN, ERICH SCHMIDT.

XCVI.

HEINRICH STEINHÖWELS VERDEUTSCHUNG DER HISTORIA HIEROSOLYMITANA DES ROBERTUS MONACHUS.

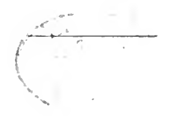
STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

HEINRICH STEINHÖWELS VERDEUTSCHUNG DER HISTORIA HIEROSOLYMITANA DES ROBERTUS MONACHUS

EINE LITERARHISTORISCHE UNTERSUCHUNG

VON

FRIEDRICH KRAFT



STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

M. DuMont Schauberg, Strassburg.

DEN ELTERN MEINER LIEBEN FRAU.

VORWORT.

Es ist nicht ganz einfach gewesen, die nachfolgende Untersuchung unter Dach und Fach zu bringen. Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß die verschiedenen Abschnitte nicht gleichmäßig und einheitlich gearbeitet sind. In der Tat liegt zwischen Stücken der ersten beiden — übrigens stark gekürzten — Kapitel und den meisten Beilagen des Anhangs einerseits und dem größten Teil des dritten Kapitels andrerseits ein volles Jahrzehnt, und jahrelang hat die Arbeit ganz ruhen müssen. Das hat sogar gelegentlich auf den Druck abgefärbt: die oft angezogenen *Archives de l'Orient Latin* (besser: *latin*) werden am Anfang und am Ende *A(rch). O. L.*, dazwischen *A(rch). O. l.* zitiert. — Ferner findet sich das Sigel R. in doppelter Verwendung. Es ist angewandt für die Verdeutschung von Roberts Werk im ***Reyßbuch des heyligen Lands***, aber auch für die lateinische Vorlage selbst. Allerdings erscheinen die beiden R. niemals nebeneinander, und so genügt hoffentlich dieser Hinweis, um Verwechslungen vorzubeugen. — Eine andere Ungleichmäßigkeit ist verursacht durch die Rücksicht auf den Drucker. Nur in den Abschnitten über die Laute, die Wortbildung und den Wortschatz ist der Versuch gemacht worden, die Schreibung der alten Hss. und Drucke genau beizubehalten, also beispielsweise å, ů, ŏ, ẙ zu drucken. Hat sich schon diese Absicht nur unter großen Schwierigkeiten und trotzdem nicht in jedem einzelnen Falle durchführen lassen (die schräg stehenden Punkte haben sich z. B. oft wieder verschoben), so hätte es für den vielgeplagten Setzer eine kaum zu bewältigende und obendrein nutzlose Arbeit bedeutet, wenn er auch in den übrigen Abschnitten so heikel hätte verfahren müssen. Deshalb sind

dort Ersatzzeichen verwandt wie ă und ú, oder es sind die heute üblichen Zeichen gesetzt worden, also etwa ö und ẏ. Trotzdem geben, denke ich, die Beispiele und die Textproben ein getreues Bild von Orthographie und Interpunktion der Originale, die ja sämtlich schwer zugänglich und im Druck bezw. Neudruck noch nicht erschienen sind. Ich habe den Gebrauch der Majuskeln und Minuskeln nicht geregelt, habe s, ſ, sſ, ſſ, ſz und ß — auch ſß kommt vor! — den Vorlagen entsprechend gesetzt, u und v wie dort stets geschieden und nirgends willkürlich Satzzeichen angebracht.

Vielen bin ich zu Dank verpflichtet, vor allem zahlreichen Bibliotheksverwaltungen des In- und Auslandes, in erster Linie denen von Darmstadt, Frankfurt a. M., München, Würzburg, Breslau und London (British Museum), die mir nicht nur die Benutzung der Schätze ihrer Sammlungen in jeder Weise erleichterten, sondern auch unermüdlich waren in der Beantwortung von Anfragen. In Darmstadt und München hatte man überdies die Freundlichkeit, die betr. Beschreibungen und Textproben des Anhangs vor dem Reindruck auf ihre Richtigkeit zu prüfen. — Besonders verpflichtet bin ich Sr. Durchlaucht dem Fürsten Löwenstein-Rosenberg zu Kleinheubach und den Verwaltern der fürstl. Bibliothek, dem leider inzwischen verstorbenen Herrn Dr. Jung und seinem Nachfolger, dem Herrn Schloßkuratus K. Bauer. Die für mich so wichtige Hs. h wurde mir sowohl zu häuslicher Benutzung überlassen, als auch später auf meinen Antrag an das British Museum übersandt, wo ich sie in Muße mit der Londoner Hs. und den alten Drucken vergleichen konnte.

Eine ganze Anzahl bereitwilliger Helfer habe ich in der Arbeit selbst dankbar erwähnt. Hinzuzufügen hätte ich die Namen der Herren Prof. Dr. Priebsch-London und Oberlehrer Dr. Breidenbach-Worms. Der erstere gab mir nicht nur manchen schätzenswerten Wink, sondern scheute auch die Mühe nicht, einen Bürstenabzug des Anhangs mit den Originalen im British Museum zu vergleichen; der letztere stand mir mit unermüdlicher Bereitwilligkeit bei der mühsamen und langwierigen Korrektur zur Seite.

Bei dem Herrn Verleger habe ich für meine oft nicht leicht zu erfüllenden Wünsche stets geneigtes Gehör gefunden.

Schließlich darf ich nicht unterlassen, den Gefühlen aufrichtiger Dankbarkeit und herzlicher Verehrung erneut Ausdruck zu geben, die ich meinem hochgeschätzten Lehrer, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel, gegenüber empfinde. Seine ermunternde Teilnahme, sein fachmännisches Urteil, sein bewährter Rat und seine helfende Hand sind der Arbeit in allen ihren Stadien zugut gekommen.

Worms a. Rh., 7. Okt. 1905.

FRIEDRICH KRAFT, Dr. phil.

INHALT.

ENTSTEHUNG DER ARBEIT.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihren Ursprung der Beschäftigung mit den Anfängen des deutschen Prosaromans, auf die mein verehrter Lehrer, Prof. Behaghel in Gießen, vor Jahren meine Aufmerksamkeit gelenkt hatte.

Unter den Prosaerzählungen des frühesten Zeitraumes (etwa bis 1600) nennt Goedeke im Grundriß² II. 19 ein Buch: Hertzog Gotfrid wie er wider die Türgen vnd hayden gestritten vnd dz heylig grab gewūnen hat (Augsburg, L. Zeissenmair 1502). — Ein flüchtiges Durchblättern des Bandes genügte, um festzustellen, daß der „Hertzog Gotfrid“ keine romanhafte Darstellung ist wie jene, mit denen ihn Goedeke zusammenstellt, sondern eine Chronik. Und unschwer ließ sich auch die Quelle feststellen: wir haben es mit einer Übersetzung der Historia Hierosolymitana des Robertus Monachus zu tun, die im Jahre 1482 von Hans Bämler in Augsburg zum ersten Male gedruckt wurde und in dieser Ausgabe als „Historie von der Kreuzfahrt“ bekannt geworden ist.

Goedeke folgt mit seiner Annahme, das Buch vom Herzog Gottfried sei ein Roman, einer Tradition, die, soweit ich sehe, an Graesses Lehrb. der Lit. Gesch. IV. 221 ff. anknüpft. Darnach soll das „Volksbuch vom Herzog Gottfried“ (ebenso wie holländische und englische Darstellungen) auf das Gedicht vom Chevalier du Cygne resp. den „vermutlich“ daraus geflossenen Prosaroman [1]) von Pierre Desrey: Les faictz et gestes du preux Godeffroy de Boulion [2]) zurückgehen.

---

[1]) Die Ausgabe von 1511 sagt ausdrücklich: traduit du *latin* par P. Desray de Troye.

[2]) Liegt im Neudruck noch nicht vor. Auszug des Romans in: [P. Paris] Mélanges tirés d'une gr. Bibl. VI. 4-62.

Diese Behauptung ist ungeprüft vielfach übernommen worden, in erster Linie von Bibliographen (wohl aus dem „Trésor") wie Brunet (II. 1638), Maltzahn (1, 1192) und Heyse (Büchersch. 1715), welch letztere das Werk unter der Rubrik „Volksbücher" aufführen, aber z. B. auch von H. Sybel in seiner Gesch. des I. Kreuzzugs (1. Aufl. 157)[1]. — Ebert, im Allg. Bibl. Lex. I. 690, fragt wenigstens: Ist dieses Buch (der vermeintliche deutsche Roman) mit dem vorigen (der französischen, niederländischen und englischen Prosa) verwandt? —

Das bisher wenig beachtete Buch wird dadurch besonders interessant, daß wir, wie ich wahrscheinlich zu machen hoffe, in ihm ein verschollen geglaubtes Werk des bekannten Ulmer Übersetzers Heinrich Steinhöwel besitzen.

Im Laufe der Untersuchung wurde ich auch auf andere bisher wenig oder nicht bekannte, jedenfalls noch niemals im Zusammenhang behandelte Verdeutschungen von Roberts Werk aufmerksam. Mit diesen deutschen Geschwistern unserer „Historie" und ihrer lateinischen Vorlage beschäftigt sich die erste Hälfte meiner Arbeit. Ich hoffe damit einen nicht ganz unnützen Beitrag zur Geschichte der Verbreitung eines der gelesensten Kreuzzugswerke geliefert zu haben.

---

[1]) In der zweiten Auflage von Sybels Buch ist der betr. Abschnitt: „Epochen der späteren Literatur" fortgeblieben.

I. KAPITEL.

DIE LATEINISCHE VORLAGE.

Kreuzzugsberichte. Die „Gesta Francorum".

Mit dem gespanntesten Interesse verfolgte man begreiflicherweise im Abendland die Erfolge der Kreuzfahrer. Aller Blicke waren nach dem heiligen Land gerichtet, und jede Nachricht, insbesondere jede Siegesbotschaft, wurde mit größtem Eifer[1]) und erstaunlicher Geschwindigkeit verbreitet. Dieses Interesse erlahmte auch nicht, als nach dem Falle Jerusalems und der Errichtung der Schutzherrschaft bezw. des Königreichs eine ruhigere Zeit gekommen schien. Man verlangte nun nach zusammenhängenden Darstellungen: der Hörer oder Leser wollte sich weiden an den Wundertaten der Tapferkeit, von denen das Gerücht schon bis zu ihm gedrungen, er wollte mit den Bedrängten bangen und mit den Erretteten jubeln können.

Der erste, der diesem Bedürfnis entgegenkam[2]) und dessen Werk uns erhalten, war ein nicht dem geistlichen Stande angehöriger italienischer Normanne bezw. Süditaliener, der den ersten Kreuzzug bis Antiochien unter Boemund, von Dezember 1098 an bis Frühjahr 1099 im Anschluß an die Provenzalen mitgemacht hat, mit denen er auch nach Jerusalem gezogen ist, dessen Name uns aber nicht überliefert ist. Dieses

[1]) Nur ein Beispiel: der verhältnismäßig unwichtige briefliche Bericht eines Bürgers von Lucca über die Einnahme von Antiochien und den Sieg über Kerboga wird offiziell vom Klerus der Stadt den Gläubigen im Abendland übermittelt (Vgl. Riant, Inventaire in den Archives de l'Orient Latin I. S. 184).

[2]) Vgl. für das Folgende: H. Hagenmeyer, Anonymi Gesta Francorum. Heidelberg 1890.

tagebuchartig in verschiedenen Zwischenpausen während des Zugs verfaßte und noch vor Schluß des Jahres 1099 beendigte[1]) Werk selbst hat jedoch, wie es scheint, die allgemeine Verbreitung nicht gefunden, die es als das Werk eines Augenzeugen wohl verdiente. Nur sechs Hss. und einige Fragmente sind zur Zeit von ihm bekannt[2]). Die Schuld daran mag gerade seine Anlage, sein tagebuchartiger Charakter, tragen und der schon von den Zeitgenossen getadelte Stil. Wie Hagenmeyer[3]) ausführt, ist das, was ihnen anstößig war, „vornehmlich die Einförmigkeit der Darstellung, welche in der trockenen Aneinanderreihung der Tatsachen dem Leser der Gesta entgegentritt, ein Stil, welcher untermischt mit sprachlichen Härten und Unebenheiten jeglichen Schwunges entbehrt und die Eleganz der Gedanken vermissen läßt, welche auch ein Schriftsteller des XI. und XII. Jahrhunderts in der damaligen herrschenden Latinität anzuwenden vermocht hat".

Um so häufiger und gründlicher sind die Gesta Francorum benutzt worden[4]). Von drei Plagiatoren abgesehen, hat das Werk einer großen Anzahl von Autoren teils als einzige Quelle gedient, teils ist es neben und mit anderen Quellen zur Bereicherung selbständiger Darstellungen verwandt worden.

Die Bearbeitung der Gesten durch den Mönch Robert.

Unter allen Bearbeitungen der Gesten scheint die Historia Hierosolymitana des Robertus Monachus im Mittelalter am beliebtesten gewesen zu sein. Von ihr sind weitaus die meisten Manuskripte auf uns gekommen (94 habe ich nachweisen können; vgl. Anhang, Beilage 1), sie hat selbst wieder als Vorlage gedient[5]), sie ist umgearbeitet und über-

---

1) Hagenm. l. c. S. 17.

2) Potthast² I. S. 517. Hagenm. l. c. S. 92 ff.

3) L. c. S. 34.

4) Hagenm. l. c. S. 48 ff.

5) Z. B. teilweise für die „Historia et Gesta Ducis Gotefridi" eines unbekannten Rheinländers. Recueil des Historiens des Croisades (zitiert: Rec.) V. Préf. 128 f. — Abgedr. das. S. 436—524.

arbeitet[1]), verkürzt[2]) und erweitert[3]) und mehrfach versifiziert[4]) worden; sie ist endlich außer Wilh. von Tyrus' „Belli sacri

---

[1]) Z. B. bietet Balduini III. „Historia Nicaena vel Antiochena" für die Jahre 1095—99, abgesehen von einigen Anleihen bei Fulcher, nur eine Paraphrase Roberts. Rec. V. Préf. 31. — Abgedr. das. 139—176.

[2]) Ein Beispiel dafür ist das „Breviarium Passagii in Terram Sanctam", wahrscheinlich von Hugo von Lerchenfeld herrührend. Rec. V, Préf. 103 f. — Abgedr. S. 380—84. — Vgl. auch Cod. Mon. Emmeran G. XVII. 8 (Maßm. Kaiserchr. III. 1105 Anm. 5).

[3]) Von solchen Erweiterungen wird noch öfters (Vgl. S. 15 ff. und Anm.) die Rede sein. Einstweilen mag Cod. 18415 der Pariser Nationalbibliothek (früher Notre-Dame 102) erwähnt werden, der einen geographischen Exkurs anfügt (vgl. Arch. O. L. II. S. 144) sowie Cod. Vossianus Lat. F° 124 der Leidener Univ.-Bibl., der die Petrische Ausg. von 1533 handschriftl. erweitert hat durch Hinzufügung eines Titels, einer Widmung und eines *Liber decimus* (—1106). Die Erweiterung rührt her von Andreas Severinus Velleius. (Mitteilung, die ich der Liebenswürdigkeit des Direktors der Leidener Univ.-Bibl., Herrn Dr. L. G. de Vries verdanke. Vgl. Anhang, Beilage 1. Nr. 71.)

[4]) Wattenbach berichtet über zwei derartige Versuche. — Der Cod. 267 saec. XII der Stiftsbibliothek zu Admunt enthält ein (zuerst in Pertz' Arch. VI. 174 erwähntes) Gedicht in leoninischen Hexametern (gegen 4000 Verse) über den ersten Kreuzzug von einem unbekannten, aber wohl deutschen Verfasser (so Wattenbach; dagegen Riant: probablement dû à un Français. vgl. Arch. O. L. I. S. 547), eine „ganz genaue Versification des bekannten Werkes von Robert von Saint-Remi ohne die geringste sachliche Zutat" (Neues Archiv II. S. 414; die Veröffentlichung, die Riant a. a. O. für Bd. V des Recueil in Aussicht gestellt hatte, ist dort nicht erfolgt. — Proben der „fließend und nicht ohne Geschick gemachten Verse" gibt Wattenb.). — Die zweite poetische Bearbeitung ist der nur in Fragmenten erhaltene „Solymarius" des Günther von Paris aus dem Ende des XII. Jh., als „Cölner Fragmente eines Gedichts über den 1. Kreuzzug" schon in Pertz' Arch. XI. 744 bekannt gemacht, dann als Günthers Werk in den Arch. O. L. I. S. 351 herausgegeben von Wattenbach. „Ein Beweis für das lebhafte Interesse, das man noch am Ende des XII. Jahrhunderts der Geschichte des I. Kreuzzugs entgegenbrachte" (Wattenb. in der Einleitg. zur Ausgabe). —

Stark benutzt wurde Robert auch von Gilo (und Fulco) für das „Poema de expeditione crucesignatorum in Terram Sanctam" (Potthast² I. 527); „denn daß . . . Gilo neben den Gesten auch aus Roberts Historia geschöpft hat und nicht etwa Robert aus Gilo, wie v. Sybel annimmt (Gesch. d. I. Kreuzz. S. 46), geht daraus hervor, daß alle Stellen, die sich unzweifelhaft auf Albert [Aquensis, Hist. Hierosolym. — Potth.² I. 30] zurückführen lassen, bei Robert fehlen". (Hagenm. l. c.

Historia" die einzige Kreuzzugsgeschichte[1]), die im Mittelalter einer Übersetzung in die Volkssprache für würdig gehalten wurde: es lassen sich bis zum Jahr 1600 nachweisen eine italienische[2]), eine niederländische[3]) und nicht weniger wie fünf von einander verschiedene deutsche Übersetzungen. Welchem Umstande sie diese Beliebtheit verdanken mag, ist eine nicht ganz leicht zu beantwortende Frage. Zufälligkeiten können bei der Verbreitung eine große Rolle gespielt haben. Aber auch ihr Geburtsort Reims dürfte ihr zustatten gekommen sein. Scheint doch Reims „für ganz Nordfrankreich und die rheinischen Lande vor dem Kreuzzug der Mittelpunkt der Propaganda und während und nachher der Ort gewesen zu sein, von wo aus sich die Berichte über Belgien und weiter über ganz Deutschland ergossen. Der Erzbischof Manasses II. von

---

S. 75 f.) — Vgl. dazu Marquardt, Die Historia Hieros. des Rob. Mon. Königsb. Dissert. 1892, S. 62, dem, wie mir scheint, auch der Beweis gelungen ist, daß die Chanson d'Antioche (Potth.[2] I. 214) Robert benutzt hat (Marquardt l. c. S. 54 f.). —

Endlich hält es Graf Riant auch für möglich, daß ein bis auf 22 (Arch. O. L. I. S. 549 abgedruckte) Verse verloren gegangenes Gedicht des Joseph von Exeter „Antiochi Bella" auf Robert zurückzuführen ist (l. c. S. 547 Anm. 6). „Es ist bemerkenswert", sagt R. bei dieser Gelegenheit, „daß Robert demnach allen auf uns gekommenen Gedichten über den ersten Kreuzzug als „Urschrift" gedient hat". — Seiner Auffassung gemäß nimmt er Gilo aus „qui est parallèle à Robert, mais n'en dérive point". — Wie es damit steht, sahen wir soeben. —

[1]) Wenigstens verzeichnet Potthast[2] bei keinem anderen der zahlreichen Kreuzzugsautoren zeitgenössische oder überhaupt ältere Übertragungen.

[2]) Historia di Roberto Monaco della Guerra fatta da principi christiani, contra Saracini per l'acquisto di terra Santa, Tradotta per M. Francesco Baldelli. — In Fiorenza 1552.

Vgl. auch w. u. S. 21 und Anhang, Beilage 5, b.

[3]) Scoenre historie hertoghe godeuaerts van boloen. Mit Holzschnitten. o. O. J. u. Dr. [Gouda, Godfr. de Os ca. 1486]
Diese selbständige niederländische Bearbeitung, der eine interessante Vorrede vorangeht, verdiente nähere Würdigung. Ihre große Seltenheit (nur 2 Exempl. sind von ihr bekannt und von einem späteren Druck nur ein einziges) hat wohl dazu beigetragen, daß auch dieses Buch für eine (holl.) Bearbeitung des Romans vom Herzog Gottfried galt. Das Wichtigste findet man im Anhang, Beilage 5, a.

Châtillon war der Vermittler nach der einen wie der andern Seite; neben ihm, gestützt auf die Dokumente, die ihm zukamen, schrieb Guibert von Nogent. Und von hier ging die Historia Hierosolymitana aus"[1]). — Käme der Entstehungsort als wesentlichster Grund der Verbreitung in Betracht, so ließe sich nicht einsehen, warum Guiberts „Gesta Dei per Francos", von denen Potthast ([2] I. 549) nur vier Hss. verzeichnet, nicht einen ähnlichen Triumphzug erlebt hätte. — Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich für die Hauptursache der Popularität von Roberts Buch das populäre Gewand halte, das er ihm zu geben verstanden. Gerade das, was uns heute befremdlich, zum Teil „lächerlich"[2]) erscheint, entsprach dem Geschmack der großen Masse der weniger gebildeten Kleriker. Ihnen war Guibert, der Freund der flandrischen Grafen, ein zu vornehmer Schriftsteller. „Von Gespreiztheit und von ungewohnten seltenen Ausdrücken strömt sein Stil über"[3]). Robert dagegen schreibt in gefälligem Latein, er hält zwischen der schmucklosen, allzu simplen Sprache des Anonymus der Gesten und der geschraubten Ausdrucksweise eines Guibert glücklich die Mitte, wobei er darauf ausgeht „die ihm wichtiger erscheinenden Episoden in viel grellerem Lichte zu zeichnen, als es in seiner Vorlage geschehn" und, wo er kann, zu übertreiben. — Was ihm vorschwebt, drückt er selbst hübsch in seinem „Sermo apologeticus" aus, indem er sagt, er wolle lieber Verborgenes mit derben Worten hell beleuchten als klare Dinge philosophisch verdunkeln[4]). Volkstümlich ist auch die Einflechtung sprichwörtlicher Redensarten, allgemeiner Betrachtungen und Sermone. Ein recht anschauliches Bild von seiner Darstellungsweise gewinnt man aus Marquardts öfters schon zitierter Arbeit S. 4 ff. und bes. S. 8—11. Was Roberts Arbeit dem Historiker fast wertlos erscheinen läßt, eben das machte ihn dem unkritischen Leser des Mittelalters anziehend.

---

[1]) Vgl. Riant, Alexii Comneni Epistola ad Robertum Flandrensem. Genf 1879. [zitiert: Ep. Al.] Préf. S. 40.

[2]) Hagenm. l. c. S. 80. Marquardt S. 8.

[3]) Hagenm. S. 78.

[4]) Abscondita rusticando elucidare quam aperta philosophando obnubilare. Rec. III. 722.

Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung dürfte auch die große Verbreitung des phantastischen französischen Romans[1]) vom Herzog Gottfried sein. Mit ihm konnte sich wieder Roberts Werk nicht messen, und so hat sich nicht eine einzige altfranzösische Übersetzung der Hist. Hieros. auftreiben lassen. — Nach Deutschland ist jener Roman merkwürdigerweise erst sehr spät gedrungen (als Volksbuch vom „Schwanenritter“); dort durfte also Bämler, der erste Herausgeber der „Historie von der Kreuzfahrt“, auf eine freundliche Aufnahme rechnen. — Ich komme darauf zurück.

Zieht man die geschilderte ungewöhnlich große Verbreitung von Roberts Werk in Betracht, so ist es nicht wunderbar, daß es in den Hss. sehr verschiedenartige Form angenommen hat. Wir werden sehen, wie mannigfach die Zusätze der Schreiber sind und wie sehr sich im Laufe der Zeit die ursprüngliche Gestalt geändert hat. Von dieser ursprünglichen Fassung geben aber die Ausgaben[2]) kein zuverlässiges Bild. Ich zähle folgende acht:

1. T.: Ältester Druck o. O. J. u. Dr. (Köln, Arnold Therhoernen [?] ca. 1472).
2. P.: Basel, H. Petri 1533 (das erste von 6 Stücken).
3. Rr.[1]: in Reuber, Veterum scriptorum, qui caesarum et imperatorum Germanicorum res per aliquot saecula gestas, litteris mandarunt, tomus unus Francof. ad. M. 1584. S. 217—271.

---

[1]) La genealogie auecques les gestes & nobles faictz darmes du trespreux et renomme prince Godeffroy de boulion . . . . Am Schl.: Cy finit le chevalier au Cyne [= cigne] auecques les faictz de Godeffroy de bouliō . . . Lyon, Jehan petit 1504. — Den ausführlichen Titel siehe bei Brunet II. 1636, der dazu bemerkt: Der Roman rührt in der vorliegenden Fassung von Pierre Desrey de Troyes her, der in seiner Vorrede vom Jahr 1499 sagt, daß er Kapitel aus Vincent de Beauvais (Speculum historiale lib. XXV cap. 96 ff.) ins franz. übersetzt habe. Der Übers. hat eine Fortsetzung geliefert, die verschiedenen Mss. entstammt. — Die Ausg. von 1504 ist die älteste bekannte — ob eine frühere existiert hat? — Spätere: Paris 1514, 1523, Lyon 1580 und verschiedene undatierte.

[2]) Die Verzeichnisse der Ausgaben bei Potth.[2] II. 978 und Hagenm. l. c. S. 79 Anm. sind nicht ganz vollständig.

4. Bs.: in Iac. Bongars, Gesta Dei per Francos. Hanoviae 1611. I. S. 30—81.
5. Rr.²: in Reuber² (Titel wie oben: Abdruck) Hanoviae 1619. S. 217—271.
6. Rr.³: in Reuber-Ioannis . . . Nova hac editione diligenter . . . recognitus . . . curante Geo. Christ. Ioannis Francof. ad. M. 1726. S. 303—398.
7. Migne: in Patrologiae cursus completus. Series latina. Paris 1844. CLV. S. 669—758. (Abdruck von Bs., aber mit Einteilung in Kapitel.)
8. Rec.: im Recueil des Historiens des Croisades. Historiens Occidentaux III. (Paris 1860.) S. 717—882.

Über den Verfasser und die Abfassungszeit, über die Anlage des Werks, über Verbreitung und Benutzung der Historia unterrichten diese Ausgaben gar nicht oder — und das gilt auch für die neueste Pariser — nur ungenügend.

Die Frage nach dem Autor spielt auch in den deutschen Bearbeitungen eine Rolle; deshalb muß ich kurz darauf eingehen.

Seit dem XIII. Jahrhundert gilt ein Abt Robert für den Verfasser, dessen Lebensbild die Vorrede zur Historia im Rec. (S. XLI ff.) bringt mit Benutzung von Mabillon[1]) und Oudin[2]), aber im wesentlichen der Histoire littéraire[3]), die schon aus beiden schöpfte, treulich folgend. — Daß dieser Robert im heiligen Land gewesen sei, worauf eine vielfach herangezogene Stelle im letzten Buch[4]) hinzudeuten scheint, bezweifeln die Herausgeber, freilich ohne sich bestimmt zu erklären (nous n'osons nous prononcer). Sybel[5]) hatte die Frage bereits im negativen Sinn entschieden, und Marquardt[6]) hat gezeigt, daß sich die zitierte Stelle aus der Abhängigkeit von Raimund von Agiles leicht erklärt.

---

¹) Mabillon, Ann. Band V und VI (Zitate im Rec.).

²) Oudin, Comment. (1722) II. S. 861.

³) Hist. lit. de la France X. 323—331.

⁴) „Et ne quis frivolum esse dicat quod dicturi sumus, a quodam viro qui haec postea in Jherusalem retulit habuimus". Rec. III. 874. — Vgl. Hagenm. l. c. S. 80.

⁵) l. c. S. 50.

⁶) l. c. S. 33 u. 65.

Von der Frage nach dem Autor untrennbar ist die andere: wer der Abt gewesen, der Robert zur Überarbeitung der Gesten veranlaßt hat. So ist nämlich Roberts Werk entstanden, wie er uns selbst im Apologeticus Sermo[1]) mitteilt:

.... hanc scribere compulsus sum per obedientiam; quidam etenim abbas nomine Bernardus[2]) litterarum scientia et morum probitate praeditus, ostendit mihi unam historiam secundum hanc materiam, sed ei admodum displicebat .... Praecepit igitur mihi ut, qui Clari Montis concilio interfui, acephalae materiei caput praeponerem et lecturis eam accuratiori stilo componerem.

Die Manuskripte, vorzüglich die ältesten, überliefern zum Teil die Buchstaben N. oder B. statt des Namens, und erst später scheint ein „Bernardus" oder „Benedictus" eingesetzt worden zu sein. Daß der Abt Bernard de Marmoutier, derselbe, der nach den Chroniken der Benediktiner am Sturze Roberts gearbeitet und ihn auch erzielt hat, so daß Robert nach langen Kämpfen gegen 1122 als einfacher Mönch starb, jener „abbas litterarum scientia et morum probitate praeditus", den Robert nennt, gewesen sei, wie allgemein angenommen[3]) wird, ist durch nichts erwiesen. Man dürfte die Identität nur in Betracht ziehen, wenn die Abfassung der Hist. Hierosol. vor den Streit fallen könnte. Nun wurde aber Roberts Exkommunikation und Absetzung schon 1097 auf Betreiben eben jenes Bernard de Marmoutier auf einem Konzil zu Reims bestätigt, und von da an ist es allem Anschein nach zu einer Aussöhnung der Gegner nicht gekommen. Wurde auch im Jahre 1100 auf einem neuen Konzil Roberts Leben für vorwurfsfrei und seine Ordination für rechtmäßig, kanonisch und von Papst Urban II. bestätigt erklärt, so wurde er doch nicht wieder eingesetzt.

Angesichts dieser Tatsachen erscheint mir nur zweierlei möglich. Entweder: die Hist. Hieros. rührt von jenem Robert her, den der Abt Bernard de Marmoutier, laut unbezweifelten

---

[1]) Rec. III. 721. Vgl. Hagenm. l. c. S. 79.

[2]) Sic. L. T. Nomine B. A. K. N. O. Q. R. S. Nomine Benedictus D. E. F. G. H. I. Nomine N. U. Y. Z.

[3]) Auch von Hagenm. l. c. S. 79.

Zeugnissen, mindestens seit dem Jahre 1096 verfolgte und dessen Absetzung er erzwang — dann kann Robert nicht in literarischen, ja freundschaftlichen Beziehungen zu ihm geblieben sein. — Oder: der Abt, von dem Robert spricht, war in der Tat Bernhard von Marmoutier (und dafür ließe sich geltend machen, daß zwei aus dem XII. Jahrhundert stammende Robertus-Hss. des Klosters Marmoutier selbst „Bernardus" überliefern; dort hätte man immerhin direkt oder indirekt Kenntnis von der Entstehung des Werks gehabt haben können) — dann aber hat ein andrer Mönch Robert die Neubearbeitung der Gesten im Auftrage Bernhards vorgenommen.

Ist letzteres so unwahrscheinlich?

Wir haben mit den Herausgebern bisher als erwiesen betrachtet, daß der Abt Robert von St. Remy in Reims, später Prior von Senuc, auch der Verfasser der Hist. Hieros. sei. Aber schon Sybel hat darauf hingewiesen [1]), daß Belege für alles Mögliche vorliegen, nur nicht für das uns Wichtigste: für Roberts Teilnahme am Kreuzzug und für seine Autorschaft.

„Bis die Beweise für beide Behauptungen vorliegen", sagt er, „sehe ich keine Gewißheit, einmal für die Identität des Abtes von St. Remy mit dem Verfasser unserer Geschichte, dann für die Kreuzfahrt des einen und des anderen, seien es nun eine oder zwei Personen".

Mir scheint die erste Frage (die andere hat uns bereits S. 9 beschäftigt) eigentlich schon beantwortet durch die positive Angabe in Roberts „Sermo apologeticus", sein Buch sei „in cella Sancti Remigii" entstanden. Wann dies war, dürfen wir gleichfalls als bekannt voraussetzen, nachdem Marquardt [2]) mit guten Gründen die Abfassungszeit der

---

[1]) l. c.[2] S. 45.

[2]) Marquardt, l. c. S. 48 [**1212** und **1218** ist natürlich ein Druckfehler.] Es hat sich meines Wissens kein Widerspruch gegen diese Datierung, deren Begründung man S. 45 ff. nachlesen möge, erhoben. Herr Pfarrer Hch. Hagenmeyer, früher in Ziegelhausen bei Heidelberg, jetzt in Bödigheim bei Buchen, Baden, äußerte sich auf eine Anfrage hin folgendermaßen: „Marquardts Resultaten stimme ich vollständig bei; ich halte dafür, daß er durchaus das Richtige getroffen und die Frage über die Abfassungszeit der Historie Roberts erledigt hat".

Robertschen Historia in die Zeit des zweiten Patriarchats von Arnulf (über Jerusalem), das ist zwischen 1112 und 1118, gesetzt hat[1]). In diesen Jahren war ein Azenarius Abt von St. Remy in Reims, Robert aber, der im Jahre 1100 zwar anscheinend volle Genugtuung erhalten, aber doch nicht wieder eingesetzt worden war, sah sich gezwungen, nach Senuc zurückzukehren und sich weiterhin mit dem Titel eines Priors von Senuc zu begnügen[2]).

Seit Marlot[3]) haben alle den Gegenstand behandelnden Autoren erklärt, „cella St. Remigii" sei so viel wie „cella Senucensis", womit sie der allerdings vom Mutterkloster abhängigen Priorei in den Ardennen jede Selbständigkeit absprachen.

Und dieser Abhängigkeit von einem Kloster, dessen Abt er selbst gewesen, ja als dessen rechtmäßigen Abt er sich nach der Entscheidung des Oberhirten betrachten durfte, sollte der durch das erlittene Unrecht schwer gekränkte Prior von Senuc einen so drastischen Ausdruck gegeben haben? Er sollte den wirklichen Ort der Abfassung verleugnet, zum wenigsten verschleiert und ausdrücklich St. Remy genannt haben, um auch Uneingeweihte darauf hinzuweisen, daß er nicht mehr „abbas" sei? Denn wäre er das, so könnte er einem anderen Abt nur im Range gleich, nicht ihm subordiniert sein, könnte nicht „per oboedientiam coactus" an die Schilderung des ersten Kreuzzugs herangehen. — Und dies scheint mir schließlich der entscheidende Gesichtspunkt: quellenmäßig ist festgestellt, daß jener Abt Robert erlittene Unbill nicht einfach hinnahm; er geht bis zur höchsten Instanz, er scheut eine Reise nach Rom nicht, um zu seinem Recht zu gelangen. Warme Fürsprecher stehen ihm zur Seite — aber die Gegner sind mächtiger, sie wissen den Reinstitutionsbeschluß des Konzils zu umgehen[4]). Und nun sollte der

[1]) Zu anderem Resultat war Sybel gekommen, da er Robert von Gilo abhängig annahm, die Abfassung also nach 1118 ansetzte. — Vgl. dazu oben S. 5 Anm. 4.

[2]) Mabillon V. 416.

[3]) Metropolis Remensis II. 221.

[4]) Vgl. Rec. III. Préf. 43, wo auf die betr. Stellen bei Mabillon verwiesen ist.

streitbare Abt öffentlich seine Niederlage anerkennen, einen anderen Abt, vielleicht gar den von Marmoutier, als seinen Vorgesetzten bezeichnen, dem er Gehorsam schulde? — Nein, die Worte „compulsus fui per oboedientiam“ und „(abbas quidam) praecepit ergo mihi“ kann nur ein Monachus [1]) geschrieben haben, kein Abbas. — Und so findet sich auch in den ältesten Manuskripten (soweit sie überhaupt Titel tragen) keine andere Bezeichnung, und erst im XIII. Jahrhundert werden der Mönch Robert und jener Abt eine Person; nun taucht in den Hss. der Zusatz auf: quondam Abbas Sancti Remigii [2]).

Nicht genug mit dieser Einführung eines Abts, der zwar nicht der Verfasser war, aber immerhin in nahen Beziehungen zum Kloster St. Remy in Reims stand, als Autor der Historia Hierosol., hat eine zweite, noch viel unberechtigtere Version weite Verbreitung gefunden und bis in die neuere Zeit zu Verwechselungen Anlaß gegeben [3]). Ich erwähne sie, weil sie auch in eine deutsche Bearbeitung der Hist. Hier. übergegangen ist. — Wie im Rec. [4]) zu lesen ist, hielten Gesner und Duchesne, gelegentlich auch der dem ersteren

---

[1]) Die Behauptung Sybels [2] S. 46: „der Verf. nennt sich nur Mönch, nicht Abt“ stimmt nur in dieser Beschränkung; er bezeichnet seine Stellung überhaupt nicht.

[2]) Z. B. in E., einer Pariser und R., einer vatikan. Hs., 37 u. 55 meines Verzeichnisses. (Vgl. Rec. III. S. 722.)

[3]) Vgl. Archiv III. (1821) S. 245: „Opus Roberti S. Remigii qui et de monte appellatur“ und Archiv IV. S. 97. — Zurückgewiesen schon in Wion, Signum vitae, ornamentum et decus Ecclesiae (Venedig 1595) I. S. 457: Confunditur ab omnibus et praecipue postremis Germanicorum scriptorum concinnatoribus, cum subsequenti Roberto monacho Remensi, belli sacri Hierosolimitani scriptore. Ex multis tamen diversum esse coniecturari licet. Primo ex patria, ille enim Gallus, hic vero Anglus fuisse perhibetur. Secundo ex professione, dignitate, et monasteriorum diversitate, professus enim ille in monasterio S. Remigij Remensis in Gallia ***monachus simplex ad finem usque vitae permansit:*** hic vero Abbatem egit in Anglia in coenobio S. Michaelis de Monte, etc.

[4]) Rec. III. Préf. 42 zitiert: (Gesner) P. 730. cf. p. 740; (Duchesne) T. IV p. 774; (Possevin) T. II p. 329, 344 et 345. — Vgl. S. 14 Anm. 3.

folgende Possevin[1]), einen anderen Robert für den Verfasser der Hist. Hieros., nämlich Robertus (abbas S. Michaelis) de Monte († 1186), der sehr bedeutend für die normannisch-englische Geschichte ist,[2]) aber von dem nichts über die Kreuzzüge existiert. — Habe ich auch in allen dreien vom Recueil genannten Werken[3]) die Verwechselung mit Robertus de Monte nicht nachweisen können, so findet sie sich, wie gesagt, doch oft genug. Beispielsweise schrieb eine Hand des XVII. Jahrhunderts im Zwettler Ms. der Hist. Hieros. (Cod. n. 345 Fol. 1 a) rechts an den Rand „Roberti de monte historia belli sacri".[4]) — Und im Register zum „Reyßbuch deß heyligen Lands"[5]) heißt die als No. 1 aufgenommene Geschichte: Ruperti Abts zu Bergen beschreibung deß gewaltigen Heerzugs der Christen inns H. Landt, im Jar 1095 etc. — was die Herausgeber eines „Nouveau Manuel de Bibliographie Universelle"[6]) zu der reizenden Mitteilung veranlaßte: Ce volume (das Reyßbuch) renferme les voyages à la Terre Sainte de l'abbé Ruperti de Bergues (1095) etc.

---

[1]) Diese Angabe stammt von Bongars (Vorrede zu II, abgedruckt im Rec. 719). — Nach der im Rec. zitierten Stelle aus Poss. hat dieser die beiden Robert nicht verwechselt.

[2]) Potthast² II. 976.

[3]) Gesner (Bibliotheca Universalis?) wird offenbar nach einer anderen Ausgabe zitiert. In der ältesten, der Züricher von 1545, die nur Bll. zählt und mit Bl. 631 abschließt, fand ich Robertus de Monte nicht erwähnt, dagegen S. 589 Rupertus monachus coenobii S. Remigii in dioecesi Remensi mit ziemlich richtigen Angaben über dessen Hist. Hier. — Bei Duchesne (Historiae Francorum Scriptores 1636—1649) finde ich zwar auf der im Rec. zitierten Seite wie auf der vorangehenden und folgenden Roberts Name oft genug erwähnt, aber stets nur mit der Beifügung „monachus". — Von Possevin (Bibl. selecta de Ratione Studiorum) konnte ich die Cölner Ausg. von 1608, nach der im Rec. zitiert ist, nicht vergleichen. Im Venediger Druck von 1603 ist Robert erwähnt II. S. 372 „Robertus Monachus" (als von Reuber 1591 (?!) veröffentlicht) und II. 417: Ruperti de Gallorum gestis adversus Saracenos libri X und (als davon zu unterscheidendes Werk) Rupertus Remensis de Gallorum gestis contra Saracenos. —

[4]) Mitteilung, die ich der Freundlichkeit des Herrn Archivars und Bibliothekars P. Benedict Hammerl verdanke. Vgl. Anhang, Beilage 1. Nr. 87.

[5]) Vgl. w. u. S. 36.

[6]) Denis, Pinçon et de Martonne S. 548 Spalte 3 (Paris 1857).

Ich fasse das Ergebnis dieser Erörterungen und die hier in Betracht kommenden Resultate Marquardts noch einmal kurz zusammen.

Zwischen 1112 und 1118 unternahm es ein Benediktinermönch Robert im Kloster St. Remigius zu Reims, der dem Konzil von Clermont selbst beigewohnt, am Kreuzzug aber nicht teilgenommen hatte, auf Geheiß eines Abtes, dessen Namen er mit einem Anfangsbuchstaben, sei es N. oder B., andeutet, die Gesta Francorum zu überarbeiten unter gleichzeitiger Benutzung der ihm zugänglichen bereits bekannten Kreuzzugswerke von Raimund von Agiles, Baldrich und Guibert sowie schriftlicher und mündlicher Berichte von Kreuzfahrern. Um historische Genauigkeit ist es ihm nicht zu tun, dagegen liegt ihm an volkstümlicher Gestaltung des Stoffes.

Mit dem am 23. August 1122, kurz nach seiner zweiten Absetzung, gestorbenen Prior von Senuc gleichen Namens, der zwei Jahre 1095—97 Abt von St. Remigius in Reims war, ist der Verfasser der Historia Hierosolymitana nicht identisch, noch viel weniger natürlich mit dem sogenannten Robertus de Monte, mit dem ihn manche Mss. und ältere Historiker verwechselt haben.

Die Komposition der Vorlage: ursprüngliche Gestalt und spätere Fassung.

Es ist gelegentlich[1]) schon von den Änderungen, Zusätzen und Ausschmückungen die Rede gewesen, denen Roberts Werk ausgesetzt war — kein Wunder, wenn man an die zahlreichen Schreiberhände denkt, die sich damit beschäftigt. — Der Text, den uns der Recueil bietet, stellt im großen und ganzen das Endergebnis dieser Umformung dar, die freilich eine mehr äußere ist und die Tatsachen kaum berührt. Die größere Übersichtlichkeit mag die Herausgeber veranlaßt haben, die Einteilung in kleinere und kleinste Abschnitte und die Überschriften beizubehalten, die späteren Schreibern wünschens-

[1]) Oben S. 5 Anm. 3 und S. 8. — Vgl. besonders auch das Verzeichnis der Robertus-Hss. im Anhang, Beilage 1, und die Bemerkungen zu einzelnen Mss. z. B. Nr. 3, 11, 22, 29, 33, 51, 68, 69, 70, 71, 85, 87.

wert schienen, mit denen aber die Urschrift nichts zu tun hatte: Roberts Historia zerfiel in acht oder neun[1]) Bücher, die weiterer Unterabteilungen entbehrten.

Zu den Überschriften setzen die Herausgeber im Recueil mottoartig, in kleinerem Druck, die leoninischen Hexameter, die Bongars in seinem Ms. am Rande fand (es sind weiter nichts wie Inhaltsangaben) und demgemäß auch in seiner Ausgabe am Rande abdruckte. — Sind diese Verse als ursprünglich anzusehen? Wo stehen sie in den Hss., zumal in denen ohne Kapitelüberschriften? — Leider lassen uns die Herausgeber darüber im unklaren.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß diese Marginalverse in der Tat späterer Zusatz sind. Schon ihre Verteilung über das Werk, — ihre Häufigkeit am Anfang, ihr Verschwinden gegen das Ende — deutet darauf hin, daß wir es mit Notizen eines Schreibers zu tun haben. Denn Robert selbst ist am Ende nicht weniger gründlich wie am Anfang. Es hat wohl jemand, zu Hexametern vielleicht durch Roberts eigne hie und da eingestreute metrische Stücke angeregt, dem Mangel an Übersichtlichkeit abhelfen wollen, seine Absicht aber nicht durchgeführt. Dazu kommt, daß sich in drei lateinischen[2]) und einer deutschen[3]) Hs. dieselben Verse, gewissermaßen als zusammenhängendes Gedicht, am Ende der Historia nachweisen lassen. Und wiederum nicht alle, sondern, mit unbedeutenden Auslassungen, nur der erste Teil.

Mit ebenso gutem Recht, wie diese Verse im Text des Recueil aufgenommen wurden, hätten zwei Briefe angefügt werden können, von denen der eine, ein Brief des Kaisers Alexius I. Komnenus an Graf Robert den Friesen von Flandern[4])

[1]) Erst wenn man durch genauere Prüfung der Überlieferung das der Urschrift am nächsten stehende Ms. festgestellt hat, wird sich mit größerer Bestimmtheit sagen lassen, ob die Schreiber aus einem Buche zwei gemacht haben oder umgekehrt zwei in eines haben zusammenfließen lassen.

[2]) Nr. 24, 25 und 77 des Verzeichnisses. Anhang, Beilage 1.

[3]) W. — Vgl. die Ausführungen S. 24.

[4]) Hss., Ausg. und Literatur sorgfältig zusammengestellt in Arch. O. l. (Riant, Inventaire) I. S. 71 u. 72. — Neuere Lit. in Byz. Ztschr. VI. 8 ff. (Hagenm. Der Brief des Kaisers Alexios I. Komnenos.)

vierzig von den uns bekannten Codices des Robertus Monachus[1]) begleitet, der andere, ein Brief des Patriarchen von Jerusalem etc. an die Gläubigen im Abendland[2]) immerhin 34[3]). Und zwar enthalten eine ganze Anzahl Mss. aus dem XII. Jahrhundert diese beiden Briefe[4]), so daß sehr ernsthaft die Ansicht auftauchen konnte, Robert selbst habe sie seiner Historia angefügt.

Graf Riant glaubte an einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Verfasser der Hist. Hieros. und dem vermeintlichen Fälscher der Epistola Alexii, sei es daß Robert selbst den Brief als „Excitatorium" abgefaßt, sei es daß er der Verbreitung des Dokuments durch Anfügung an die Hist. Hieros. Vorschub geleistet[5]).

[1]) Graf Riant zählt a. a. O. 36 an Robert angefügte Mss. des Briefs, wozu S. 713 zwei weitere kommen. Außerdem enthält das später von ihm erworbene Rob.-Ms. (Nr. 47 des Verz.) den Brief. Unberücksichtigt ließ er Cod. 4611 (Ben. 111) der Münchener Hof- und Staatsbibl., dem beide Briefe angehängt sind.

[2]) Arch. O. l. I. S. 155 u. 156.

[3]) Riant zählt l. c. S. 155 27 (erste Redaktion), S. 156 4 (dritte Redaktion) auf, wozu S. 715 zwei weitere kommen. — Mit dem eben erwähnten Münchener Ms. zusammen 34 Hss.

[4]) Nach einer recht einleuchtenden Hypothese Riants wollte man mit dieser Einkleidung das Gewand der populären pseudo-turpinischen Geschichte Karls des Großen nachahmen. Über die Briefe, die diese „Relatio quomodo Carolus Magnus attulerit clavum" einschließen, findet sich alles Wünschenswerte in Riants Invent. (Arch. O. l. l. S. 9 ff.). Über die Beziehungen zu den der Hist. Hieros. angehängten Briefen äußert er sich l. c. S. 20 ff. „L'Historia de Robert a...été rédigée postérieurement à la Relation; elle était d'abord privée de ses lettres annexes; puis, soit l'auteur lui-même, soit les copistes de son œuvre, pour donner à celle-ci la noble apparence du récit le plus connu de la croisade du grand empereur, ont voulu coudre à l'Hist. deux pièces portant le même titre que nos lettres. Ils avaient sous la main une lettre patriarcale: ils s'en servirent sans la modifier; ils y joignirent ensuite une lettre impériale, qu'ils fabriquèrent. . . . ."

Nebenbei mag darauf hingewiesen werden, daß, analog dem oben S. 7 geschilderten Vorgang, auch im Falle der „Relatio" die abenteuerliche, romanhafte Darstellung eines Mönchs der glaubwürdigen Erzählung der Chronisten, z. B. eines Einhart u. a. m. den Rang abgelaufen hat. — Von der pseudo-turpinischen Relatio sind „gegen 50 Hss." bekannt. (Potth.[2] II. 1075.)

[5]) Riant Ep. Al. Préf. 42 f. — Übrigens ist es sicher, daß Robert diesen Brief gekannt hat. Er war eine seiner Quellen für die Erzählung

Es ist hier nicht der Platz, auf die heiß umstrittene Frage einzugehen, ob der Brief echt ist oder (wie Riant zu beweisen versucht) gefälscht[1]). Auch wenn man Hagenmeyers auf erneuter, sorgfältigster Prüfung beruhenden Darlegungen[2]) Beifall zollen und zugeben muß, daß aus inneren und äußeren Gründen alles für die Absendung eines solchen Schreibens in den Jahren 1087 bis 1091 und somit für die Echtheit des Briefs, wohl nicht der Form, aber dem Inhalt nach spricht, so kann man sich doch an Riants scharfsinniger Monographie erfreuen und die vielen positiven Ergebnisse, die sie nebenher aufzuweisen hat, sowie die ungemein zahlreichen gelegentlichen Winke dankbar begrüßen. — Auch berühren ja seine Ausführungen in der Vorrede den Text selbst nicht, der, auf Grund aller 39 ihm damals bekannten Mss. hergestellt, eine Musterarbeit genannt werden darf. — Für uns gewinnt diese Ausgabe noch ein besonderes Interesse dadurch, daß im Anhang die deutschen Übersetzungen des Briefs, eine alemannische und die von Riant »Version bavaroise« genannte, nach je 2 Mss. abgedruckt sind[3]).

Wir dürfen annehmen, daß im XV. Jahrhundert die beiden Briefe einen integrierenden Bestandteil der Historia Hierosolymitana bildeten; ein vollständiges (in Wirklichkeit freilich aufgeputztes und zugestutztes) Exemplar zerfiel dann in folgende scharf von einander (z. B. durch die Worte: Amen. Explicit Epistola. Incipit Sermo apologeticus) abgegrenzte Teile:

I. *Argumentum,* beginnend: Hoc exemplar epistole quarto anno ante gloriosum Jherosolimitanum iter ... directum est etc.[4]).

II. *Epistola Alexii,* beginnend: Domino et glorioso comiti Flandrensium Rothberto... imperator Constantinopolitanus, salutem et pacem etc.[5]).

---

der Ereignisse auf dem Konzil zu Clermont (der Papst erwähnt fast mit den Worten des kaiserl. Briefs die Scheußlichkeiten der Pincennaten [Petscheneggen]): Bericht, der Robert persönlich zuzuschreiben ist.

[1]) Ep. Al. Préf. 62 f., wo das Ergebnis zusammengefaßt ist, und Arch. O. L. I. 74 ff., wo es wiederholt und gegen Paulin Paris und Vasilievski verteidigt wird.

[2]) Byz. Z. VI. S. 1—32. [3]) Vgl. w. u. S. 26 f.

[4]) Ep. Al. S. 9. [5]) Ep. Al. S. 10—20.

III. *Sermo apologeticus,* beginnend: Universos qui hanc historiam legerint etc.[1]) — Darin teilt Robert die Veranlassung zu seiner Schrift mit, bittet um Nachsicht und gibt Entstehungsort und Verfasser an.

IV. *Prologus,* beginnend: Inter omnes historiographos etc.[2]) Inhalt: Taten, wie die hier geschilderten, durchaus wahren, können nur mit Gottes Hilfe vollbracht werden.

V. *Historiae Hierosolymitanae libri IX (VIII),* beginnend: Anno Dominicae incarnationis 1095 (1092)... concilium celebratum est etc.[3])

VI. *Epistola Patriarchae Hierosolymitani,* beginnend: Jherosolimitanus patriarcha[4]). — Darin erbitten der Patriarch und die Führer der Kreuzfahrer Zuzug aus dem Abendland unter Hinweis auf die großen Verluste und die stets sich erneuernde Gefahr[5]).

Die Handschriften bieten nun ein überaus buntes, regelloses Bild. Vom Kern des Ganzen, V., abgesehen, der freilich auch nicht unangetastet blieb, dem vielmehr bisweilen Stücke aus Fulcher von Chartres, Gesta Francorum Jerusalem peregrinantium[6]) eingefügt oder, wie wir sahen[7]), ein ganzes X. Buch angehängt wurde, kann jeder Teil, da er ja mehr oder weniger selbständig ist, wegbleiben. Auch die Anordnung ändert ab: (I.) II. wechselt mit VI., III. mit IV. den Platz. Mitunter beschließt auch III. oder IV. das Ganze, oder die Briefe stehen zusammen am Anfang oder Ende. — Man wird gut tun, beim Vergleichen von Robertus-Hss. darauf ein besonders aufmerksames Auge zu haben: die Zusammengehörigkeit einer Klasse von Hss. wird schon durch die

[1]) Rec. III. 721—22.
[2]) Rec. III. 723—24.
[3]) Rec. III. 727—882.
[4]) Zu den zahlr. Ausg. vgl. A. O. l. S. 155 u. 156.
[5]) Ein solches „vollständiges" Exemplar wäre der älteste Druck (T.), wenn er nicht des Guten zu viel böte: er schiebt, wie manche Hss. z. B. die Hamburger (Nr. 15 des Verz.) eine Breslauer (Nr. 3) und eine Pariser (Nr. 42) Stücke aus Fulcher ein. — Vgl. auch Rec. III. 720 und Pertz' Archiv. VI. 630. — Andrerseits fehlen ihm die Marginalverse.
[6]) Zu Fulcher vgl. Potth.[2] I. 476 und Hagenm. Gesta S. 58. —
[7]) Oben S. 5.

Ähnlichkeit oder Übereinstimmung in der Anordnung oft genug angedeutet. Ebenso können Kapitelüberschriften und Marginalverse willkommene Fingerzeige geben.

Der Inhalt der Historia Hierosolymitana.

Da historische Fragen nicht zur Erörterung kommen, genügt es festzustellen, daß die Hist. Hieros. die Ereignisse des ersten Kreuzzugs bis zur Schlacht bei Askalon (12. August 1099) schildert. Die Anordnung stimmt in der Hauptsache, die Begrenzung ganz mit der des Anonymus der Gesten überein. Hinzugefügt hat Robert, nach eignem Zeugnis, einen ausführlichen Bericht über das Konzil von Clermont, dem er persönlich beigewohnt[1]), dann aber eine ganze Reihe von Tatsachen und Einzelheiten, die das Werk des Anonymus nicht enthält. Man findet die Hauptetappen, bei deren Darstellung Gesta und Robert Hand in Hand gehen, und die Zusätze der Bearbeiter übersichtlich gruppiert bei Marquardt[2]), eine Zusammenstellung, aus der sich auch ein Bild vom Inhalt überhaupt gewinnen läßt. — Eine Art Ergänzung dazu bildet Muthers[3]) zusammenhängende Beschreibung der Illustrationen der ältesten deutschen Ausgabe des Werks (1482). Für diese hatte der Drucker Bämler besondere Holzschnitte herstellen lassen — die ersten Illustrationen zu den Kreuzzügen, da der undatierte holländische Druck später anzusetzen ist[4]) — und da kein wichtiges Ereignis ohne Abbildung geblieben ist, stellt Muthers Beschreibung eine gedrängte, wenn natürlich auch lückenhafte Inhaltsangabe dar.

---

[1]) Im Sermo apologeticus Rec. III. 721. — M. (vgl. S. 26) übersetzt Bl. 84, 8: Darumb gepott er mir Als ich in dem Concili des perg Clari was das ich ſolt von anfangk ſetzen ..... Vnnd alſo gab ich mich ſelbs darczu. Vnd hab es geticht vnd geſchribn. . .

[2]) L. c. S. 22 und 23 ff.

[3]) R. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik und der Frührenaissance. München 1884. I. S. 15 (Nr. 65).

[4]) Ca. 1486 nach Holtrops ausführlich begründeter Annahme, der nicht widersprochen worden ist. Vgl. Holtrop. Mon. typogr. des Pays-Bas S. 81.

Einen ausführlichen Auszug bietet Michaud [1]), eine Übersetzung ins Französische Guizot [2]). Neben dem Neudruck der alten italienischen Übersetzung von Baldelli [3]) existieren zwei moderne, von denen die von 1854 [4]) nur ein mit Erläuterungen versehener Abdruck der Ausgabe von 1825 [5]) sein soll.

Eine moderne deutsche Übersetzung ist nicht bekannt.

---

[1]) Michaud, Hist. d. Cr. VI. (Bibliogr.) S. 26.

[2]) Guizot, Coll. XXIII (Paris 1825) S. 299—476.

[3]) Neudruck von P. G.-B. Cereseto, Savona, L. (Sambolino, 1848. 8°). — Vgl. Ep. Al. Préf. 69 Anm. 3.

[4]) La guerra per li principi cristiani guerregiatia contra i Saracini corrente A. D. 1095. Traslata in volgare per uno da Pistoia (Publ. per cura di Sebast. Ciampi) Firenze, Leon Ciardetti. 1825 gr. 8° 396 pp. [Grässe, Trésor VI. 139; Ep. Al. Préf. 69 Anm. 3.]

Diese Übersetzung ist bemerkenswert, weil darin der Versuch gemacht wird, in der Sprache des „trecento" zu übertragen. Die offenbar beabsichtigte Mystifikation ist dem gelehrten Übersetzer nicht gelungen. Vgl. Revue Encyclopédique XXIX (1826) S. 485.

[5]) La prima crociata . . . di Roberto mon., trad. . . . con nota e schiarimenti del prof. G. B. Cereseto. Nizza 1854. 3 vol. 16mo [Potthast² II. 978.]

Ich habe mich vergeblich bemüht, eine dieser Ausgaben zu Gesicht zu bekommen.

II. KAPITEL.

DIE DEUTSCHEN BEARBEITUNGEN DER HISTORIA HIEROSOLYMITANA VOR UND NACH STEINHÖWEL.

Allgemeines.

Wir kommen zur Besprechung der Schicksale von Roberts Buch in Deutschland. Es wurde gelegentlich schon erwähnt, daß es dort das dankbarste Publikum und die größte Verbreitung gefunden, wovon ca. 50 bekannte Hss. in deutschen oder aus deutschen Bibliotheken ein beredtes Zeugnis ablegen. — Bemerkenswerter ist es aber, daß fünf verschiedene Verdeutschungen vorliegen, von denen eine wohl in frühmhd. Zeit zurückreicht, drei dem XV. Jahrhundert ihren Ursprung verdanken, und die fünfte in wesentlich modernerem Gewand am Ende des XVI. Jahrhunderts entstanden ist. Mit Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß die Übersetzer nichts von einander gewußt oder aber durchaus unabhängig von einander gearbeitet haben; um so interessanter ist es, wenn sie sich in manchen Punkten berühren, z. B. in dem Bestreben, den Anteil der Deutschen an der Kreuzfahrt nicht zu verkürzen.

Der Stammesangehörigkeit nach sind alle Übersetzer Oberdeutsche. Von einem kennen wir Namen und Heimat mit Sicherheit (Eschenloer), von einem zweiten wird sich beides mit großer Wahrscheinlichkeit feststellen lassen (Steinhöwel).

Keine der Arbeiten besitzen wir in der Originalhandschrift. Auch der einzige Codex, den ich nicht gesehen habe (658 der Stiftsbibl. St. Gallen), ist keine Urschrift. — Die jüngste Verdeutschung liegt uns nur im Druck vor; doch

dürften Abfassung und Druck in dasselbe Jahr fallen oder wenigstens kein erheblicher Zeitraum dazwischen liegen.

Im Anhang gebe ich Beschreibung der Handschriften und ausführliche bibliographische Nachrichten. Es sind also zu den folgenden Ausführungen die betreffenden Beilagen zu vergleichen.

W. M. (S.) E. und R.

In Band III der Zeitschrift für deutsches Altertum[1]) ist von Prof. Dr. Reuß eine Hs. der Univ.-Bibl. zu Würzburg beschrieben. Sie enthält 1. Johann von Maundevilles Meerfahrt; 2. vier mhd. Gedichte; und 3. ein Prosastück mit der Überschrift: Dis ist die uzrustunge des herezaugen gotfrides von bullion. So hebet hie an die vorrede Ruprechten uff die historie Gotfrides hirczaugen des vorgenannten.

Graf Riant[2]) glaubte darunter eine deutsche Bearbeitung Roberts verstehen zu dürfen, und Hagenmeyer bestätigte ihm die Richtigkeit dieser Annahme[3]). — Im übrigen ist, so weit ich sehe, die Nachricht von Prof. Reuß unberücksichtigt und die Hs., wenigstens was Roberts Hist. betrifft, unbenutzt geblieben.

In dieser Hs. — **W** — liegt uns der älteste, bekannt gewordene Versuch einer Übersetzung der Hist. Hier. vor, nicht im Original, aber doch in einer sorgfältigen, von deutlicher Hand angefertigten Abschrift des XV. Jahrhunderts. — Daß es nicht die Originalübersetzung ist, macht — abgesehen von der Sprache, die einer früheren Zeit angehört — schon die Zusammenstellung mit anderen von derselben Hand herrührenden, aber ganz gewiß nicht vom Schreiber selbst verfaßten Stücken wahrscheinlich; dazu ergibt es sich aus der Historie selbst: der Schreiber kommt z. B. in eine falsche Zeile und verbessert dann das erst nachträglich erkannte Versehen. Anders geartete Korrekturen, solche, die auf die „Urschrift" schließen lassen, finden sich in der im ganzen fehlerfrei geschriebenen Historie nicht.

---

[1]) Z. f. d. A. III. 439 ff.

[2]) Arch. O. l. I. S. 74 (Nachträge zu Ep. Al.: irrtümlich ist Bd. IV statt III gedruckt).

[3]) Arch. O. l. I. 713 (Add. et corr. zu p. 72 l. 4).

Die Komposition anlangend, fehlen Argument und Brief Alexii; der Text beginnt mit dem Sermo apologeticus, den der Übersetzer »vorrede« nennt[1]). Der sich anschließende Prologus bleibt unbezeichnet, der Schluß wird nur durch ein rotes Paragraphenzeichen angedeutet. In roter Schrift folgt dann die Ankündigung: Die historie hebet an alſo. — Kapitelüberschriften fehlen, dagegen ist die Einteilung in (8) Bücher beibehalten. — Die Einschiebsel aus Fulcher weist W. nicht auf, ebensowenig den Brief des Patriarchen. Dafür folgt auf die Schlußschrift, trotz der ausdrücklichen Versicherung: „hie endet daz achte buch daz da gut ist in aller ſiner lere vnd enlet vns nicht furbas gen wan die hyſtorie endet hie", als Anhang die oben[2]) bereits berührte Übersetzung von 36 (meist leoninischen) Hexametern in deutscher Prosa. 35 davon (einer ist ausgelassen) sind dann lateinisch, gewissermaßen zum Vergleich, hinzugefügt. — Es zeigt sich, daß wir es mit einer Übertragung von willkürlich und zum Teil sinnlos zusammengestellten Marginalversen zu tun haben, die die Historia bis etwa in die Hälfte begleiten. Bongars bietet bis zu der betr. Stelle[3]) 12 Verse mehr; in seiner Ausgabe folgen bis zum Ende weitere 41 Verse, so daß 36 von insgesamt 89 Hexametern[4]) verdeutscht sind.

Daß diese Zusammenstellung von Inhaltsangaben am Schluß nicht etwa das Werk des Schreibers von W. war, geht daraus hervor, daß sie sich auch in anderen Hss. findet und zwar durch einen überleitenden Vers formell, wenn auch nicht gedanklich, geradezu an das letzte Buch angeschlossen. Waitz hat wohl zuerst[5]) auf zwei Robertus-Mss. in Montpellier,

[1]) Vgl. vorige S. und die Worte am Schluß: hie ist die vorrede vz. (Anhang, Beilage 4, a).

[2]) S. 16.

[3]) Bs. 42, 22 (Rec. 763 [20]).

[4]) Im Rec. stehen zwar bis zur zitierten Stelle auch nur 47 Hexameter, dann folgen aber noch 172, die meist von 2 Hss. (A. u. B.) überliefert sind; der Rec. bietet also 130 V. mehr als Bs.

[5]) Pertz' Arch. VII. S. 200 und 202. — Ob auch Cod. 146 den überleitenden Hexameter enthält — die Verse stehen gerade wie bei 235 am Schluß — ist bei Waitz nicht ersichtlich, wird aber durch

Cod. 146 und 235, aufmerksam gemacht und zu dem letzteren bemerkt: „(Die Hs.) . . . endigt mit dem Gedicht:

Explicit octavus de nullo dogmate pravus
Nec magis ire sinit, quia nunc historia finit.
usw. bis
Corpora nostrorum cum laude dei tumulantur.“

Man sieht, daß der überleitende Vers in W. seine Übersetzung gefunden und daß, wenn wir auf Grund der Angaben bei Waitz und im Cat. des mss. des départements aus der Übereinstimmung von Anfang und Ende einen Schluß ziehen dürfen, W. in den Mss. zu Montpellier zwei Vorgängerinnen besitzt. Vielleicht ist eine der Hss. die Vorlage der Übersetzung — die Anordnung ist wenigstens dieselbe: III, IV, V + Schlußverse.

Daraus ergibt sich einmal, daß die Verse nicht etwa ursprünglich einen Teil der Historia ausgemacht haben können, und zum andern, daß das an sich schon lose Band zwischen Roberts Werk und den aufgepfropften Begleitversen sich weiter zu lockern begann. Nachdem ein Schreiber, vielleicht durch äußere Umstände (Fehlen des Rands z. B.) veranlaßt, die Randglossen als eine Art Register ans Ende gesetzt hatte, etwa unter Beifügung der Blattzahlen, zu denen der betr. Vers gehörte, übernahm ein zweiter schon den Anhang als selbständiges Gedicht[1]), kürzte es aber, da ihm der Schluß keinen Sinn zu haben schien. Ein dritter lieferte vielleicht, unbekümmert um den Widerspruch, nur aus Gefallen an der Form, die eben wiedergegebenen Übergangsverse. — Aber die so zurechtgestutzten Exemplare blieben vereinzelt, man ließ die ganz überflüssig erscheinende, weil durchaus nichts Neues bietende, poetische Schlußschrift fort, und damit war man auf Umwegen bei der ursprünglichen Gestalt wieder angelangt.

---

die Beschreibung der Codices im Cat. des mss. des dép. I. S. 342 (u. 375) wahrscheinlich. — Im Rec. sind die Verse als „fehlend“ bezeichnet. Vgl. III. 727[a] und so immer.

[1]) Daß sich der Anfang zur Not als selbständiges Gedicht auffassen läßt, zeigt die Bem. von Waitz im Archiv, aus der hervorgeht, daß er selbst es als solches betrachtet.

Eine zweite Übersetzung ist uns in zwei Hss. überliefert. Die eine — **S** — befindet sich in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen No. 658 fol. 3—163 und ist im Verzeichnis der Hss. dieser Bibliothek [1]) folgendermaßen beschrieben:

„685 Papier 2° v. J. 1465; 285 (286) Seiten, zweispaltig. No. 107 des Tschudyschen Nachlasses.

S. 3—163: Rupert's von Rheims Geschichte des ersten Kreuzzugs, deutsch, mit 21 illum. Federzeichnungen; abgeschrieben (laut p. 163) a° 1465. Den lat. Text siehe in Cod. 547 und 620. Deutsch in: Reyssbuch des h. Landes Frankf. 1584 F. (s. Tobler Bibliogr. Paläst. pag. 12).“

Die Hs. enthält den Brief des Kaisers Alexius (aber nicht das Argument), den Sermo apolog., den Prolog und die eigentl. Historia; auch den Brief des Patriarchen [2]), obwohl ihn Riant im „Inventaire“ nicht aufführt. Die Hs. blieb mir unzugänglich, doch ermöglicht der willkommene Parallelabdruck der Briefe von S. und dem sofort zu nennenden M. in Riants Ausgabe [3]) einen Vergleich.

M. ist Cgm. 224 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek [4]), gleichfalls Hs. des XV. Jahrhunderts. Außer dem Argument enthält auch sie alle oben [5]) genannten Stücke (= II — VI.)

Riant fällt folgendes Urteil [6]) über das Verhältnis der beiden Codices; es bezieht sich zwar nur auf den Brief des Kaisers Alexius, doch kann es unbedenklich auf das ganze Werk ausgedehnt werden.

„Die Übersetzung . . . ist ursprünglich in alemannischem Dialekt zu einer ziemlich weit zurückliegenden Epoche abgefaßt. In jüngerer Zeit haben zwei Kopisten, die verschiedenen Ländern angehörten und den alten Text nur unvollkommen verstanden, jeder auf seine Art die Schreibweise und in gewissen Punkten auch den Sinn ihrer Vorlage geändert, derart daß zwei neue Redaktionen entstanden, die, obwohl im Grunde identisch, doch in der Form beträchtlich von einander abweichen.“

Riant beweist seine Angabe nicht näher, stellt dagegen

---

1) Halle 1875 S. 214. 2) Laut direkter Mitteilung.
3) Ep. Al. S. 25—34.
4) Cat. Mon. V (1866) S. 24. — Vgl. Anhang, Beilage 4, b.
5) Vgl. S. 18 f. 6) Ep. Al. Préf. S. 71.

noch fest, daß die St. Gallener Redaktion sehr viel korrekter sei als die Münchener, daß der Übersetzer das Lateinische öfters mißverstanden hat[1]), und daß seine latein. Vorlage mit keiner der von ihm für die Ausgabe der Briefe benutzten völlig identisch gewesen sein kann[2]).

Von den fünf deutschen Übersetzungen folgt die von Riant „alemannische“ genannte am genauesten dem Latein. Häufig gibt sie, wo es dem deutschen Sprachgefühl zuwider läuft, die lateinischen Konstruktionen wörtlich wieder und wird dadurch zuweilen unverständlich. Auch W. vermeidet es, sich von der latein. Vorlage zu entfernen, ist aber weniger unbeholfen und schwerfällig. Vgl. die Textproben[3]). — Am meisten springt die Ungewandtheit des Übersetzers in die Augen, wenn man seine Arbeit der, die wir Steinhöwel zuschreiben, gegenüberstellt. Jede Seite der bei Riant abgedruckten Briefe liefert dafür die sprechendsten Beweise: dort der Sklave des lateinischen Satzgefüges, der wohl die Worte seiner Muttersprache einführt, ihrem Geist aber Gewalt antut, hier der Herr, der über beide Idiome frei verfügt und, ohne den Sinn zu ändern, die Ausdrucksmittel unabhängig von seiner Vorlage wählt. Zur Erläuterung des Gesagten ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel:

Vorlage (Ep. Al. 15. 13)	M. (Ep. Al. 30. 4)	I. (Ep. Al. 36. 20)
Igitur, pro dei amore et pro omnium Grecorum chriſtianorum pietate, rogamus ut quoscumque ſideles Chriſti bellatores, tam maiores quam minores cum mediocribus in terra tua adquirere poteris, ad auxilium mei et Grecorum chriſtianorum, huc deducas.	Darum durch Gottes lieb vnd aller Kriechſchen gûtikait, wir bitten, das du, was criſtenlut ſtrittmäſſig clain oder groß mit den mittern in dinem land mugiſt gewinnen, her füreſt mir ze hilff vnd den krieſchen criſten.	Darumb bitt wir dich durch die liebin gottes und durch erparmd aller criſtenlichen Kyrchen(!) das du alle criſtenlich gelaubig vechter auf weckeſt, die großen die clainen und die gemainen, und ſy mir zuo hilf und allen gelaubigen kirchen (!) in vnſer land fureſt.

---

[1]) Propontidem (Perpontidem), Acc. des Eigennamens, übersetzt er z. B. mit „durch die Prugk“. Ep. Al. Préf. 71.

[2]) Benutzt wurden von Riant alle an Rob. Mss. angefügte Mss. des Briefs. In meinem Verzeichnis sind sie durch den Zusatz Ep. Al. kenntlich gemacht.

[3]) Anhang, Beilage 6, a. Man beachte die undeutsche Stellg. von Subj. und Praed. bei vorangehendem Umstand.

Erwähnung der Hss. habe ich außer bei Riant nicht gefunden. Die Mitteilung des Recueil[1], das Manuskript dieser Übersetzung (des Drucks von 1482 nämlich) sei in St. Gallen No. 547 — soll heißen 658; 547 ist ein latein. Codex des Robertus Monachus aus dem XII. Jahrhundert — ist unrichtig, wie wir später[2] sehen werden. —

In der zeitlichen Folge der Übersetzungen hätte nun diejenige zu erscheinen, deren älteste, bekannte Redaktion uns in einer 1465 geschriebenen Kleinheubacher Hs. vorliegt und deren Entstehung wohl nicht viel früher anzusetzen ist. Da es jedoch diese Version ist, die uns ganz besonders beschäftigen wird, sollen ihre beiden jüngeren Geschwister den Vortritt erhalten. —

Nur ein Jahr später, als die erste Kopie der eben erwähnten Steinhöwel zuzuschreibenden Übersetzung datiert ist, also im Jahre 1466, hat Peter Eschenloer, ein geborener Nürnberger, die Verdeutschung von Roberts Werk — **E** — vollendet. Der Übersetzer, der durch eine lateinisch und deutsch abgefaßte Geschichte Breslaus bekannt ist, scheint in Nürnberg nicht lange geweilt zu haben. Sein Vater siedelte — wann ist unbekannt — nach Görlitz über, wo E. wahrscheinlich noch die Schule besuchte[3]. In Leipzig hat er studiert und dort wahrscheinlich den Magistertitel erworben, den er selbst seinem Namen beifügt. Seit 1455 war er Stadtschreiber in Breslau. 1465 hatte er im Auftrag des Rats die Historia Bohemica des Aeneas Sylvius ins Deutsche übertragen; 1466 „ließ er ihr, ebenfalls im amtlichen Auftrag, die Übersetzung des Robertus Monachus folgen“. Markgraf[4] schreibt die Wahl gerade dieses Stoffes wie des erstgenannten „der Einwirkung der Zeitereignisse zu, da Pius II. die Erneuerung

---

[1] Rec. III. Préf. 52 Anm. 1.

[2] Vgl. w. u. S. 48 ff.

[3] Ich folge bes. Markgraf, Einleitg. zu seiner Ausgabe der Historia Wratislaviensis (Script. Rer. Sil. VII). — Sonstige Litt. über Eschenloer verzeichnet Potth.[2] I. 431 f.; dazu noch E. Wernicke, „Zur Gesch. der Fam. E.“ (Z. f. Schl. G. XVI. 298) und „Beiträge zum Leben des Breslauer Stadtschreibers P. E.“ im Berl. Tgbl. 1892 Nr. 396.

[4] L. c. Einl. 12.

eines Kreuzzugs gegen die Türken als höchste Aufgabe seines Papsttums erfaßte und unermüdlich zur Belebung des Interesses für diese heilige Sache tätig war".

Eine Hs. der Kgl. und Universitätsbibliothek Breslau IV. 105, früher in der Bibliothek des Mathias-Stifts zu Breslau, die auf dem Einband die Jahreszahl 1545 trägt, überliefert beide Übersetzungen, „nåmlich, dy Behemifch, vnd Jherofolimitanifch"[1]). — Durch Eschenloers Schlußschrift wird erwiesen, daß bereits ursprünglich die beiden Historien, obwohl in verschiedenen Jahren übersetzt, den Inhalt eines Bandes bildeten. Veröffentlicht wurde noch keine der beiden; H. Hagenmeyer hat verschiedne Stellen der Übersetzung von Roberts Werk in „Peter der Eremite"[2]) zum Vergleich herangezogen. Von seiner Hand existiert auch eine Abschrift[3]); er hat sie dem Grafen Riant zum Geschenk gemacht. Die Bibliothek des Grafen ist inzwischen veräußert worden.

Besondere Beachtung verdient E.'s Werk des auffallenden Schlusses wegen. Statt der Epist. Alexii (die nebst Argument, Sermo apol. und Prologus fehlt, so daß die Erzählung mit dem Konzil von Clermont beginnt) folgen der Historia zwei andre Briefe, ein historischer Überblick über die Schicksale Jerusalems von Eraclius bis 1187, wo es „wider kleglich vorlorn" wurde, und endlich ein Itinerarium „der wege zwfchiffen vber mere von Venedige kenn Jherusalem".

Der letzte von den beiden Briefen ist der des Patriarchen von Jerusalem in der von Riant[4]) „Ire Rédaction" genannten Fassung. — Den ersten wesentlich längeren (er umfaßt Bl. 143a—145a) „fchriben dy vnferenn dem babift, vnd der heiligen Rômifchen kyrchen" nach der Einnahme Jerusalems. — Im Inventaire[5]) findet man die zahlreichen Ausgaben, die Übersetzungen und die das wichtige Schreiben betr. Literatur mit Riants bekannter Sorgfalt zusammengetragen.

---

[1]) Vgl. Anhang, Beilage 4, c.

[2]) L. c. S. 118. 217. 228. 235.

[3]) Nachricht, die ich Hagenmeyer persönlich verdanke.

[4]) Arch. O. l. I. 155.

[5]) Arch. O. l. I. 201 ff. — Vgl. noch bes. Hagenmeyer in Forsch. z. d. G. XIII. S. 400—412 und Riants eigne Bem. l. c. 202 ff.

Sehr merkwürdig ist der 9 Seiten umfassende historische Überblick mit der Überschrift: Hye ift zw wiffen, wy lang Jherufalem yn der Vnglaübigen gewalt geweft ift etc.[1]). — Er bestätigt die Richtigkeit von Markgrafs Ansicht über die Tendenz von E.'s Arbeit. Man lese am Ende die Sätze[2]): „. . . bis vff dyfen hewtigen tage ift kein kônige, kein furfte, Hertzog, Graff, banirherren, Ritterfchafft yn der Chriftenheit, dy dis heilig lant wider zugewinnen vormeinen, Sy ziren mit yren fchilden vnd harnafch lyber dy wende, den das felde . . ." Und später[3]), nachdem gottgefälliger Lebenswandel als Voraussetzung der Wiedererlangung des heiligen Grabs hingestellt ist: „. . . folget nach den fuftappen des aller Edelften Gotfridi, als vil yr muget, vnd erwerbet wider ewer erbteil, dürch lautterkeit ewers lebens, treibet darauß dy vnelichen kinder, vnd gedencket es felbeft ewigklich zu befitzen das euch vorleuch (!) Jhefus Chriftus der gerechte Richter, der zu Jherufalem vmb ewer gerechtikeit willen feinen harnasch mildigklich an das Crewcze gehangen hatt. Amen."

Es entsteht die Frage, ob E. vielleicht selbst der Verfasser dieses Abschnitts ist, bezw. ob er, unabhängig von seiner latein. Vorlage, die historischen Notizen aus verschiedenen Quellen zusammengetragen und ihnen die Form nebst der deutlichen Spitze gegeben hat, in der sie uns vorliegen. — Man könnte es fast glauben, da unter den zahlreichen Robertus-Mss. nicht eines in derselben Weise[4]) erweitert zu sein scheint wie E.'s Übersetzung. Es hat sich auch eine unabhängige, direkte latein. Quelle bis jetzt nicht nachweisen lassen, und

---

[1]) Cod. IV. 105 der Breslauer Kgl. u. Un.-Bibl. Bl. 145b. Z. 10.

[2]) Das. Bl. 149b. Z. 6.

[3]) Das. Bl. 149b. Z. 7 von unten.

[4]) Verwandte Zusätze finden sich allerdings in Robertus-Mss. Es ist öfters ein Verzeichnis der Patriarchen u. Könige von Jerusalem und der Herrscher aller im H. Land errichteten Fürstentümer angefügt oder die kleine Schrift des Fretellus: De situ locorum Terrae Sanctae [Röhricht, Bibl. Geogr. Pal. S. 33]. — Wenn beides zusammenkommt, wie im Codex zu Upsala, erhält das Werk äußerlich Ähnlichkeit mit E.'s Übersetzung. Leicht könnte seine Vorlage einer derartig erweiterten Hs. nachgebildet sein.

Riant plante deshalb [1]) die Herausgabe des Abschnitts in den Archives de l'Orient latin.

Ich glaube trotzdem nicht an Eschenloers Autorschaft. Es wäre zunächst auffallend, daß er in der Schlußschrift nicht seiner selbständigen Zusätze gedacht, es wäre schwer erklärlich, warum er zwischen die Briefe und das ebensowenig von ihm herrührende Itinerar ein Stück eigener Mache geschoben, und es ist geradezu unwahrscheinlich, daß der zwar für die Schicksale seiner Adoptiv-Vaterstadt und des Böhmerlands lebhaft interessierte, im übrigen aber wenig weitschauende Stadtschreiber aus eignem Antrieb Fürsten und Herren den Kreuzzug predigen soll. — E. hält vielmehr offenbar, was ihm vorliegt, für ein Ganzes, für die Historia Hierosolymitana, mit deren Übersetzung er beauftragt ist. — Nimmt man die Verbindung mit dem Werk des Aeneas Sylvius über Böhmen hinzu, erwägt man ferner, daß der Breslauer Rat eine Abschrift dieses päpstlichen Werkes in Rom selbst bestellte [2]), wo seit 1461 ein ständiger Prokurator Breslaus am päpstlichen Hof weilte [3]), und daß im Jahre 1463 auf die Anfrage eines gewissen Nicolaus Merbot hin [4]) der Auftrag sehr wohl erweitert worden sein kann, so dürfte es recht glaublich erscheinen, daß E.'s lat. Vorlage mit allen Zusätzen, die er verdeutscht, aus Rom stammte. Das weitverbreitete Werk des Mönchs von St. Remy war an sich schon eine geeignete Propagandaschrift und der ihm angehängte Brief des Patriarchen ein Hilferuf aus vergangener Zeit; da lag es für den kreuzzugseifrigen Papst und seine Umgebung nahe, durch die Gegenüberstellung von Sieg, Ruhm und Besitz in früherer Zeit und Untätigkeit, Demütigung und Verlust in der Gegenwart ein Excitatorium zu schaffen. Die Nutzanwendung ist, wie wir sahen, mit eindringlichen Worten hinzugefügt. Aber auch die Belohnung, die jeden im heil. Land erwartet, bleibt nicht unerwähnt: das Itinerar, das den Abschluß bildet, weist nicht nur den kürzesten Weg nach Jerusalem — von Venedig über Meer — sondern es schildert auch alle heiligen Orte und teilt ausführlich mit, wieviel Ablaß mit dem Besuch

[1]) Cf. Revue de l'Orient latin I. 13.
[2]) Markgraf l. c. Einl. S. 11. [3]) Das. S. 11. [4]) Das. S. 11 Anm. 1.

jeder Stätte verbunden ist. — Sehr leicht ist es möglich, daß eine sorgfältigere Untersuchung der Robertus-Mss., besonders der vatikanischen, den erwünschten Aufschluß bringen könnte. — Die Quellen für den Geschichtsabriß können natürlich gar verschiedene gewesen sein. Daß Heraclius und Omar im ersten Satz genannt sind, deutet auf Wilh. v. Tyrus, der von den Kreuzzugschriftstellern der einzige ist, der so weit ausholt. Man weiß, daß die Erwähnung des Kaisers, unter dem das heil. Land an Omar verloren ging, Veranlassung gegeben hat zur Benennung der altfranzösischen Übersetzung des Wilh. v. Tyrus, die nur als „Historie d'Eracles" bekannt und verbreitet war.

Ob auch die Chronik des Klosters Monte Zion zu Jerusalem auf Wilh. v. Tyrus zurückging? Oder ob für sie und für den Verfasser der latein. Vorlage E.'s eine gemeinsame Quelle anzunehmen ist? — —

Der Nürnberger Hans Tucher, der in den Jahren 1479 und 1480 das heil. Land besuchte, teilt in der Beschreibung seiner Pilgerreise[1]) einen Auszug aus jener Klosterchronik[2]) mit, der zwar viel kürzer ist, aber, von falschen Jahreszahlen abgesehen, mit Eschenloers Überblick große Übereinstimmung zeigt.

Nach der Aufzählung der fürstlichen Teilnehmer, die bei Eschenloer (E.) und Tucher (N.) in derselben Reihenfolge genannt sind[3]), erwähnt E. das Konzil zu Clermont (E.: zum Lawttermberge, N.: zu dem liechten perg oder lautern perg), das N. vorangehen läßt. Beide nennen Urban, Heinrich und Alexius (wieder in gleicher Aufeinanderfolge) als die ersten Würdenträger der Christenheit, unter denen das Konzil stattfand. Gemeinsam berichten beide, daß 600000 Streiter aus-

---

[1]) Älteste Augsburger Ausgabe (Hans Schönsberger 1482) Bl. 34a. Der Abschnitt bildet einen Teil des später S. 41 ff. zu erwähnenden „hubschen Traktats vom Hertzog Gotfrid". — Wir bezeichnen ihn mit N.

[2]) Das Kloster auf dem Berg Zion war das Hauptabsteigequartier der Jerusalempilger (Röhricht, Dtsche Pilgerreisen S. 24). Es war im Besitz der Franziskaner (Ztschr. f. d. Phil. XIX. 48—49).

[3]) Nur wechselt in N. Robert von Flandern mit Raimund den Platz und Peter der Eremite, der von E. an letzter Stelle genannt ist, eigentlich auch gar nicht dazu gehört, fehlt ganz.

gezogen seien, aber, der großen Menge halber, auf verschiednen Wegen, und daß sie großes Ungemach erlitten:

Alſo das darnach yn dem dritten Jare, als man czalt noch Chriſti geburdt 1098 Jare am XV. Tag July, nicht mehr dan vierczig tauſent menſchen vnder diſen, woren funff .taufend zu roſße, vnd dreiſſig [146b] tauſent zu fueſße, dy anderen 5000 waren frawen vnd kinder dye mit Gotfrido Irem Fürſten ken Jheruſalem qwomen [1]).

Also das noch dreyen Jaren die weyl der zug weret, vnd als man zalt 1029 Jar nach Chriſti geburt kamen nit mer von der obgeſchriben ſumme 600000 menſchen die lebendig beliben dann 40000, der waren nůr 5000 zu roß, vnd 30000 zu fuß, aller gewapender, vnd die andern 5000 waren kinder vnd weyber, das volck alles kam mit dem obgemelten herren Gotfrid von Pullen, als jrem haubtman vnd vorgeer, fur die heyligen ſtat Jeruſalem [2]).

Sie finden eine feindliche Übermacht (E.: 60000; N.: ob 40000) in der Stadt, gewinnen sie aber doch mit Gottes Hilfe. Nach der Eroberung ist ihr erstes, die heiligen Stätten zu besuchen und Gottfried zum König auszurufen. Dieser will aber keine Königskrone tragen, wo Christus mit einer „dürnen kron gekrônet war", sondern übernimmt das Regiment als »foyt« (= Vogt, E.) bezw. als »Hertzog« (N.). — Kleine Verschiedenheiten bei der Erwähnung von Gottfrieds Eroberungen. Er „regieret nit lenger dann aylff monat" (N.) und ist auf dem Calvarienberg begraben. E. feiert noch den Helden mit einigen Worten.

Bis hierher berichten E. und N. ziemlich gleich ausführlich, ja N. bietet mitunter mehr, wenn auch nicht an Tatsachen, so doch an Worten. In der nun beginnenden Geschichte der einzelnen Könige von Jerusalem kürzt dagegen N. bedeutend, so zwar, daß in allen wesentlichen Punkten Übereinstimmung herrscht, N. auch nichts bietet, was E. nicht hätte. Je mehr es dem Ende zugeht, um so weniger Zeit nimmt sich N.: die Geschichte des letzten Königs Guido erzählt E. auf mehr wie zwei eng geschriebnen Folioseiten und knüpft die bereits erwähnten langatmigen Ermahnungen daran.

[1]) E. (Hs.) Bl. 146a.
[2]) Tucher [1] Bl. 34 b.

N. braucht eine knappe halbe Seite und schließt bündig: „Got vom hymel gebe das es (Jerusalem) ſchier wider in der chriſten handt kumme“. — Man sieht, die Übereinstimmung ist eine zu auffallende, als daß sie zufällig sein könnte. Zwischen E.'s latein. Vorlage und jener Klosterchronik muß irgend ein Zusammenhang bestehen; denn da Tuchers Reisebeschreibung in allen Einzelheiten durchaus einleuchtend und glaubwürdig ist, dürfen wir nicht daran zweifeln, daß, was er auszog, wirklich „zu Jeruſalem im Cloſter monte Syon in der liberey in jrer Cronica eigentlichen“ gestanden hat. Wird doch diese Chronik auch von andern genannt. Von einer sehr merkwürdigen Erwähnung wird weiter unten die Rede sein[1]). — Den Anfang der Chronik kopierte er ziemlich genau, „je mehr es dem Ende zuging, um so weniger Zeit nahm er sich“ und um so lückenhafter wurde sein Auszug. — Die falsche Jahreszahl für die Eroberung Jerusalems (1029), die weiter die falsche Datierung des Konzils von Clermont im Gefolge hatte, geht wohl auch auf Tucher selbst zurück. Es ist doch kaum anzunehmen, daß die Chronik, die die Herrscher richtig nennt, sich um volle 70 Jahre irrt. Der in der Historie gewiß nicht allzu bewanderte Nürnberger Bürger mag die Zahl verlesen haben. Bezeichnend ist nur, wie die falsche Jahreszahl in alle Ausgaben Tuchers, in die drei Ausgaben des kleinen Traktats und schließlich sogar in das „Reyssbuch des heyl. Lands“ übergeht — dasselbe Reyssbuch, das gleich auf den ersten Blättern für das Konzil von Clermont das richtige Jahr 1095 gibt und der Eroberung Jerusalems im Jahr 1099 oft genug gedenkt.

Es erübrigt noch ein Wort über den litterarischen Wert von Eschenloers Übersetzung. „Sein (deutscher) Ausdruck verrät durchgängig eine bemerkenswerte Gewandtheit, die sich in der Schilderung der inneren Vorgänge oft zur Lebendigkeit steigert. Und wie beredt kann er werden, wenn er sich direkt an seine Leser wendet!“ — Dieses Urteil Markgrafs[2]) über E. als selbständigen deutschen Autor kann mit der durch den anderen Stoff bedingten Einschränkung auch auf

[1]) Vgl. S. 84. [2]) Markgr. l. c. Einl. S. 23.

die Übersetzung der Hist. Hieros. angewandt werden; jedenfalls scheint mir Lorenz' harte Kritik[1]) nicht gerechtfertigt: „Auch in dem deutschen Sprachgebrauch steht E. weit hinter der Zeit zurück und macht seiner Nürnberger Abkunft wenig Ehre. Er ist auch in diesen Werken nur als ein sehr mittelmäßiger Skribent zu bezeichnen, der sich mit anderen gleichzeitigen städtischen Schriftstellern durchaus nicht auf eine Linie stellen läßt[2])."

Den Vergleich mit seinem Nürnberger Zeitgenossen Hans Tucher kann E. getrost aushalten, womit nicht gesagt sein soll, daß sein Stil mustergiltig ist. Schon Steinhöwel übertrifft ihn im leichten Fluß der Rede; an einen Albrecht von Eyb reicht er nicht heran.

Eschenloer folgt getreu, aber nicht sklavisch seiner Vorlage. Die Wortstellung zeigt nur selten jene Neigung zu latein. Konstruktionen, die in der alemannischen Übersetzung hervortritt und beispielsweise die Translatzen des Niclas von Wyle kennzeichnet. — Eher begegnen sich Eschenloer und Steinhöwel in der behaglichen Breite, in dem Wunsch, lieber ein paar Worte mehr als das Lateinische aufzuwenden und dadurch verständlicher zu werden. In solchen Fällen macht er auch gern (wenn auch viel seltener als St., dazu mehr in der ersten als in der zweiten Hälfte, und ohne St.'s Selbständigkeit zu erreichen) kleine Zusätze. So genügt ihm nicht die Erwähnung des fließenden Brunnens und der Zisterne vor dem Kastell[3]), sondern er teilt umständlich mit, daß aus dem „wafferfprungk" das Wasser „mit geleytte vnd rynnen" in die „buten" geführt und so das Schloß mit Wasser versorgt worden sei. — Vgl. ferner

Rec. III. 779.	mit	E. Bl. 104a.
Nam, sicut in vulgari proverbio dicitur: Si est qui fugiat non deerit qui persequatar; jam omnes nostri		Wen als das gemein fprichwort fagt, wer do fleucht der darbet nymmer des, der yn Jaget. der

[1]) Lorenz. Gesch. Qu. II. 249.

[2]) Wozu allerdings in der Anm. bemerkt wird: „Andrerseits will ich aber nicht leugnen, daß mein Urteil über den deutschen Text voreilig sein kann und der Abschrift des XVII. Jahrh. zur Last fällt".

[3]) Vgl. Anhang, Beilage 6, a.

eos persequebantur, quoniam qui pedites venerant, ascensores equorum efficiebantur.

St. (im Druck von 1482 = B)

Wann wer fleücht den jagt man als daz gemein sprichwort ift. Alfo vachten die vnfern. Vnd die vor fußknecht waren die wurden reüter.

fliehenden waren fo vill das fy fich felbeft yn der flucht nyder ftyffen vnd ertretten. Alle dy vnferen dy zu fuffe aufkommen waren, qwomen vff pherde vnd folgeten alle nach den fliehenden heyden, wenig qwomen von dyfer flucht.

Ähnlich erzählt Eschenloer Boemunds Heerfolge, die Klage der Witwe Walos sehr ausführlich, während St. sie stark kürzt [1]).

Daß Eschenloer gegen die Vorlage kürzt — wie St. so oft tut — habe ich dagegen nicht gefunden.

E.'s Arbeit blieb ungedruckt, obwohl auch in Breslau die neue Kunst noch zu seinen Lebzeiten (E. starb 12. V. 1481) Eingang fand [2]).

Dagegen erhielt Roberts Werk bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts in den beiden lateinischen, zwei (oder drei) holländischen und der italienischen Ausgabe, von denen bereits [3]) die Rede war, und wozu noch zwei später zu nennende deutsche kommen, weiteste Verbreitung.

Um so auffallender ist es unter diesen Umständen, daß die jüngste deutsche Übersetzung —**R**—, die im »Reyssbuch« von 1584, ganz unabhängig von den zahlreichen Drucken [4]) einer nicht nachweisbaren Hs. folgt.

Das »Reyßbuch deß heyligen Lands [5])« ist eine der großen Sammlungen aus dem Verlage des rührigen Sigmund Feyer-

---

[1]) Vgl. Rec. III. 740 und 795 mit E. Bl. 90a und 111a und mit B. Bl. 10a und 43b.

[2]) Vgl. K. Dziatzko in Z. f. Schl. G. XV. 1. Caspar Elyau, Breslaus erster Drucker, nennt sich zuerst in zwei vom Jahr 1475 datierten Drucken. — Nur 5 Drucke, alle lateinisch, kann ihm D. bestimmt zuweisen.

[3]) Vgl. o. S. 6 Anm. 2, 3 und S. 21.

[4]) Reubers älteste Ausgabe (Hanoviae) datiert auch von 1584; da aber Feyerabend die Vorrede zum Sammelwerk schon am 20. März dieses Jahres abschloß, kann Reubers Ausg. vom Übersetzer nicht benutzt worden sein.

[5]) Vgl. Anhang, Beilage 4, c.

abend. Wie das »Buch der Liebe« die beliebtesten Romane in einem dicken Folioband vereinigte, so ist das Reyssbuch „ein gründtliche beschreibung aller vnd jeder Meer vnd Bilgerfahrten zum heyligen Lande". — 18 solcher Fahrten enthielt die 1584 erschienene Ausgabe; 1609 vermehrte Roth, an den Feyerabends Verlag zum Teil übergegangen war[1]), das Buch um drei Reisen und ließ es in zwei Bänden ausgehen, so zwar, daß die drei neu hinzugekommenen Reisen den »Anderen Theil« bilden. — 1629 und 1659 sind dann Titelausgaben bei Gottfried Tampach in Frankfurt a. M. und bei Joh. Andreas u. Wolfgang Endters in Nürnberg erschienen, wozu Riant[2]) bemerkt: „les succès des Turcs en Hongrie, qui produisirent, au XVIe s., en Allemagne une littérature spéciale si considérable, expliquent ces nombreuses éditions". —

Man vergleiche damit, was Feyerabend[3]) in seiner ziemlich umfangreichen, 4 Bl. umfassenden, dem „Ehrwirdigen, Edlen, vnnd Gestrengen, Herrn Philips Rydeseln zu Cambergk, desz Ritterlichen Johanniter Ordens Prioren in Vngern etc." gewidmeten Vorrede als letzte Veranlassung zu seiner Publikation anführt:

„Endlich vnd zum letzten mach ich mir auch kein zweiffel, es werden Chriftliche Potentaten, dann auch andere gut hertzige hohen vnd nidernftands Chriften, wann fie in difen Reyfen die vnerhörte vnmenfchliche Tyranney, fo die Türckifche Bluthund gegen den armen

---

[1]) „ . . . . . bey mir, als welcher ehegedachtes Feyerabends Bůcher zum theil an mich erkaufft . . . . ." sagt Nicolaus Roth, Bürger in Franckfurt, in der Dedikation (R² Bl. 2b), datiert vom 1. Sept. 1609. — Über sein Verhältnis zu F.'s Erben vgl. Pallmann, Sigmund Feyrabend im Arch. f. Frkf. Gesch. N. F. VII. S. 78 und 83; außerdem die Notizen S. 114 (Anm. 144).

[2]) Ep. Al. Préf. S. 69.

[3]) Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß F. die von ihm gezeichneten Vorreden nicht selbst verfaßt hat, mindestens aber eines „bescheidenen Gelehrten bedurfte, der, ohne seinen Namen nennen zu können, die verbessernde Hand anlegen mußte" (Pallm. l. c. S. 59). — F. selbst schreibt ein ganz ungefüges, stark von schwäb. Dialekt durchsetztes Deutsch und ist unglaublich inkonsequent in seiner Orthographie. Vgl. die Proben bei Pallm. l. c. S. 58: „drugt" unmittelbar neben „drucken", „buechle" neben „bichle". — Natürlich rühren die lat. Vorreden noch weniger von F. selbst her.

Chriſten, deren Land vnd Stått ſie mit gewalt erobern vnd eynbekommen, zu vben pflegen, leſen oder leſen hören, wo ferrn ein einiges Blutströpfflein, von Chriſtlicher lieb, oder nur natůrlicher erbårmd vnd mitleiden gegen bedrångten Perſonen gerůret, in jnen noch vbrig, ſich erwecken, vnd zu Feld bringen laſſen, oder doch zum wenigſten auff mittel vnd weg, wie ſolchem vnerſettlichen Blutdurſt doch ein mal zu ſtewren, vnd das groſz verloren gut, Land vnd Leut einmal wider zu erobern, bedacht ſeyn".

Dann wird an die einzeln aufgeführten Eroberungen der Türken, der „Landverwüſter, Menſchendieb, Meer vnd Straſſenräuber" anknüpfend gesagt:

„Darumb je billich vnd recht, daß zu ſolcher widereroberung ein allgemeiner Feldzug fůrgenommen wůrde, Chriſtliche Potentaten mit eynhelligem mut zuſammen ſetzten, bey einer ſo gerechten ſach jr kråfft an dem Erbfeind verſuchten, wer zu hoffen, es ſolte mit zuthun der hůlffe vnd beyſtand Gottes etwas fruchtbarlichs vnd der gantzen gemeinen Chriſtenheit erſprießlichs verrichtet werden. Diß ſind fast die vornembſten vrſachen vnd motiuen, ſo mich dahin bracht, daß ich der publicierung vnd verlag gegenwertigs wercks mich vnterwunden, vnd mit den Gnaden Gottes ſo fern bracht, wie am tag". [1])

Im Reyssbuch nimmt die Übersetzung von Roberts Werk die erste Stelle ein. — Von Feyerabend resp. seinem „bescheidenen Gelehrten" rührt offenbar das Vorwort dazu, das eine freie, erweiternde Bearbeitung des Prologus (Inter omnes historiographos) ist, her; denn nur der Herausgeber konnte sagen: aus den und den Gründen... „hab ich dieſem Werck davon den anfang geben wöllen". — Überdies stimmt die Ausdrucksweise völlig zu der umständlichen, aus den vorhin gegebenen Proben ersichtlichen Art des Verfassers der Dedikation und der endlosen Büchertitel, womit F.'s Verlag alle zeitgenössischen Unternehmer übertrumpft. Man vergleiche nur die ersten Sätze mit dem lat. Original; man sehe, wie »Moses sanctus obtinet principatum« verdeutscht wird in:

---

[1]) Bemerkenswert und auffallend ist es, daß Roth unter den sieben ausdrücklich, wenn auch nur ganz kurz aufgezählten „Motiuen vnd Vrſachen, warumb dieſe Reyſen zum H. Grab offt vnd fleiſſig zu leſen ſeyen" (R² Bl. 3b) diese „vornembſte vrſache" Feyerabends nicht erwähnt. — Vielleicht darf daran erinnert werden, daß seit dem für die Türken ungünstigen Frieden von Sitvatörök (1606) die orientalische Frage weniger im Vordergrund stand.

„ist kein zweiffel, daß der heylig Mofes den preiß vnd vorzug one månniglichs eyntrag durchauß habe und behalte"; man höre, wie „jetzt gemeldte vhralte Hiftorifchreiber folcher Wercken gedåchtniß den Nachkommen zu hinderlaffen, fich vnterwunden haben." —

Dem gegenüber nimmt sich der Stil des Übersetzers der Historia selbst fast gedrungen aus, und es ist zweifellos ein andrer Gelehrter, der diese Arbeit übernommen hat.

Dieser geht sofort in medias res: Argument und Epistel Al. fehlen ebenso wie der Sermo apolog. Den Namen des Autors erfahren wir nur aus dem Verzeichnis, dazu in der oben[1]) bereits erwähnten überraschenden Form: Ruperti Abts zu Bergen befchreibung deß gewaltigen Heerzugs" etc.

Einer Einteilung in Bücher und Kapitel[2]) ermangelt die Übersetzung; doch erleichtern zahlreiche Absätze, hervortretende Initialen und Inhaltsangaben am Rand (die aber mit den Marginalversen nichts zu tun haben) die Übersicht. — Der Schluß ist der gewöhnliche, nach unserer Annahme ursprüngliche: der Brief des Patriarchen fehlt.

Leider ist uns vom Übersetzer nichts bekannt; ja es ist nicht einmal erwähnt oder angedeutet, daß »die Befchreibung der herrlichen Expedition vnd Kriegßbeftallung« eine Übersetzung ist. Vergeblich habe ich auch festzustellen gesucht, wer gemeiniglich Übersetzungen für Feyerabend lieferte. In der schon mehrfach herangezogenen Schrift Heinrich Pallmanns, die auf genauer Durchforschung aller auf F. bezüglichen, im Frankfurter Stadtarchiv aufbewahrten Akten beruht, finden sich nur folgende Angaben:

Im Jahre 1567 hatte für Feyerabend (und Hüter) der Rektor zu den Barfüssern, Johannes Homberger, ein Buch aus dem Lat. übersetzt, das den Titel erhielt: „ein Erclerung etlicher biblischer Wörter"[3]). — Ob F. mit diesem Homberger in Beziehung blieb, läßt sich nicht ersehen. — Ein andrer Gelehrter, der in dieser Weise für ihn hätte tätig sein

---

[1]) Oben S. 14.

[2]) Die einzige Kapitelüberschrift steht (R[1]) auf Bl. 3a: Von einem Einfideler Petro.

[3]) Pallm. l. c. S. 31.

können, Franciscus Modius, war nach eignem Zeugnis erst vom 22. Sept. 1585 an bei F. — Er war übrigens aus den Niederlanden vertrieben und hat F. wohl eher bei lateinischen Werken unterstützt[1]).

Dafür daß der Übersetzer dem geistlichen Stande angehörte, ließe sich vielleicht geltend machen, daß er die Worte des Psalms 28 Vers 9 (Vulgata 27. 9) in Form einer deutschen Liedstrophe gegeben. Es ist vor der Schlacht gegen Corbanan. Die aus den Toren ziehenden Priester und Krieger „ſchriehen mit lauter ſtimme ghen Himmel mit auffgereckten Händen:

Hilff deinem Volck HERR Jeſu Chriſt,
Und ſegene was dein Erbtheil iſt,
Wart vnd pfleg jr zu aller zeit,
Und heb ſie hoch in Ewigkeit

Sey jnen HERR eine ſtarcke Burg, fůr dem Angeſicht jrer Feinden, Diſe vnd andere Pſalmen ſingen ſie"[2]). — Es sind dies die einzigen Verse, die er einfließen läßt. Ein Kirchenlied, in dem diese Strophe begegnete, habe ich nicht nachweisen können.

Der Verfasser beherrscht das Lateinische und Deutsche gleich gut. An Stellen, wo die andern Übersetzer straucheln oder undeutlich werden, hat er das Richtige gefunden. Natürlich trägt seine Arbeit ein moderneres Gewand: die hochdeutsche Schriftsprache ist durchgeführt. Reste mundartlicher Eigentümlichkeiten, die die engere Heimat sicher stellen könnten, fand ich nicht. Jedenfalls spricht nichts gegen die Annahme, daß der Übersetzer ein gebildeter Frankfurter oder daß er wenigstens in der Maingegend zu Hause war[3]).

Von Längen hält sich der Übersetzer frei, wie er auch den Inhalt erweiternde oder ändernde Zusätze vermeidet. Doch spart er nicht an Worten, wenn er dadurch deutlicher und anschaulicher zu werden vermeint. — Ein „Fuchß-

---

[1]) Das. S. 54.

[2]) R[1] Bl. 20a, b.

[3]) Auch nicht die Diminutivbildungen auf -lin: Wåſſerlin, Fähnlin, Mårlinstråger usw. Vgl. Behaghel, Schriftspr. u. Mundart S. 7.

ſchwänzer" (delator) hat Bohemund die falsche Nachricht von der Annäherung eines 20 000 Mann starken Türkenheeres gebracht. „Sed sicut delator inanis fuit, sic et inquisitionis effectus frustratus"[1]) wird wiedergegeben: „Aber wie der verlogen Mårlinstråger ein eyteler vnnůtzer Vogel war, alſo iſt auch nichts auß all dieſem nachſuchen worden"[2]). — Aber derartige Stellen sind nicht allzu zahlreich; wo es ohne Bedenken geht, ist R. dem Lateinischen treu (auch in den Worten) gefolgt.

Der Pseudodruck von 1518.

Öfters ist irrtümlich ein kleines Schriftchen als späterer Druck des „Hertzog Gotfrid" von 1502[3]) genannt und verzeichnet worden[4]), nämlich „Ein hubſcher tractat wie durch Hertzog Gotfrid von Pullen ..... das heylig Grab gewunnen iſt worden etc.", von dem drei Ausgaben, eine Nürnberger, eine Leipziger und eine Augsburger bekannt sind. Nur die Leipziger trägt die Jahreszahl 1518. Weller (Rep. 1153) verlegt den Nürnberger Druck in dasselbe Jahr, und der Augsburger Nachdruck dürfte nicht viel später anzusetzen sein. Das Schriftchen ist außerordentlich selten[5]). —

Daß der „Traktat" sich mit dem Namen des Herzogs Gottfried schmückt, dazu liegt eigentlich keine Veranlassung vor, denn in dreien von den vier Kapiteln des in N. und

---

[1]) Rec. III. 769. [2]) R[1] Bl. 9b.

[3]) Vgl. o. S. 1.

[4]) Wohl zuerst von Maßmann, Kaiserchronik III. 1105 Anm. 3.: dann z. B. im Recueil III. Préf. S. 52 (wo, obwohl auf Weller Rep. 1153 verwiesen ist, der den richtigen Druckort Nürnberg angibt, »Munich« als solcher genannt wird; die Übersetzung im Reyssbuch gilt ebenda als (3.) réimpression der Ausg. von 1482); endlich von Strauch (A. D. B. 35 S. 731), der sich auf Maßmann bezieht.

[5]) Vom Nürnberger Druck (N.) lassen sich 3 Exemplare (2 in München, eines im Br. Mus.), vom Augsburger (A.) eines (in München) nachweisen. Der Leipziger (L.) war in der Schwarzischen Sammlung (Panzer, D. Ann. I. S. 420 Nr. 918), ist aber nicht nach Erlangen gekommen, sondern wohl wie der größte Teil von S.'s Büchern nach England. Das einzige nachweisbare Exempl. ist laut direkter Mitteilung in der Petersburger Kaiserl. Bibl.

L. 6, in A. 8 Bll. umfassenden Büchleins ist von ihm überhaupt nicht die Rede, und im vierten spielt er durchaus nicht die Rolle, die ihm der Titel unterlegt. Dieses Kapitel gibt vielmehr ganz knapp an, „welche chriſtenliche Fürſten das heylig landt gewunnen haben auch wie vill kǒnig nach einander geregirt haben, vnd wie lang, auch was yetzlicher gutter that gethon hat, vnd zu welcher zeyt das beſchehen iſt . . .". —

Ein Blick in das Heftchen konnte trotzdem den mit Steinhöwels Art Vertrauten verblüffen. Sollte nicht gar dieses die verlorene und gesuchte Übersetzung von „Dr. Gwidos" Schrift sein, die Steinhöwel angefertigt haben will [1])? — Abgesehen davon, daß die Namensform Gwido vorkommt [2]), gibt das dritte Kapitel ganz ausführliche ärztliche Ratschläge, ja Rezepte „von Doctor Herman ſchedel verzeichent" ganz in der Manier, wie sie sich z. B. in St.'s „Büchlein der Ordnung" [3]) finden. —

Aber von Steinhöwel muß man erwarten, daß er das Konzil von Clermont und die Eroberung Jerusalems ungefähr ins richtige Jahr setzt; denn in seiner „tütſchen Cronik" ist der Zeitpunkt des Kreuzzugs wenigstens insofern richtig angegeben, als er unter die Regierung Heinrichs IV. [4]) verlegt

---

[1]) Davon wird ausführlich gehandelt werden. vgl. w. u. S. 87 ff.

[2]) „Gwido von Liſunio" — „Gwido" schreibt übrigens auch Eschenloer vgl. o. S. 33.

[3]) So heißt es bei Hain, der *15055—15059 5 Drucke des Büchleins anführt. Sonst vielfach „Regimen in der Pestilenz" genannt. An die Verhaltungsmaßregeln, die St. darin gibt, wird man durch das betr. Kapitel des Traktats unwillkürlich erinnert.

[4]) Die Angaben St.'s über Heinr. IV. sind freilich recht ungenau und zum Teil direkt unrichtig. Seine Wahl „als er XO jahr alt war" wird ins Jahr 1065 gesetzt, wo er allerdings mündig erklärt wurde, aber bereits 15 Jahre zählte. Ferner soll er im Alter von 20 Jahren den Streit mit der Kirche begonnen haben, während er mindestens 25 Jahre alt war. Endlich soll er 1089 Schwaben verheert haben: wohl eine Verwechselung mit den etwa 10 Jahre früher spielenden Kämpfen gegen Rudolf von Schwaben. Statt 1065 schreibt die Chronik i𝔐clxv, doch ist das sicher ein Druckfehler. Er wiederholt sich bei der übrigens sehr knappen Schilderung von Heinrichs Regierung nicht. —

Was bewiesen werden soll, beweisen auch die unrichtigen Daten: daß St. ein Konzil von 1026 nicht unter Heinrichs Regierung verlegen konnte.

wird. Der Traktat aber setzt jenes Ereignis ins Jahr 1026 und dieses ins Jahr 1029, und zwar auf dem Titelblatt[1]), wie noch zweimal im Text.

Auf die richtige Spur führte die mehrfache Erwähnung Nürnbergs[2]) zusammen mit einer Stelle, wo uns der Verfasser sagt, daß er der Chronik der Bibliothek des Klosters Monte Syon zu Jerusalem seine Mitteilungen über das Königreich Jerusalem verdanke. Die Mönche hätten ihn schreiben lassen, „nachdem die andern bilgram wegk waren mit der Galeen". — Wann war das? Gewiß in dem Jahr, das der Druck am Schluß „ad notam" nehmen läßt: 1479[3]). Nun hat in diesem Jahr der Nürnberger Patrizier Johannes Tucher seine Reise ins heilige Land unternommen und uns an der Hand seiner tagebuchartigen Notizen ein im ganzen recht objektives, treues Bild von dem Geschauten und von seinen Erlebnissen gegeben. Es zeigt sich in der Tat, daß der „hubſche Tractat" nichts weiter iſt als eine wenig geschickte Zusammenstellung mehrerer Stücke aus Tucher[4]). Ausgeschlossen scheint

[1]) Nur L. gibt 1029 nicht auf dem Titelblatt, aber auch keine andere Zahl.

[2]) Nürnberg ist der Ausgangspunkt für beide Itinerarien: Item von Nürnberg gen Cölen. Lx. meyl etc. — Die Apotheke in Nürnberg spielt eine gerade so große Rolle wie Hermann Schedels, des Nürnbergers, Rezept.

[3]) Diese Zahl kann natürlich nicht auf das Druckjahr bezogen werden (wie das von Copinger, Suppl. II. 2744 geschieht, dessen Angabe sich wohl auf den Katalog des Brit. Museum stützt), schon weil durchaus nicht einzusehen wäre, warum bei diesem Jahr die Zeitrechnung der Muhamedaner angegeben wird: Alſo ſchriben die heyden nach Machomets todt 884 Jare.

[4]) Nämlich:

I. eines Itinerars: von zweyen keyſerthumb vnd .xx. Kônigreych der chriſten, von meyl zu meyl.

(Tucher[1] [Augsbg. 1482] Bl. 71a—72a; Tucher[2] [Nürnberg 1482] Bl. 72b—73a; Reyssbuch[1] [1584] Bl. 373a 19—53; R[2] [1609] S. 695—696.)

Dasselbe Itinerar steht im Reisebuch der Familie Rieter ed. Röhricht und Meißner S. 33—36 und in einem Anhang zu der Reisebeschreibung des Gabriel Muffel aus Nürnberg, der am 8. Dezember 1465 seine Pilgerfahrt nach Jerusalem antrat. (Vgl. Deutsche Pilgerr. S. 572; Reiseb. der Fam. Rieter S. 8; Röhricht, Bibl. Geogr. Pal. S. 118.)

II. eines zweiten kleineren Itinerars: zeyget an den wegk auff dem landt gen Jeruſalem.

es mir, daß, wie Röhricht meint[1]), der Traktat „die Quelle für die dem Tucherschen Berichte angehängten Nachträge" ist. Widerspricht dem schon das Erscheinungsjahr des Traktats, so wird doch auch die Stelle zu Anfang des 4. Kapitels nur aus dem Zusammenhang verständlich.

Tucher und die mit ihm von Venedig gereisten Pilger werden im Kloster auf dem Monte Syon äußerst freundlich aufgenommen, und es entsteht ein reger, freundschaftlicher Verkehr mit den Mönchen (denen Tucher z. B. eine Sonnenuhr einrichtet). Tucher und seine „Gesellschaft" — der Wallbruder Sebald Rieter und der gedingte Knecht Polo — bleiben dann noch länger als ursprünglich beabsichtigt, während die Pilger, mit denen sie gekommen, „am 10. Tag des Monats Augufti . . . fchieden . . . gen Jaffa auf die Galeen". Eine zum Teil unfreiwillige Muße — beängstigende Gerüchte von herumstreifenden Araberbanden tauchen auf — mag Tucher dann zu seinen Auszügen aus der Klosterchronik benutzt haben, „nach dem die andern bilgram wegk waren mit der Galeen[2])".

(T¹ Bl. 38a—38b; T² 40b—41a; R¹ 362a 17—33 R² S. 675; dasselbe Itinerar bei Rieter l. c. S. 61—62).

III. einer Art **Reiseinstruktion**: vnterweyfet ein yetzlichen wie er fich auff folcher reyß halten foll, auch was er laffen oder thun foll, damit er bey gefuntheyt bleyb.

(T¹ Bl. 36b 38a; T² Bl. 39a—40b; R¹ 361b 10—362a 16 R² S. 674—675.)

IV. des **Geschichtsabrisses**, von dem oben S. 32 ff. ausführlich die Rede war.

(T¹ Bl. 34a—36b; T² 36a—39a; R¹ 360b 28—361b 9 R² 672—674.)

III und IV enthält das Rietersche Reisewerk nicht. Es blieb übrigens ungedruckt, während Tucher in zahlreichenAusgaben verbreitet wurde. Sie sind verzeichnet bei Falk (Vereinsschrift der Görresgesellschaft 1879 S. 106) und von dort übernommen in Röhr. Bibl. Geogr. Pal. S. 183: auch das Jahr 1479 als Jahr des ältesten Druckes. Da Tucher 1480 erst aus Palästina zurückkehrte, muß die Angabe auf einem Irrtum beruhen. In der Tat beschreibt Seemiller, Bibl. Ingolstadiensis Incunabula 1787 II. S. 110, worauf sich Falk bezieht, die Augsburger Ausgabe von 1482. — Falk hat offenbar die Überschrift mißverstanden. Vgl. noch die Würdigung bei Kamann, Die Pilgerfahrten Nürnb. Bürger im XV. Jh. Mittlgn. des V. f. Gesch. Nürnb. Heft II. S. 89.

[1]) Röhr. Bibl. Geogr. Pal. S. 127.

[2]) Vgl. die Erzählg. im Reyssbuch Bl. 353b; über Tuchers Reise findet man kurzen Bericht in A.D.B. 38. 765 f. [Mummenhoff].

Rührt demnach der geschichtliche Rückblick gewiß von Tucher her, so muß auch das 2. Itinerar für ihn in Anspruch genommen werden. Nur daraus, daß er den Weg zu Wasser über Venedig gewählt, erklärt sich der Zusatz, daß den Weg nach Jerusalem über Land ihm „ein Jud zu Jerusalem hat angezeygt, der den creützlichen [1]) also gezogen het [2])“.

Wir können uns füglich die Beantwortung der Frage ersparen, woher Tucher die beiden übrigen Stücke genommen, ob und inwieweit er einen sogenannten „Pilgerführer“ benutzt: stammen 2 Kapitel des Traktats zweifellos aus Tucher, so können die beiden andern unmöglich Quelle für irgendwelche Zusätze eben dieses Tuchers sein.

Über die auffallenden Berührungen des der Klosterchronik entnommenen Abschnitts mit einem Anhang an Eschenloers Robertus-Übersetzung ist oben [3]) gesprochen worden [4]).

[1]) Diesen Druckfehler hat, wie N. und A., der (älteste) Augsburger Druck Tuchers, während die „verbesserte“ Nürnberger Ausg. kurtzlichen druckt. Der Druckfehler dürfte nicht nur direkt beweisen, daß der Traktat Tucher entnommen ist, sondern auch, daß er der Schönspergerschen Ausgabe folgt.

[2]) Dasselbe sagt Sebald Rieter; vgl. Reisebuch der Fam. R. S. 61; Deutsche Pilgerr. 112—113.

[3]) S. 32 ff.

[4]) Von verschiedenen Bibliotheken wurde auf meiner Umfragekarte auch ein Schriftchen namhaft gemacht, das eines Robertus Beschreibung einer Reise ins heilige Land, aus dem Lat. von Jasander übersetzt, enthält. Die Angabe des vollständigen Titels genügt, um zu zeigen, daß das Buch nur den Namen Robertus mit der Historia Hierosolym. gemein hat. (Exemplar aus München.)

Der || Andåchtige Pilgrim, || oder || Wahrhafftige und Merckwůrdige || Beſchreibung || der Reiſe, || welche der nunmehro || [das folgende rot] Hochwürdigſte Tit. || Herr Robertus, || des Ertz-Hertzoglichen Stiffts und || Cloſters unſer lieben Frauen, zum || heiligen Creutz, im Wald, || des heiligen und Exempten Ciſter- || cienſer-Ordens und zu St. Gotthard || Abt, einer lôblichen Nieder-Oeſterreichiſchen Land || ſchafft Hochanſehnlicher Verordneter ꝛc. [bis hierher rot, der Schluß wieder schwarz gedruckt.] In das heilige Land und nach || Jeruſalem glůcklich hinterleget. || Aus dem Lateiniſchen ins Teutſche ůberſetzet || von || Jaſander. || Nürnberg, || Verlegts Johann Adam Schmidt 1740. ||

Das Büchlein ist in 8° und umfaßt 124 Bll. (Seitenzahlen für den Text, Signaturen und Custoden). — Die Reise unternahm in den Jahren 1719 und 20 Robert Leeb; die Beschreibung erschien lat. 1731. (Vgl. Röhr. Bibl. Geogr. Pal. S. 301).

III. KAPITEL.

STEINHÖWELS ÜBERSETZUNG.

Wir wenden uns jener fünften bereits öfters erwähnten Verdeutschung der Historia Hierosolymitana zu, die ohne Frage das meiste Interesse verdient, nicht nur, weil sie die erste ist, die im Druck erschien und weil ihr Verfasser in bezug auf Selbständigkeit alle anderen Übersetzer überragt, sondern vor allem, weil diese Persönlichkeit mit einem Manne identisch sein dürfte, der „als einer der ältesten Vertreter der deutschen Frührenaissance neben Albrecht von Eyb und Niclas von Wyle mit Ehren genannt[1])“ unter den Übersetzern des ausgehenden XV. Jahrhunderts eine hervorragende Stellung einnimmt.

Bevor wir der Frage der Autorschaft näher treten, mögen Mitteilungen über die Überlieferung und über das Verhältnis der Handschriften und Drucke folgen.

Die Überlieferung.

Das Werk ist uns in zwei vollständigen Hss., dem Bruchstück einer Hs. und zwei Drucken überliefert, die durch einen glücklichen Zufall sämtlich datiert sind.

Vom Jahr 1465 rührt laut Unterschrift des Schreibers eine Hs., die in der Fürstl. Löwenstein-Rosenbergschen Hofbibliothek zu Klein-Heubach als M. S. Nr. 1 aufbewahrt wird. Wir bezeichnen sie mit **h.** Sie wurde zugleich mit W. in Haupts Ztschr. von Prof. Reuß kurz angezeigt[2]), ohne daß dieser ihre Beziehungen zu einander aufdeckte oder über-

[1]) Strauch in A.D.B. 35. S. 728.

[2]) Z. f. d. A. III. S. 440.

haupt erkannte, daß beides Übersetzungen der Hist. Hieros. seien. Auch in diesem Falle kam erst Graf Riant auf die richtige Spur [1]), scheint sie aber nicht weiter verfolgt zu haben. Im übrigen ist die Hs. allem Anschein nach unbeachtet und ununtersucht geblieben. Sie sei zunächst beschrieben [2]).

Anfang:

Bl. 75a'. [D]Em fúrſicht- ‖ igen Herren ‖ graue rüpprechten ze ‖ flandern vnd allen furſten ‖ Criſtenlichs gloubens / vnd ‖ liebhaberen Enbütt ‖ der kaiſer von Conſtanti- ‖ noppel hail vnd frid von ‖ vnſerm Herren Jeſum Cri- ‖ ſtum / vnd dem hailligen gaiſt ‖ O aller edleſter grauff ‖ Criſtenlichs glouben ‖ vnd tröſter Ich füge ze ‖ wiſſent diner edelkait ‖ wie das aller haillig- ‖ oſt kaiſertüm Criſten- ‖ licher kirchen ſo krefften- ‖ klichen gekrenckt vnd ‖ beröbt vnd ön vnder- ‖ lauß gewunnen wirt ‖ von den pincinatten ‖ vnd túrggen Vnd be- ‖ ſchechend vil mord ‖ vnd vnſäglich tödſläg ‖ des criſtenlichen volckes ‖

[Bl. 75a''.] So aber ir vbel tät ſo ‖ mangerlay iſt vnd vn- ‖ ſeglich das es alles nit ‖ mag geſchriben werden ‖ So will ich doch etliche ‖ ſtuck erzelen wie wol ‖ es erſchrokenlich iſt ‖ zehören vnd ouch den ‖ luſt betriebet etc. Sy ‖ beſchnydent die Júng- ‖ ling vnd die kind der ‖ criſten vff den töff ſtainen ‖ vnſerm herren Jeſum Criſtum ‖ zeſchmäch vnd ſy gieß- ‖ ent dz ſelb blüt in die ‖ töff ſtain vnd nötten ‖ ſy däruff zeharnen ‖ vnd den namen vnd ‖ gloubn der hailligen ‖ driuältikait zü verflüchen ‖ wölche aber dz nitt ‖ tün wend die martrend ‖ ſy in mangerlay weg ‖ vnd zelötzt ertöttet ſy ‖ ſye die edlen vnd erbren ‖ frowen wölche ſy vähent ‖

Ende von Blatt 75a. — Bl. 78. Ende des Briefs:

. . . . . [Bl. 78a'' Z. 12] därumb ‖ tünd därzü die wyl ‖ Ir múgent dz ir der ‖ criſtenrych vnd das ‖ gröſſer iſt Das Hail- ‖ lig grab nitt verlierent ‖ daz úber úch nit die vrtail ‖ der verdampniß ge- ‖ felt werden ſunder ‖ lön enpfauhen von ‖ Himel Amen

[D]O man zalt ‖ von der gepurt ‖ criſti Jeſu Tuſend zway ‖ [Bl. 78b'] Vnd núntzig Jär ward ‖ gehalten zelebratum ‖ in wälſchen landen ‖ gallia in dem lannd ‖ aluernia in der ſtatt ‖ clarmon ain groß Con- ‖ cilium des ain verweſ- ‖ er was baubſt vrbonus(!) ‖ genant der ander u. s. w.

Schluß:

[Bl. 174a' Z. 31] der ‖ do lebt in der gerechten ‖ [Bl. 174a'' Z. 1] Driuältikait vnd wirt ‖ glorifiziert nun vnd ‖ all zitt Amen Alſo ‖ behüben

[1]) A. O. L. I. S. 74 Anm. und Additions S. 713.

[2]) Worte bezw. Buchstaben in eckiger Klammer sind in der Hs. rot. ú steht für u mit einem Punkt über dem ersten Grundstrich. ă, ŏ steht für a, o mit übergeschriebenem u bzw. v.

die criſtenn || dz haillig gelopt land || In der ere gottes vnd || mitt ſiner hilff vnd || erten dō fúrbaß das || haillig grab mit manger- || lay gottes dienſt tag || vnd nacht ꝛc. 1465

Bl. 174b — Bl. 179 leer.

105 Folioblätter, in 9 Lagen, acht zu je 12 und einer (der letzten) zu 10 ursprünglich ungez. Bll. Das erste Bl. der ersten Lage fehlt, das 10. Bl. der letzten ist an den Deckel angeklebt. Auf der vollen, zweigespaltenen Seite anfangs 24—26, in der zweiten Hälfte bis zu 37 Zeilen.

Wasserzeichen: meist verziertes Kreuz, daneben Ochsenkopf mit Stange, Blume und Kleeblatt.

Sehr deutliche, kräftige, steile Schrift fast ohne Korrekturen, mit den üblichen (oben aufgelösten) Abkürzungen. (Die ersten Stücke des Bandes sind von derselben Hand.) Überschriften (Einteilung in Bücher und Kapitel) fehlen; wenig heraustretende rote Initialen, im Text auch rubrizierte Majuskeln, deuten die Gliederung an. Auf Bl. 165b hat der Rubrikator seine Tätigkeit eingestellt, der Platz für die 2—3 Zeilen hohen Initialen bleibt frei; eine unauffällige Minuskel nimmt ihren Platz ein. Sonderbarerweise sind Bl. 170b und 171a (ausnahmsweise und sparsam) rubriziert. — Neuer Pappeinband.

Im Jahre 1471 „An dem hailligen aubent ze weichen nächten“ vollendete Lorentz Setz eine Abschrift des Kreuzzugswerks, die im British Museum unter Add. 22622 liegt und zuerst in Pertz' Archiv (IV. S. 366) angezeigt wurde. Seit 1901 liegt eine sorgfältige und vollständige Beschreibung der Hs. vor in Rob. Priebsch, Deutsche Handschriften in England (II. S. 196 f. [Nº 239]), wodurch der Abdruck meiner eigenen Beschreibung überflüssig wird. Von Priebsch ist auch auf die beiden Drucke verwiesen und der Beginn einer gereimten Kampfschilderung abgedruckt, von der später die Rede sein wird. Priebsch macht auf eine Notiz aufmerksam, aus der der frühere Besitzer erschlossen werden könnte. Doch erledigt sich das wohl durch die Angabe des Catalogue of Add. M.S.S. acquired 1854—1860, wonach sich die Hs. im Besitz von Gottlieb Siegfried Bayer (1694—1738) befand. Er hat — auf den ersten Bll. der Hs. — ein paar Randglossen ohne bes. Interesse hinzugefügt.

Ich behalte das Sigel Riants — **l** — bei.

Von **m**, einem Münchner Fragment (Cgm. 252. Sammelband, in dem eine große Anzahl von Bruchstücken, darunter verschiedene Steinhöweliana, vereinigt sind), läßt sich das Ent-

stehungsjahr nicht mit gleicher Bestimmtheit angeben. Auf Bl. 195 b (des Mischbands) findet sich links oben am Rand die Jahreszahl 1475; von einer ihr vorangehenden handschriftlichen Notiz sind nur noch wenige Buchstaben entzifferbar, das übrige ist mit dem Papier weggefressen. Die Zahl scheint von der Hand und der Tinte des Schreibers herzurühren und würde wenigstens beweisen, daß m. nicht später als 1475 geschrieben ist.

Beschreibung von m.

Bl. 191. Die obere Hälfte (14 cm hoch) und damit der Anfang des Ganzen ist ausgeschnitten bis auf ein oben 4, unten 3 1/2 cm. breites Randstück, das die Reste eines großen bunten Initials, vielleicht auch einer Miniatur aufweist.

Bl. 191 a. Z. 16 (von unten):
liches glaubens tróſter. Ich fug zu wiſſen || deiner fúrſichtigkaytt wie das aller hai- || ligeſt kayſerthůme Criſtenlicher kyrchen || So kreſſtigklichen gedrëngkt beraubet || vnd on vnderlauß gewunnen wúrtt von || den Pyntzinatten vnd Túrcken vnd be- || ſchehen uil mordt vnd vnſäglich todſleg || Des criſtenlichen volckes / u. s. w.

Ende des Sendschreibens:

Bl. 194 a. Z. 11. Sunder lon empfahen zů. || Hymel. Amen. [Wie der. Babſt Als das Con- || ſilium geſammnet was uor sagte sein flehen || vnd ſie pätt. Damitt er das volck auff prächte.] ||

[D]O man zallt uon der gepúrtt || Criſti Tauſent fünff vnd neún- || tzigk Jare ward gehalten zů leb- || ratūm In weliſchen lannden gallicy || in dem lanndt Alluernya, Inn || Der Statt Clar°mon ain groß Conſilium || des verweſer xpi baubſt gehaiſſen Vrbanus || der ander mitt den Cardnalen vnd Biſchoffen || der römiſchen Kyrchen / das Concilium was || gar loblich geziertt uon ſampnung wegen || aller walhen vnd teútſcher Biſchoff vnd welt- || licher furſten / Do nu geordnet ward / waz || die kyrchen antreffent was / Da gienge der || babſt auß auff ain luſtigen weitten plone || wann kain geheüß mocht ſo uil volckes || Inn gehallten. u. s. w.

(Schluß des Fragments):

Bl. 201 b. Z. 1 . . . . . Da || hörtten ſie nicht auff zü ſtreytten. Aber die || vile der túrcken überwandt die manhaytt || der Criſten. Doch nach der zale So über- || traff die manhaitt. wann der trúcken (!) wúr- || den / wol Sechs maln Souil erſchlagen als der || Criſten / wiewol ſie gar vmb koment. Wann || aller erſt hortten ſie auff ze fechten. || da Jn Jre wer zerprochen waren / Da entetten || ſie Jn gottes willen Jr leben enden vnd enpfiengen || die Engel Ire ſelen / vnd ſatzten ſie zü der hymeliſchen ||

Der Rest der Seite blieb frei.

11 Folioblätter; eine Lage von 5 Doppelblättern und ein einzelnes an das erste Bl. der folgenden Hs. des Mischbandes angeklebtes Blatt. Auf der vollen Seite 31—35 (meist 32) durchgehende Zeilen. — Wasserzeichen: Ochsenkopf mit verzierter Stange, nach oben und unten. (abgebildet bei Bodemann, Ink. der kgl. Bibl. Hann. Tafel XV. 18 [links]-), Wage, Turmspitze (6 Ziegel) mit Krone. — Sämtliche Blätter sind am Rand in der oberen Hälfte benagt, doch wird der Text davon nicht berührt. Die Beschädigung hat stattgefunden, ehe das Fragment dem Mischband einverleibt wurde.

Im Text finden sich (außer Korrekturen von der Hand des Schreibers) mit anderer, dunklerer Tinte und anscheinend von andrer Hand, Einschaltungen, Änderungen am Rand und sogar einzelne Rasuren mit neuer Überschrift. (Als Jahreszahl des Konzils von Clermont war ursprünglich 1092 gegeben, wie sich noch erkennen läßt.) Für Illustrationen ift Bl. 196a nach Z. 4., Bl. 197a nach Z. 10, Bl. 199a nach Z. 6, Bl. 200a nach Z. 9 Platz gelassen. — Bl. 191b nach Z. 3 sind die rubrizierten Worte: *Y* (grüner, rot verzierter Initial) ***mnum cantate nobis de canticis Syon*** von Pneumen begleitet.

Nirgends beschrieben. Insbesondere ist auch aus dem Münchener Hss.-Katalog V. 28 nicht zu ersehen, daß in Fragment ist. Erwähnt Arch. I. 421 und von Riant, Ep. Al. Préf. 70 Anm. 4. Eine Anzahl von Varianten aus dem „Sendschreiben" das. S. 34—38 (begleiten den Text von l.)

Alle drei Hss. überliefern den Brief des Kaisers Alexius im Eingang, aber ohne Argument; in allen dreien fehlt der Sermo apolog., und es folgt dem Amen des Briefs die Historia, unmittelbar und ohne Überschrift in h, mit einem nur auf das 1. Kap. bezügl. Kopf in l und m.

Im Gegensatz dazu bieten die Drucke ausschließlich die Historia, eingeleitet durch ein kurzes mit dem Lat. nicht identisches Argument.

Der älteste Druck — **B** — ist in Steinhöwels vermutlichem Todesjahr 1482[1]) bei Hans Bämler in Augsburg erschienen. Für die schöne Folioausgabe hatte Bämler (wie schon gelegentlich[2]) erwähnt) neue Holzschnitte anfertigen lassen.

---

[1]) Darüber w. u. S. 90 f.

[2]) Vgl. o. S. 20 Würdigung der Holzschn. durch R. Muther. Es war mir lange unerklärlich, wie M., der doch sein Augenmerk allein auf die künstl. Ausstattung der Inkunabeln richtete, dazu kam, Rupertus a Santo Remigio als Verfasser anzugeben, den nicht ein einziger Bibliograph erkannt hatte. Das Münchener Expl. des Drucks (Inc. c. a. 1219) löste mir das Rätsel; darin ist nämlich unter dem

Beschreibung des Drucks von 1482 (Exemplar aus Dresden).

Blatt 1a leer.

Blatt 1b. Die ganze Seite füllender Holzschnitt, das Konzil zu Clermont darstellend. Papst Urban II. predigt von einer im Freien errichteten Kanzel herab (links). Hinter ihm ein Kardinal. Im Vordergrund, links und rechts, in verschiedenen Stellungen die Zuhörer, hohe und niedere Geistliche, Fürsten, Volk. Im Hintergrund (sehr naiv gezeichnet) Häuser, an ihren oberen Fenstern Zuschauer. — Ziemlich in der Mitte des Holzschnitts ein Band mit der Inschrift: Deus wlt.

Auf Bl. 2a beginnt der Text, zunächst ein Argument, 14 Zeilen, rot:

(H[1])ienach volgt ein warhaft v*n*nd bewerte hiſtori || wie die türcke*n*[2]) vn*d* andre geſchlecht der vngleü / || bigen die criſtelichen kirche*n* vor vil iare*n* in ma || nigerley weiß angefochten Auch vil heiliger ſtet vn*d* cri || ſtelicher lant beſtritten genôt vn*d* bezwungen vn*d* in vnd*er* || tenig gemacht haben. u.s.w. (vgl. Hain *8753).

Beginn der „Histori“:

(D[3]) A man zalt von der geburt *Criſti* || Tauſent fünff vn*d* neünczig jar. || Da ward gehalten in welifche*n* || landen in dem land Aluernia. || in der ſtat Claromon geheiſſen || u. s. w.

Schluß:

[Bl. 95a. Z. 1.] Geſegnet ſey got von allen dingen der mit gerechter vr- || teyl ſchlecht vnd wundet vndanckpere gůtigkeit wenn || er wil vnd wo er wil geſunt macht vn*d* barmherczig iſt. || Der da lébt jn der rechten driualtigkeit vnd wirt geglo / || rificiert nun vnd alle zeitt. Amen. ꝛc.

Darunter:

☙ Diſe warhafftige hyſtory hat gedruckt || Hanns Båmler zů Augſpurg vnd volenn / || det An måntag vor Jeory. Anno ꝛc. Im || lxxxij jare. ꝛc.

95 Folioblätter, ohne Custoden, Signaturen und Blattzahlen. 13 Lagen (1. Lage 10 Folioblätter, 2.—4. Lage 8 Bl., als 5. Lage folgen 5 einzelne Bl., 6.—13. Lage 8 Bl.). Auf der vollen Seite 25—29 Zeilen. Verschiedene Wasserzeichen, besonders deutlich auf dem letzten Blatt der (öfters begegnende) Ochsenkopf mit Stange und Stern. — Gotische Type.

Die Inkunabel zählt, außer dem oben beschriebenen, 47 recht roh ausgeführte, größtenteils eigens für das Buch angefertigte Holzschnitte, von denen nur 8 mehrfach benutzt sind. (Vgl. R. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance.)

Ex libris bemerkt: „Im Foliokatalog steht diese Inc. unter dem Verf. Rupertus de S. Remigio“. — Die richtige Katalogisierung geht wohl auf Docen zurück, der das Werk aus den lat. und deutschen Hss. kannte. (Vgl. w. u. S. 55. Anm. 2.)

[1]) Drei Zeilen hoher Initial.

[2]) Auflösungen sind durch Schrägdruck kenntlich gemacht.

[3]) Neun Zeilen hoher Initial. Vgl. folg. S. Z. 6.

Daneben zieren den Text Initialen in viererlei verschiedener Ausführung: 26 kleine, zwei Zeilen hohe, recht unscheinbare (für die an drei weiteren Stellen der Platz unausgefüllt geblieben ist); 47 5—6 Zeilen hohe, zum Teil hübsch geblümte Buchstaben, darunter 19 D in 5 verschiedenen Formen; 3 neun Zeilen hohe, ziemlich steife I und endlich das eben so hohe, aber sehr zierlich ornamentierte D auf Bl. 2a, das bei R. Muther l. c. I. S. 6 wiedergegeben ist.

Vgl. Grässe, Trésor III. S. 100. — Ders. Litt. Gesch. IV. 222. — Zapf, Augsburger Buchdruckergesch. I. S. 65. — Fehlt bei Ebert (obwohl ein Ex. in Dresden!). — Hain *8753. — Brunet II. 1637 (Auch Angaben über verkaufte Exemplare). — Panzer, Annalen 161 (I. S. 131). — Koch, Comp. II. 235.

9 Exemplare nachweisbar: Dresden Kgl. öff. B.; Donaueschingen; Kremsmünster; London Br. M.; München (2 Exempl.); Paris, Bibl. Riant (wo jetzt?); Wien; das neunte befand sich in der früheren Karthäuserbibliothek Buxheim (Zapf, Augsb. B. Gesch. I. 65), die Sept. 1883 versteigert wurde (Kat. Rosenthal, München).

Daß B. mit den Hss. m und l übereinstimmt, scheint Riant nicht erkannt zu haben [1], obwohl er selbst im Besitze eines Exemplars des Augsburger Druckes war [2]. Vielmehr scheint er früher die St. Galler Hs. für die Vorlage des

[1]) Ep. Al. Préf. 68: Au XVme siècle c'est encore l'Allemagne qui nous en [Robert] donne une traduction imprimée ....

[2]) Ep. Al. Préf. 68. 5. — Rec. III. Préf. 51—55. Dieses Exemplar war den Herausgebern der Historia Roberti im Recueil zur Verfügung gestellt. Sie druckten das kurze Argument und die Schlußschrift ab, zusammen 9 Zeilen, und bemerkten dazu: On lit en tête le préambule suivant, dont nous reproduisons exactement l'orthographe..... Nun mag ja ein Fehler bei einer Wiedergabe der gotischen Lettern, die dem Franzosen so ungeläufig sind, unterlaufen. Weniger ist schon verzeihlich, daß bei einer ausdrücklich als exakt angekündigten Wiedergabe s und ſ, sz und ß, u, ä, ö, ü und ů, å, ŏ, ů nicht unterschieden sind, während doch andrerseits die Abkürzungen (freilich wieder nicht konsequent) unaufgelöst bleiben; daß ferner der Zeilenschluß unangedeutet bleibt; daß nicht erwähnt wird, daß das Argument rot, die Schlußschrift schwarz gedruckt ist; daß Interpunktionszeichen (Punkte) stehen, wo keine hingehören, und dort fehlen, wo sie zu stehen haben. Was soll man aber dazu sagen, daß neben all den angeführten Ungenauigkeiten in den 9 Zeilen noch 15 Druckfehler begegnen? Es hat der Recueil: türkē statt türckē, auch statt Auch, betzwungen statt beczwungen, undertenig statt vnd' tenig, zeberuffen. statt zeberůffen, zevolbrigen statt zeuolbrīgen, ungleübigen statt vngleübigen, zeziehen statt czeziehen, als statt Als, in statt In, an statt An, nachvolgenden

Drucks gehalten zu haben; die betreffende Mitteilung des Recueil geht gewiß auf ihn zurück: die Worte „M. Paul Riant nous *signale* encore [1]) . . .“ lassen sich kaum anders deuten. — Riant dachte wohl deshalb an keinen Zusammenhang von l, h und B, weil dem letzteren der Brief fehlte. — Ich finde überhaupt nur bei Strauch [2]) die kurze Notiz, daß „diese deutsche Prosa“ auch „handschriftlich erhalten“ sei; nachgewiesen ist sie a. a. O. nicht.

Volle 20 Jahre hat B. allein den Markt beherrscht, — wenn man nicht die holl. Ausgabe als nd. Seitenstück, durch Bämler angeregt, betrachten will. Erst 1502 hat der Augsburger Drucker Lucas Zeißenmair versucht, dem Buch, das diesmal handliches Quartformat erhielt, neue Absatzgebiete zu erschließen. Hatte schon Bämler es äußerlich den „hüpfchen hiſtorien“ zugesellt, mit deren Veröffentlichung er so großen Erfolg erzielt, so spricht sich in **Z.** dies Streben noch deutlicher aus im weniger vornehmen und darum billigeren Gewand und dann in dem neuen Titel, den ihm der Drucker verlieh: Hertzog Gotfrid etc. Er schmückt in außergewöhnlich großen, xylographierten Charakteren die bei B. leere Vorderseite des ersten Blattes [3]).

Beschreibung des Drucks von 1502 (Exemplar aus Berlin).

Blatt 1a (keine einzelnen Lettern, sondern Stock):

Hertzog Gotfrid || wie er wider die Tür || gen vnd Hayden ge- || ſtritten vnd dz heylig || Grab gewunnen hat. ||

Der übrige Teil der Seite, mehr wie die Hälfte, leer.

Blatt 1b: Die ganze Seite füllender Holzschnitt, das Konzil zu Clermont darstellend. Papst Urban II. auf der Kanzel einer gotischen

---

statt nach uolgenden, historien statt Hiſtorien, vollenndet statt volenn det, Jeorg statt Jeory.

— Verglichen mit dem Münchener Exemplar. — Hain *8753 hat, von zwei kaum nennenswerten Ungenauigkeiten abgesehn, alles richtig.

[1]) Rec. III. Préf. 52 Anm. 2.

[2]) A. D. B. 35. S. 731.

[3]) Dieselbe Manier, den Titel hervorzuheben, findet sich auch in andren Z'schen Drucken, z. B. im Buch Die Hymel ſtraß von 1501. — Klemm, Kat. Nr. 558.

Kirche; hinter ihm ein andrer Geistlicher. Zu seinen Füßen, teils stehend, teils sitzend, meist mit gefalteten Händen ihm lauschend, Angehörige des Klerus und Laien. Über der Menge ein Band mit der Inschrift DEVS · WLT.

Auf Blatt 2a beginnt der Text:

(H)Ienach volgt ein warhaff || te vnd bewerte Hyſtori wie || die Tůrcken vnd andere ge- || ſchlechte d*er* vnglaubigen die || Criſtenlich kirchen in men- || gerley weiß vor vil iaren an || gefochte*n* vn*d* vil heyliger ſtet || vn*d* criſtenliche lannd beſtri || ten. genôt. betzwunge*n*. vn*d* yn vndertenig gemacht || haben. u. s. w.

Schluß Bl. 110b. Zeile 3—11:

ↄ Das vn*d* || vil anders vinden wir in den bůchern der Pro- || pheten die do ziment vnd dienent zů der erlôſung || der ſtat Jeruſalem. Geſegnet ſey gott der herr vo*n* || allen dingen. der mit gerechter vrtail ſchlecht vnd || wundet vndanckpere gůtigkeit wenn er will vn*d* || wo er will. vnd wider geſund macht vnd barm- || hertzig iſt. Der do lebt in der heyligen triueltigkeit || vnd wirt geglorificirt nun vnd alle zeit. Amen. ||

Darunter:

ↄ Diſe warhafftige Hyſtorj hat gedruckt || Lucas Zeiſſenmair zů Augſpurg. Vnd || volenndet am afftermontag vor Jeorij || Als ma*n* zelt nach d*er* geburt Criſti vnſers || herren Fünfftzehehundert vn*d* zwey iar.

110 Quartblättern, ohne Custoden und Blattzahlen, in 14 Lagen verteilt, die ersten 13 8, die letzte 6 Blätter umfassend, mit den Signaturen aij—aiiij, bj—biiij u. s. w. oj—oiiij. Auf der vollen Seite 27 Zeilen. Gotische Type. Keine Holzschnitte außer dem oben geschilderten. Dafür enthält der Druck 82 xylographische Initialen in sehr verschiedner Ausführung (43 D in 5 Formen), 8—9 Zeilen hoch, stets angewandt zur Bezeichnung der Kapitelanfänge.

Im Berliner Exemplar sind die Blätter 24 bis 31 incl. vor die Blätter 7—23 incl. gebunden.

— Vgl. Zapf, Augsb. B. II. 7. Panzer, Zus. zu den Annalen S. 96 Nr. 530b. Ebert, Bibl. Lex. Nr. 8638. Brunet II. 1638. Goedeke II. S. 19. Graesse, Trésor III. 100. Weller fehlt. Maltzahn, Deutſcher Bücherſch. I. 1192.

7 Exemplare nachweisbar: Berlin, Königl. Bibl.; Brüssel; London Br. M.; München, Hof- u. Staatsbibl. 2 Expl. (das eine Expl. wohl aus St. Ulrich [Zapf]); Nürnberg, Germ. Mus.; St. Petersburg.

Mit dem Druck des Hertzog Gotfrid scheint Zeißenmaier seine Augsburger Tätigkeit, die im ganzen 7 Jahre, 1495 bis 1502, umfaßte[2]), aufgegeben zu haben, um dann in Wesso-

[1]) Im Expl. des British Museum hat auch die letzte Lage 8 Bll.; die beiden letzten Bll. blieben unbedruckt.

[2]) Oder 8; vgl. Beiheft V (14) zum C. Bibl. W. S. 169, wo von P. Gottfr. Reichhart 1494 als Jahr seines ersten Drucks angegeben ist.

brunn in Oberbayern — wie lange, ist unbekannt — zu wirken[1]).

Als Übersetzung von Roberts Historia wurde Z erkannt von Docen[2]), dessen Angabe, wie es scheint, Maßmann[3]) übernahm: nach dem ersten soll Z verschieden sein von M, nach dem letzteren von m.

Das Verhältnis der Handschriften und Drucke.

Die Vergleichung der Überlieferungen ergibt zur Evidenz die Zusammengehörigkeit von l, B, Z und des Fragments m. Dieser Gruppe, die **Y** heißen mag, steht h allein gegenüber. Verglichen wurden die vier ersten Bücher und das neunte (= letzte).

h steht Robert[4]) näher an folgenden 105 Stellen, wo die Vertreter von Y gemeinsam ferner stehen, insbesondere z. B. eine gemeinsame Lücke aufweisen[5]):

1. R. 727 consilium . . . *cui papa* Urbanus . . . *praefuit* h 78 b′ ain . . . Concilium *des ain verwefer was* baubſt vrbonus: Y (13 b) ain . . . Conſilium *Des verweßers* [B, Z, m: + Criſti] baupſt gehaißen Vrbanus. **2**. R. 728 agilitatem corporum h 79 b′ ſchicklichait des lybes: Y (14 a) fehlt. **3**. R. 729 *qui*cumque . . . habue*rit* . . . Qui . . . voti compos regredi volue*rit*, inter spatulas retro pon*at*; h 81 a″ wöll*er* wille habe . . . wölh*er* . . . verbring*t* vnd wider haim ker*ett der* ſol . . . Y (15 b) welhe willen hab*ent* wölliche . . . vol bring*ent* vnd wider haim kör*ent* die füll*ent*. **4**. R. 732 Hic . . . iter arrip*uit* h 82 b′ zo*ch* Y (16 b) zo*gten*. 5. R. 732 prohibueratque *illis* h 82 b″ vnd verbot *Inen* auch Y (16 b) . . . *dem volck*. **6**. R. 733 congregatio . . . quae bono *auctore* non gubernatur h 83 a′ volck das nitt ain gütten *fürer* hat Y (17 a) . . . *willen* . . . 7. R. 733 *et* juxta h 83 b′ *vnd* zü ainer ſytten Y (7 b) läßt *et* unübersetzt.

---

[1]) Klemm Cat. S. 265.

[2]) Arch. I. 421 zitiert Docen aus dem (älteren) Münchener Hss.-Katalog: „P. 213. Übersetzung von des Robertus de St. Remigio Gesch. des Kreuzz. unter G. v. B. (verschieden von der deutschen anonymen Ausg. 1502, in Panzers Ann. Suppl. S. 96 [wo aber Robert nicht genannt ist!]) Eine 2. Hs. p. 269.“

[3]) Maßmann, Kaiserchr. S. 1105: Z . . . „verschieden von Cod. Monac. Catal. p. 269“. —

[4]) Robert in der Ausg. des Recueil, im folgenden kurz **R**.

[5]) Die laufenden Nummern der besonders beweiskräftigen Beispiele sind durch den Druck hervorgehoben.

8. R. 733 *Christianos* h 83 b″ die *criſten* Y (1 7 b) die *vnßern* [1]. 9. R. 733 Quid *plura* h 83 b″ was ſol ich *me* ſagen Y (1 7 b) läßt *me* aus. 10. R. 733 *sola* mors h 83 b″ *allain* der toud Y (1 7 b) der tod. **11.** R. 734 cum multis *aliis* h 84 a′ mit uil *andern* Y (1 7 b) mit vil der *ſeinen*. 12. R. 735 necem . . . *fortiter* vindicabant h 84 b″ *ritterlich* Y (1 8 a) fehlt. 13. R. 736 flante vento plerosque . . . *combusserunt* h 85 a″ vnd . . . kam ain wind . . . vnd *verbrant* jr vil Y (= l. B. Z. da m von nun an fehlt) *verdarb* [(1 8 b) verdarb*en*]. **14.** R. 739 Dicam aquiloni : Da *et austro :* Noli prohibere h 86 a″ vnd ſprich zu dem norden nun *gib vnd zû ſudden* du ſoltt mir nitt widerſtaun Y (1 9 a) . . . Nun *gib vncz zû friden* . . . 15. R. 740 nutri*tos* suos h 86 a″ Jre in won*er* Y (1 9 a) jren ein won*unge* (B 10 a) ire jn won*unge*. 16. R. 741 fratres *nostri* h 88 a′ *vnſer* . . . brieder Y (1 10 b) *main* . . . prüder. 17. R. 741 haec *divina* militia h 88 a″ ſölche *götliche* ritterſchafft Y (1 10 b) *divina* unübersetzt. 18. R. 742 tam mediocres quam potentes, senes quam juvenes, servi quam domini h 88 b′ die mächtigen vnd die mittelnig *vnd die* alten vnd die Jungen herren vnd knecht Y (1 10 b) die mächtigen vnd mitlen *der* alten vnd die [B 11 b *der*] jungen knecht . . . **19.** R. 742 cum parvulis *ac mulieribus* h 88 b′ by den kinden *vnd wyben* Y (1 10 b) fehlt. **20.** R. 743 *Volebat namque ut* sibi omnes fidelitatem facerent h 88 b″ *wann er wolt das* ſy jm alle gelopten Y (1 11 a) *So wolt er mit in reden das* . . . 21. R. 744 cum magno . . . *detrimento* h 89 b′ mit großem *ſchaden* Y (1 11 b) mit großen *ſchanden*. 22. R. 744 ad *portam* civitatis h 89 b″ vntz *an die portten der* ſtatt Y (1 11 b) bis *an die ſtat*. 23. R. 745 et *telis ac sagittis volantibus* h 90 b′ vnd ließen . . . *flyegen irre ſchoß* Y (1 12 a) fehlt. 24. R. 745 (castellum) . . . *cum ipsis habitatoribus* igni combusserunt h 90 b′ vnd uerbranten das ſchloß *vnd die türggen* Y (1 12 b) fehlt. 25. R. 746 *duo millia equitum* h 90 b″ *zwaytuſend harnaſch* Y (1 12 b) *zway hundert man*. 26. R. 747 *Indigenae* terrae illius h 91 b′ *lantlút* Y (1 13 a) *lüt*. 27. R. 747 dux . . . *exercitus* h 91 b′ ain hoptman des *hores* Y (1 13 a) des *volckes*. **28.** R. 747 *suffusus* (10 mss.: suffus*is*) *ora fletibus* h 91 b″ *mit übergoſſenenn wangen* Y (1 13 b) Mit *über großem wainen*. 29. R. 747 regenerat*i* estis (Ihr seid) . . . h 92 a′ Als núw geborn*e* kind*er* . . . Y (1 13 b) als *ain* new gepor*ens* kind*lin*. **30.** R. 749 tota civitas cum suis habitatoribus *et ipso imperatore* h 93 a′ die ſtatt vnd alle inwoner *mit dem kaiſer* Y (1 14 a) fehlt. 31. R. 750 *caput* Occidentis h 94 a′ ain *höpt* gen occident der occidentiſchen criſtenhait Y (1 15 a) ain *ſtat* der Occidentiſchen criſten. 32. R. 750 Haec (urbs) . . . fecunda *est* pingui territorio et omni marinarum *divitiarum* mercimonio h 94 a′ die ſtatt *iſt* . . . [Y (1 15 a) *hat*] . . . ain faiſt gnügſam gegennd vnd was das mer von köffman *ſchatz* [Y kaufman*ſchaft*] er

---

[1] Diese Stelle fällt allerdings deshalb weniger ins Gewicht, da h konsequent „criſten“, Y fast durchweg „die vnßern“ bietet, welcher Gebrauch R. entspricht. Vgl. w. u. S. 82.

tragen mag das haut ſy die gydi. 33. R. 750 orientalis ***Christianitas*** h 94 a′ die *criſten* in orygentt Y (l 15 a) die *ſtet*. 34. R. 755 usque Nicomediam dux . . . *prae*misit h 94 b′ Dar vmb ſendet hertzog gotfrid (vier tuſent man) ***vorhin*** Y (l 15 b) läßt *vorhin* aus. 35. R. 758 in ***lacum*** h 96 a″ in *See* Y (l 17 a) in das *waſſer*. **36**. R. 758 ***Septem*** itaque ***hebdomadibus*** et tribus diebus h 96 b″ *ſibn wochenn vnd* dry tag Y (l 17 b) hat nur *drey tag*. **37**. R. 759 equos . . . ***refocillaverunt*** h 97 a″ vnd ***füttertenn*** [Y (l 17 b) ***fůrotten***] jre pfärd. 38. R. 760 quidam ***rivus*** h 97 b″ by ainem . . . ***bach*** Y (l 18 a) bey ainem . . . *waßer*. **39**. R. 761 ***Nostris illa dies*** nimis exitiabilis ***esset*** h 98 b′ der tag wäre ***allem*** Criſtenlichem volck töttlich geweſen Y (l 18 b) ***die*** tag wärent ***allain*** (!) vnſtöme töttlich geweßen. 40. R. 761 mulieres lamentantes ***mortuorum corpora*** h 98 b″ Die frowen die clagten ***die die erſchlagen wauren*** Y (l 18 b) . . . erclagten ir ***erſchlagen manne***. 41. R. 761 pene***trarunt*** h 99 a′ Alſo durch***drungen ſy*** Y (l 19 a) Alſo durch ***trang er*** 42. R. 763 ***Dextera*** tua, Domine, percussit inimicum et in multitudine ***gloriae tuae*** deposuisti adversarios nostros. Dixerat inimicus : etc. h 100 a′ din gerechte [Y ***rechte***] hand haut geſlagen den vyend vnd in der maniguältikait ***diner*** glory häſt du [a″] geſetzt vnſer widerwertikait vnſerre vynde ſprach Y (l 19 b) . . . vnd in der manigvaltikait [20 a!!] *D* (rubriziert) ***ein*** glory haſtu ***ab***geſetzt *V* (rubriziert) nßer widerwertikait der veind ſprach. (B 23 b) . . . vnd in der manigueltigkait ***dein*** glory haſt geſeczt vnſer widerwertigkeit. Der veind ſprach. (Z 25 a) . . . vnd in der manigfeltigkeit ***deiner*** glori haſt du geſetzt vnſer widerwertigkeit. Wann der veind ſprach[1]). **43**. R. 764 totam ***Romaniam*** h 101 a′ dz gantz ***Romanian*** Y (120 b) das gancz ***römer land***. 44. R. 765 Hic (Solimannus) quum eos vidisset ***et Arabes illum*** h 101 a″ da aber ſalomanus die wäppner an ſach ***vnd ſy in auch*** Y (120 b) fehlt. **45**. R. 765 Magna vos vexat insania h 101 b′ O wie groſſe ***vnfälde*** raiſſet úch ze ſtryttend Y (120 b) O wie gros iſt diße [B die] macht die vns jagt. 46. R. 765 ***Nondum*** cognovistis h 101 b′ ir kennent ***noch nitt*** Y (120 b) Ir kennet ***nit***. 47. R. 765 Nonne in tantum devicer***amus eos*** h 101 b′ Wir mainten vnd (nun?) hetten ***wir ſy*** alſo überwunden Y (l 21 a) Nun wie ***ſy vns*** alſo überwunden. 48. R. 765 ne illorum ***oculus*** vos consideret h 102 a″ dz úch Jre ***ougen***

[1]) Den l und B gemeinsamen Fehler (***dein*** glory) hat Z leicht verbessern können. Vgl. w. u. S. 64. Ich habe geglaubt, die ganze Stelle hierhersetzen zu sollen, weil sie das Durcheinander in der Überlieferung kennzeichnet. Keine Lesart ist für sich ohne das Lat. verständlich, jede hat Richtiges neben Falschem. h übersetzt ***dextera*** und ***de***posuisti falsch und ***inimicus*** gar nicht; denn ***vnſerre vynde*** ist Übersetzung von ***adversarios nostros*** und entweder Apposition zu ***vnſer widerwertikait*** oder in der Originalübers. (St.) zur Auswahl daneben gestellt. — l allein hat ***ab***geſetzt, mit B und Z (= Y) scheint es durch das in St. doppelt vorkommende ***veind*** (bzw. *-e*) zu einer Auslassung veranlaßt worden zu sein.

nitt erfechent Y (121 b) das *fy* ewch nit erfechen. **49**. R. 766 Nam ***depraedantes eorum possessiones domos incendebant*** h 102 b'' wann fy ***machten fackmann in Jren húfern*** vnd ftieffen dann ain fúr där in vnd ***verbrantten dz land*** nach in Y (121 b)[1]) Wann fy ***mochten jrer heüßer nit*** vnd ftießen dann füir dar ein. **50**. R. 766 terram ... ***desertam*** h 102 b'' ain ***wieft*** land Y (121 b) ain ***veft*** land. **51**. R. 769 Hanc (urbem) ... petiit ***alter miles*** h 104 b Die ftatt begeret ***ain ritter*** Y (123 a) Die ftat begert ain***s*** andern ritters (B 28 a) ... ain ander***n*** ritter. 52. R. 770 hac ... ***semita*** h 105 b' durch den ***weg*** Y (123 b) Durch den ***perg*** (B 29 a) Durch dz ***gepyrg*** (= Z). 53. R. 771 (regia civitas) ab Antiocho ***rege*** constituta h 106 a' ... von ***dem kúng*** anthiochia (!) ward fy gebuwenn Y (1 23 b) Von Anthiochia (!) [B 29 a Anthyocho] gepawen. 54. R. 771 (castrametati sunt) super ***ripam fluminis*** h 106 b' ***vff dem veld an dem waffer*** Y (124 a) Da legertten fy fich ***auf das waffer***. **55**. R. 775 foveas frumento ***et hordeo*** h 107 a' groß grůben mit körn ***vnd gerften*** Y (124 a) ... mit korn ***in den gertten*** (B u. Z : gårten). 56. R. 777 ***majus*** ... gaudium h 108 b'' ***gröffere*** fröd Y (125 b) ***große*** fräde. **57**. R. 778 Conservatur ***justo*** substantia peccatoris h 109 a' des funders güt wirt behalten ***dem gerechten*** Y (1 26 a) Des fünders gůt wirt behalten ***dein gerechtikait***. 58. R. 779 jam omnes nostri ***eos*** persequebantur h 110 a'. Alfo jagten die criften ***die hayden*** Y (126 b) fehlt. 59. R. 780 ... ***tot*** triumphantium palmis insigniri h 111 a' mit ***fo uil*** fig krentzlin gekrienet ze werden Y (127 a) ***fo uil*** fehlt. **60**. R. 780 ***Nunc tentat vos per inopiae molestias*** h 111 a'' ***yetz verfúcht úch gott mit aramüt*** Y 127 b fehlt! **61**. R. 780 ***si aliquis ... superesset*** jure ille conqueri potuisset h 111 a'' ***welcher denn beliben wäre*** der möcht wol klagen. Y (127 b) ***Were den*** [B 34 a der] ***vnßere*** (!) [B vnfeern (!)] ***mere*** der mochte fich [B fy] wol clagen. (Z = B) 62. R. 783 agmina ... et ***esse*** eorum h 114 a' dz hör ... vnd Jren ***fchick*** Y (129 a) das hör ... vnd jren ***fchylt***. **63**. R. 784 ... ***plures in flumen praecipitantur, et quos unda tenebat, celeri rotatu involutos absorbebat*** h 114 b'' ***vnd wurden ir uil in dz waffer geftoffen derfelben mocht kainer vß kommen***. Y (129 b) fehlt. 64. R. 784 capita ... posuerunt, ubi ***legati*** admiraldi Babyloniae habebant hospitium h 115 a' die (totten haupter) legten fy für die herberg ***der legåtten*** des kúnges [a''] von babylonien Y (130 a) ***der legåtten*** fehlt. **65**. R. 785 ***qui egestatis mœrore paene consumpti erant*** h 115 a'' (am Kapitelschluss!) ***nach jrem fo klåglichen trübfäl vnd trurigem lebenn*** Y (130 a) fehlt. 66. R. 785 qui ***castrenses*** (Codex D : ***operarii***) ad hoc opus peragendum non sufficiebant h 115 a'' wenn fy hetten nitt gnüg ***zymerlút vnder dem hör*** darzü Y (130 b) wann ***der vnßern*** warent nit gnůg dar zue. **67**. R. 786 ***difficultas*** itineris ***angusti*** h 115 a'' die ***enge*** des wegs Y (130 b) des ***ruggen*** (!) des wegs (B 38 a) ***der weg des rucken***(!) (= Z). **68**. R. 787 ***In hoc proelio persecutus est unus mille*** h 117 b'' ***In dem ftryt do gächet ain crifte*** [118 a'] ***Tufent túrggen*** Y (131 b) fehlt.

[1]) Z kürzt an dieser Stelle, so daß es hier keine Parallele zu I u. B bietet.

R. IX. Buch.

69. R. 863 circa *ecclesiam* Sanctae Mariae, matris Domini h 162b' by *der kirchen* der mütter gottes maria Y (169a) fehlt. 70. R. 865 quos . . . *incunctanter tamen* invadunt h 163a" dennocht *vnderftunden* fy fich . . . die túrggen anzerennen Y (169b) Dannocht *zweiflotten* fy die türcken an ze rennen. **71.** R. 865 Tunc ibi *mortuus est* Achardus h 163a" do *kam vmb* achardus Y (169b) Da *kam* Achardus (*um* fehlt!). 72. R. 865 *Arabes et Turcos* h 163b' die *türggen vnd die arabyer* Y (169b) die türcken *Arabia* (B und Z) . . . *von arabia.* **73.** R. 865 *Tanta quippe sitis erat* in obsidione h 163b" *wann fo groffer durft* was in dem hör Y (170a) fehlt. 74. R. 866 et cruces ac reliquiae *et* sacrata altaria deferuntur h 164a' vnd trügen do das hailtum *vnd* iren gewychte altär her fúr Y (170b) . . . *auf* jre geweicht altare. 75. R. 868 Dux vero Godefridus *non arcem, non aulam,* non aurum, non argentum, non quaelibet *spolia* ambiebat; h 165a' hertzog gottfrid der fúchet weder gold noch filber *noch paläft* noch kainerlay *güttes nam er nit* Y (171a) Herczog gotfrid fůchet weder gold noch filber noch *edel geftain* [1]) oder kainerlai *naume* [*naume* fehlt B und Z]. **76.** Interessante *Umstellung von Y*, einziger Fall dieser Art: R. 868 et irrisiones et contumelias quas peregrinis intulerant, ulcisci cupiebant h 165a" vnd die fchmach wolt er ye vergelten die den pilgerin gefchehen was die dz haillig grab begertten ze fûchen. Y (171a) Die das hailig grab begertten ze fůchen vnd die fchmach wolt er vergelten die an den pilgrin befchehen war (In B geht dem *.Die* sogar ein Punkt vorher. Ein sinngemäßer Anschluß an den vorhergehenden Satz ist ausgeschlossen). **77.** R. 868 . . . a (summo) capite usque ad *renes* h 165a" von der achfel vncz vff die *nieren* Y (171b) von den achßlen bis auf die *knye.* 78. R. 868 . . . *de tanta maceratione, de tanta clade* h 165a" *von dem gefchleg* Y (171b) fehlt. 79. R. 868 Erat autem Jerusalem tunc referta *temporalibus* bonis h 165b" die felben zitt do was ierufalem uol aller *zyttlicher* rychtung Y (171b) fehlt. **80.** R. 869 . . . Luciferum qui suo se conferre voluit *creatori* h 166a' . . . lucifer der finem *fchöpffer* glych wolt fin Y (172a) lucifer Der feinem [B fein] geleich wolt weßen. 81. R. 869 (copia Turcorum) . . . quae libentius *fugisset* si sumptis alis *volare* potuisset h 166a' die lieber geflochen wären Y (172a) geflogen (es geht nämlich weiter: (h) hättend fy flügel gehöpt hinweg zefliegend). 82. R. 869 *servituti suae* plurimos reservaverunt h 166a" fie behielten jr uil lebend *zů Irem dienft* Y (172a) . . . *die in dienen muften.* 83. R. 870 quia in illo regimine *talem se* exhibuit quod ipse magis regiam dignitatem quam regia dignitas *ipsum* commendavit

[1]) „noch edel geftain" ist also Zusatz von Y. — Recht zweifelhaft kann man sein, ob h oder Y die ursprünglichere Übersetzung von spolia bietet. „naume" entspricht dem lat. durchaus. Vgl. übr. R. 879 innumera *spolia*, wo h 172b' ain vnzalberen *aum*, 178a ainen vnzalbern *naume* und B 93a ein vnzalbere *name* hat.

h 166 b' wenn er hielt *ſich* in dem regiment *als ordentlich dz* die kúnglich wirdikait mer von ſinem regyren gelopt ward wann *er* von dem kúngrych Y (172 b) Wann er hielt in dem reygimet (!) Als [B 87 a Alſo] das die künchlich wirdikait mer von ſeinem regieren gelobt ward dan von dem künickreich. **84**. R. 870 Congruum quoque deinceps erat ut *qui sibi gubernatorum corporum* decenter et decentem *elegerant*, rectorem animarum pari modo proponerent h 161 b'' es was ǎch billich *Dǎ ſy ain regierer des libes erwelet hätten* dz ſy ire ſellen ǎch verſehen mit ainem hierten Y (172 b) . . . *dz* ſy ain regierer *in die gaiſtlichait erwölten*. 85. R. 870 ipso *die* h 161 b'' vff den ſelben *tag* Y (173 a) Auf den ſelben *wege*. 86. R. 871 Est autem Neapolis civitas *Cariae* h 167 a'' Neoplis lyt in *Carra* Y (173 a) in Syria. 87. R. 871 *Clem*entem, immo *dem*entem, h 167 b clemens . . . bas *demens* Y (173 b) Clemens . . . pillicher . . . *Amens*. 88. R. 873 . . . *orationes constitueret* h 168 b' vnd *gebet ordnet* Y (174 b) vnd *potte vnd* ordnet. 89. R. 873 Erat autem *feria VIta* in qua Salvator . . . h 168 b'' es beſchach *an ainem frytag* als gott . . . Y (174 b) Als beſchach als got . . . **90**. R. 874 *Des*cendit . . . rex . . . in vallem h 169 a' der kúng zoch *ab* . . . in ain tal Y (175 a) Der künig zoch *aber* . . . (B 89 b) *Aber* der künig zoch . . . (!) **91**. R. 874 Eustachius et Tancredus et *Guaston de Behert universique pedites cum sagittis et pilis* et telis h 169 a' euſtachius auch Tancredus vnd *Hergnaſtus von behort vnd die füßknecht* die dǎ ſchúczen wauren Y (175 a) E. vnd T. die waren bey den füß knechten vnd ſchüczen. **92**. R. 877 . . . omniumque prorsus hominum gens pauperrima . . . *rubigo* et scoria h 171 a' von dem ellenden armen *roſtigen* geſlächt der mentſchen Y (176 b) von dem armen ellenden *abgefaymten böſſen* menſchen vnd volck oder geſchlecht der menſchen. 93. R. 877 quam turpiter *hodie* dehonestaris h 171 a'' wie ſchentlich wierdeſt du *hútt* enteret Y (177 a) *hodie* unübersetzt. **94**. R. 877 *qui alios prosternere consueverunt* h 171 b *Die vor ir vyend geſchlagen hǒnd* Y (177 a) fehlt. 95. R. 877 Proh dolor! omnia *nobis* cedunt in contrarium h 171 b alle ding ſind *vns* laider widerwärtig Y (177 a) Ach laider alle ding ſind widerwärttig. **96**. R. 878 Quidam . . . *palpitabant* et Clementi . . . *maledicabant* h 172 a' ettlich *wanden ſich* . . . vnd *verflüchtent* den clemens Y (178 a) Etlich *waintten ſich*(!) [B 93 a weinoten] . . . vnd *füchten* [B verfüchten] den Clemens. 97. R. 879 equos et jumenta, mulos et mulas, asellos et asinas et *dromedarium unum* h 172 b' pfert eſel múler rinder vnd *ain trumetterin* Y (178 b) pfärd eſſel meüller rinder *kämel* vnd trumentary (B 93 a tromedary). 98. R. 879 Standarum quod in summitate argenteae hastae pomum habebat aureum h 172 b' das baner das ſy ſtander haiſſend dz *hett* vff einer ſilbrin ſtangen ain guldin knopff Y (178 b) Da (!) [B Das] panner das ſy ſtandum [B ſtandarum] haißent Das *ſtat* auf ainer ſylberin ſtangen *vnd* hat . . . 99. R. 879 Plerique . . . se *volutabant* inter mortuorum corpora h 172 b'' ettlich die *walgetten* ſich vnder in (den *erſtochnen*) Y (178 b) Ettlich legten ſich dar jnn (ins *Blut*). **100**. R. 880 *cum divinis laudibus et . . . laudes Domino prae-*

conantur h 173a' . . . *mit Göttlichem lob vnd ward lob gesagt gott dem herren* Y (178b) fehlt. 101. R. 880 De his peregrinis *et* portis h 173a' von den bilgerinen *vnd* portten Y (178b) von den pilgrin *Von den* portten (B 93b) Die pylgram *von der* portten. 102. R. 880 *pridie idus Augusti* h 173a" (Kapitelende) *pridie ydus augustus* Y (179a) fehlt. 103. R. 881 *tanta* abundantia h 173b' *so* grosse genügsame Y (179b) fehlt *so*. 104. R. 882 Adducam filios tuos de longe argentum . . . *cum eis* h 174a' Ich will dine kind von ferne *zů dir fürenn* vnd silber vnd gold *mitt innen* Y (79b) . . . füren zů silber vnd gold. 105. R. 882 *Per omnia et super omnia* benedictus Deus h 174a' gesegnott sy gott . . . *vor allen dingen Vnd über alle ding* Y (180a) . . . got von allen dingen (d. übr. fehlt).

Ferner hat Y [1]) Zusätze gegen h + R [2]):

1. R. 736 . . . plerosque de hostibus combusserunt h 85a" . . . vnd verbrant Jr vil. Y (18b) *vnd verdarben* (B 9a *verdarb*) *ir vil von dem füir Da mit* (B *Darumb das*) *sy die cristen verderbt wolten han.* 2. R. 739 Interea, dum haec aguntur, de remotis . . . partibus, excitavit Dominus comites duos Y (19a) In den zeitten als das geschach erwecket got *das volck* aus verren (h 85b' got von den verren) landen . . . zwen grauen. 3. R. 742 Edixerat . . . subdolus imperator ut omnes (Iherosolimitani) *caperentur* Y (111a) der vntrëw bös listig kaißer het gepotten Das man alle die solt *haißen* vachen (B 12a vahen *heissen*) h 88b" *haißen* fehlt. 4. R. 742 *Volebat* namque *ut* sibi omnes fidelitatem *facerent* (ut . . . suum esset) Y (111a) So wolt er *mit in reden* das sy jm alle gelopten . . . h 88a" wann er wolt das sy etc. 5. R. 744 *Dux* cum suis Y (111b) . . . der *gros* herczog mit den seinen h 89b' *gros* fehlt. 6. R. 748 Mens enim fraude plena *semper* anxiatur et est sollicita; et quod machinatur alteri, pertimescit semper sibi machinari. Sed nostri prorsus hoc non quaererebant. h 92b' wann ain vntrúw gemütt gedenckt *allweg* ander lútt haben auch vntrúwe gemüt Aber das was nit der cristen mainungen Y (114a) Wan vntrew gemüt gedenckt ander haben (B 14b an erhaben) synn vnd vntrew *Als dz gemain sprich wort ist Was der pock an jm selbert waist Das versicht er sich an der gaiß* Aber das was nit die mainung der vnßern. 7. R. 778 *ut falcator messem* Y (126a) als das korn von den *endlichen* schnittern h 109b" Als dz koren vor den schnittern. 8. R. 779 Dominus . . . *fideles suos reficiebat* Y (126b) Das got die seinen speißen wolt . . . *den fürsten der* cristen zetrost (h 110a" . . . den cristen zetrost). 9. R. 786 ut alter

---

[1]) Y = l, B, Z; so lange m den Text begleitet, sind solche Zusätze nicht nachweisbar.

[2]) Ausgeschlossen ist natürlich nicht, daß h erweiternde Übersetzung von St. gelegentlich wieder gekürzt hat und so *zufällig* wieder mit R übereinstimmt; das wäre z. B. recht wohl möglich — und ist für mich aus inneren Gründen wahrscheinlich — in Beispiel **6**.

Golias Y (131 a) Das er zů golliam *dem rißen* (B 39 a zu *dem ryſen* Golyas) geſchäczt ward h 116 b″ *d. r.* fehlt. 10. R. 868 fügt Y ein (171 a) *noch edel geſtain* vgl. S. 59 Beispiel 75. 11. R. 869 Elliminatis . . . inimicis *ab urbe* pacifici nominis Y (172 b) Da aber all veind aus der *fridlichen* ſtat des fridlichen namens vertriben waren h 166 b″ . . . *vß der ſtat* des fridlichen namen. 12. R. 877 . . . milites innumerabili pretio conduxi Y (176 b) Die . . . ritter han ich *geſöldet vnd* beſtellet vmb vnzalberlichen ſolde h 171 b′ . . . hab ich beſtelt Vmb vnzalberen ſold. 13. R. 879 werden mit der übrigen Beute an Vieh von Y „kämel“ angeführt; vgl. S. 60 Beispiel 97. 14. R. 881 abundantia argenti Y (179 b) gnůgſame Von ſilber *vnd gold* h 173 b′ *vnd gold* fehlt. 15. R. 881 petrae Y (179 b) Die velßen *vnd ſtain* h 173 b′ die ſelſſen. 16. R. 882 salus omnium fidelium Y (179 b) das hail *aller welt* vnd gelaubigen h 173 b′ *aller welt* fehlt.

Es fragt sich nun, ob die Vertreter von Y unter sich wieder in engerem Verhältnis stehn, und zunächst, ob eine oder die andere Überlieferung unmittelbar als Vorlage für diese oder jene anzusehen ist.

Offensichtlich ist, daß Z aus B geflossen, denn

1. Alle Lücken sind ihnen gemeinschaftlich (die Fälle, wo B gegen l (m) h eine Lücke aufweist, sind freilich selten):

1. R. 729 Quaerit igitur et optat liberari et ut si subveniatis non cessat imprecari . . . 14 b Die ſůcht vnd begert ledig zů werden Vnd ſy (m 196 a *ſy* fehlt) hört nit aufze pitten Das (m *biß das*) ir jr zů hilf koment.

Die ganze Stelle fehlt in B u. Z; desgleichen fehlt die Entsprechung von:

2. R. 729 quia verbum hoc a Deo est prolatum; ebenso vom nächsten Satz = 15 lat. Wörtern. 3. R. 730 Quia nondum erat inter eos aliquis nominatorum principum[1]). 4. R. 736 . . . ignem in strues miserunt et Dei nutu . . . (combusserunt). 5. R. 740 . . . non potuerunt continere tam spatiosae urbis intra sui incolatus spatia vel domicilia! et ob hoc . . . multi ex principibus . . . 6. R. 740 tantus exercitus. 7. R 755 per concava vallium. 8. R. 756 Turci toxicatas mittebant sagittas und weitere 16 Worte. 9. R. 761 quia nusquam erat alicui pro ullo commodo. 10. R. 786 quantum quod dilaniaret repperiebat 11. R. 874 tantae facultatis erat quod remanebat.

Diesen 11 Fällen möchte ich als zwölften einen zugesellen, wo ein durch R. nicht gestützter Zusatz von l (und h) von B nicht geboten wird — und den infolgedessen auch Z nicht hat:

[1]) Dieser Nebensatz fehlt auch im lat. Codex K.; vgl. w. u. S. 68.

12. R. 740 et se sanctorum apostolorum aliorumque *meritis* . . . commendaverunt 19b Vnd ſich empfulchen *dem verdienen ſant Peters vnd ſant Pauls* vnd der andern hailligen (= h 86 b''). Die Worte in liegender Schrift fehlen in B u. Z.

2. Die Fehler, zum Teil sogar die groben Druckfehler, von B kehren in Z wieder:

13. R. 730 Gloria provenit inde Christianis 15b dem criſten volck kom dar von fräde (= h) B 5a Der criſten volck kam dar mit frőden vnd mit glori (= Z). 14. R. 731 ad aures . . . *principum* pervenit 16a vnd kam *den fürſten* ze oren (= h) B 5 b . . . den *criſten* . . . (= Z). 15. R. 732 *reprehensibilia* opera 17a *ſtrafpere* werck (= h) B 6b *vnfruchtpere* (= Z). 16. R. 733 *sanus* 18a *geſündt* B 8a *geſündet* (= Z). **17.** R. 734 Jam quippe *diabolica legio* victrix exsultat 18a das *tüffeliſch* höre (h 84b' dz důrggiſch *tůffliſch* volck) B 8a das *teutſch* höre (= Z 8b Von dem ſig [der Türken!!] ward erfrewet *alles teűtſch* heer). 18. R. 746 eum regno suo *privare* 113a jm ſein lant *empfiern* (h 91 a': *entpfremden*) B 12b . . . *verfůren* (= Z). 19. R. 748 cum *Graecis* suis 114a mit . . . ſeinen *kriechen* (= h) B 14 b mit . . . ſeinen *knechten* (= Z). 20. R. 750 a *fundamento* 115a von *grund* auf (= h) B 16b von *newem* (= Z). 21. R. 760. Tandem *confractis* lanceis 118b pald wurden *zerrennet* ir lanczen B 21b . . . *zerat* (!) (= Z). 22. R. 761 *fatigati* 118b *müd* (= h: *mied*) B 22a *onmächtig* (= Z). 23. R. 763 *spolia* 119b jre *hab* B 23b jr *lob* (= Z). **24.** R. 768 (Fuerunt . . . traditae) duae civitates: una quae vocabatur *Athena*, alia quae *Manustra* 122b . . . zwů ſtet Achena vnd manuſtra (= h 104 a') B 27b . . . zwů *ſtet vnd Mannſtra* (Z genau so!). **25.** R. 770 Qui inde accepit consilium 123a Alſo vand er *ain* rat B 28b . . . *an* rat (denselben Druckfehler hat Z). **26.** R. 770 in vallem *de Rugia* 123a ain tal das hieß *derugia* (= h) B 28b *Deurgia* (= Z) 27. R. 779 jam . . . nostri . . . *persequebantur* 126b Alſo *jauchten* die vnſern (h 110 a': *jagten* die criſten) B 32b Alſo *vachten* die vnſern (= Z). 28. R. 782 . . . per quem . . . quando *volebat*, superabant 128b . . . durch den wir wan *er* (nämlich gott, wie h, das hier kürzt, einsetzt) wolt ſighaft werden B 35a . . . wan *ſy wolten* (= Z). **29.** R. 787 quia ille unus fuerat *ex admiraldis* eorum 131 b wann der erſchlagen was ainer von *leren* [1] (!) admiralden (genau = h 117a) B 39 b wann der erſchlagen ward der was ainer von *Exadmiralden* (Vgl. w. u. S. 68). Z . . . ainer von *den* Exadmiralden (!). 30. R. 865 Jam enim *Achardus* mortuus erat Diesen Namen bieten ausnahmsweise 170a und h 163 b'' richtig, während B 83a und Z *archadus* [2]) schreiben. 31. R. 870 sed *honori multiplicabatur gloria* propter eum 172b Sunder *es ward ſein ere gemeret mit*

---

[1]) *leren*, das sonderbarerweise in l und h begegnet, also auf der gemeinschaftlichen Vorlage beruhen muß, kann nur für *ieren* verlesen sein.

[2]) Auch lat. Hss., z. B. U. und V. des Recueil bieten Archadus.

glory (genau = h) B 87 a Sunder ward *fein regiment mit glory* (!) Z: funder fein regiment was ym ein glori (!). **32.** R. 871 *lubricus* anguis 173 a die ... *fchlüpfig* (h 167 a" *fchlipffrigen*) fchlange B 88 a die ... *gifftig* fchlang (= Z). **33.** R. 882 forma est et *mysticum sacramentum* illius Jherusalem coelestis 179 b Das es *ain betüttnus* ift der (h 173 b" *bedútnúß* ift des) himlifchen Jerufalem B 94 b ein *betrübnus* (= Z!).

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Z nicht alle Fehler von B mitmacht, manchmal versucht es vielmehr zu bessern. Dabei kann es den Text wiederherstellen, etwa wie in dem S. 57 gegebenen Beispiel 42 (vgl. auch die Anm. dazu) oder wie

34. R. 877 ut assecla et domesticus verna illius
h 170 b" als fin *inderefter* kamerer
176 b Als fein *jndrofter* kamerer
B 91 a als fein *nydrefter* kamrer
Z 106 a als fein *innderfter* kammerer;

aber auch eine ganz neue Lesart einführen. Recht bezeichnend ist folgende Stelle:

35. R. 729 civitas regalis (Jerusalem) in *orbis* medio posita 14 b Dar vmb ift die tugentlich (B künigklich) ftat in dz mitel gefeczt der *welte* (h: Lücke; m = l) B 3 b ... in das mittel der *ftat.* — Die Verbesserung lag so nahe, daß das aus Benediktbeuern stammende Expl. des Brit. Museums am Rande, von alter Hand, hat: *welt.* Z will nun auch verbessern, schreibt aber: deß *erttrichs.*

3. Z hat endlich das Argument (vgl. o. S. 50), ferner die für B charakteristischen Richtigstellungen, Ergänzungen und Verbesserungen, von denen w. u. S. 67 ff. die Rede sein wird und die ihm aus keiner anderen Quelle zugeflossen sein können, übernommen. Aus den a. a. O. stehenden Beispielen und aus den Parallelstücken im Anhang, Beilage 6, a u. b, ergibt sich zugleich, wie Z mit B verfährt.

m, das Münchner Fragment, dessen Stellung wir uns jetzt zuwenden, kann einen der beiden Drucke schon deshalb nicht zur Vorlage gehabt haben, weil es vor diesen, nämlich nicht später wie 1475, geschrieben wurde. Ist m stets Fragment gewesen, so kann es seinerseits nicht als Vorlage gedient haben; ob das der Fall, läßt sich aber nicht erweisen, denn daß m auf Bl. 201 b (also Rückseite!) Zeile 8 mitten im Satz abbricht, ist kein Beweis, da vorher schon mehrfach der Rest einer Seite für Illustrationen freigeblieben ist. Zur Vergleichung

mit B stehen nur acht nicht immer voll geschriebene Blätter zur Verfügung. Dafür daß B aus m stammt, ist keinerlei Anhaltspunkt vorhanden[1]); es wird vielmehr schon dadurch unwahrscheinlich, daß m durch nachträgliche Korrekturen, von denen noch die Rede sein wird, verschiedentlich mit B Übereinstimmung erzielt hat; von diesen sehen wir zunächst ab.

Es bliebe die Frage zu erörtern: wie steht m zu l? m kann auch aus materiellen Gründen nicht aus l geflossen sein, denn in letzterem sind Lücken, die m nicht aufweist. Ihre Zahl ist sehr gering, da m so frühe abbricht; in der eigentlichen Historia finde ich sogar überhaupt keine und muß deshalb den Brief heranziehen.

1. Riant Ep. Al. 13.4 sicut scriptum est *in morte* Innocencium l 1a Als auch geſchrieben iſt *von den Vnſchuldigen* kindlach[2]) m 191b ... von dem *todt der* ... 2. Ep. Al. 15.2 *Nam et* Propontidem ... *invaserunt* l 1b fehlt. m 192a Wann ſy ſind yetz kommen In das vor genant mör.

Zu diesen beiden Stellen kommen zwei, die für sich allein kaum beweiskräftig wären:

3. Ep. Al. 13.7 Sed *licet* matres ... m 191b wie wol *nun* die muottern ... *nun* fehlt in l, steht aber in h 75b'! 4. Ep. Al. 14.10 id *eſt* Troia m 192a das *iſt* troya. *iſt* fehlt in l, steht aber h 76a''.

An diesen 4 Stellen stimmt m mit h (und R) überein; dasselbe ist der Fall an folgenden 11 Stellen, wo l unrichtig oder ungenau überliefert:

5. Ep. Al. 14.11 insulae *principales m* 192a die *beſten* inſel (= h 76a'') l 2a *gröſten* (*beſten* dürfte das Ursprüngliche sein. *gröſten* ist veranlaßt durch das kurz voraufgehende die *gröſt* frygia für *major* Frygia). 6. Ep. Al. 17.2 *id est* Statua m 193b *das iſt* die ſaulle (= h 77ä) l 2b *Mit namen* die ſaulle. 7. u. 8. Ep. Al. 18.8 erit (omnibus christianis) ... *detrimentum* ... si *perdiderint* (sc. omnia predicta!) m 193b wann es iſt in vnd vnßer groſſer *ſchade* Ob *ſy* das verliern h 75b' ... vnd iſt in gröſſer *ſchad* ob *ſy* dz verlierend l 2b Wann es iſt vnſer große *ſchand* Ob *wir* das verliern. 9. R. 727 gens regni Persarum *ecclesias* Dei ... funditus everterit m 194b ... das volck ... habe *die* tempel gottes ... auß grůndt zerprochen (= h 79a' auch B 2b) l 3b ... *den* tempel gottes. 10. R. 728 ... et utrum uno icto truncare possint *pertentant* m 195a vnd *verſuchen* In wie uil ſtraichen ſie mügen das

[1]) Über die Schwierigkeiten vgl. S. 72.

[2]) l ist vorgestellt, weil ich von m nicht den gesamten Wortlaut habe.

houpt abſchlahen (= h 79a″ b′) 14a Vnd *verſuchent ſich* in wie vil ſtraichen ſy *jm* (B 3a in) mügent das haupt abſchlachen. 11. R. 728 Salvatoris *nostri* m 195a *vnſers* herren vnd behalters h 79b″ *vnſers* behalters (= B 3a) 14a *ewrs* behalters. 12. R. 729 *Presbyteris* . . . non licet ire m 196b *Priester* . . . ſullent . . . niendert ziehen (= h 81a′) 15a *Aber* [5 b] *die* prieſter . . . 13. R. 730 illud domini praeceptum *quod* ipse *jubet* per Evangelium m 197a das bott des herren *als* jn dem ewangelio *geſchriben ſtått* (= h 81a″ . . . Als ſtautt in ewangelium) 15b das pot des hern *in den ewangely*. 14. R. 731 plus quam trecenta millia mente *iter* concipiunt m 198a vnd ward gerechnet drew maln hundert tauſent mann die willen hetten ze ziehen vnd die *fartt* zů volbringen (= h 82a′, B 5b) 16a . . . vnd die *ſtat* zů vol bringen. 15. R. 731 Hic vultu elegans, statura procerus, dulcis eloquio . . . m 198a Er war gar ſchön von Antlütz gerads [198b] leybs, süſſer wortt (= h 82a″: Antlůt krades lybes) 16b . . . ſchön von antlůt *vnd* gerads leibs Süßer wort . . . 16. R. 733 nam domos quas inveniebant igni comburebant m 199b wann ſie verprannten alle heuſer dar zů Sie komen (= h 83a″) 17a . . . dar zů ſy komen *mochten*.

An zwei Stellen überliefert m allein richtig:

17. Ep. Al. 19 thesaurus ibi est translatus m 193b . . . *iſt* dahin geführt . . . l u. h *ſind*. 18. R. 732 ad nullius pavebat *occursum* m 198b . . . erſchrack er nie von kainem *ſtreytten* h 82a″ . . . von kainem *greinnen* 16b . . . von kainem *ſchwert* (= B).

An zwei anderen Stellen weist m allein Doppelübersetzung bzw. zweigliedrigen Ausdruck an Stelle eines eingliedrigen auf, der aus der Originalbearbeitung oder mindestens der h und Y zugrunde liegenden Hs. stammen muß. m berichtet (200 b) gelegentlich der Schilderung fürchterlichen Durstes, daß die Kreuzfahrer ihren Zugtieren die Adern öffneten und

19. Das plůtt darauß *lieffen zohen* vnd das truncken (für lat. R. 733 sanguinem *eliciebant* et bibebant).

Infinitiv kann *zohen* nicht sein; daß zwischen *lieffen* und *zohen* das Bindewort weggeblieben, macht das Lat. und das unmittelbar folgende *vnd* unwahrscheinlich. Als zur Wahl gestellt haben es h, l und B (bzw. ihre unmittelbaren Vorlagen) aufgefaßt; denn h 83b hat nur: . . . *darus zochen*, 17b und B 7 b *daraus ließen* beibehalten. — Ähnlich, wenn auch weniger deutlich, noch einmal wenige Zeilen später (bei einem Zusatz gegen R):

20. m : *betragen* vnd *angelegt* h : *übertragen* l (und B) : *an gelegt*.

Über eine ursprünglich wohl richtige, dann geänderte Stelle vgl. S. 76 f.

Ebensowenig wie m aus l stammen kann, ist ein näheres Verhältnis beider, eine besondere, beiden gemeinschaftliche Vorlage anzunehmen. Ein Fall in der Ep. Al., wo *manus* von h richtig mit *hand*, von l und m mit *lannd* übersetzt wird [1]), kann nicht in Betracht gezogen werden, da B ja den Brief nicht hat. Der einzige gemeinschaftliche Fehler in der Historia, den B (und h) nicht aufweisen, *dem* türcken für *den* türcken [2]), ist belanglos; ebenso die Lesart *ewch* nit gegenüber *auch* nitt [3]). — Wenn l und m *angelici* mit *die engel*, h und B mit die *hailligen* Engel wiedergeben [4]), so kann das ebensowohl ein zufälliger Zusatz der letzteren wie eine zufällige Auslassung der ersteren sein. Eine oder zwei Stellen hat B absichtlich geändert (vgl. S. 71 bes. 36) und dadurch veranlaßt, daß m und l allein stehen; sie kommen natürlich auch nicht in Betracht.

Es ergibt sich demnach, daß Zwischenglieder zwischen Y und l einer- und m andrerseits nicht anzunehmen sind.

Es bliebe noch übrig zu konstatieren, welche Stellung B in der Gruppe Y einnimmt.

Das (mit Y keinesfalls identische) Manuskript, nach dem B druckte, **Y¹**, kann m nicht gewesen sein (vgl. w. u. S. 76 ff.), aber auch nicht l, da es Lücken mit diesem nicht teilt und die von l falsch überlieferten Namen großenteils richtig bietet. Diese Abweichungen der Vorlage von B gegenüber der gemeinsamen Vorlage sind bewußte Abänderungen, vorgenommen nach einer von B verschiedenen Robertushs., die wir **R¹** nennen wollen.

[1]) 21. Vgl. Ep. Al. 19.14 in manus Turcarum (sic! — Im Rec.-Text stets Turcorum).

[2]) 22. R. 735 *His* (turcis) tamen omnino resistere non potuit h 84b . . . ſo mocht er doch de*n* túrggen (=B 7b; 18a, m 201a . . . de*m* türcken) nit wider ſtan.

[3]) 23. R. 729 *Et* non praecipimus aut suademus h 80b'' wir gepietten noch rautten ouch (= B 4a; 15a *ewch* m 196b *eüch*) nit.

[4]) 24. R. 735 in sortem coelitum *angelici* spiritus transtulerunt h 85a' Vnd empfiengen *die hailligen engel* (= B 8b; 18a, m 201b *die engel*) ir ſellen.

Daß die Benutzung eines lateinischen Codex zwischen Y und B liegen muß, beweist schon genügend die eine oben S. 63, Beispiel 29 angezogene Stelle, wo die *admiralden* von h und l zu *Exadmiralden* geworden sind, weil das zu Rat gezogene R[1] unus fuerat *ex admiraldis* bot. (1.) Die neue, von Z getreulich abgedruckte Form *Exadmiraldis* behielt B dann auch an Stellen bei, wo im Lat. kein *ex* steht, auf Bl. 40b z. B. nicht weniger wie dreimal.

Daß R[1] einer Klasse von Robertushss. angehört, die von R und seiner Klasse abweicht, machen folgende Tatsachen sehr wahrscheinlich.

Von den 22 Hss., die im Rec. zur Ausgabe benutzt sind, setzen 14 das Konzil von Clermont ins Jahr 1095, 7 (D. E. K. L. N. S. T. des Rec.; ein Codex [F.] hat den Anfang nicht) ins Jahr 1092; den ersteren schließt sich der im Rec. als Z. verglichene Bongars'sche Druck, den letzteren der alte Kölner Druck (im Rec. Y.) an. Unser Übersetzer folgt der 2. Klasse: h, l, ursprünglich auch m (s. o. S. 50 Beschr. von m), haben *Tufend zway Vnd nüntzig;* B dagegen verbessert *Taufent fünff vnd neünczig*[1]), wie natürlich auch Z liest. (2.)

In 5 von den oben erwähnten 7 Codices — im Rec. heißen sie K. L. N. S. und T. — dazu im Codex F. sowie im Kölner Druck fehlt ein Zusatz, den die übrigen Hss. nebst Bongars im 8. Kap. des I. Buchs machen zu müssen glauben zu den Worten: Erat autem festivitas Sancti Michaelis; der Zusatz lautet: *quam venerari debet omnis anima fidelis.* Wieder stimmt h, l, m mit der 2. Klasse, während B (und Z) einfügen: *den doch eyn yeglich glaubig fel eren fol*[2]). (3.)

In F. K. und dem Kölner Druck fehlt ferner das Ende des XV. Kap. im III. Buch, und ebenso, genau vom ersten bis zum letzten Wort der umfangreichen Stelle, in h und l. — Die unmittelbare Vorlage von B dagegen hat die Stelle Wort für Wort und ungeschickt verdeutscht, und B hat sie abgedruckt, nicht ohne daß Irrtümer untergelaufen wären:

4. R. 764 Hoc est quod per Esaiam prophetam spopondit suae dilectae Jherusalem: Ponam te in superbiam saeculorum, gaudium in

---

[1]) R. 727 h 78a,b; l 3b; m 194a; B 2a; Z 2a.

[2]) R. 733 h 83b''; l 7b; m 200b; B 7a; Z 8a.

generationem et generationem; et suges lac gentium, et mamilla regum lactaberis, et scies quia ego Dominus salvans te, et redemptor tuus fortis Jacob. Superbia saeculorum, nobilitas est virorum illustrium; mamilla regum, divitiae thesauros suos in terram fodientium. Quae nobilitas mamilla regum pascitur, quum ei mundana potestas subjicitur. Et inde habet gaudium et laetitiam non tantum in hac generatione praesenti, sed et in futura saeculorum generatione.

B. 24b. Das ift das er durch den Propheten gemeint hat sein allerliebsten. (Z 26b Das ift do auch erfüllet worden das er [27a] durch fein allerliebften propheten gemeint hat als er fpricht) Jherufalem jch bin dich feczen jn hochfart. der heiligen frõde jn gefchlecht zů gefchlechte. vnd fugeft die milch der võlcker. vnd faugeft mit kůniglichen průften. vnnd weift das ich dein herre vnd dein ftarcker erlõfer Jacob dich bin behalten. Hochfart der welt ift adel der durchleüchtigen man Brüft reichtumb der fchäcz die fy jn das ertrich begraben was adel nerent die kůnigklichen brůft fo jnen der weltlich gewalt wirt vndergeworffen dauon haft du frõd vnd wollüft. nit allein jn dyfem gegenwůrtigen gefchlächt. fonder auch jn kůnftiger geberung der võlcker.

Der Anfang muß verlesen sein, etwa für: . . . verheiffen hat fein(em) allerliebften Jerufalem. — Z sucht den auch ihm unverständlichen Satz zu bessern und zieht nun „allerliebft“ von Jerusalem, zu dem es R stellt, völlig hinüber zum Propheten Esaias [1]).

Wie B diese (vermeintlichen) großen Lücken ausgefüllt hat, so auch andere kleinere Lücken, bei denen sich nur selten nachweisen ließ, daß auch sie bereits in einem oder dem andern lat. Codex vorhanden.

5. R. 727 *gens extranea* (Codex D gens *maledicta* extranea) 13b ain främd volck (= m 194b und h 79a) B 2b ein *verflůchts außländifch* frãmds volck (= Z). 6. R. 727 ferro, *rapinis*, incendio depopulaverit (Bongars nach dem Baseler Codex: rapin*a*) 13b mit prennen vnd waffen (= h 79a und = *ursprgl.* m 194b; vgl. aber S. 78, 1) B 2b mit prennen *rauben* vnd waffen (= Z). 7. R. 728 *nolite degenerari* übersetzt nur B 3a *tůnd nit fchlahen auß dem gefchlecht ewer öltern* (= Z). 8. R. 728 zitiert der Papst: Qui amat patrem aut matrem . . . . . Die Codices F. K. L. S. X. und der Kölner Druck schenken sich das Ende und schreiben nach aut filios „aut agros *et reliqua*“. Dementsprechend bietet h 80a′ Wöller vater oder mütter lieber hat wenn mich . . .

[1]) Nebenbei bemerkt, beweisen die drei Stellen auch, daß Y[1] (B's Vorlage) seine Änderungen nicht aus dem Kölner Druck geschöpft haben kann. Dies anzunehmen, lag nahe, da der undatierte Druck bereits um 1472 anzusetzen ist.

oder acker oder wifen vnd volget mir năch Et reliqua. m 195b folgt h bis hierher, schreibet wie jenes Et reliqua, hört aber dann seltsamerweise nicht mit dem Zitat auf, sondern fährt weiter ***der württ befitzen das ewig leben*** . . . (vitam aeternam possidebit) l 4b stimmt mit m überein, hat aber das sinnlose Et reliqua aufgegeben. B 3b gibt das ***vnd volget mir nach***, das ***kein*** Codex des Rec. bietet, auf, übersetzt aber 9. R. 728 . . . ***propter nomen meum centuplum accipiet*** . . . mit: ***vmb meinen willen der empfacht hundertfeltig fo uil vnd beficzt das ewig leben.*** 10. R. 729 . . . quoniam inutilis fieret illis haec via si irent sine illorum licentia ***nur*** B 4a Dan wie vnnütz wär in der weg fo fy giengent on erlaubung. 11. R. 730 (ähnl. wie oben) Zitat: Qui non bajulat crucem suam et venit post me, non est me dignus. Nach ***suam*** schließen, teils mit ***et reliqua***, teils mit ***et cetera***: F. K. N. S. Y. l 5b wöllicher fein crücz nicht trät etc. (= h 81 a" ohne ***etc.***; m läßt das Zitat aus) B 4b welcher aber fein crewcze nit tregt vnd volgt mir nit nach der ift mein nit wirdig (= Z). 12. R. 730 His ita completis ***nur*** B 5a Da dife ding volpracht ward (!) 13. Eine weitere Stelle, wo B allein ***gloria*** (und zwar mit dem Fremdwort ***glori***) wiedergibt, vgl. o. S. 63, Beispiel 13. 14. R. 735 Tunc primum Turci revolutis cadaveribus suorum, cognoverunt quia, cum quibus pugnaverant, Franci fuerunt. His ita patratis pars Turcorum cucurrit ad castra christianorum ***nur*** B 8b Darnach als die türcken ir fchelmen der totten hin weg getätten erkanten fy erft mit wem fy geftritten hetten. das es Franczofen waren gewefen Da fy nun das felb volprachten lieff eyn teyl türcken zů den fchloffen der criften (= Z) l 8a Da lieffen etlich türcken vnd fuchten die Criften (h 85a' In die gezelt der criften). 15. R. 740 ***super littus*** . . . pelagi l 9b an dem mör (= h) B 10a ***auff dem geftad*** des moeres (= Z). 16. R. 742 alii Otrentum mare intraverunt (K. Orrentum)[1]) et Durachium usque navigaverunt. B 11b Etlich faßen auf dem mör bis gen ***Orentum*** (= Z); dafür bietet l 10b Etlich faßen auf vnd fůren auf dem mör ***bis gen durachien*** (= h 88 b; fehlt B). 17. R. 747 per civitates et castella ***sua*** l 13a In ftätten vnd in fchloßen (= h 91 b) B 14b in ***feinen*** fteten vnd fchloffen (= Z). 18. R. 747 Tancredus . . . dux l 13a Tancredus (= h 91 b') B 14b Tancredus ***der Herczog*** (= Z). 19. R. 759 ***In secunda autem*** (acie) ***cum Boamundo Tancredus, Robertus Normannus,*** et multi alii principes. Das in ***Kursiv***schrift übersetzt nur B 20b Vnd in dem anderen hör bey Boamundo waren Tancredus Robertus ***auch*** ein grafe von Normandy (vorher war nämlich ***Flandrensis*** comes Robertus mit ***Normannus*** verwechselt worden — ein Irrtum, der wohl die Lücke in h u. l veranlaßt hat) vnd vil ander Fürften. (Schluss = l 18a und h 97 b'.) 20. R. 872 Celon ***nepos Cham et*** filius Mesraim B 88b Ceflon der eins brůders fun was

[1]) Ein weder von h, l noch von B, Z übersetztes Zwischenstück des Rec. Textes lautet: Hugo siquidem Magnus et Guillelmus Marchisi filius in portu Barim mare intraverunt (et Dur. u. n.) Fehlt C. K. N. S.!

(Z: deß geſchlechtz) *Cham vnd ein ſun* Meffrayen. Das in Kursivschrift fehlt l 74a, h 168a'. 21 R. 882 quae dicta sunt a prophetis *et legis doctoribus* B 94b das die propheten *vnd lerer des ſecz* geſagt hand. Das in Kursivschrift fehlt l 79b, h 173b''. 22. R. 882 *a malitia* inhabitantium B 94 b von *der boßheit* irer inn woner (= Z) l 77 b von jren ein wonern (= h 173b''). 23. R. 882 in nomine Domini tui *et sancto Israeli* B 94b in dem namen deines gotz vnd dem *heiligen yſrahelischen volck* (= Z) l 79 b in dem namen deines gottes (= h 174 a').

In B erscheinen nicht nur Lücken ausgefüllt, sondern auch Fehler verbessert; das springt besonders ins Auge bei den in h und l (m) oft arg verstümmelten Eigennamen:

24. R. 741 (optimates) *Apuliae* l 10b . . . von *püllen* (= h 88 a'') B 11b . . . von *Apulie* (= Z) 25. R. 742 *Brundisium* (K; andere Hss. *Brundusium*) l 10 b *prandus* (= h 88b'' *brandus*) B 11 b *Brundiß* (= Z). 26. R. 755 usque *Nicomediam* l 15 b *jn Comediam* (genau = h 94 a'') B 17 a *in Nichomediam* (= Z). 27. R. 758 in tota *Romania* l 17b jn gancz *romonis* (= h 96b'') B 20a in gancz *Romany* (= Z). 28. R. 776 *Areth* (castellum) l 25a *alrecht* h 108 a' *arech* B 30 b *Areth* (= Z). 29. R. 809 Vgl. S. 80 Anm. 1. 30. R. 866 *Letoldus* [U: *lutoldus*] l 70b *letordus* h 164 b' *leocordus* B 84a *lütoldus* (= Z). 31. R. 880 *Iebusei* l 79 a *yebuſiri* h 173a'' *Jebuſure* B 94a Yebuſey (= Z).

Daß B andrerseits gelegentlich auch die richtigen Formen von h u. l falsch bietet, sahen wir oben S. 63 u. 64 Beispiel 30 u. 34; dazu mag hier noch eine hübsche, durch das Latein. verursachte Verschlimmbesserung Erwähnung finden:

32. R. 870 Elegerunt . . . Arnolf*um* l 72 b . . . (einen.) Arnolff*us* gehaißen (= h 161 b'') B 87a . . . Arnolff*um* geheiſſen (Z 100 a Arnolffus genannt).

Aber auch anderes findet sich, offenbar auf Grund absichtlicher Verbesserung, richtig in B (und Z):

33. R. 727 (Ansprache des Papstes) sermo *noster* . . . *nostra* exhortatio . . . *volumus* l 3b *mein* red *mein* pitten flechen vnd manen . . . Und *will* (= m 194a, h 78b'') B 2b *vnſer* red *vnſer* flehen manen vnd bitten. *wir wöllen* auch (= Z). 34. R. 727 *generatio* l 3b Ain *volck* (= m 194b h 79a') B 2b Eyn *geburt* (= Z). 35. R. 728 Moveant vos et *incitent animos vestros* ad virilitatem. l 4a Laßent ewch bewegen vnd *rayßen* zů manhait (= m 195a, h 79b'') B 3a . . . bewegen vnd *reyczen ewer gemůt* . . . (= Z). 36. R. 729 Ditiores inopibus subveniant et *expeditos ad bellum* de suis facult*atibus* secum ducant l 5a Die reichen füllent den armen zeſtatten komen Vnd füllent in jrer *koſt fridpār volck* mit in füren (= m 196 b; *Lücke in* h 81 a' von *vnd füllent* an). B 4a . . . Vnd die *außfertigten zů dem ſtreit* ſöllen ſy in iren *koſten* außfůren. 37. R. 730 coelestis *tuba* l 5b das himliſch *hör* (= h 81 b'';

m. (ursprgl. *her* verbessert in *her*^*horn* vgl. S. 50 u. 76.) B 5a . . . *hörhorn* (= Z). 38. R. 750 conciliatio l 14b ver*mainung* (= h 93b') B 16b vereinung (= Z). 39. R. 775 vrbs *non solum naturali* situ l 24a die ſtat iſt *gwärlich* (h 106 b'' *wol*) gelegen B 30a . . . *nit allein natürlich* . . . (= Z). 40. R. 880 (Zitat!) *Et portae tuae eis aperientur* l 79a Portte tue eius Apperietur h 173a' Porte tue eis apperien (!) B 93b *Porte tue eis aperientur* (= Z). 41. R. 881 *de suo* nomine l 79b *mit geprochem* namen (h 173b' unübers.) B 94a *nach ſeinem* namen (= Z). 42. R. 881 pro . . . *redemptione* l 79b ze *erlößen* (= h 173b') B 94a zů *erlöſung* (= Z). 43. R. 882 . . . in nomine Dei tui et sancto Israeli quia glorifi*cavit* te. Aedificabunt filii peregrinorum muros tuos et reges eorum *ministrabunt* tibi l 80a . . . in dem namen deines gottes Wann es *hond* dich geeret die ſün (h 174a': vatter vnd ſun) der pilgrin die werdent Deine mauren pawen Und jre künig werdent dir [l bricht ab = h!] B 94b . . . deins gotz vnd dem heiligen yſraheliſchen volck wann es *hat* dich geert *vnd die kind* der bylgram werden bawen dein maurn vnd ire künig werdent dir *dienen* (= Z).

Es fragt sich nun, ob B's Vorlage Y[1] in näherer Beziehung zu l steht, also entweder (1) daraus geflossen ist oder (2) mit ihm zu einer neuen Einheit m gegenüber zusammentritt.

Die erste Frage ist nicht leicht zu beantworten, da Y[1], wie wir eben gesehen haben, Fehler selbständig nach R[1] verbessert. Steht B + h = R also l gegenüber, so beweist das noch nichts gegen B's Abhängigkeit von l. Nur wenn der deutsche Ausdruck in h und B, wörtlich übereinstimmend und gegen l, eine ungewöhnliche Übersetzung von R darstellt, oder wenn gar h + B eine durch das Lateinische nicht gestützte, also fehlerhafte Lesart gegen l bietet, können wir mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß Y[1] nicht auf l zurückgeht.

Die Zahl solcher Fälle kann naturgemäß nur gering sein.

Dem Gesagten entsprechend würden wenig oder nichts beweisen folgende 25 Stellen:

1. R. 727 eccle*sias* h 73a' *die* tempel (= m 194b und B 2b) l 3b *den* tempel. 2. R. 728 . . . incitent animos vestros ad virilitatem gesta praedecessorum vestrorum h 79b' . . . zů manhait ewrer altvordern loblich tåtten (= m 195a; B 3a die tåtten ewer altvordern) l 4a . . . zů manhait *Als* ewrer . . . 3. R. 728 in *possessionem* data h 80a'' iſt geben *zů beſitzent* (fehlt m 195b; B 3b . . . zu *beſiczen*) l 4b iſt geben zu *beſygen*. 4. R. 730 *hoc* h 81b die *herfartt* (= m 197b, B 5a) l 5b

hoffart (Schreibfehler, den B trotz des fehlenden Lat. leicht verbessern konnte). 5. R. 731 *iter* concipiunt h 82a' *vartt* (= m 198a, B 5b) l 6a die *ſtat* zů volbringen (!) 6. R. 735 *his* h 84b' *den* túrggen (= B 8a) l 8a *dem* türcken (= m 201 a). 7. R. 740 cui *nocerent* nullus erat h 37a'' niemen von inen *ſchaden* enpfieng (= B 10a) l 9 b ... *ſchanden* ... 8. R. 748 principes *exercitus* h 92 b' ... des *heres* (= B 15b) l 14a Die fürſten *des herren*. 9. R. 764 *tumulabant* h 100a'' *begrüben* (= B 24a) l 19b *berüften*. 10. R. 770 nuntiatum est *comiti Raimundo* h 105a' ... kam ain botſchafft *dem grauffen Raymundus* B 28b ... zů *graff Reymundo* l 23a ... zů *poemundo*. 11. R. 866 ... *dux* ... (turrim) *construxit* h 164a' *als bald* ließ der für (!) ... machen (= B 84a) l 70b *Als* ließ der fürſt ... machen (vgl. Bem. zu 4.) 12. R. 866 de *morte non dubii* l 70 b als die (h 164a', B 84a : + *in*) todes nötten geſtelt ſind. 13. R. 868 unusquisque *fugiebat* h 165 a' ſy *fluchen* alle (= B 85b) l 71 b Sy *ſchlůgent* alle. 14. R. 871 *cogitationes* h 167 b' *anſchleg* (= B 88a) l 73b *angeſicht*. 15. R. 871 praepa*raverat* h 167 b' geordnett *hätt* (= B 88a) l 73b geordnet *was*. 16. R. 872 per *totam* civitatem h 168a' in der *gantzen* ſtatt (= B 88b) l 74a *in der ſtat*. 17. R. 873 *terrorem* h 168 b' *forcht* (= B 89a) l 74a in *forg*. 18. R. 873 *sed* h 168 b' *ſunder* (= B 89a) l 74a *beſunder*. 19. R. 875 *arcus* h 170 a' bog (= B 90 b) l 76a *pot*. 20. R. 877 *gens* christiania h 170b'' criſtenlich *volck* (= B 91a) l 76 b ... *hör*. 21. R. 878 ad (construendas) turr*es* ligne*as* h 171 b' ... zü *den* húltz*inen* túr*nen* B 92 a ... zů *den* hülczin thürn l 77 a ... zů *dem* hülczin *turn*. 22. R. 878 *fertur tunc* h 172a' *da ſagt man* (= B 93a) l 78a Da ſagt man *in*. 23. R. 881 multa corpora sanctorum h 173b' uil *der* tötten lichnam (= B 94b) l 79 b vil totten leichnam. 24. R. 882 Haec *et* multa alia h 173 b'' dz *vnd* uil anders (= B 94b) l 80a *das vil anders*. 25. R. 882 ... adduxit Francigenam gentem *ab extremis terrae et per eam ab immundis gentibus liberare illam voluit*. (Das in Kursivschrift fehlt in l 80a) h 173b'' do fürt er úber ſy das frantzoſiſch volck *von dem end* [174a'] *der welt* vnd erlöſet ſy uon dem vnrainen uolck. B 94b ... *von dem ennde der welt* vnd *wolt durch ſy entledigen* dieſelben Jheruſalem von aller vnreinigkeit der vôlcker.

Im Schlusse stimmt hier B viel wörtlicher mit R überein als h; die Frage, ob R¹ oder Y daran schuld ist, muß offen bleiben.

Mehr Beachtung verdienen folgende 26 Fälle:

26. R. 729 *Et* non ... suademus h 81a' wir ... rautten *ouch* nitt (= B 4a) l 5a ... *euch* nit (= m 196b). **27**. R. 733 Alii (terram) ... *fodiebant* h 83 b'' etlich grüben *uß* ... (= m 200 b *auß*, B 7 b) l 7 b Etlich grůben *auf*. **28**. R. 735 *angelici* h 84b'' die *hailligen* engel (= B 8 b) l 8 b die *engel* (= m 201 b). 29. R. 742 deprehensi h 88 b'' *die* gefangen (= B 12a) l 11 a *diße* gevangen. **30**. R. 743 *Gaudet* (dux) h 89a' ... ward *ǎch* erfröwet (= B 12a *auch*) l 11 a ... ward erfräet.

31. R. 749 . . . assensum praebuit 114b das er ſeinen willen auch ***dar*** (h 93a ***dårzů*** = B 16a ***darzu***) gab. 32. R. 750 Et . . . bene debet ***Romae*** coaequari 115b Vnd iſt wol ***zů*** (h 94a' ***gen*** = B 17a) rom zů ſchetzen. 33. R. 757 . . . ***quam*** quilibet famelicus (eundi ad nuptias) 116b ***Wann*** (h 96a' ***als*** = B 19a) ain hungriger willen hat . . . 34. R. 765 Quibus ille, suspiriis ***vocem interrumpentibus,*** ait h 101a'' . . . ließ er ſy nitt ***fol vß*** reden (= B 25b ***voll auß*** reden) 120b . . . nit ***volreden.*** **35.** R. 779 ***per*** terram h 110a'' ***in*** das . . . land (= B 32b) 126b ***durch*** das land. 36. R. 866 hora qua ***Dominus Salvator*** omnium ***crucem*** subiit h 164b' bis uff die ſtund als vnſer herr [170b + ***Jeſu Criſte***] an das [1 + ***haillig fron***] crúcz genagelt ward (= B 84b, ***ohne*** die Zusätze). 37. R. 868 et ***plures*** ex juvenibus . . . vitae reservaverunt h 165b' vnd behielten ***ettliche*** Jüngling (B 85b jungfrawen) . . . by dem leben 171b ***ettliche*** fehlt, sonst = B (gemeinsamer Fehler). **38.** R. 868 ***in ea*** (urbe!) h 165b'' vnder ***inen*** (= B 85b vnder ***in***) 171b vnder dem ***hör.*** **39.** R. 870 lat. Parallelstelle fehlt! h 166b'' vnd ***güter*** perſon B 87a von ***gůter*** perſon 172b ***von perſon.*** 40. R. 874 . . . nisi laeta et prospera nullus ***ei*** dicere praesumebat h 169a' . . . vnd wolt nitt dz ***im*** yemand (B 89b nyemant) ***nichtz*** ſagte dz (B + im) vnmütt bringenn möchte (B: bråcht) 175a Vnd wolt nit das ***nyemant ychttz*** ſaget das jm vnmut pringen möchte.

Es folgen kurz hintereinander drei ziemlich verwandte Fälle: überall könnte B zufällig ausgelassen haben, was auch in h zufällig fehlt:

41. R. 874 . . . gratiam in conspectu ***ejus*** h 169a'' zegnauden (= B 89b zů gnaden) 175a zů ***ſeinen*** gnaden. 42. R. 875 ***Aut*** sensum amiserunt aut . . . h 169b' es müß [= B 90a; 175b + ***aintweder***] ſin das ſy ir ſinn verlorn haben oder . . . 43. R. 875 o Babilonici ***bellatores*** h 169b'. Jr ***ſtriberen*** vnd ſtrengenn von babiloni B 90a jr ***ſtreitperen*** von Babilony 175b . . . + ***ritter.*** **44.** R. 874 ***suo distractu*** h 169b' was im ***ſchadens*** beſchach (= B 89b) 175a was jm ***ze ſchaden*** geſchach. **45.** R. 875 Sic ergo ***commissum est*** praelium h 169b' ***Alſo wurdent ſy*** zeſtryttend geordnet B 90a ***Alſo wurdent ſy*** ſtreitten 175b Alſo ***erhub ſich der ſtreit.*** 46. R. 880 tubis sistris ***et*** cornibus h 172b'' Ire trumetten buſunnen hörner B 93b jr trummetten. puſawnen. hȯrhorn 178b jre trumetten ***vnd*** puſaunen ***vnd die*** hörhorn. **47.** R. 880 ab his qui ***remanserant*** h 173a' von denen die in der ſtatt ***beliben*** wären (= B 93b) 179a . . . die in der ***ſtat waren.*** 48. R. 881 petrae ***scissae sunt*** h 173b' die felſſen ***zercluben*** (= B 94b) 179b Die velßen . . . ***erkluben ſich.*** 49. R. 882 . . . de quo eman***aret*** salus . . . h 173b' Dauon dz hail . . . entſprungen ſy (B 94b entſproſſen ***ſey***) 179b Dar von das hail . . . entſproßen ***iſt.*** 50. R. 882 non Je*rusalem* . . . sed Jhe*susalem* h 173b' Je*ruſalem* (= B 94b) 179b ***Jeſu***ſalem (in allen ohne Gegenüberstellung, also nicht wie im Latein.). 51. R. 882 . . . terrena . . . ***odio habita*** h 173b'' . . . ***gehaffet*** (= B 94b) 180a ***gehaißen.***

In Fällen wie 26, 27, 28, 30, 35, 44, 45, auch 47 ist schlechterdings nicht einzusehen, was Y[1] veranlaßt haben könnte von l abzuweichen, und warum die Änderung mit h übereinstimmt. Aber wenn man auch zugeben wollte, daß selbst in 39 der Zufall gewaltet haben kann, so scheint doch die verhältnismäßig große Zahl der B und h gegen l und z. T. auch gegen R gemeinsamen Lesarten es ziemlich sicher zu machen, daß Y[1] mit l nur auf einer Stufe steht, nicht auf ihm beruht.

Diese Annahme dürfte noch durch eine besonders zu betrachtende Stelle gestützt werden. Das latein. Wort *conculcata* in dem Satz:

52. R. 878 (civitas) . . . destructa et *conculcata* et ad nihilum redacta fuit

hat h 172a' mit *zertrennet*, l 77 b mit *zer tretten*, aber B 92 a mit *zertrennt vnd zertreten*[1]) wiedergegeben, so daß also B das Ursprüngliche bewahrt hat. —

Auch eine nähere Beziehung von l und Y[1] untereinander und m gegenüber ist nicht anzunehmen. Zur Vergleichung stehen nur wenige Bll. zur Verfügung, auf denen sich folgende gemeinschaftlichen Fehler von l u. B gegen das (durch h gestützte) m finden[2]):

1. R. 727 Ordinatis . . . *rebus ecclesiasticis* l 3 b . . . die *hailligen* kirchen an träffent (= B 2 a, während h 78 b und m 194 *hailligen* fehlt). 2. R. 729 *Presbyteris* . . . non licet ire l 5 a *Aber* [5 b] *die* prieſter . . . füllen . . . nyenert ziechen B 4 a *Aber den* prieſtern . . . zimpt nicht . . . zeziehen; dagegen beginnen h 81 a' und m 196 b wie der lat. Satz *priester* . . . füllen . . . niendert hinziehen. 3. R. 730 *quod ipse jubet per Evangelium* übersetzen l 5 b und B 4 b einfach *in den ewangely*, während h 81 a'' hat: *Als ſtautt im ewangelium* und m 197 a *als jn dem ewangelio geſchriben ſtatt.* 4. R. 731 Hic vultu elegans, statura procerus l 6 b und B 6 a fügen *vnd* zwischen die beiden Glieder, h 82 a'' u. m 198 a nicht. 5. R. 733 *quas inveniebant* übersetzen h 83 a'' und m 199 b wörtlicher: dar zů ſy *kamen*, l 7 a u. B 6 b . . . komen *mochten.*

In einem Fall ist m nicht durch h gestützt, sondern überliefert allein das Richtige:

6. occursum = ſtreytten. Vgl. S. 66, Beispiel 18.

---

[1]) Vollständig: (die ſtat) . . . iſt zeſtört zertrennt vnd zertreten vnd zenichte worden.

[2]) Z. T. schon S. 66 in anderem Zusammenhange erwähnt.

Aber selbst hier kann man kaum von einem Fehler, sondern höchstens von einer weniger wörtlichen Wiedergabe durch l B sprechen. Es handelt sich demnach, wie sich aus obiger Zusammenstellung ergibt, durchweg um kleine Auslassungen oder Zufügungen, die sehr wohl zufällig Übereinstimmung bzw. Abweichung hervorgebracht haben können.

In der Gruppe Y bedarf noch ein Punkt der Erörterung: die Korrekturen in m, und zwar jene, die nicht von der Hand des Schreibers herrühren und meist — d. h. soweit sie nicht verblaßt sind — schon durch dunklere Tinte auffallen. Solcher Korrekturen finden sich 33 auf 8 Bll. Zum Teil sind es Einschiebsel[1]) und Zusätze am Rande[2]). Bemerkenswerter aber sind die nicht allzu zahlreichen Fälle, wo der Korrektor das ursprüngliche Wort ausradiert und durch ein anderes ersetzt hat — nicht immer so, daß das Ursprüngliche unentzifferbar wurde. So ist vor allem unter dem neuen *fünff* der Jahreszahl 1095 (Konzil von Clermont — vgl. o. S. 68) deutlich *czwey* zu erkennen. Mehrfach sind Veränderungen an Eigennamen vorgenommen worden: das *-a* von Alluerny*a* (m 194 a) steht auf Rasur (ursprünglich wohl = 12 a Aluerni*cy* wie unmittelbar vorher galli*cy*, das in m stehen geblieben ist); Clarmon (= h 78 b und 1 3 b) wird Clar°mon (m 194 a), ursprüngliches *B*aldwino (vgl. h 82 b' *b*aldwin) zu *P*aldwino (m 198 a = 1 6 b); an Stelle eines nicht mehr zu entziffernden Landes tritt m 197 b *arabien* (= h 81 b', 1 5 b und R 730); das falsche *Rymaldus* (R. 732 *Rainaldus* = h 83 a' 17 a) bleibt zweimal (m 199 b u. 200 b) stehn, ist einmal vom Schreiber selbst aus r*ei*naldus in r*y*naldus geändert (200 a), und einmal ist am Rand — gewissermaßen zur Auswahl — die Namensform *Raynardus* (200 b) geboten. Endlich ist aus dem ursprünglich, wie es scheint, richtigen — und nur in m 199 b richtigen — *Nichea Nichen*^medien^ gemacht worden[3]).

[1]) Als Beispiel diene: m 194 a des verwefer *xp̄i* baubſt gehaiſſen Vrbanus ... — *Criſti* (B 2 a xp̄i) fehlt in h 78 b' und 1 3 b, wie in R.

[2]) Beispiel: m 199 b Darumb der *keiſer* Alexius ſere erzürnet wardt. Am Rand, der z. T. abgeriſſen iſt: [von C]*onſtantinopel* (= B 6 b). Letzteres fehlt in h 83 a' u. 17 a wie in R, *keiser* nur in l.

[3]) R. 733. Sic *Nicomediam* (A: Nic*h*omediam Y. Nic*hodem*iam) usque venerunt, et inde Romaniae terram intraverunt. Tribus igitur

Mit den Korrekturen m's stimmt — von einem Fall abgesehen, vgl. w. u. Beispiel 33 — der Bämlersche Druck stets überein, und zwar genau, auch in der Schreibweise, überein an 17 z. T. freilich äußerst geringfügigen Stellen, nicht genau an 15 weiteren Stellen.[1])

Auffallend ist die 33. Korrektur:

R. 729 licet enim vox vestra numerosa prodierit, tamen origo vocis *una* fuit. l 5a Wie wol nun vil ſtymen von ewch gehört ſind So iſt doch *ain* urſprung geweßen *das iſt got* (= h 80b'') B 4a ... vil ſtymen erhört ſein von eüch so iſt doch *got ewer vrſprung* geweſen. m 196b ... vil ſtymmen von euch gehörtt ſindt / so iſt doch ain vrſprung geweſen. (D)*er war* gott. —

(...)*er war* ist sicher von anderer Hand und mit anderer Tinte an die Stelle der ausradierten ursprüngl. Schriftzeichen (wohl: *dz iſt* = l u. h) gesetzt worden. *Gott,* das die Vorlage nicht bietet — handelt es sich doch um eine Art erklärenden Zusatzes — hatte m also von Anfang an; demnach kann der Korrektor kaum aus dem Druck Anlaß und Recht zur Änderung genommen haben.

Einerseits ist also zweifellos, daß m nach einer von h und l verschiedenen, im ganzen besseren Redaktion korrigiert, andrerseits scheinen aus B selbst die Verbesserungen nicht zu stammen. So wird es recht wahrscheinlich, daß Y¹ dem Korrektor von m vorgelegen hat.

Den 33 Korrekturen auf 8 Bll. des Fragments steht auf den 3 ersten Bll., die den Brief des Kaisers Alexius an Graf Robert enthalten, nicht eine einzige gegenüber. Das legt die Annahme nahe, daß, wie B, auch Y¹ den Brief nicht hatte, vielleicht, weil es in dem von ihm benutzten lat. Ms.

---

diebus ambulando consumptis, ultra *Nicaeam* (A. B. F. T. Y: Nic*h*eam) urbem perrexerunt, et quoddam castrum ... invenerunt. m 199b vnd koment alſo biß gen *Nichodemien* (l 7a Nichomedien) vnd dannen in der römer lanndt Als jre verprachten drey tagrayß von *Nichen*^medien^ koment ſie jnn ain Caſtell (h 83a' *Lücke,* veranlaßt durch das zweimalige *koment*: Sy kamen jn ain Caſtel; l 7a, B 6a, 7b = m, aber *Nichomedien*).

[1]) Die genau übereinstimmenden 17 Stellen wörtlich anzuführen, ist wohl nicht nötig, zumal die auf der vorigen S. gegebenen Beispiele einen Begriff von der Sachlage geben. Dagegen läßt sich über die Fälle 18—32 ein Urteil nur gewinnen durch den Vergleich, den die Zusammenstellung auf der folg. S. ermöglicht.

	Robertus	Während m	hat B:	verglichen mit h und l:
18.	727 rapinis	einschiebt: rau*b* 194b 17	raub*en* 2b 18	Fehlt h 79a′, 13b
19.	728 moveant vos	laffen verbessert in: laffen*tt* 195a 15	laffen*d* 3a 13	h 79b′ laußent, 14a Laßent
20.	728 invictorum	überwintlichen „ *on*überwintlichen 195a 27	*vn*überwintlich 3a 23	h79b″, 14a vn überwintlichen
21.	728 (nolite degenerari)	volgen „ volgen*tt* 195a 28	volgen*t* 3a 24	das. volgent nach
22.	728 affectus	der „ d*y*e 195a 30	d*i*e 3a 26	h 79b″ úwer, 14b der (begirde)
23.	728 terra — exuber*at*	hatt „ ha*b*t 195b 10	ha*p*t 3b 7	h 80a′ haut, 14b hat
24.	729 testimoniis	zwencknüß „ z*ü*ckn*ü*ß 196b 28 (ganz links am Rand)	ze*ü*gckn*i*ß 4a 21	h 81a′ zúgniß, 15a zücknus
25.	730 Arabiae	etwas Ausradiertes „ *a*rabi*en* 197b 18	*A*rabi*a* 5a 15	h 81b′, 15b von ... arabien
26.	731 qui erat ... comitis	„ „ der was ein*es*	der was eins *graffen*	h 82a″ Ains gräffen fun,
27.	filius	*Grauen* ... und einschiebt .... sün 198a 30	... *fun* 6a 9	16b aines grauen ... [*fun* fehlt!]
28.	731 in deliciis	am Rande zufügt: in wol*nü*ften 198a 26	in wollůften 6a 7	h 82a″ in wolnuft, 16 6 wollüften
29.	732 imperator Alexius	einfchiebt: ke*i*fer 199b 4	ke*y*fer 6b 17	h 83a′ kaifer, 17a der Alexius
30.	733 (puteus)	am Rande zufügt: oder pf*ützin* 200a 2	pf*ü*cz oder 7b 1	h 83b′, 17b kein Zusatz zu zifternn (zyftern)
31.	733 inedia	eine unleserl. Rasur verbess. in: ge*prü*ch 200b 2	ge*b*ruch 7b 10	h 83b″ gepruchs, 17b geburd
32.	734 Rainaldus (Drucke von Petri u. Reuber[1]: Rainardus)	zu rymaldus setzt *ra*ynard*us* 200b (am Rand)	*Re*ynardůs 7b 20	h 83b″, 17b Rainaldus

In den Fällen 18, 23, 25, 28, 30 handelt es sich um andere Lesarten, in den übrigen Fällen nur um orthographische Abweichungen.

fehlte. Anlaß zu Korrekturen ist genug vorhanden; es sei nur auf die Aufzählung der Namen der von den Türken bedrängten Länder und Inseln aufmerksam gemacht. m 192a bleiben unverbessert stehen: die *größt* frigia (für *minor* Frygia Ep. Al. 14), Li*b*ia (für Li*d*ia), P*o*mphilia (für P*a*mfilia), Sauria (für *Y*sauria), Chyo (für Chio*s*), mi*l*i*t*ene (für Mi*t*y*l*ena).

Für die Gruppe Y gewinnen wir demnach als Gesamtresultat folgendes Bild:

l, m und Y[1] gehen ohne erweisbare Zwischenglieder und unabhängig von einander auf Y zurück. Y[1] hat aber auf Grund eines lat. Codex R[1] Änderungen und Zusätze vorgenommen, die sich in Form von nachträglichen Korrekturen auch in m finden.

Y[1] ist die Handschrift, nach der B druckt; B selbst hat Z zur Vorlage gedient.

h und Y können nicht unmittelbar auf dem Manuskript des Übersetzers — wir nennen es **St.** — beruhen.

In h nämlich wie in l, dem unabgeändert gebliebenen Vertreter von Y, z. T. auch in m, begegnen gemeinsame Fehler, die unmöglich dem Übersetzer selbst zur Last fallen können.

Wie erinnerlich, beginnt die Historia mit einem Bericht über das Konzil von Clermont[1]). Nach allen drei Hss. ward dieses Konzil „gehalten *ze lebratum* (so h 78a"; l 3b *zů lebrattum*; m 194a *zů lebratūm*) in wálfchen landen gallia in dem lannd aluernia in der ftat clarmon"!

Dazu findet sich im 6. Buch eine Parallelstelle:

R. 809 (Schluß des VIII. Kapitels) Erant autem castra illorum juxta pontem Farreum (der Kölner und der Bongars'sche Druck *ferreum*) (Kap. IX) *Sensadolus* autem, filius regis Antiochiae, nuper defuncti, ierat contra Corbanam. h. 130a" (Kapitelanfang! großes, rot

---

[1]) R. 727 Anno ..... intra fines Galliae concilium *celebratum* est, in Aluernia scilicet, in civitate quae Clarus Mons appellatur. — *celebratum* muß von dem Übersetzer neben das *gehalten* (an den Rand?) geschrieben worden sein; vielleicht gedachte er den Ausdruck durch einen besseren zu ersetzen, wenn er sich fände. — Übrigens übersetzt Steinh. im Äsop 351. 11 *concilium celebratum est* auch mit: *ain concilium ift gehalten worden.*

ausgemaltes D) DJE túrggen vnd die haiden hetten jr leger geſchlagen zü der yſinn bruggen *gen ſadulus* vnd dō gieng des kúnges ſun von antiochia der erſt erſchlagen was worden zü dem Carboann. 141b (kein Kapitelanfang!) Sy hetten ir leger geſchlagen zû der eyſsnyn pruggen *gen ſadollus* Da kam des künigs ſun von Antiochia der erſt erſchlagen was *vnd* gieng zû dem Carboan [1]).

In beiden Fällen ist also die erste Silbe eines lateinischen Worts (bzw. eines Eigennamens in lat. Form) für eine deutsche Präposition und der Rest für einen Ortsnamen gehalten worden — wofür wir den Schreiber U verantwortlich machen.

Zwei andre Stellen sind vielleicht weniger beweiskräftig, aber doch geeignet, die Annahmen zu stützen, zumal B diesmal nicht abweicht.

R. 868 ist von dem Lohn die Rede, den Jerusalem für seine getreuen Söhne bereit hat:

... Tunc quippe *filios* suos, de longe ad se venientes, ita ditavit quia nullus ... pauper remansit 171b Alſo macht es [h 165b″ *Jeruſalem*] ſeine *veind* (h: *feynnd* B 85b *feind*) die von verre da hin komen waren ſo raich das kainer ... arm belaibe.

Wie soll St. zu *feind* für *filios* kommen? Sehr leicht aber kann U ſine *f*yndt für ſine *k*yndt (beides schreibt h gelegentlich in dieser Form) verlesen haben.

Im zweiten Fall ist das vorauszusetzende Ursprüngliche weniger leicht herzustellen, auch ein Zufall nicht ganz ausgeschlossen, aber daß h l B nicht St. überliefern, ist mir nicht zweifelhaft.

R. 871 Est autem Neapolis civitas Cariae *quae est provincia Asiae* h 167a″ Neoplis lyt in Carra (l 73a Syria, B 87b Siria) *in der prouintz aſſia* (l aßia B aſia).

Wie soll der Übersetzer, der sich sonst als guter Geograph erweist, dazu kommen, Asien als Provinz zu bezeichnen? U wird entweder *von* ausgelassen oder das von St. in der lat. Form beibehaltene Asi*e* (= Asi*ae*) verlesen haben [2]).

Natürlich sind dies nicht die einzigen Fälle, wo R von Y und h übereinstimmend unrichtig wiedergegeben ist, aber

---

[1]) Wie im ersten Fall B (= Z) *celebratum* einfach beseitigt hat, so stellt es auch diesen Fehler richtig: B 50b ... zû der eyßnin prucken ℭ *Senſadolus* des künigs ſun ... *der* gieng zû dem Corbanam.

[2]) Vgl. St.'s Mulieres Bd. 205 d. Stuttg. L. V. S. 174. 9: die künigrych *Aſie* (*Asiae* regna).

nur in den oben genannten scheint der Übersetzer als Urheber des Fehlers ausgeschlossen zu sein.

Zwischen Y und U ein weiteres Glied anzunehmen, liegt kein Grund vor. Vielleicht müssen wir aber für h eine andere Vorlage — **X** — voraussetzen.

(1.) Am Kapitelende, seltener im Text, sind in dem sonst stark kürzenden h recht häufig wenige, nichtssagende Worte gegen R und Y hinzugefügt. Sie könnten natürlich von dem Schreiber von h herrühren; wenn sich aber in solchen Zusätzen nur durch die Abschrift zu erklärende Fehler finden, ist eine Vorlage X wahrscheinlich.

Das scheint nun in folgenden Fällen vorzuliegen:

Am Ende des ersten Buchs wird erzählt, wie sich der griech. Kaiser über das Scheitern der Vorexpedition (unter Peter dem Einsiedler und Walther) freut und die nach Konstantinopel zurückgekehrten Christen dadurch unschädlich macht, daß er ihnen die Waffen abkauft:

1. R. 736 Imperator . . . cum Graecis suis . . . omnia arma nostrorum, ut eos inermes redderet, comparavit. 18b Der kaißer vnd die andern kriechen . . . kauften von in allen jren harnafch Darvmb fy fy lyfticlichen wörlos machten. h 85b′ . . . vnd die kriechen vnd derkaifer koufften von den *túrgen* allenn harnafch *den fy den criften abhetten gezogen ôn all erbarmd.*

Lib. II. Cap. IX. ist von einem nächtlichen Überfall der „Hoflüt“ (satellites) des Kaisers Alexius die Rede, an dem letztrer aber nicht teilnimmt. Herzog Gottfried macht den Anschlag zu Schanden:

2. R. 744 . . . Dux cum suis . . . illos cito dispersit et septem occidit. l 11b′ . . . Aber der gros herczog mit den feinen . . . beköret fy bald in fluchte vnd töttet etlich aus in (= B 12b). h 89b′ Aber der herczog mit den finen . . . bekortten *fich bald in irem mût zû fechten Da warff* [b″] *fich der kaifer vmb zû fliehend do fchlug der hertzog hinden in fie* vnd tottet ettlich vß inen.

Ein Lesefehler scheint X zu einem Zusatz veranlaßt zu haben, den h verstümmelt wiedergibt. Das Richtige bzw. der ursprüngliche Wortlaut des Zusatzes ist ebensowenig festzustellen wie in folgendem Fall:

3. R. 750 (Kapitelende) Sed ne omnino videamur ut clingues praeterisse urbem regiam loquamur aliquid de ea. l 14b Ee das wir fürbas

gangen So ift auch gůt etwas von der küncklichen ftat (B 16b + Conftantinopel) ze fagen. h 93b′ . . . gůt ettwann von der kúnglichen ftatt zefagen ***das dărzů auch dienet vnd das fy wendig werdent wider hain*** (sic!).

Lib. IV. Cap. VII. handelt „De victoria Christianorum et fuga Turcorum“. Weder in diesem noch in dem teilweise dazu gehörigen vorhergehenden Kapitel wird von einem Wald gesprochen.

4. R. 778 Altera vero acies, quae se ab illa separaverat ut nostros circumveniret, ut audivit voces debellantium sonitumque confrigentium armorum, laxatis habenis, accurrebeat [779] suis in auxilium. l 26b Der ander tail der haiden die sich von denen getallt (B 32b geteilt) hetten Das fy die criften vmbzugen Als fy hortten das gefchray der ftrittenden (B des ftreitz) vnd das kläppern der wauffen Da rannten fy hin zů mit verhengtem zaume den jren zů hilf. h 109b″ . . . vnd de***n*** andere***n*** tail der haiden die fich von ***dannen*** (!) getailt hetten ***die kament an ainen wald do ylten die criften nauch*** vnd vmbzugen fy vnd das erhortt [110a′] ***ain andrer huff der haiden*** Das ***über groß*** gefchray der ftryttenden vnd das kleppern der wäffen Do ranten fy zü mit verhengtem zom zü den Iren zehilff.

Auch in diesem Fall kann ich mir nicht denken, daß die nach Form und Inhalt unrichtige, zwecklose Erweiterung von h selbst stammt, auch hier nehme ich an, daß h die Vorlage X mißverstanden hat. —

(2.) h hat durchweg an Stelle des lateinischen *nostri* etc., wie Robert vom französischen Standpunkt aus meist sagt und Y übernimmt, *die criften* treten lassen, auch da z. B., wo die Kreuzfahrer mit Christen, Alexius und seinen Griechen, im Streit liegen. — Einmal liest nun — nicht an einer Stelle, wo von den Griechen die Rede ist, — h für lat. *nostri* (l u. B *die vnßern*) *die krichen* [1]). Es liegt gewiß viel näher, an einen Lesefehler des Kopisten als an einen Schreibfehler des Abänderers zu denken.

(3.) Endlich finden sich in h zwei umfangreiche Einschiebsel, Verzeichnisse von Kreuzzugsteilnehmern, die h in der Vorlage am Rand gefunden und in seinen Text eingefügt haben muß, ohne überhaupt zu bemerken oder zu

---

[1]) 5. R. 745 Ideo ***nostri*** compulsi sunt ciborum inopia rapere. l 12a Darům můften ***die vnßern*** bezwungenlich nemen ir notturft zu leben (= B 13a). h 90a″ Darüm müßten die ***krichen*** . . . nemen . . . (Für ***Graeci*** fand ich übrigens mit in h seltener Konsequenz die Schreibung ***Kriechen***).

beachten, daß mehrere der auf diese Weise hinzugekommenen Kreuzfahrer unmittelbar vorher schon von Robert und ihm selbst genannt waren, oder unmittelbar nachher genannt werden.

Das Folgende sind die ersten Worte des zweiten Buchs:

6. R. 739 Interea, dum haec aguntur, . . . excitavit Dominus comites duos . . . *Normannus* scilicet et *Flandrensis comes*; cum quibus *Hugo Magnus*, frater Philippi regis Francorum . . .

Während nun R (= 19a u. B 9b, in denen aber einiges unübersetzt bleibt) ein Lob Hugos anknüpft, hat h Zusätze, die sich als nähere Kennzeichnung der „zwen grauen" erweisen.

h 85 b′ In den zytten als das beſchach erwecket got . . . zwen gräuen . . . Den *grauen von normandy* vnd den *gråffen von flander* vnd mit denen was aůch der *groß Hugo* kúng philips brůder zů franckrych Vnd her rüprecht grauff [85 b″] zů *normandya* kúng filips (!) [1] ſun zů engelant vnd wipprecht gräffe zů *flandern* der hertzogin brůder von pülen [2])

Dann fährt R fort:

cum quo et *Stephanus* Carnotensis comes qui a bonis initiis pravos deinceps obtinuit exitus. O quam innumeri optimates et minoris famae consules cum his sunt associati, tam ejusdem Franciae quam majoris et minoris Britanniae! — Capitulum II. — [In h, l und B kein neues Kapitel] A parte australi mota sunt castra Podiensis episcopi et comitis Sancti Aegidii, nomine Raymundi . . .

h 85 b″ vnd (19a Mit dem was auch = B 9b) gräff *ſteffen von carnotten* Des anfang was gůtt aber er endet úbel wie uil wauren manlicher (l, B: namlicher) ritter vnd knecht mit in geſellet von franckrych vnnd von der mindrenn vnd meren britania (l, B merern pryttania) vnd *Tanckart* ritter des herczogen ſun von bülen [3]) vnd *Achert vom berg* und *momitlôn* [4]) *berchtrant von prick* [5]) Vnd *gwillin von poy* [6]) vnd *Herminus lantgrauff zů toloſa* [6]) vnd ain *grauff von ſant gilgen herrminus grauff zů tauino* [6]) vnd ain *grauff von tútſchen*

[1]) Für: Wilhelms (des Eroberers).

[2]) Die Schwester Roberts von Flandern war Edla, duchesse de Pouille. Vgl. A. O. L. I. 159.

[3]) Tankred, Sohn des Markgrafen Marchisus von Brindisi (?) (daher *Apulien*). — Hiermit beginnen die nur von h überlieferten Zusätze.

[4]) *Achardus* de Monte Merulo, miles (vgl. S. 84: *ain fry*), fällt, wie auch R. 865 erzählt wird, vor Jaffa. Vgl. o. S. 63. — *momitlôn* (später *momirlun*) scheint aus *Montemerlo* verstümmelt zu sein, wie sich auch in Gesta Francorum (Rec. III. 159) *Mommellon* findet.

[5]) Bertrand de la Broquière (?? vgl. A. O. L. I. 184).

[6]) Unbestimmbar.

lannden der nam [86'] ſchaden mit allen ſinen geſellen In dem feldſtryt vor antiochia vnd *lútolt* vnd *engelbrecht* zwen prüder baid ritter vnd *wicker* der den löwen tött [1]) her *boamund* ain fúrſichtiger kempffer *hertzog zů tarantin vnd kalabria* der dem her ain troſtlich vorgang was dz ſagt von im die crünigka vff dem hailligen berg ſyon[2]) vnd[3]) von mittemtag ward vff geweckt dz volck des *byſchoffs von bodem* vnd des *grauen von ſant gilgen* Raimundus genant . . .

An die Stelle von Roberts planmäßiger Aufzählung:

1. Nordfranzosen,
2. Südfranzosen, zu denen sich im nächsten Kapitel
3. die italienischen Normannen gesellen, tritt also eine wahl- und kritiklose Zusammenstellung, wobei die Grafen von der Normandie, von Flandern und von St. Gilgen doppelt genannt, und Boemund, der nach h's eigener Darstellung im nächsten Kapitel erst von dem Kreuzzug hört, bereits als Teilnehmer aufgeführt wird.

Und damit nicht genug, die ganze Sache wiederholt sich in Kap. III. Die französischen Kreuzfahrer ziehen durch Apulien. Boemundus („der lag zů den zytten vor ainer ſtat die hies malphy") zieht Erkundigungen über sie ein.

7. R. 740 Cui . . . relatum est . . . quia Hugo Magnus, Philippi regis Francorum germanus, signifer erat et dux tantae militiae; Rotbertus, comes Normannus, Rotbertus, comes Flandrensis, Stephanus, comes Carnotensis, Raimundus, comes Sancti Aegidii, et episcopus Podiensi, duces erant et domini. Exercitus autem sic devote et seriatim procedebat, quia cui nocerent nullus erat. h 87a' Dan ward im (l 9b Dem ward = B 10a) geſett wie der gros hauggo des kúngs philips von Franckrych průder ain houptman wäre Vnd mit jm grauff *růprecht von normandy* vnd ain grauffen von flandern grauff ſteffan von Karnotten grauff raymundus von ſant gilgen Vnd der piſchof von boden die wärent herren vnd fúrer des volckes [l, B: Schluß] vnd mitt Jn zoch der *grauff von normandy* vnd danckhart ainn ritter vnd acher von berg ain fry vnd momirlun von brigk vnd gwillin von poy her - [87a''] minus lantgräff zü tauino vnd ain gräff von tútſchen Landen vnd her ninnus gräff zü toloſa vnd lútolt von engelland vnd engelbrecht zwen brüder bayd ritter vnd wicker der den Löwen erſchlůg her *Bomund ain hertzog zů*

---

[1]) *Lutold*(us) und *Engelbert*(us), die zuerst die Mauer Jerusalems erstiegen haben sollen. Nur den ersten erwähnt R. 867; bei derselben Gelegenheit auch *Guicherius* (Codex K. *Vickerius* = l 71a *wickerius*, B 84 b *wickerus*).

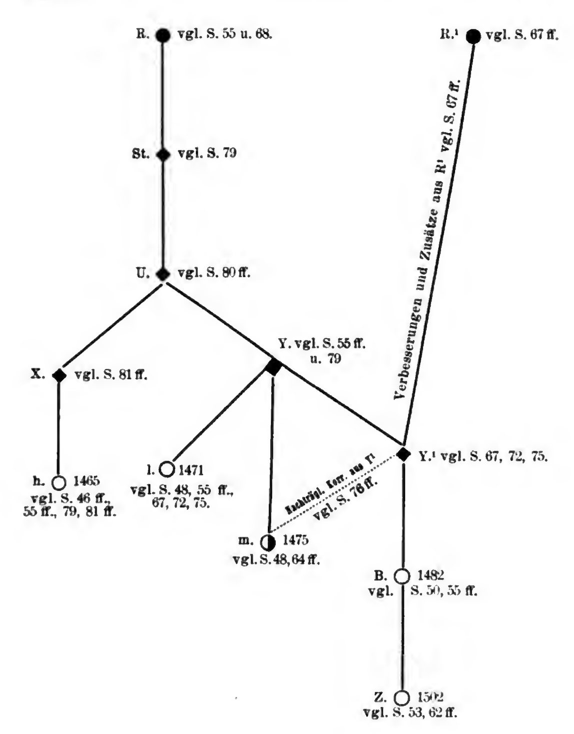
[2]) Vgl. o. S. 34.

[3]) Hier trifft h wieder mit R. (vgl. vor. S.), l und B zusammen. l 9a *von mittemtag wärcz auf gereckt Das volck* etc. (= B 9b).

tarantia vnd kalabrya ain troſtlicher fechter [Schluß des Einschiebsels] vnd dz volck zoch auch ſo ordenlichen vnd ſo andächtiglich das niemen von inen ſchaden [l, B : ſchanden] enpfieng . . .

Darnach ist für h eine Vorlage X wahrscheinlich; X und Y beruhen auf U, dieses auf dem Ms. des Übersetzers St.

Das Gesamtergebnis veranschauliche folgender Stammbaum:



Die Autorschaft H. Steinhöwels.

Heinrich Steinhöwel hat in Ph. Strauch einen Biographen gefunden, wie er sich keinen besseren wünschen könnte. Die liebevolle, umfassende Darstellung [1]), zu der Drescher [2]) eine Reihe willkommener Nachträge geliefert hat, enthebt mich der Mühe, selbst darauf einzugehn. Nur über das, was im Zusammenhang steht mit der Übersetzung der Historia Hierosolymitana, muß ich einiges sagen.

St. hat offenbar erst im Mannesalter zur Feder gegriffen [3]) und sich alsbald Übersetzungen aus dem Lateinischen zugewandt, da ihm, wie er naiv verrät [4]), „aigen Gedicht . . . ze schwer“ erschien.

Als seine Erstlingswerke galten bisher Apollonius [5]) und Griseldis [6]). Die letztere ist noch früher anzusetzen, als Strauch annimmt (1468) [7]), da eine Gießener Hs. [8]) von 1464 datiert ist.

In beiden Übersetzungen nennt sich der Verfasser nicht direkt. Im Apollonius versteckt er seinen Namen in einem Akrostichon, das erst durch Bartsch [9]) richtig gedeutet wurde, und zur Autorschaft der Griseldis hat er sich erst bekannt, als er die Novelle „anhangsweise“ der Übersetzung von Boccaccios: De claris mulieribus beigab. Da das Vorwort zur Griseldis, „das St.'s Verfasserschaft sicher stellt, und das

---

[1]) A. D. B. Bd. 35. S. 728 ff. Nähere Mitteilungen und urkundliche Belege gab Strauch unter dem Titel: Zur Lebensgeschichte Steinhöwels in der Vierteljahrschrift für Litt. Gesch. VI. S. 277 ff.

[2]) Bibl. d. Litt. V. 205 S. XXVIII ff.

[3]) Strauch l. c. S. 728.

[4]) Im Eingangsgedicht zum Apollonius. Strauch l. c. S. 728.

[5]) Das. S. 728. [6]) Das. S. 729. [7]) Das. S. 729.

[8]) Ms. 104 c. Von Adrian „Geschichte Walters von Saluzzo“ genannt. Daß dieses Stück mit einer in demselben Sammelband stehenden „Griseldis“ (mit Vorwort, also von einem Druck genommen) identisch ist, erkannte A. nicht. Vgl. übrigens auch Scherer, QF. XXXI. 77, der meint, daß durch Püterichs Ehrenbrief die Abfassung hinter 1462 zurückgeschoben wird. Püterich gebraucht nämlich die Namensform *Grisel* (wie sie auch im Titel der ältesten Ausgaben von St.'s Griseldis lautet), während Niclas von Wyle *Griselde* gebraucht.

[9]) Germ. Studien II. 305 ff.

nur im Anschluß an das größere Werk Boccaccios verständlich ist“ [1]), in den älteren Handschriften natürlich fehlt, und da das Akrostichon im Apoll. nur von einem Druck und einem Teil der Hss. überliefert wurde, so ist es sehr wohl möglich, daß das erste Jahrzehnt von St.'s schriftstellerischer Tätigkeit verging, ehe man in weiteren Kreisen auf ihn aufmerksam wurde. Das hinderte nicht, daß seine Übersetzungen Beifall fanden, wie die immer noch verhältnismäßig zahlreich vorhandenen Hss. beweisen.

In die früheste Zeit von St.'s Übersetzertätigkeit dürfte auch die Verdeutschung eines Kreuzzugswerks gehören. Wie die Griseldis wohl kaum als sein Werk erkannt worden wäre, wenn er sich nicht später bei der Abfassung eines größeren Werks der kleinen Arbeit erinnert und sie mit ihr hätte drucken lassen, so würde die „Historie von der Kreuzfahrt“ wohl immer das Buch eines Unbekannten geblieben sein, wenn ihr Übersetzer nicht gelegentlich selbst — 1473, in seiner Tütschen Cronik — auf diese ältere Verdeutschung hingewiesen hätte [2]). Steinhöwel sagt an dieser Stelle nicht, daß sein Buch vom Herzog Gottfried gedruckt worden sei. Aber das Buch hat auch seinen Drucker gefunden: wäre es doch auch das einzige uns bekannte Steinhöwelsche Werk, dem die „neue Kunst“ nicht zu gute gekommen. Das Zeugnis des Stadtschreibers Köbel ist zu bestimmt, als daß wir daran zu zweifeln brauchten. Er nennt in der mannigfach zitierten [3]) Widmungsschrift an den Mainzer Chorherrn Steinhöwel, die der Neuausgabe von Steinhöwels deutscher Chronik [4]) vorangeht, unter den Werken des letzteren an vierter Stelle ein Buch „von Gotfrids hörfart zů dem heylige lande, ſampt . . . anderen ſchönen Wercken, die er verteutſcht, gemacht vnd darzůmal in den Truck gebracht“. —

[1]) Strauch l. c. S. 729. Vgl. auch Z. f. D. A. XIV. 250.

[2]) Tütsche Cronik Ulm, Joh. Zainer 1473 Bl. 21b. Vgl. w. u. S. 92 (In der Frankfurter Ausgabe von 1531 S. 26).

[3]) Z. B. von Goedeke im Grdr. [2] I. S. 370.

[4]) Frankfurt a. M. Christ. Egenolph 1531. 4° (Exemplar, das auch Steinhöwels Bildnis enthält, in Göttingen Hist. univ. 20b).

Wenn wir von neueren Verzeichnissen St.'scher Werke absehen, die alle (Strauch natürlich ausgenommen) kritiklose Zusammenstellungen oder Wiedergaben älterer sind, so verdient nur noch Dietrich Leopolds[1]) Aufzählung Beachtung, weil, wie Rochholz[2]) anfügt, „die Übersetzung dieser Chronik (von Gottfrieds Heerfahrt) durch H. Steinhöwel bezeugt wird in einer hs. Beifügung obigen Leopoldschen Manuskripts durch den Ulmer Professor und Bibliothekar Stozlen“ [3]). — Nun bemerkt auch Dietr. Leopold ausdrücklich, daß St. „wahrscheinlich als der erste von der damals neuen Kunst des Buchdrucks Gebrauch gemacht“ und die dann angeführten Werke (darunter als 6. das uns interessierende) „herausgegeben“ habe. —

Kein Zeugnis steht diesen beiden entgegen, so daß ich Strauchs Ansicht, „St.'s Arbeit ist vermutlich nie zum Druck gelangt“ [4]), nicht teilen kann.

---

[1]) Johann Dietrich Leopold, geb. 10. II. 1702 zu Ulm, gest. 10. III. 1736 daselbst, schrieb eine (ungedruckt gebliebene) Memoria Physicorum Ulmanorum, die auch auf St. bezug nimmt. — Weyermann, Nachr. von Gelehrten etc. aus Ulm I. (1798) S. 377 sagt, daß das Original dieses Werkes 1785 mit einem Teil der Ulmischen Stadtbibliothek verbrannt sei, daß aber „Hauspfleger Neubronner“ eine gute Abschrift besitze. — Mit dieser Abschrift nicht identisch ist die Kopie, die heute in der Stadtbibliothek zu Ulm aufbewahrt wird. Sie scheint unvollständig zu sein, denn, wie mir Herr Stadtbibliothekar Müller freundlichst mitteilt, wird darin die Heerfahrt Herzog Gottfrieds gar nicht erwähnt.

[2]) Die Mitteilungen von Rochholz (Germania XIV. S. 411) gehen auf die Steinheil'sche Familienchronik zurück, die ihrerseits aber wieder auf Dietrich Leopolds „Memoria“ beruht, soweit sie hier in Betracht kommt; ob auf dem Original oder einer Abschrift, ist l. c. nicht gesagt.

[3]) Der betr. Bibliothekar hieß in Wirklichkeit Stölzlin; das Ms. der Ulmer Stadtbibliothek enthält eine solche Notiz nicht (Mitteilung von Herrn Stadtbibliothekar Müller).

[4]) l. c. S. 731. Dieselbe Meinung hatte in bedingter Form Stålin, Wirtt. Gesch. III. 765, Anm. 4 geäußert: „Nicht gedruckt, (wofern das Buch nicht die bei Hain Nr. 8753 verzeichnete „Historie von der Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande“ ist)“. — Dies ist die erste und einzige Notiz, die mir zu Gesicht gekommen, wo eine Identität von St.'s Werk mit dem Bämler'schen Druck von 1482 für möglich gehalten wird.

Wenn Köbel, woran ich nicht zweifle, ein gedrucktes Buch „von Gotfrids hörfart zu dem heyligen Lande" vor Augen gehabt hat, so kann es nur der Bämlersche oder der Zeißenmairsche Druck gewesen sein. Denn es scheint mir ausgeschlossen, daß von einer anderen gedruckten Beschreibung des ersten Kreuzzugs nicht ein einziges Exemplar auf uns gekommen sein sollte. Daß eine romanhafte Darstellung in ihren ältesten Drucken bis auf den letzten Rest verloren gegangen — wie vielleicht die älteste Ausgabe von St.'s Apollonius[1]), — begreift sich am Ende. Aber daß eine Schrift kirchengeschichtlichen Inhalts, ein Buch, das von den größten Taten, die im Zeichen des Kreuzes geschehen, in deutscher Sprache Bericht gab, nicht in einer einzigen der zahlreichen Klosterbibliotheken der Nachwelt aufbewahrt worden sein soll, das ist mindestens sehr unwahrscheinlich[2]).

Für mich steht es darnach außer Zweifel, daß Köbel die sogenannte „Historie von der Kreuzfahrt" in den Ausgaben von 1502 oder 1482 für St.'s Werk gehalten hat. Da die älteste Hs. vom Jahre 1465 datiert, so wäre die Abfassung etwa mit Griseldis und Apollonius in dieselbe Zeit zu setzen. —

Wie es kam, daß das Buch so lange ungedruckt blieb, läßt sich nur vermuten. Die eifrige schriftstellerische Tätigkeit, die St. in den ersten Lebensjahren der Buchdruckerkunst entfaltete und die den Pressen von Joh. Zainer in Ulm, Günther Zainer in Augsburg, Hans Bämler u. a. unausgesetzt Beschäftigung gab, mag die Drucklegung des Erstlings — wenn wir das Buch als solches bezeichnen dürfen — verzögert haben. Auch hatte der Übersetzer des „Speculum Vitae", der Verfasser des „Äsop" gewiß höhere Ansprüche an sich zu stellen gelernt.

Ob ihm die Ausführung der Absicht, auch sein Kreuzzugswerk drucken zu lassen, wenn sie bestanden, noch geglückt ist? Ob ihm selbst jene korrektere Robert-Hs. (R^1) in die

[1]) Germania XXIII. S. 83. — Strauch l. c. S. 729.

[2]) Man beachte, daß sich von B nicht weniger als 9 und von Z immerhin 7 Exemplare haben nachweisen lassen. Die meisten dieser Exemplare liegen in Klosterbibliotheken oder stammen aus solchen.

Hände fiel, die B benutzt haben muß? Ob vielleicht auf ihn selbst also die Herstellung jenes Y[1] zurückgehen kann, in dem die alte Übersetzung, von mancherlei Schlacken gereinigt, eine Wiederauferstehung feierte?

Das sind Fragen, die sich heute nicht mehr beantworten lassen[1]). Vielleicht nur deshalb nicht, weil der Tod dem fleißigen Verfasser die Feder aus der Hand nahm, ehe er in einem Vor- oder Nachwort, wie er es nach Vollendung eines Werks gerne lieferte, Aufschluß geben konnte.

Denn Steinhöwel ist vor dem Erscheinen seiner Robertübersetzung gestorben. Strauch läßt uns darüber im Zweifel: er gibt 1482 oder 1483 als Todesjahr an[2]). Doch hat schon Keller[3]) mitgeteilt, daß „Donnerstag vor Pfingsten dieses Jahres (1482)[4]) die Erbschaft seines Vermögens vollendet" war. Keller gibt seine Quelle nicht an; vielleicht geht die Notiz auf G. Veesenmeyer zurück, einen um die Geschichte seiner Vaterstadt verdienten Ulmer Gelehrten[5]), der zuletzt Stadtbibliothekar war und in dessen Besitz sich die heute der Stadtbibliothek gehörige Abschrift der vorerwähnten Leopoldschen Schrift befand. Über das Todesjahr Steinhöwels heißt es in dieser: „... exuit *circa* annum MCCCCLXXXIII". Eine Quelle hierfür gibt Leopold nicht an. Veesenmeyer nun bemerkt dazu: „Donnerstag vor Palmtag 1482 war die Erbschaft seines Vermögens, woran Mang Kraft (sein Tochtermann), Hans Harscher von Allmendingen Anteil hatten, vollendet. Es muß also in Weyermann[6]) heißen: Er starb um 1482". — Weyermann selbst bemerkt in seinem Handexemplar: „Er starb im Jahr **1481**", leider wieder ohne

[1]) Das freilich läßt sich sagen, daß die Nachträge in B nicht von St. herrühren. Vgl. w. u. S. 137.

[2]) A. D. B. 35. S. 728. — Auch in der Vierteljahrschr. f. Litt.-Gesch. VI. S. 288 wird nur auf Keller und Dietrich Leopold verwiesen. — Zu Kellers Angabe bemerkt Strauch: Die Urkunde, deren Mitteilung Keller wohl Prof. Hassler verdankte, konnte seither nicht wieder aufgefunden werden.

[3]) Dekameron, St. Lit. V. 51. S. 676. [4]) D. i. der 23. Mai.

[5]) Georg Veesenmeyer, geb. 20. XI. 1760, gest. 6. IV. 1833. Vgl. A. D. B. 39. S. 519.

[6]) Nachr. von Gel. I. 484.

Quellenangabe [1]). Daß demgegenüber der unbestimmten Leopoldschen Nachricht kein Wert beizumessen ist und ebensowenig der auf Weyermann beruhenden von Stälin [2]), leuchtet ein; auch daß 1483 Johann Stocker auf 10 (oder 8) Jahre als Stadtarzt in Ulm angenommen wurde [3]), braucht nicht direkt mit St.'s Tod in Beziehung gebracht zu werden. War doch seit 1461 neben St. ein Meister Peter mindestens drei Jahre tätig, und erwähnt doch St. im „Büchlein der Ordnung" selbst beiläufig, daß seine Vaterstadt außer ihm noch „vier hochgelehrte Doctor" besaß [4]). — Steinhöwel hat demnach die Veröffentlichung des Buchs, das vom „måntag vor Jeory" (= 22. April) 1482 datiert ist, nicht erlebt. Eine andre, freilich wieder nicht zu beantwortende Frage ist, ob Bämler noch von St. selbst zum Druck autorisiert worden ist. Die Originaldrucke St.'scher Werke stammen ausnahmslos aus den Offizinen der beiden Zainer, erst die zweite oder eine spätere Auflage hat Bämler von einigen veranstaltet [5]). Doch hat er vermutlich im Jahre 1478 Günther Zainers Druckerei übernommen [6]), so daß ihm als dem Nachfolger des bewährten Druckers St. recht wohl die Ausführung übertragen haben könnte. Sonderbar bleibt es so wie so, daß sich Bämler St.'s doch gewiß bekannten Namen nicht zunutz gemacht und für den Titel der „Historie" verwertet hat.

Aber alle diese Fragen berühren den Kern der Sache nicht: die Tatsache, daß kein andrer als Steinhöwel die „Historia Hierosolymitana" verdeutscht hat.

Im folgenden will ich versuchen, die gegen Steinhöwels Autorschaft geltend gemachten Gründe zu entkräften und etwaigen Einwürfen zu begegnen.

---

[1]) Auch diese Mitteilungen verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Stadtbibliothekars Müller in Ulm. — Daß Weyermann selbst andrer Ansicht geworden, ist doch sehr beachtenswert.

[2]) Wirtt. Gesch. III. 764.

[3]) Jäger, Schwäb. Städtewesen S. 445. Strauch, Viertelj. f. L. G. VI. S. 284.

[4]) Strauch A. D. B. 35. S. 730.

[5]) Griseldis 1472, Apollonius 1476, Spec. Vitae 1479.

[6]) Kauffmann, Gesch. d. schw. MA. S. 289.

Strauch meint[1], daß „der alte Druck Historia von der Kreuzfahrt“ schon deshalb nicht auf Steinhöwel bezogen werden könnte, „da vom Grabe Gottfrieds darin nirgends die Rede ist“. — Das letztre ist richtig; nun lese man aber unbefangen die Stelle, wo St. von seinem Werk berichtet[2].

Kaiser Heinrich IV. hat sich der Kirche widersetzt ... „darumb wurden die kurfúrften ze pforczen [sic! statt: Forchheim] gefamelt zu rat, einen andern keifer ze welen. Vnd ward růdolf ein herczog von fachfen (!) erwelet. Aber er ward von keifer heinrichen in einem ftryt vberwonden zů den felben zyten dett herczog gőtfrid die großen herfart, das heilig grab ze gewinnen, das er och gewan. Vnd lyt allda begraben, als fyn cronick vßwyfet, die doctor gwido gemachet hat vnd ich heinricus fteinhőwel doctor getutfchet.“ —

Wovon handelt nach diesem Wortlaut das übersetzte Werk? Zweifellos von der Eroberung des Heil. Lands durch Gottfried von Bouillon. Die Bemerkung „vnd lyt allda begraben“, mit der er weitere Erörterungen, die seine Vorlage, die „Flores Temporum“, hier bieten, unterbricht, ist durchaus nebensächlich. Wo sollte sie überhaupt Platz finden, wenn nicht da, wo sie steht? An „vßwyfet“ schließt sich der lange, inhaltsreiche Relativsatz, nach welchem ein „vnd lyt allda begraben“ gar nicht verstanden werden würde. —

Ein glücklicher Zufall bietet uns überdies eine Parallelstelle auf der vorangehenden Seite[3].

Da ist verhältnismäßig eingehend, aber doch kürzer wie in der Vorlage, von „Konradus dem andern, ... Salicus gehaiffen“ gehandelt. Eine merkwürdige Geschichte wird von ihm berichtet[4]. Dem Kaifer träumt, daß Heinrich, der Sohn

---

[1]) L. c. S. 731.

[2]) Tütsche Cronik (Ulm, Joh. Zainer 1473) Bl. 21b (Erstes Stück eines Sammelbands der Giessener Univ. Bibl. I. 2380).

[3]) Bl. 20b.

[4]) Vgl. Jahrbücher des D. Reichs unter Konrad II. (H. Bresslau) II. S. 521. „Bekanntlich ist dies Märchen durch Gottfried von Viterbo (Pantheon XXIII. 34, 35 SS. XXII. 243 ff.) in die historische Literatur eingeführt und seitdem in zahllosen Geschichtsbüchern des späteren

eines Grafen Diepolt[1]) von Calw, ihn beerben werde. Er versucht darauf, das neugeborene Kind zu verderben; als das mißlungen, schickt er den herangewachsenen Jüngling zu der Kaiserin, seiner Gemahlin, nach Aachen mit einem Brief des Inhalts, sie solle den Überbringer unverzüglich töten lassen. Ein Domherr in Speyer[2]) öffnet den Brief, während der Jüngling schläft, und ersetzt ihn durch einen andern, in dem er schreibt „dz im die keiſerin angeſichts des briefes ire tochter geben vnd zůlegen ſôlte. das och alles alſo beſchach. Darnach ward er deß keiſers erb. Als das die lang hiſtory dar von vſzwyſet“.

Wer wird hiernach glauben, daß die „lang history“ (mit der recht wohl Gottfr. v. Viterbos Pantheon, das St. kannte[3]), gemeint sein kann) ausweisen müsse, wie der „Tochtermann“ die Erbschaft Kaiser Konrads antritt? Oder würde jemand eine zeitgenössische Darstellung des „wunderlichen Märchens“[4]) nur deshalb nicht für die von St. gemeinte halten, weil sie etwa mit Heinrichs Hochzeit abschließt und nicht berichtet, daß er in der Folge wirklich den Thron bestiegen? — Doch gewiß nicht; und ich bin aus demselben Grunde der Ansicht, daß in der von St. übersetzten Geschichte des I. Kreuzzugs vom Grabe Herzog Gottfrieds nicht die Rede zu sein braucht.

Mittelalters bald gläubig wiederholt, bald mit leisem Zweifel begleitet worden“. — In den Jahrb. d. D. R. unter Heinrich III. ist I. 512 ff. die Erzählung aus Gottfried abgedruckt. Er erzählt dieselbe Geschichte in zwei Fassungen, einer prosaischen und einer poetischen.

Von der Wahrheit der Erzählung ist St. so sehr überzeugt, daß er Heinrich III. nur als „Tochtermann“ gelten läßt, während die Flores Temporum (in Meuschens Ausgabe S. 107) hinzufügen: „Conradi ſupradicti filiaster . . . vel vt quidam volunt filius ejus“. — Den Zusatz unterdrückt St.

[1]) Sonst *Lupold* genannt.

[2]) Dieser Zusatz (Speyer) soll aus der Speyerer Chronik . . . Eysengreins stammen. Vgl. Breßlau, l. c. S. 523. Bei Gottfried v. V. ist es noch ein anonymer *sacerdos*, im Original der Flores Temporum (Mon. Germ. XXIV. S. 237) ein *hospes*, bei dem der Jüngling übernachtet.

[3]) Strauch, l. c. S. 729. [4]) Wattenbach[6] S. 297.

Viel triftiger ist der Einwand, den Strauch an zweiter Stelle erhebt: wie sollte St. dazu kommen das Kreuzzugswerk des Mönchs Robert einem „Doctor Gwido" zuzuschreiben?

Das ist in der Tat eine heikle Frage, zumal allgemein behauptet wird, Robert nenne sich in seinem Werk selbst als Verfasser. Wie wir oben[1]) sahen, ist das nur bedingt richtig: Robert nennt sich ausschließlich in dem Sermo apologeticus. In der Historia selbst deutet keine Zeile den Verfasser an.

Nun haben nicht nur die deutschen Drucke dieses Vorwort nicht, sondern es fehlt auch in den drei Hss., die doch den von B. nicht überlieferten Brief des Kaisers Alexius enthalten. Es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, daß auch die lat. Vorlage dieses Vorworts entbehrte, wie z. B. das Breslauer Ms. aus dem XVI. Jh.[2]) und dasjenige, das Trithemius vor sich hatte[3]). —

Erfuhr somit der Übersetzer der Historia Hieros. den Namen des Verfassers nicht aus dem Werke selbst, so scheint es doch schwer zu erklären, wie er einen „Doctor Gwido" unterschieben konnte.

Träger des Namens Guido gibt es eine große Zahl. Mit dem Doctortitel finde ich aber bis 1500 nur drei. Zunächst, um 1332, einen eifrigen Theologen und Inquisitor, Guido Terrena de Perpiniano[4]), Doctor Parisiensis, von dem ausschließlich theologische Werke bekannt sind; ferner einen Juristen Guido Baisius[5]), den Neffen des bekannteren Guido de Bayso[6]). Er wird „Decretorum Doctor Jurisque Pontifici Professor" genannt und war „Concordiensis Episcopus usque ad Annum 1347". — Endlich wird ein Abt dieses Namens[7])

[1]) S. 19.

[2]) Vgl. Bredow, Karl der Grosse S. 180 und Anhang, Beilage 1 (Nr. 4 des Verzeichnisses).

[3]) So nimmt wenigstens Bongars an. Vgl. seine Praefatio I. Bl. 7b (auch abgedr. im Rec. III. 719).

[4]) Fabricius, Bibl. latina med. et inf. aetatis. Editio ... italica a P. Joanne Dominico Mansi ... aucta (Padua 1754) III. 133.

[5]) Das. III. 130.

[6]) Das. III. 129.

[7]) Nouvelle Biogr. gén. XXII. 511.

zu St. Denis Dr. utriusque iuris (en droit canon et civil) genannt, der kaiserlicher Rat unter Karl V. und Karl VI. war († 28. IV. 1398). Er wird als sehr bewandert in den geistlichen und profanen Wissenschaften bezeichnet. 1380 wohnte er der Salbung Karls VI. und 1389 der Krönung der Isabella von Bayern bei.

Es wäre nun nicht ausgeschlossen, daß einer dieser Dr. Guido — oder ein beliebiger andrer — eine Abschrift der Historia Hieros. hätte anfertigen lassen und ein darauf bezüglicher Schreibervermerk von dem Übersetzer mißverstanden worden wäre; oder auch, daß sich ein Dr. Guido als Besitzer einer Hs. genannt hätte und von St. als Autor betrachtet worden wäre.

Aber zu solcher immerhin gezwungenen Erklärung dürfte man nur im äußersten Notfall greifen. Die Frage ist, ob St. mit der Beifügung Doctor einen gleich ihm selbst durch den Doctor einer Universität Geehrten bezeichnen will. Nun nennt er — worauf auch Strauch[1]) hingewiesen hat — in der schon öfters abgedruckten Schlußschrift des „Apollonius" auch Gottfried von Viterbo „Doctor"[2]).

Es ist bekannt, daß erst im Anfang des 13. Jahrhunderts an den Universitäten der Doktortitel verliehen wurde, und zwar zugleich mit dem Magistertitel an solche, denen die Lehrberechtigung erteilt werden sollte. Noch zur gleichen Zeit, aber auch schon vorher (seit dem 12. Jahrhundert) war der Doctor mit einem auszeichnenden Beiwort als eine Art Ehrentitel zuerst für Juristen, dann für viele Scholastiker im Gebrauch. So hieß Thomas von Aquino († 1274) Doctor angelicus oder communis, Bonaventura († 1274) Doctor seraphicus, Duns Scotus († 1308) Doctor subtilis usw. Für Gott-

---

[1]) l. c. S. 729; in diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß, wie aus Strauchs Bemerkungen zur Kritik der von St. für den Apollonius angegebenen Quellen hervorgeht, St.'s Angaben ungenau, wenn nicht unzuverlässig sind.

[2]) Vgl. Barack, Die Hss. der Fürstl. Fürstenb. Hofbibl. zu Donaueschingen S. 74:

Mitt namen liess ich nit verderben
Doctor gottfrids von Witerben
Oberstes Koronick schriben.

fried von Viterbo läßt sich ein solcher Ehrennamen nicht nachweisen. Und wenn ihn St. trotzdem „Doctor“ nennt, so will er ihn damit offenbar nur als gelehrten Schriftsteller bezeichnen. So dürfte er auch dem vermeintlichen Verfasser seiner Vorlage, Guido, nur ein ehrendes Epitheton gegeben haben.

Sieht man von dem „Doctor“ ab — und ich glaube, man ist dazu gezwungen — so bleiben von den 55 bei Fabricius aufgezählten Autoren des Namens, zu denen sich aus Jöchers Gel. Lexikon, der Nouvelle Biogr. gén. und Potthast (ältere biogr. Werke sind von den genannten benutzt) 11 weitere gesellen, nur fünf in Betracht zu ziehen.

Nur auf einen davon ist bereits hingewiesen worden, und zwar auf einen Guido Adduanensis. Gelegentlich der Beschreibung jenes Sammelbandes der Gießener Univ.-Bibl., der Steinhöwels Chronik enthält, im Serapeum [1]), bemerkt Adrian, „doctor gwido“ sei wahrscheinlich Guido Adduanensis, „princeps latini eloquii“ genannt; „seine Hist. Hier. muß in den mittleren Zeiten sehr verbreitet gewesen sein, da man ihm sonst einen solchen Ehrentitel nicht beigelegt hätte. Die Arbeit Steinhöwels war wohl ein Auszug dessen, was sich auf das Leben Gottfrieds von Bouillon bezieht.“ —

Besagter „Ehrentitel“ für Guido Adduanensis — übrigens eine Benennung, die viel Verwirrung angerichtet hat, — ist eine Schöpfung Gaspar Barths. In den Reliquiae Manuscriptorum [2]) lesen wir mit bezug auf Guido Add.: Est vero elegans et lectu dignus liber: *pene dixerim* princeps Latini eloquii, inter suos socios, certe plerosque. — Von Barth übernahm Fabricius [3]) nicht nur diesen Ausdruck, sondern auch den Namen des Verfassers [4]), den Barth in einem der beiden ihm vorliegenden Manuskripte gefunden hatte.

Wer ist Guido Adduanensis? — „Kein andrer als ... Gautier Vinesauf“ antwortet Graesse [5]). Jedenfalls entnahm

[1]) Serapeum VII. S. 220. [2]) S. 539.

[3]) l. c. III. 126.

[4]) Auctoris huius hunc titulum [Guidonis Adduanensis De Bellis Palaestinis Librum] aperte prae se ferunt membranae, Erfurti olim a nobis emtae. Aliud exemplar redemtum Argentorati, ex Carthusia nescio qua habuimus, sed id inscriptione omni carebat.

[5]) Graesse, Lit. Gesch. II. Abt. 3. S. 1062.

er diese Behauptung Fabricius[1]), der auf Gales Ausgabe[2]) hinweist. In dieser wird Geoffrey Vinsauf (Galfridus de Vino salvo) zum Verfasser des „Itinerarium regis Anglorum Richardi et aliorum in terram Hierosolymorum a. 1180" gestempelt[3]). Gale hielt nämlich „irrigerweise[4]) mit dem Kopisten der benutzten Cambridger Hs. den Dichter Geoffrey Vinsauf, dessen Verse auf Richard angefügt waren, für den Verfasser des Werkes"[5]). — Graesses und Adrians Behauptungen übernimmt Stälin[6]), indem er unter den Werken Steinhöwels aufzählt: „ . . . Aus der Historia Hieros. des Guido Adduanensis die Chronik von Gottfrieds von Bouillon Heerfahrt ins gelobte Land" und in Anm. dazu bemerkt: „Obiger Guido ist kein andrer als Gautier Vinisauf".

In Wirklichkeit ist, wie vor Gales Ausgabe allgemein angenommen wurde[7]), der Verfasser des fraglichen Kreuzzugswerks Ricardus canonicus S. Trinitatis Londoniensis. Sein Buch schildert nur den Kreuzzug Richards[8]). Gottfried von Bouillon wird ganz flüchtig zweimal erwähnt[9]). — Von dem

---

[1]) L. c. III. 126.

[2]) Historiae Anglicanae Scriptores. (Oxf. 1687) II. S. 247—429.

[3]) Bei Bongars nur ein Bruchstück unter dem Titel: Historia Hierosolymitana auctore anonymo anglico (Gesta Dei I. 1150—1172).

[4]) Potthast² I. S. 967.

[5]) Richtig gestellt wurde die Autorschaft von Petrie „who had the opportunity of comparing the manuscripts preserved at Cambridge and elsewhere" (Wright Biogr. Britann. Lit. 1846 S. 415). — Geoffrey Vinsaufs Urheberschaft war bereits bezweifelt worden in der Hist. litt. de la Fr. XVIII. 312, wo es „à quelque auteur inconnu" zugeschrieben wird.

[6]) Wirtt. Gesch. III. 765 und Anm. 4.

[7]) Potthast² I. S. 967.

[8]) Barths Urteil über das Buch wird bestätigt durch Riezler (in Forsch. z. d. Gesch. X. 1—151), der den Autor „den bedeutendsten unter den Engländern, die über den 3. Kreuzzug geschrieben haben", nennt und S. 105 eine Probe von der „Kunst seiner Darstellung" gibt.

[9]) Ed. Stubbs, Chronicles and Memorials of the Reign of Richard I. I. 22: Anno enim Domini M°XC°IX° Boimundus, Raimundus, Tancredus, *dux Godefridus*, Robertus comes Normanniae, et alii Franci eam [Jerusalem] ceperant expulsis Saracenis.

wirklichen Galfridus de Vino Salvo[1]) ist dagegen nur ein Gedicht „De statu curiae Romanae carmen elegiarum versuum 1026“ bekannt. — Man halte schließlich fest, daß nur Barth den Namen Guido Adduanensis überliefert, dessen Person und Werke sonst völlig unbekannt sind.

Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß an diese ephemere Gestalt Steinhöwel nicht gedacht haben kann.

Ebensowenig kommen wohl zwei andere Träger des Namens in Betracht.

Ein Guido Langobardus hat zwar ein Chronicon geschrieben[2]), aber es ist nur ein kurzes Verzeichnis der Herrscher der Lombardei bis zu Heinrich IV. Vielleicht rührt von demselben Verfasser, der auch Guido Casinensis heißt, die „Historia de Vita Henrici (IV.) Imperatoris“ her, die jedoch des gleichzeitigen ersten Kreuzzugs mit keinem Wort Erwähnung tut[3]).

Der andere, Bernardus Guidonis, gestorben als Bischof von Lodève im Jahre 1331[4]), dessen Name vor der Latinisierung Bernard Gui gelautet haben wird — Zeitgenossen nennen ihn so, und nicht „Guion“[5]) — und der vereinzelt auch unter dem Namen „Guido“ begegnet, hat in der Tat in seinem großen Werk: „Flores cronicorum seu Catalogus

---

I. 396: Non enim hi fuerant quales olim vere peregrini in Antiochena expeditione, quam gens nostra potenter obtinuit, unde quoque et adhuc recitatur in gestis super tam famosa victoria Boimundi et Tancredi, necnon et *Godefridi de Builun* et aliorum procerum praestantissimorum, qui tot praeclaris triumpharunt victoriis, quorum opera jam nunc fiunt tanquam cibus ab ore narrantium, qui quia corde non ficto gratuitum Deo praestabant obsequium, reddidit eis Deus mercedem laborum suorum et exaltavit magnifica opera sua immortali memoria, ut etiam ipsorum tota posteritas ampliori praedicetur veneratione.

[1]) Potthast² I. 468.

[2]) Potth.² I. 550. — Das Chronicon ist abgedr. in den Mon. Germ. SS. V. S. 64 und 65. — Über Verf. und Überliefg. S. 63.

[3]) Potth.² I. 607. — Mon. Germ. SS. XXII. S. 268—83. G. streitet sich mit vier andern um die Ehre der Autorschaft.

[4]) Potth.² I. 150 ff.

[5]) Delisle, Les Manuscrits de Bernard Gui. Not. et Extr. des mss. de la Bibl. Nat. XXVII. S. 172.

pontificum Romanorum" vom ersten Kreuzzug gehandelt. Auch gibt es Auszüge, die nur das enthalten, was Bern. Guid. über die Kreuzzüge bietet. Unter dem Titel: „Annales Terrae Sanctae" enthält die Pariser Bibl. Nat. zwei derartige Compilationen [1]. — Als Chronik vom Herzog Gottfried läßt sich aber der kurze Abriß, der sich bei Muratori auf 3 Spalten abgedruckt findet [2], nicht bezeichnen. Für den Verfasser ist Gottfried durchaus nicht die Seele des Unternehmens; Christus ist der „Rex" der Kreuzfahrer [3]; einen anderen haben sie nicht. Gottfried spielt eine so untergeordnete Rolle, daß sein Name nur zweimal genannt wird: bei der Aufzählung der fürstlichen Teilnehmer [4] und am Schluß, als von der Rückkehr der Fürsten die Rede ist [5].

Somit dürfte auch dieser Guido nicht in Frage kommen. Offen bleibt die Frage bezüglich der Chronik eines erst 1451 als „theologiae professor ac magister ordinis Fratrum Praedicatorum"? [6]) gestorbenen Guido Flonochetus sive Flammochetti [7], über dessen Chronik keine nähere Auskunft zu erlangen war. —

Es wäre übereilt, aus diesem negativen Ergebnis den Schluß zu ziehen, daß ein Guido eine Chronik von Gottfrieds Heerfahrt nicht geschrieben haben könne. Denn Steinhöwel steht mit seinem Zitat nicht allein.

---

[1]) Nr. 5689 c. f. 108 und 17555 f. 195. A. O. L. II. 430. Anm. 3.

[2]) Muratori, Rerum Ital. Scriptores (Mediolani 1723) III. 352 unter der Überschrift: Vita . . . Urbani Papae II. Ex ms. Bernardi Guidonis.

[3]) l. c. S. 353: Nullus autem Rex in multitudine sancta fuit, sed omnes Christum, Dei filium, Regem habentes . . . Sepulcrum Christi . . . proponunt reddere libertati.

[4]) Eminebant autem in hoc sancto exercitu, vir per omnia clarus Ademarus Podiensis Episcopus, Dux Lotharingiae Godofridus etc. . . .

[5]) l. c. S. 354. His itaque gestis Duce Godofrido remanentibus in Jerusalem ad principandum electo, caeteri Principes ad propria revertuntur.

[6]) Diese Titel sind dem Namen auf dem Grabstein beigefügt.

[7]) Fabricius III. 132; ausführlicher Quetif und Erhard, Ss. ord. Praed. (1719) I. S. 808: Scripsit teste Simlero, quem Possevinus, Vossius et Altamura excipiunt, *Chronicon*, sed cuius illud generis, vel ubi servetur, nullus aperit.

Die Zimmerische Chronik, die „mit dem Jahre 1566 im ganzen als abgeschlossen zu betrachten ist", und die in ihrer jetzigen Gestalt vom Grafen Froben Christof und seinem Sekretär Johannes Müller herrührt[1]), erwähnt gelegentlich die Kreuzfahrer. „Was unfäglicher groſſer mühe .... diſe underwegen ... gehabt und erlitten, das alles haben Guido Remensis, deſſgleichen Robertus Monachus und inſonderhait Guilielmus Tyrius, ſo eins tails derſelben Zeit gelept und mit geweſen, nach der lenge beschrieben ....“[2]).

Der Herausgeber Barack bemerkt zu Guido Remensis: „dessen Person und Werk scheinen unbekannt zu sein." — Dagegen suchte Hagenmeyer zu beweisen, daß mit Guido Remensis Guido de Bazoches gemeint sei[3]).

Bazoches ist ein starkes Schloß im Dép. Aisne zwischen Soissons und Reims, das Stammschloß der Châtillon. Einer Seitenlinie des Hauses entstammen die Grafen von Blois. Der ältere Zweig behielt den Namen Bazoches bei. Die Châtillon wie die Bazoches waren in Reims, Soissons und der Umgegend ansässig. In seinen Briefen gibt Guido de Baz. die Beschreibung einer Villa in der Nähe von Reims, wo er den Sommer zubrachte zur Zeit, da er in Châlons-sur-Marne Cantor war. Das Epitheton paßt also für ein Mitglied der Familie Bazoches—Châtillon durchaus; überdies war im Mittelalter „Remensis" gleichbedeutend mit „Champenois"[4]). — Hagenmeyer führt weiter aus, daß der Verf. der Zim. Chr. Guido wohl nur aus Alberichs Chronicon[5]) gekannt habe, wie auch die mit Wilh. von Malmesbury übereinstimmenden Stellen nur Auszüge aus Alberichs Chronik sind[6]). In dieses größere Werk[7]) ist die Chronographia Guidos fast vollständig

[1]) Zimmerische Chronik ed. Barack[2] IV. 333. Graf Froben Christof war öfters und lange in Frankreich; vgl. S. 330f.

[2]) Das. I. 85.

[3]) A. O. L. II. 38ff. — Potth.[2] I. 550.

[4]) A. O. L. II. 39f. Die Mitteilungen über die Familie Bazoches gehen größtenteils auf Riant zurück. Vgl. übr. auch den von Woldemar Lippert aufgestellten Stammbaum (Arch. d. G. f. ä. d. G. XVII. 414).

[5]) Potth.[2] I. 29. [6]) A. O. L. II. 41.

[7]) Im folgenden ist die Ausgabe von Alberichs Chronik in den Mon. Germ. XXIII. (Scheffer-Boichorst) zugrunde gelegt.

übergegangen; insbesondere ist alles, was Guido über den I. Kreuzzug hat, dort zu finden[1]; aber Guidos Name (ohne Zusatz) wird den betr. entlehnten Abschnitten meist vorangeschickt, so daß die Benutzer Alberichs dessen Quellen erfuhren und zitieren konnten. —

Neben Guido, aber so, daß ihm entschieden der Löwenanteil zufällt[2], werden von Alberich für die Jahre 1095—1100 benutzt und genannt: Sigebertus, Guilelmus Tyrius und Guil. Malmesbiriensis, Episcopus Otto (Frisingensis), Elinandus, Baldricus und Robertus. Während jedoch Guidos Name in dieser Periode 28mal wiederkehrt, finden wir Robert nur 12mal erwähnt, dazu zweimal in Verbindung mit Baldrich (Baldricus et Robertus). Noch viel mehr springt das Übergewicht Guidos in die Augen, wenn man die langen Zitate aus seiner Chronographie mit den wenigen Zeilen aus Roberts Historia vergleicht. Dazu kommt, daß der letztere nicht etwa wörtlich angezogen wird, sondern erst in der Fassung, die ihm Helinand gegeben[3], derart daß kein Satz wörtlich in der Historia Hierosol. wiederzufinden ist. — Nimmt man noch hinzu, daß an einer Stelle Robert für die Erzählung eines Ereignisses sicher mit Unrecht als Quelle angegeben wird[4], berücksichtigt man weiter, daß die von Guido erzählten Ereignisse im wesentlichen mit Roberts Bericht übereinstimmen, so brauchen wir uns nicht zu verwundern, daß ein wenig kritischer Übersetzer der Hist. Hieros. — trotzdem er Kenntnis von Alberichs Chronik hatte — in dem dort spärlich zitierten Robert den Verfasser seiner Vorlage nicht erkannte.

Angenommen: Steinhöwel habe Alberichs Chronik gekannt — wie es Hagenmeyer vom Verf. der Zimm. Chronik,

[1] Vgl. Hagenmeyer, Peter der Eremit (Leipzig 1879) S. 11 Anm.

[2] Selbst wenn man berücksichtigt, daß er (weil noch nicht ediert) bei Scheffer-Boichorst immer vollständig zitiert wird, während z. B. Baldrich u. Sigebert vielfach nur mit den Anfangs- und Schlußworten vertreten sind.

[3] Mon. Germ. XXIII. (Praef.) S. 658. — Potth.[2] I. 575.

[4] Mon. Germ. l. c. S. 808 (Anm. des Herausgebers): His Robertus nec verbis convenit, nec rebus, quippequi Antiochiam 4. Non. Jun. captam esse narret. Neque in aliis quos habemus auctoribus, ab Alberico descriptis, locus noster inveniri potest.

der Alberich unter den angeführten Quellen nicht nennt, nachgewiesen hat —, er habe daraus Guido als ausführlichen Schilderer der Geschichte des ersten Kreuzzugs kennen gelernt, dann selbst eine „Historia de Godefridi Bullonis expeditione in terram sanctam“ [1]) zu verdeutschen begonnen, die den Namen des Verfassers nicht angab, aber im ganzen übereinstimmend mit Guido berichtete: lag es da nicht recht nahe für ihn, seine lateinische Vorlage für das Werk eben dieses Guido zu halten?

Woher aber auch die Angabe: „die doctor gwido gemachet hat“ stammen mag, eines darf man nach dem Gesagten behaupten: sie allein reicht nicht hin, Steinhöwel die Übersetzung von Roberts Werk abzusprechen — und das um so weniger, als die Sprache der Verdeutschung auf Steinhöwel hinweist.

Steinhöwels Sprache und Stil und die Historie von der Kreuzfahrt.

Es ist immer leichter darzutun, daß dieses oder jenes Werk nicht von einem bestimmten Autor herrühren kann, als positiv den Nachweis zu führen: der und kein anderer muß es geschrieben haben. Es bedürfte einer Spezialuntersuchung, die über den Rahmen meiner Arbeit weit hinausgehen müßte, um dafür den strikten Beweis zu erbringen. Ich beabsichtige, die Sprache der Übersetzung der Hist. Hierosolymitana daraufhin zu prüfen, ob sie die aus St.'s gesicherten Werken als für ihn charakteristisch festgestellten Züge aufweist.

Erschwert wird die Feststellung durch die mangelhafte Überlieferung des Werke.

Alle Vertreter der Gruppe Y weisen die Historia in jenem neueren Lautgewand auf, „zu dem das Bayrisch-Österreichische schon seit dem 12. Jh. drängt“, insbesondere stehen die aus î, û, ü̂ entwickelten Diphthonge ei, au, eu, und nur vereinzelt

---

[1]) So oder ähnl. muß der Titel des Buchs auch in lat. Hss. gelegentlich gelautet haben. Vgl. Cod. Zwettl 345: Incipit prologus de expedicione Gothefridi ducis sociorumque eius. Dazu die Überschriften von W. und M. Vgl. Anhang, Beilage 4, a und b.

sind die Monophthonge, wie wir annehmen dürfen, „stehen geblieben" — wenigstens noch in den Hss., während z. B. der Druck von 1502 die neuen Laute folgerichtig durchgeführt hat.

In bezug auf Wortbeugung und Wortbildung weichen die Vertreter von Y weniger von h ab, doch scheint das letztere auch auf diesen Gebieten konservativer, so daß es sich empfahl, dem Vergleich der Laute und Formen und ihrer Wiedergabe durch die Schrift bei St. und in der Historie h zugrunde zu legen.

Sachlich dagegen ist die Überlieferung des Textes durch Y besser und vollständiger als die durch h.

Das hat sich z. T. schon aus den Erörterungen oben S. 81 ff. über das Einschiebsel und unsinnige Zusätze ergeben.

Deutlicher wird es, wenn wir die verhältnismäßig geringfügigen Lücken in Y (vgl. o. S. 55 ff.) denen in h gegenüberstellen. Es fehlen auf den 20 Bll. 80—100 gegen 1+R rund 300 Wörter[1]; dabei sind einzelne, die ausgeblieben, nicht gezählt, und die Kürzung der Kampfschilderung, von der gleich die Rede sein wird, ist unberücksichtigt geblieben. Nach dem Ende zu werden die Lücken noch zahl- und umfangreicher; so fehlen Spalte 173 b'' 57+8+17=82 Wörter! —

Ferner sind die Fälle recht zahlreich, wo unglaublich törichte Lesarten durch Verlesen (oder Verschreiben) entstanden sind, und zwar nicht nur bei Wiedergabe von Eigennamen und lateinischen, vom Schreiber offenbar nicht verstandenen Worten, sondern auch an Stellen, die scheinbar keinerlei Schwierigkeiten machen konnten.

Fälle ersterer Art: h 80 a'' Nun ift irlun ain ftat (wo die Abkürzung von Jerusalem (jrlm) nicht verstanden wurde); h 80 b' rufen die auf dem Konzil von Clermont Versammelten: deus fult ock hoc; h 86 a'' wird Jesaias zitiert: Noli tinere; Byzanz heißt Bÿnhanitium (93 b'); Saratzenen (l 23 b) werden farafanen (105 a''; ein ander Mal (109 b) geht es dem unbequemen Wort aus dem Weg und schreibt haiden!); in dem wort aus „prophetten mund" c Porte tue eis aperientur (B 93 b) wird das letzte Wort zu app'ien verstümmelt (h 173 a').

[1]) Bl. 80 fehlen 8+16, Bl. 81 12+2, Bl. 83 19+7, Bl. 84 10, Bl. 85 3+25, Bl. 86 19+5 und so fort.

Ein paar drastische Beispiele der zweiten Kategorie: Es ist von der Neugründung Konstantinopels die Rede. h 93 b (der Kaiſer) . . . hieß ſy Conſtantinoppel vnd hieß ſy mit edlen buwen vnd groſſen eren rainglich (!) machen l 15 a . . . rome geleich".

Gerade ist vom Bündnis zwischen Alexius und den Kreuzfahrern die Rede gewesen. h 94 a" fährt fort: nach der obgemelten mainung (für lat. confoederatio = ainunge l 15 b).

Gelegentlich eines scharfen Gefechts wird R. 778 angemerkt: Sciunt enim quibus bella nota sunt quia graviori attritione pedites quam equites interficiunt, woraus h macht: Alſo ſprechent die wyſen (109 b": l 26 a Als die wol wißent die in ſtreitten geweßen ſind); und als der Sieg erfochten ist, heißt es für: Nunc vero idem Dominus . . . recompensationem confert suorum adversariis h 110 b' Alſo tett gott vff die ougen ſinen fýnden (l 26 b auf den tag!).

Vgl. ferner: R. 865 Famem quippe naves cibi, onustae exstinxerunt h 163 b" die ſchiff die bomen farent (l 70 a komen waren!) die brachten gnüg den hunger ze büßen". —

Endlich erscheint eine Kampfschilderung[1]), die alle Vertreter von Y gereimt bieten, in h nicht gereimt und in wesentlich abweichender Gestalt. Wenn h an so wichtiger Stelle das Original unerkennbar gemacht hat, wird man ihm immer mit Mißtrauen begegnen müssen. Oder sollte h die ursprüngliche Form bewahrt und Y erst die Reime eingeführt haben? — Eine sorgfältige Vergleichung zeigt, daß dem nicht so ist: h hat nicht einen einzigen Gedanken mit R. gegen Y gemeinsam. Was in Y unübersetzt blieb, weist auch h nicht auf. Es macht vielmehr, so weit es nicht überhaupt aussetzt, alle die in Y stehenden und nur durch die gebundene Sprache erklärlichen Umstellungen des lateinischen Textes, die Einführung Boemunds und des „got wils"[2]) gegen R mit und beschränkt sich ausschließlich auf Kürzungen und kleine Änderungen, auch Zusätze, die dem

[1]) Abgedruckt im Anhang, Beilage 6, b.
[2]) Vgl. das. h 99 a" mit l 19 a und R.

Verfahren des Schreibers auch an anderen Stellen durchaus entsprechen. Besonders mag auf eine andere, nicht gereimte Kampfschilderung im XIX. Kap. des 4. Buchs (R. 786) hingewiesen werden, wo h in ganz ähnlicher Weise kürzt, umstellt und Schlagwörter heraushebt[1]).

Unter diesen Umständen hielt ich mich für berechtigt, soweit Stil und Satzbau in Betracht kommen, nach dem Wortlaut I's als des ältesten Vertreters der Gruppe Y zu zitieren; kann doch auch die Satzfügung weniger leicht verwischt werden wie Lautbild und Wortform. —

Nicht nur die mangelhafte Überlieferung erschwert den Vergleich, sondern auch der besondere Charakter des übersetzten Werkes: es ist rein historisch. Diesen Anspruch erhebt freilich auch die „deutsche Chronik“ St.'s, in Wirklichkeit ist diese aber nichts anderes als eine Tabelle von Einzeltatsachen und ganz besonders wenig geeignet, mit der zusammenhängenden Erzählung der Historie von der Kreuzfahrt verglichen zu werden. Alle übrigen Verdeutschungen St.'s bewegen sich auf anderen Gebieten. Es können sich also Wortschatz und Satzbau nur zum Teil decken.

Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Historie, wenn sie von St. herrührt, unbedingt in seine früheste Zeit fällt, zu seinen ersten Versuchen gehört. Alle, die sich mit St. beschäftigt haben, konstatieren den großen Abstand, beispielsweise zwischen dem Apollonius und dem Äsop. Man wird sich also gar manchmal fragen müssen: Ringt hier nicht noch der Ungeübte mit der Form? Steht er nicht noch unter dem Einfluß anderer Übersetzer? Ist für diese oder jene Abweichung nicht die Mundart verantwortlich zu machen, die auf St.'s ältere Werke nachweislich stärker abgefärbt hat als auf die späteren?

Mangelhafte Überlieferung[2]), Besonderheit der Vorlage und Entstehungszeit würden demnach in Betracht zu ziehen sein, wenn die Historia und St. sich widersprechen. Ob und wie weit es überhaupt der Fall ist, werden wir sehen.

---

[1]) Abgedruckt im Anhang, Beilage 6, c.

[2]) Keine einzige von St.'s Übersetzungen ist in einer Gestalt überliefert, die dem Original verhältnismäßig so ferne steht.

Andererseits wird der Vergleich dadurch erleichtert, daß verschiedene Untersuchungen über St.'s Sprache und Stil vorliegen, deren Ergebnisse als Prüfstein für die Hist. Hier. dienen können.

Drescher hat in der bereits erwähnten Ausgabe der Mulieres an der Hand von St.'s eigenhändiger Niederschrift seiner Übersetzung des Speculum vitae humanae „Orthographie und Lautstand .... charakterisiert und dann an diesem sprachlichen Stande zunächst den des ersten Drucks der Berühmten Frauen, der ja von einem schwäbischen Drucker in Schwaben (Zainer, Ulm) geliefert ward, und hierauf denjenigen der folgenden Drucke gemessen." — Darunter ist leider keiner von Bämler, aber ein mit der Hist. Hieros. fast gleichzeitig (1479) erschienener von seinem Augsburger Kollegen Anton Sorg. Ferner sind in der syntaktischen Untersuchung Wunderlichs „Steinhöwel und das Dekameron" (Herrigs Archiv Bd. 83 u. 84) Besonderheiten im Satzbau, zumal gewisse Eigentümlichkeiten bei der Übersetzung des Lateinischen nachgewiesen worden. — Wunderlich will freilich dartun, daß das Dekameron nicht von St. übersetzt sein kann, und stellt deshalb naturgemäß die Punkte in den Vordergrund, wo der syntaktische Gebrauch der verschiedenen Wortklassen in St.'s Übersetzung der Griseldisnovelle von der im Dekameron abweicht. Aber er stellt doch dabei auch positiv — und nicht nur auf die Griseldis, sondern auch auf Apollonius und Äsop, gelegentlich auf die Mulieres gestützt — Steinhöwels Eigenart fest.

Endlich hat Strauch (ergänzt von Drescher) St.'s Übersetzertätigkeit näher beleuchtet und von seiner literarischen Persönlichkeit ein so fest umschriebenes Bild gegeben, daß sich ganz gewiß nicht jeder beliebige in dies Schema pressen läßt.

Gelingt es uns zu zeigen, daß unsere Historie von der Kreuzfahrt nach diesen verschiedenen Richtungen hin Steinhöwels Art nicht widerspricht, so haben wir seine Urheberschaft auch für diese Historie recht wahrscheinlich gemacht.

Zu diesem Zwecke aber bedarf es keiner sprachlichen Untersuchung, wie sie etwa bei einer Ausgabe am Platze wäre. Ich will nur feststellen, wie weit das für Steinhöwel Gesicherte

in der „Historie“ wiederkehrt, und sehe deshalb von allen Betrachtungen über die einzelnen Spracherscheinungen ab.

Die Laute und ihre Schreibung.

Gerne hätte ich die Behandlung der Orthographie von der der Laute ganz getrennt. Es ist aber zu schwer, vielfach unmöglich, eine Erscheinung als nur orthographische oder rein lautliche zu bezeichnen. Wenn z. B. für uo in h stets ü[1]) geschrieben ist, so läßt sich daraus weder schließen, daß der Laut nicht mehr Diphthong ist, noch auch, daß die beiden Punkte einen ů- (= u°-, uᵉ-) Laut andeuten, weil h ein übergeschriebenes ° gerade so wenig kennt wie ein übergeschriebenes ᵉ.

Im Anschluß an diesen Unterschied in der Schreibung von h und St. sei als übereinstimmend gleich festgestellt, daß beide die Länge eines Vokals niemals durch -h-, -e-, oder Verdoppeluug bezeichnen. Nur *ee* (prius) und *ee*re (neben *e*re) — dieses vereinzelt — erscheinen bei beiden. Ferner ist ſ (im An- und Inlaut) getrennt von s (im Auslaut). Konsonantenhäufung ist vermieden[2]). —

Im übrigen bin ich bei der hergebrachten linguistischen Anordnung geblieben und habe nur die Fälle, wo h und St. übereinstimmen, geschieden von denen, wo h abweicht.

Zum Vergleiche sind herangezogen:

Griseldis nach der Ausg. von Zainer Ulm 1471 oder nach dem bei Schröder in den Mittgn. der d. Ges. in Leipz. V. Einl. VIII ff. ab.-gedruckten Stück. = Gris.

Apollonius nach der (von Schröder im eben genannten Band S. 85 ff.) veranstalteten Ausgabe — gelegentlich nach dem Zainerschen Druck von 1471. = Apol.

Äsop nach Österleys Ausg., Bd. 117 des litt. Vereins. = Äs.

Die Übertragung von Boccaccios De claris Mulieribus nach Dreschers Ausg., Bd. 205 des litt. Vereins. = Mul.

---

[1]) In der Hs. stehen die Punkte nicht neben, sondern schräg über einander (⁘), so daß die Entstehung aus übergeschriebenem ᵉ oder ° deutlich wird.

[2]) Doch ist St. sparsamer mit Doppelungen wie h. Formen wie zal*tt* 78a″, fol*tt* ſind auch bei St. häufig; v*nn*d hilff 99a″, 116b′, la*nn*d 92b′ schreibt St. dagegen nicht, freilich auch h selten. Eine Form vollends wie fechte*rr* 162a″ begegnet in h ganz vereinzelt, bei St. wohl nie; ausgeschlossen sind für beide Häufungen wie in m 193b: gefe*lltt*, Se*chtzigk* u. s. o.

Die Übersetzg. des Speculum vitae humanae des Bischofs Roderich von Zamora nach dem von Drescher S. 332—336 aus Steinhöwels Originalmanuskript abgedruckten Stück bzw. nach dem Ms. selbst, soweit es Drescher herangezogen hat. Wie bei Drescher bedeuten dann die einfachen Zahlen die Blattzahlen der Hs. (Cgm. 1137), die doppelten Seiten- und Reihenzahl des Anhangs zur Mul.-Ausgabe. [1]) = Spec.

Das Gleichheitszeichen (=) ohne Wiederholung der Sprachform habe ich nur dann gesetzt, wenn das gleichgesetzte Wort auch in der Orthogr., gegebenenfalls in der Flexionsform, mit dem aus der Historie angezogenen übereinstimmt. Beispielsweise bedeutet: manlicher 85 b'' (= Mul. 256. 25) nicht nur, daß an der zitierten Stelle „manlich" vorkommt, sondern auch, daß es dort wie bei h in der Beugungsform auf —er (pronom. Genetiv) steht.

Vokale der Stammsilbe.

a) Übereinstimmung.

mhd. a

= a, ganz vereinzelt au (bezw. aˇ): haund (dextera) 162 a' (Wirkung des Nasals?).

a ohne Umlaut (d. h. in Fällen, wo der Umlaut möglich ist, deutet kein Zeichen an, daß er eingetreten): ſchatz (plur.) 94 a' (vgl. Mul. etlich andere kŏffman ſchacz 116. 14 neben Äsop ſchäcze 259. 20), manlicher 85 b'' (= Mul. 256. 25), angſtlichen 83 b'' (= Spec. 313), martrer 162 a'.

Umlaut, bezeichnet ä: geſchlächt 80 a'' (= Äsop 128. 17; Mul. geſchlåcht 175. 5 u. öfters), paläſt 165 a', mächtig 87 b', hält 163 a'' (pl. von halt = hinterhalt).

Umlaut, bezeichnet e: hend 165 b' (= Spec. 336. 28), ſtett 104 a', kempffer 86 a', tellern (vallium) 94 b', geſchleg 165 a'', gedreng 116 b', ſtercker (Kompar.) 171 b'', mentelin 113 a', erbermclicher 79 a' (= Spec. erbermglichſt 270).

Umlaut, bezeichnet ö (vgl. öpfel Mul. 23. 24): ſchöpffer 166 a' (= Spec. ſchöpfers 316), böſten (optimates) 91 b (vgl. Spec. ä. Dr. bŏſſer xvb) neben beſt 100 a', zwölff 118 a' (= Spec. 336. 6; dagegen l zwelf 32 a).

mhd. ë

= e: verweſer 78 b' antreffend 78 b' etc. Nie å oder ä (vgl. dagegen l an träffent 3 b; so auch Spec. beſäſſen (part. praet.) 321, wofür h beſeſſenn 79 a bietet).

---

[1]) Gelegentlich ist auch der älteste Druck (J. Zainer, Ulm ca. 1475) herangezogen; zitiert: Spec. ä. Dr.

= ie: ze niemen 90 b'', 163 a'' niement 166 a'' (= Spec. anniement 333. 14) neben zenement 79 b'. Die Erscheinung, auch das Nebeneinander beider Formen, ist in allen St.'schen Werken häufig. — Auch der von Drescher aus Spec. Bl. 283 belegte „dem alem. eigentümliche Dativ“ (diem. bzw.) dienen kommt h 76 b'' vor. Auch l (Ep. Al. 36) hat die Form[1]).

mhd. i

= i: erwirdig 80 b' (= Spec. hochwirdigen 332. 25) acker vnd wifen 80 a'; ausnahmsweise auch

= y bzw. ÿ: ftÿm 80 b' (vgl. Spec. fynt 333. 12).

= ie in ier 75 b', 123 a', 123 a'' (= Spec. iere 335. 32 u. öfters). Es läßt sich nachweisen, daß diese Form in der Y und h gemeinsamen Vorlage U einmal verschrieben war. Für R. 787 ille unus fuerat ex admiraldis *eorum* bietet h 117 a'' und l 31 b: der was ainer von *leren* admiralden; folglich kommt die Form *ieren* dem Originalübersetzer zu!

= e in fcheff unmittelbar neben fchifflút 172 a'' (= Mul.? vgl. Drescher LXVI; fcheffen [d. pl.] neben fchiffen Äsop 278. 34. — Auch Apoll. fcheffen 116. 23, aber zweifelhaft ob = naves; vgl. Schröders Anm.).

ü für i (Spec. fúbenden 332. 3) habe ich nicht gefunden vgl. h fibn wochen 96 b''. Aber auch Mul. fiben 290. 21.

mhd. o

= o: lob 99 b'', loben 100 a', gelopt 174 a'', nicht auch lŏb etc., wie Drescher p. XLVII u. L angibt, ohne Stellen namhaft zu machen. Sie müßten sehr vereinzelt sein; in dem von Drescher abgedruckten Stück von St.'s Originalhss. habe ich nur gelobet 332. 12 usw. gefunden. In h wie bei St. ist gelŏpt = glaubt (vgl. h 164 a' mit Mul. 209. 2).

o ohne Umlaut: loblich 78 b' (= Mul. loblicher 247. 20), koftlichen 84 b' u. b'' (= Spec. koftlich 335. 6), geoffnet 81 b''.

Umlaut, bezeichnet ö: göttlich 99 a'' (= Spec. götlicher 336. 2), fölliche 81 a' u. ö. (= Spec. 333. 2 u. ö.), die böck (arietes) 103 a' (Äsop. böck 186. 10, böcken 186. 18).

---

[1]) Weinh. Al. Gr. S. 462. — „Mit Erweiterung dienen.“ Grimm, Weisthümer I. 51. — Braune, Ahd. Gram. § 287 anm. 1, i.

mhd. u

= u: brunn, brunnen 83 b' (= Spec. 335. 14), gepurt 78 a" (neben geburd 1 3 b = Mul. 58. 16); ú für u in kúnſt (sg.; vgl. Spec. 332. 19) neben kunſt habe ich nicht nachweisen können.

= v: vnd 78 b' und so meist (= Spec. 332. 13) neben seltenem und 78 b" (= Spec. 333. 24). Ebenso überwiegt die Schreibung v in vns, vnder und überhaupt im Anlaut vor Konson. vrbonus 78 b'.

u ohne Umlaut: guldin 172 b' (= Spec. Bl. 326), kurczlich 104 b' (vgl. Spec. nutzlich 332. 14), fur ain ſtatt (ad urbem) 104 b', erfult 103 b".

Umlaut, bezeichnet ú: fúr 80 a" u. ö. (= Spec. 332. 5), fúrſten 81 b" (= Spec. 332. 30), úber 78 b" (Spec. 335. 7), úbriger 84 a", túrne (pl. v. turn) 171 b'.

mhd. â

= a: grauen (comites) 85 b' u. ö. (= Mul. graf 19. 19), ſchmach 165 a", dar 172 b' (= Spec. 333. 5), nach 105 a" (= Spec. 333. 15), kamen 99 a" (= Spec. kament 333. 4). Viel häufiger erscheint in h ă bzw. au.

= ă, ă: grăffen 87 a', dăr 171 b" u. ö., năch 80 a' und so meist, dăr năch, 173 a" (= Spec. vgl. Drescher XLVII) ſtrăff 90 b', wăren 83 b' u. ö., legătten 115 a'[1]).

= au: grauffen 98 b" rautt 105 a' (vgl. Spec. widerrauten 265), ſtautt 81 a" (= Spec. 277), baubſt 78 b', hautt (habet) 105 a' (vgl. Spec. hăt Dr. XLVII), wauren 83 b', nautren (serpens) 187 a".

= o: on 81 a (= Spec. 334. 24), arkwon 82 b' (= Spec. 315) wor czaichen 80 b" (falls nicht Vermischung mit wortzeichen) vrbonus 78 b'.

Ohne Umlaut: ſchwaurlichen 83 b" (vgl. Spec. ſchwarlich 310).

Umlaut, bezeichnet ä: gebärd 82 a" (vgl. Spec. beſchwärd 333. 31), fälliger 85 a' (= Spec. fäliglich 332. 25).

---

[1]) Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, daß Steinh. in dem bei Strauch Viertelj. f. L. G. VI. S. 286 abgedruckten eigenhändigen Brief an Margareta „hertzogin von ſafoye gräfin zu wirtenberg" im Sing. stets „genad" (4 mal), im Plural 6 mal „genäden", 2 mal „genaden" schreibt.

Umlaut, bezeichnet e: ſchwer 78 b" (= Spec. 291) neben l ſchwäre 3 b (vgl. Spec. beſchwärd neben beſchwerd Bl. 265).

mhd. ê

= e: me (plura, magis) 83 b" (= Spec. 334. 28), ere 99 b" (Spec. ze eren 332. 9).
= ee immer in Ee 97 b", (= Spec. 332. 21 und immer).
= ie vgl. Abweichungen S. 113.

mhd. î

= y bzw. ÿ: des lybes 79 b', 82 a" (= Spec. lyb 332. 10), zÿtten 82 a', zÿttlicher 165 b" (vgl. Spec. hŏchzytlichem 336. 1), rÿch 86 a', 165 b", ylten 85 a' (Äsop ylet 207. 15), wÿs 170 b", ſpÿs 102 b", 166 a", wÿb 80 b", die wÿl 84 b', drÿ 96 a", drÿſſig 163 a", feldſtrÿt 85 b".
= i: libes 161 b", zitt 165 b" rich 165 b", min 90 b" (= Spec. 335. 23), dine 174 a', ſin 81 a", ſiner 80 a', glich 80b', gelich 169 b', glichen 82 a", pfil 95 a", 116 a' — im ganzen ist i für î wohl etwas häufiger als in St.'s Ms.

Die einzige diphthongische Form, die mir aufgefallen ist, steht 90 b' das ſein.

mhd. ô

= o: do 78 b' u. s. f. (= Spec. 333. 8), not 78 b" (= Spec. 332. 27), groß 78 b' (= Mul. 287. 4), rom (Roma) 86 b".
= ŏ, ö: nŏt 89 b", 98 b' (vgl. rŏt Spec. Bl. 303), tŏd 84 b' (zweimal), rŏm (Roma) 86 b".
= ou: toud 84 b", 101 b".
Kein Umlaut: troſtlich 86 a', erhortt 110 a', tottet 89 b".
Umlaut, bezeichnet ö: tött (3. sg. praes. ind.) 86a', töttlich 98 b' (vgl. ertöten Spec. 333. 18, tŏtent 335. 36), nötteten 98 a', ze ören 79 a' (= Spec. vgl. Drescher XLVIII: so auch m 194 b, während l 3 b zů orn hat).

mhd. û

= u (v) uß 173 b" (= Spec. 332. 23), uff 81 a" (= Spec. 335. 29) neben zahlreicheren vß, vff in h und bei St., tuſent 82 a'

(= Spec. 334. 14), zebruchen 98 a' (= Spec. bruchent 335. 8), mur 164 b', ſtattmuren 108 b'.

Kein Umlaut: ſuden (auster) neben ſudden (austro) 86 a''.

Umlaut, bezeichnet u̇: grüſenlich 83 b'' (= Spec. 335. 2); 106 b'' wäre für lat. naturali situ natürlich zu erwarten, wie B auch hat: natůrlich gelegen 30 a; es ist aber durch „wol gelegen" ersetzt. Steinh. hat naturlich (Spec. 332. 12) neben natürlich (Spec. 336. 24).

mhd. ei

= ai: allain 83 b'' (= Spec. 332. 14), ain 78 b' (= Spec. 332. 12), haillig 79 b'', haimlich wor czaichen 80 b'', gezaichnet 81 a', kaiſer 92 b'', ebenso stets -hait: ſchicklichait 79 b' etc., -kait: biderbkait 79 b'' etc., durchaus = St.

= ay bzw. aÿ: mangerlay 174 a'' (= Spec. Bl. 265, auch tusenderlay 335. 24). aÿ wohl etwas häufiger als bei St.: ains taÿls 79 a', zwayen 80 a', haydenn 167 a'' (neben viel häufigerem haiden).

mhd. ie

= ie: wie 79 a' (= Spec. 333. 12), nie 173 b' (= Spec. 333. 24), nießen h 82 a' (= Spec. 334. 25), enthieltte 79 b'', kriegen 80 a''.

mhd. iu

= u̇: hüt 97 a' (Spec. 332. 30), zÿmmerlüt 115 a'' (= Spec. zimmerlüt 333. 12), tütſchen 85 b'' (= Spec. tütſchet 335.21), üch 79 b'', üwer 80 a', tüfflifch 84 b' etc.

mhd. ou

= ou: koufften (= Spec. erkouffet Bl. 274) ouch 172 a'' (= Spec. Bl. 277), gloubens 84 a' (= Spec. gelouplich Bl. 313), ougen 102 a'', louffender 96 a'', roubten 168 b' (= Spec. roubery Bl. 296).

= ǒ, ŏ: ǒch 143 b'' (= Spec. 332. 11), kǒffman 94 a' (= Spec. Bl. 266) hǒpt 84 b' (= Spec. hǒbt Bl. 283).

= o: och 82 a'' (= Spec. 332. 4), vrlob 81 a' (= Spec. 236.22), globhafft 80 b'', hopt 79 b', hoptman 84 b'', hobtlütten 114 a''.

= aˇ; vgl. Abweichungen.

Kein Umlaut: geloubigen Ep. Al. 36. 8 (vgl. Spec. verkŏffer Bl. 317 neben verkŏffer Bl. 309, aber gelöbig Bl. 269).
Umlaut, bezeichnet ö: erfröwet 89 a (= Spec. fröwent Bl. 310), in fröden 169 a'' (vgl. Spec. frŏden 332. 15), ſy frötten ſich 89 a', glöbigen 173 b' (vgl. o).

mhd. uo

= ü: müſten 84 b' (l mů̊ſten 8 a, vgl. Spec. můß 332. 27), gnügſamlich 173 b'' (l gnůgſamlich 79 b = Spec. Bl. 316), füß volck 82 a', rüw 89 b'' (l růe 11 b; vgl. Spec. růw Bl. 349), müt 89 b', ſchlüg 89 b'', brüder petter (sg.) 85 a' und stets zü (für zů in l). ü steht auch für mhd. üe, z. B. brüder (pl.) 87 a'', so daß der Umlaut nicht kenntlich gemacht wäre, begegneten nicht zahlreiche Fälle, wo der
Umlaut mit ie bezeichnet wird: brieder 88 a', gefieget 79 a', 94 b'', wieſt 102 b'', kiee (vaccas) 103 a', giettern (d. pl.) 86 a', triegen (gestarent) 87 b', mied 98 b', betriept 92 a'', vngeſtiemlich 114 a''. Diese Erscheinung weist zwar Drescher für Spec. nicht nach, und auch in Mul. sind mietten 6. 13, wiettrich 221. 21 Ausnahmen. Dagegen kommen diese Formen gar nicht selten vor in den Zainer'schen Drucken der ältesten Werke; vgl. Apollonius ed. Zainer: betriebet 8 a, giettigkeit 11 a, 14 a, Griseldis ed. Zainer: gemiet 4 b, demietigklich 4 a. Bämler hat an den betr. Stellen betrübet, gůtikeit, gemůte, diemůtigclich.

b) Abweichungen.

Erwähnt wurde bereits, daß h die Schreibungen å, ŏ, ů und ů nicht kennt und dafür durchweg die beiden schräg übereinander stehenden Punkte ¨, die an die Entstehung erinnern, aufweist.

In den Beispielen wienig 99 b'', zwien 85 b' (neben zwen 86 a') und min fliehen 78 b'' (exhortatio) ist ie auch für mhd. ê eingetreten (wie für ë; vgl. S. 109). h steht mit diesem vereinzelten Gebrauch allein; weder l, m, B, Z noch Steinhöwel kennen ihn[1]).

[1]) Nachträglich finde ich neben *wenig* gar nicht selten *wienig* in Spec. ä. Dr., z. B. xxxvj a Z. 27, *wienigen* cvj a. 13.

Ferner kann ich die von Drescher neben Beispielen mit -u- (Spec. unfrum Bl. 297) zahlreich belegten „alem.-schwäbischen"[1]) Formen wie wonſch Spec. 334. 30, wonder 333. 10, fromer Bl. 298, gebonden Bl. 298, umgelautet ze wönſchen Bl. 311 nicht nachweisen; ebensowenig o für mhd. û vor m wie in romen Spec. 335. 20, verſomen Bl. 283, kom Bl. 319[2]).

Endlich steht neben ouch, ŏch häufig ăch 161 b'', 168 b' u. s. f., einmal (so weit ich sehe) auch 169 a''; doch habe ich au für ou in keinem anderen Wort gefunden.

Für die

Vokale in unbetonter Silbe

wird sich aus der Besprechung der Wortbildung Übereinstimmung in allen wesentlichen Punkten ergeben.

Die Konsonanten.

a) Übereinstimmung.

Sonorlaute.

w

zwischen Vokalen: buwen 93 b'', gebuwenn 106 a' (vgl. Spec. akerbuwes (g. s.) Bl. 307, buwer Bl. 298), trüwen 102 a'', vntrüwe 92 b' (vgl. Spec. vertruwen Bl. 275 neben vertruen Bl. 272), ſchrüwen 88 a'' (clamabant; 1 ſchrÿen 10 b) neben ſchriewen 99 a' und erſchrÿen 80 b', howet 112 a' (vgl. Spec. zerströwet Bl. 270), knüwen 165 b''.

Im Auslaut: rüw 89 b' (= Spec. rŭw 349), vntrüw 92 b' (= Spec. trüw 296), nüw 92 a' (= Spec. Bl. 307).

j

= j: jar 78 b' (= Spec. Bl. 295), jungen 82 a' (vgl. Spec. jubel Bl. 315), jagten 110 a' neben veriagt 99 b'', Jeruſalem 173 b'' u. oft neben vereinzeltem ieruſalem 162 a', 165 b''.

= y; vgl. Abweichungen S. 119.

Über l r m n ist nichts Besonderes zu sagen. Zur Doppelschreibung dieser Konsonanten vgl. S. 107 Anm.

---

[1]) Kauffmann, G. d. schw. M. § 81,3 u. Anm.

[2]) Kauffmann, G. d. schw. M. § 94,2 u. Anm. 4. In der Appollonius-Hs. (ed. Schröder) ist übrigens beides ebensowenig zu finden wie in h. Ap. wundern 104. 27 und so immer.

Geräuschlaute.

Labiale.

p u. b

wechseln, doch so, daß im An- und Inlaut b bedeutend überwiegt. In den Hss. l und m ist es umgekehrt.

Im Anlaut vor Konsonanten: brunnen 83 b' (=Spec. brunen 332. 30; l 7 b, m 200 a: prunnen), blüt 83 b'' (=Mul. blůt 285. 8: l und m plůt bzw. blůt, aber auch h plüt 79 a'');

im Anlaut vor Vokalen: büchern 174 a' (=Spec. büchlin 333. 19), baubſt 78 a'', biſchoff 116 b'', billich 161 b'', berg vnd büchel 172 b'', gebärd 82 a'', beſt 100 b', geburt 91 b', (Spec. gebürt 336. 21) neben gepurt 78 a'';

im Inlaut: lÿbes 79 b' (=Spec. 332. 17), loben 100 a' (=Spec. gelobet 332. 9);

im Wort- und Silbenauslaut: wÿb 80 b'' (=Mul. 289.5; Spec. lyb 334. 24 neben Spec. wyplich 318, lyplich 266);

im In- bzw. Silbenauslaut vor t: hopt 79 b'' (=Spec. 318) neben hobtlütten 114 a'', es lepte 111 a'' neben roubten 168 b', gelüpt 88 a'', betriept 92 a'' (vgl. Spec. blybt 335.19).

Auch das Fremdwort peregrini erscheint mit anlautendem b: bilgerinen 173 a' (neben pilgerin 173 b''). Dagegen finde ich das p in poena und seinen Ableitungen in h wie bei Steinhöwel nur durch p wiedergegeben: gepinget 83 b'' (=Spec. gepinigt; vgl. Drescher LIV. 33). Es unterscheidet also h zwischen pyn (poena) und binen (apes): binnen, binkar 107 a'' (vgl. Äsop binkar 254. 7 neben pinen!), während l 24 a und B 30 b pÿnnen und pÿnkorb schreiben.

p zwischen m und t

selten: ſumpte 97 b'', ſwampt 90 b' (vgl. Spec. kompt 317, nimpt 298 u. 350).

f v ph.

Mit St.'s von Drescher festgestelltem Gebrauch von f, v (und u) im Anlaut stimmt h durchaus überein.

f stets vor l, r, u, ü, ů flucht 99 b', fliehen (exhortatio) 78 b'', frölich 99 a'', freffenlich 79 a', funden 174 a', erfulten 99 b'', gefürtt 171 b'', fürſten 82 a', für (ignis) 102 b''.

f und v vor a, e, i, o (derart, daß f vor a, v vor o überwiegt: faren 90 b', fachten 162 b'' neben vartt 82 a', vacht 84 b''; felſſen 173 b', ferr 165 b'' neben veld 106 b', verre 83 a'' u. ö.; gefiel 92 b', fil (multos) 116 a'' neben vielen (von fallen) 99 a'', vil (multum) 118 b'; volck 94 b', volget 80 a' neben folget 93 a', fol 101 b' (foller 99 b'). — Niemals f in der Vorsilbe *ver-*: vernunfft 93 a' usw.

u für v: uolgent 79 b' (vgl. Spec. nachuolget 353), uil 167 b', uolckes 166 b'; uerbranten 90 b', vnuernünfftige 172 b' (vgl. Spec. uerachten 299).

Im Inlaut f, ganz vereinzelt u: grauen 85 b' für viel häufigeres gräffen. Auch Drescher weist einmal u nach: Spec. fräuel 294.

„ff ist häufig, sowohl nach kurzer als auch nach langer Silbe" (Drescher): ſchifflüt 172 a'' (vgl. Spec. ſchiffung Dr. LVI. 17), geoffnet 81 b'' (vgl. Spec. offnen 319), wauffen 99 a' (= Spec. waffen 314), köffman 94 a' (= Spec. verköffer 317); bes. auch —fft: krafft 85 a'' (= Spec. 333.20), vnuernünfftige 172 b' (vgl. Spec. vernunfftig 336. 11), notdurfft 78 b', (= Spec. notturfftig 332. 8) usw. Dagegen geht h über St. hinaus im Gebrauch der ff im Auslaut: nicht nur vff 78 b' (= Spec. 332. 26), ſcheff 172 a'' usw., sondern auch hilff, halff 99 a'' (vgl. Spec. hilf, zwölf 333. 6).

ph erscheint nur in Fremdwörtern: prophetten 94 a', 173 a' (= Spec. prophet 315), philips 85 b', 86 b'' (vgl. Spec. Philippo 333. 7). — Es ist bemerkenswert, daß nur in dem Einschiebsel h's filips erscheint (vgl. h 85 b'' und oben S. 83).

Dentale.

t und d.

Anlautendes und inlautendes t und d sind in h wie bei St. entsprechend mhd. Gebrauch geschieden. Bemerkt sei das Nebeneinander von dürcken 82 a', dürggiſch 84 a'' neben gewöhnlichem türggen 84 b' etc.

Für den Auslaut ist Schwanken festzustellen. Vgl. ſint 80 a' (= Spec. 331) neben ſind 102 b' etc. (= Spec. ſynd 332.30, seltener wie in h), geſunt (= Spec. 334. 14) neben geſund 84 a'' (= Spec. 333. 17), ſchilt 82 a'' neben ſold 171 b'.

Formen wie land 88 b', ennd 99 b'' überwiegen in h. Beachte ſchentlich 171 a'' u. ö. (= Spec. 295 u. ö.). Das in l und m recht häufige dt fand ich nur in geſendt 99 b' (wo es sich so natürlich erklärt wie Spec. redten 310) und geldt 86 a' (vgl. Spec. geſundthait 323).

„tt steht sehr häufig, sowohl nach kurzen, als auch nach langen Vokalen“ (Drescher): botten 97 b'' (= Spec. 336), ettlich 172b'', 79 a'' (= Spec. 334. 6), ſchnittern 109 b'' (vgl. Spec. bittern 322), tötten (= Spec. 333. 3), zẏttlicher 165 b'' (= Spec. 322) u. s. f.

z

erscheint im Anlaut im Spec. nie durch cz wiedergegeben. Da es aber durch das Akrostichon im Apollonius[1]) als Steinhöwelisch gesichert ist, können in h Formen nicht auffallen wie: czaichen 80 b'', geczwungen 100 a' (vgl. Mul. czyt 18. 8, Äsop. czway 222. 6) neben häufigerem zaichen 87 b', zaltt 78 a'', zoch 169 a', zitt 165 b'', zeher 162 a' etc. — Im In- und Auslaut findet sich auch im Spec. cz, doch ist, wie in h, tz die Regel: vntz 82 b'' u. o., crütz 81 a'', 171 b'' und oft (neben vereinzeltem crücz 164 b'), ſitzeſt 162 a' (vgl. Spec. geſetzet 310), holtz 85 a', hertzen 110 b', (= Spec. 348) franntzoſen 171 b' neben franzoſen 102 b', nüntzig 78 b', aber fünffczig 98 a', ganczer 102 a'', merczen 101 a'. Auch nichtz 169 a' (= Spec. 314), Clementz 170 b', neben Clemens 172 a', dazu mornentz 90 b' neben mornencz 81 b'' (vgl. Äsop nit guotz 353. 11).

ſ, ſſ, s, ß.

Wie bei St. ist in h geschieden: ſamnung, verweſer 78 b' von wys 84 a', caſteles 83 b'. Mhd z, zz im In- und im Auslaut: groß 78 b', vereinzelt groſß 101 b' (vgl. Spec. baß 336. 19), aber stets groſſen 163 b'' (= Spec. gröſſern 334. 33) etc. – Stets – nuß (bzw. – nüß) wie in St.: grebnuß 100 a', bedütnüß 173 b''.

---

[1]) Abgedruckt bei Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromans QF. XXI. S. 76. .... vnßer gir || Mûtter kúnſch hand wir geſeczet || Czû dir, das niemant werd geleczett. — C bedeutet an der betr. Stelle die Zahl 100.

Palatale.

k, g.

Im Auslaut ist g für k (c) durchgeführt: ding 87 b' (= Spec. 292), erwirdig 80 b' (= Spec. wirdig 289), andächtiglich 87 a''; nur arkwon 82 b' (= Spec. arckwon 315). Formen wie Spec. herticlich 275 habe ich in h nicht gefunden, doch bietet l grÿmiclichen 12 b (für h grimenclich 90 b'). — gg ist mir im Auslaut (Spec. ſigg 311) nur in türgg 99 a'', im Inlaut nur in türggen 99 a'' u. ö. begegnet.

h und ch.

ch im Auslaut und vor t: zoch 82 b', hoch (= Spec. 294), beſchach 81 b', năch 106 b', fauch (Imp. von fahen) 101 a''; gewÿchte 164 b' (vgl. Spec. gewÿchtem 268), macht 79 b', vacht 84 b''.

h und ch im Inlaut; die ersteren scheinen im Spec., die letzteren in h zu überwiegen: ziehen 81 a' (vgl. Spec. zehen 334. 13) neben ziechen 81 a', văhent 75 a'', empfauhen 78 a'', năhent 76 a'', zochen 83 b'' (vgl. Spec. gemachel 351 für häufigeres gemahel 302), fluhen 98 a'' neben fluchen 83 b', zeher 162 a', 165 b'', aber geſchechen 173 b' (gegen Spec. geſchehen 305), erſechent 102 a'', gächet 117 b''. — Nebeneinander von welhe 102 b'', wölher 81 a'' (auch wöller 81 a''), welche 84 a'', ſölche 88 a'' (= Spec. welher 295, welches 268, ſölche 304).

Konsonantenverbindungen.

Svarabhakti.

Drescher belegt für St.: doren (acc. pl. Spec. 316 und gen. pl. 266, 317) neben dorn g. pl. 327 und dornen d. pl. 267, 316. In h. begegnet koren (messem) 109 a', neben körn 107 a', türen (turres) 95 a'' (l dürn 16 b), zoren 167 b' (l 73 b zorn), arem (pauper) 165 b'', arembroſten 95 a,, aramüt 111 a''. — Vgl. auch Apollonius koren 98. 34 u. ö., zoren 125. 20.

b) Abweichungen.

Es kommen nur zwei Erscheinungen in Betracht.

In St.'s Original-Handschrift wird ÿ nie für (konsonantisches?) i vor e verwandt. Also stets ienen 297, ietlich 344, ieder

344 etc. h dagegen schreibt, so weit ich sehe, konsequent: ÿe 89 b″, ÿeglich 89 a′, ÿeden 90 a″ (dafür l ÿetlichem 12 a), ÿemand 169a′ (Mul. iemand 257. 19), ÿederman 90 a″, ÿetz 111 a″, ÿetzo 80 a″ (Mul. iecz 167. 4 u. ö.). — Trotzdem scheint die Verwendung von y Steinhöwel nicht ganz fremd zu sein: im Äsop (Drucker Zainer!) finde ich: ye lenger ye me 256. 19: und Zainer läßt doch St. „bis auf die [von Drescher] erwähnten Schattierungen — unangetastet.“ (Einl. LXXI.)

Zum anderen kennt Steinhöwel im Spec. nicht die historische Schreibung sl—, sw—, die in h (aber nicht in l!) noch verhältnismäßig häufig begegnet: ſlachen 116 b′, erſlüg 170 b″, erſlagen 98 b″, 163 b′ neben erſchlagen 102 b′ und so gewöhnlich, ſlangen 167 a″ unmittelbar neben ſchlangen, geſlächt 171 a′ für häufiges geſchlächt 80 a″ u. ö., ſloß 90 a″ neben ſchloſz 90 b′, ſlechten weg 89 a′; ſwert neben ſchwert 98 a′, ſworen, ſwür 92 b″ neben Ich ſchwer 93 a′, ſwampt 90 b″. Dagegen habe ich ſm— und ſn— nicht gefunden: ſchmach 165 a″, ſchnittern 109 b″ und so immer. Bemerkt sei, daß – rſ – bei Steinhöwel noch erscheint: Spec. kürſener 333. 11. — Die von Schröder abgedruckte Hs. des Apollonius bietet: verſmach (nit min armůt) 96. 34, beſlôffen (= kleiden in) 102. 12. Auch in Mul. fand ich einmal ſm: verſmechten (= verschmähten) 136. 7.

Von einer Vergleichung der Wortbeugung

im einzelnen sehe ich ab. Ich habe nichts von Bedeutung gefunden, was der Zusammenstellung Dreschers (l. c. LX ff.) widerspräche: wie in St.'s Ms. herrscht in h „entschieden Neigung zur Apokope des flexivischen —e“: ſchwer klag 78 b″, groſz ſorg 95 b′, von der . . . hicz wegen 98 b′, mit frid 104 b′, alle ding 87 b′, die ſloſz 94 b″, ire zelt 96 b″, die gezelt 98 b″, die ſwert 98 b′, ſpen 112 a′, pfil 95 a″, Dine torr (portae) 173 a′; ich ſchwer 93 a′, ſprich 86 a″, wölt 84 a′, ſolt 88 a′ ſölt 96 b′, müſt (neben möchte 169 a′); weniger ausgesprochen Synkope: ains tayls 79 a′ neben gemüttes 86 b′ u. s. f.; ein sogenanntes unorganisches —e fand ich nur einmal: Do das der clemens . . . sahe 171 b′ (vgl.

Spec. erſahe 313). Fast entgegengesetzt verhält sich die Hs. m: der menſche 199 b, ain Bere 201 a, das kayſerthůme 192 a, alle die welltte 194 b, lone 193 a, das reÿche 195 a, ſaget dancke 196 b, an vrlaube 196 b, den gewalte 198 a, iren tode 201 a; kome (praet.) 198 a, erſchracke er 198 b, gabe 193 a, fiele 194 a, gienge 194 a, name 198 a — lauter 3. sg. prät. ind.

Die Fälle von grammatischem Wechsel, die Drescher belegt, hat auch h: zoch 82 a'' neben gezogen 89 a', was 89 a' (und so stets) neben waren, wăren, warent etc. Noch nicht ausgeglichen sind die Vokale in: ich ſprich 86 a'', gib 86 a'' — ſprechen 179 b'', geben 97 b'; ward 87 b' (wurt Spec. 313, wurde 291 fand ich nicht) steht noch stets neben wurden 95 b'', ſtarb 95 a'' neben ſturben 95 a''.

Bei St. — ebenso in h — finden sich in den 3 Personen der Mehrzahl, Indikativ und Konjunktiv, Präsens wie Präteritum, desgl. im Imperativ (Formen mit —ent, —end, —en neben einander. Auch für den Infinitiv belegt Drescher aus dem Speculum eine Bildung mit —nd: ze tůnd. Dazu kommt Spec. Sie geturren ſich . . . nit anniement 333. 14[1]). Im Äsop ist ze tůnd die stets gebrauchte Form. Daneben: ze verachtend 245. 11, ze gaund 299. 38; ferner Mul.: her für zegand 37. 6, Apoll. wol ze glichend 108. 2. St.'sche Infinitive auf —nd, —nt sind also selten. h dagegen treibt eine wahre Verschwendung damit: zefliegend 166 a', zeſtrÿttend 169 b', ze gewinnend 172 b', zebrechend 79 b'', zü nöttent 79 b', zü beſitzent 80 a'', ze glichent 82 b', ze nement 79 b', ze lebent 89 b'': in allen diesen Fällen also nach zü, ze; daneben natürlich auch zenemen 88 a'', zü fechten 89 b'', zü tötten 91 a', zü fügen 92 b'' u. ö. aber immer: erwaichen vnd erwerben 89 b'', flÿegen 90 b', über faren 90 b', verdienen 91 a', entpfremden 91 a', ſüchen 91 a'', verlieren 93 a' etc., wenn der Infinitiv ohne ze steht.

Da in h's (oder seiner unmittelbaren Vorlage) selbständigen Zusätzen nicht nur zetünd 124 b'', sondern auch

[1]) So zitiert Drescher S. LX; im Textabdruck steht: anniemē.

zü fliehend 89b" vorkommt, ist man wohl berechtigt, diese Infinitive auf die Rechnung von h (bzw. X) zu setzen, zumal auch l und m nur die —en-Form kennen.

Wortbildung.

I. Suffixe

1. des Substantivs.

a) Übereinstimmung.

—y (*—i*) und *—in* erscheinen wie bei St. in denselben Worten: mengÿ (n. sg.) 114a" neben mengin (n. sg.) 82a"; vgl. Spec. höhi (d. s.) 325 neben höhin (acc. s.), bürdi (d. s.) 265 neben bürdin (acc. s.) 327. Mitunter weist h die eine, l die andere Form auf: gnügſami 90 a' (= Spec. 318), aber l: genůgſamin 12a, ſterckÿ 173b" (= Spec. 336. 3), aber l ſterckin 79b; allein steht gÿdi 94a'. Nicht selten sind Formen auf *—e*: lenge 97b" (aber Mul. lengÿ 80. 1 und Äsop leng 236. 19), liebe 80a' (aber Mul. liebÿ 126. 7 und Äsop lieb 215. 20), die St. konsequent zu meiden scheint[1]). — Nur *—in* kann ich in h nachweisen für vinſtrin 86a", 100a' (Spec. fÿnſteri 325) und glentzin 86b' (l: glantz 9b).

Diminutivsuffix ist *—lin*, im Sing.: trugmentelin 113a' wie im Plural: uil ſig krentzlin 111a' (vgl. Mul. krenczlin 82. 24), liedlin 75b', kindlin 75b", 77b'; einmal —lach: fenlach 103a" (worüber w. u.), kein —lun (das von Drescher als selten neben —lin festgestellt wird: Spec. äſtlun 325, merlun 312).

—nuß: grebnuß h 100a' und so gewöhnlich wie bei St., aber auch bedütnüß 173b" (vgl. Spec. bedüttnuß 269) und einmal zügniß 81a (l zücknus 5a', m zwencknuß 196b; vgl. Spec. zügnuß 325).

—hait und *—kait* in Ableitungen von Adjektiven auf *—lich*, *—ig*: ſchicklichait 79b' (= Spec. 332. 16 neben ſchiklikait 332. 18); widerwertikait 88a", 100a" (= Äsop 361. 32), liſtikait 97a' (= Mul. 295. 29), gütikait 174a' (= Mul. gůtikait 293b), gÿtikait (cupiditas) 78a' (= Äsop 306. 20), wirdikait 166b' (= Mul. 298. 18 neben ganz vereinzeltem wirdigkeit Mul. 309. 7).

---

[1]) So Drescher; doch bietet die Apoll.-Hs. solche Formen: in ſchône 91.9, 92.32 u. ö.

b) Abweichungen.

Abgesehen davon, daß neben den Formen auf *—y* (*—i*) und *—in* gelegentlich auch solche auf *—e*, neben *—nuß* (*—nüß*) einmal auch *—niß*, neben *—lin* kein *—lun* festzustellen war, hat h an einer Stelle die Diminutiv-Endung *—lach*[1]): die fenlach vnd baner 103 a". Sie ist um so bemerkenswerter, als sie in l die Regel ist: Ep. Al. liedlach 35. 9, kindlach 35. 17 und 35. 20, ſtücklach 37. 15 und auch in B ein einziges Mal vorkommt: ſchåfflach 57 a; nur m weist die Endung nicht auf. — Übrigens führt auch l die Endung nicht durch: die Parallelstelle zu h 103 a" hat z. B. die panner vnd venlin (l 22 a).

—lach müßte demnach auf den Übersetzer oder auf U zurückgehen; es spricht wohl nichts gegen die 2. Annahme.

2. Suffixe des Adjektivs (u. Adverbs)

stimmen mit St. durchaus überein.

—ig ist für mhd. *—ic* durchgeführt und erscheint nie (wie bei l und m gelegentlich) *—igk* geschrieben: willig 96 a', fällig 92 a' (= Spec. fälig 316) usw.

—lich: vnbillich 81 a' (= Mul. 108. 25), töttlich 98 b' (vgl. Spec. vntöttlichen 325), freffenlich 79 a' (= Mul. frevenlich 81. 11, Apoll. frävelich 125. 31), criſtenlicher 99 b' (= Mul. criſtenliche 152. 27).

Beim Zusammentreffen beider Suffixe ist die gleiche Mannigfaltigkeit wie bei St. festzustellen: *—iglich*: andächtiglich 87 a" (vgl. Spec. gütiglich 331); *—iclich*: l (h fehlt) lÿſticlichen 8 b (vgl. Spec. herticlich 265); *—glich*, *—clich*: erbermclicher 79 a' (vgl. Spec. erbermglichſt 270), menglichem 92 b",

[1]) Entstanden aus Diminutiv- + Kollektivendung —ach (woraus sich der ausschließliche plur. Gebrauch erklärt) findet sich —lach nicht eben selten in obd. Denkmälern des XIV.—XVI. Jh. In den heutigen Mundarten scheint es verschwunden bzw. zu —lich (—li?) geworden zu sein; die fertigen Sprachatlaskarten „Bäumchen“ und „Schäfchen“ (Plural) weisen auch nicht ein einziges *—lach* auf. (Mittg. von Dr. Wrede-Marbg.). — Vgl. Fischer, Geogr. der schwäb. MA. (1895) S. 73.

173 b'' (durchgehends wie bei St. vgl. Drescher LI), küng-lich 166 b' (= Spec. 316)[1]. —*enclich*, —*enklich*: feftenclich 88 a'' (= Mul. veftenglich 151. 7, veftenclich 42. 17), emffenc-lich 173 a', diemüttenklich 100 b' (vgl. Äsop liftenclichen 39. 35; keine Beispiele im Speculum).

—*ifch*: dz dürggifch tüfflifch volck 84 b' (vgl. Spec. latinifch 333. 27), Jherufalemifcher 92 a' etc.

—*bar* neben —*ber*, letzteres in h überwiegend: fruchtbar 80 a'' (= Spec. 318), fträffbäre 83 a', vnzalber 101 b, vnzalberen 171 b' (= Spec. vnzalbere 328), ftrÿtberer 93 a', dienftber 80 a'', danckbere 174 a'.

—*in*: guldin 172 b' (= Spec. 326), filberin 172 b', hültzin 171 b', l (h fehlt) ftainin 16 b.

—*ocht*: torochtes 91 a' (= Spec. torochte 307; vgl. Mul. nar-rochten 42. 19).

Komparativ —*er* mit Umlaut der einsilbigen Adjektive: gröffer 86 b' (= Spec. gröffern 334. 33), ftercker 171 b''.

Superlativ —*ift*, —*eft* (—*oft*): obrift 161 b'' (= Spec. öbrift 318) neben obroft 166 b' (nicht im Spec., aber sonst oft z. B. Apoll. 97. 16, 110. 33), inderefter 170 b'' (vgl. Sp. herteft 316).

II. Präfixe.

be— erhalten in belaib 91 b', beliben 173 a' neben blaib 84 a', blÿben 88 b' (vgl. Spec. belyben 334. 6 neben blÿbt 335. 19).

ge—: gelücklich 86 b' (= Spec. gelük 265), gelÿd 117 b'' (= Spec. gelid 326). Daneben glich 80 b', ze glichent 82 b', gnüg-famlich 173 b'' (vgl. Spec. ungnügfamy 266); aber auch krades lÿbes 82 a'' (l 6 b, m 198 a gerads) und kört 79 b' (l 4 a gehört), freilich als einzige Fälle in h.

en—: engegen 98 a' (= Mul. 201. 30, Apoll. 119. 22), enzündet (= Mul. enzündet 82. 14), enpfiengen 91 b'' (= Mul. enpfieng 88. 22, enpfangen 74. 21, 120. 21 neben empfangen 266. 22, Spec. empfiengent 334. 33).

---

[1] Im Gegensatz zu St., der künig bietet (wie auch l, m. B), hat h stets küng; den Gen. etc. bildet auch St. ohne i: künges. Spec. 267. 316 u. ö. Mul. küngs 160.4. — Apoll.: küng 87. 1 (sg.), 89,29 (pl.).

Wortschatz.

Steinhöwels Streben nach Selbständigkeit zeigt sich auch darin, daß er sich von dem überkommenen Wortschatz loszumachen sucht, soweit dieser nicht mehr die lebendige Sprache widerspiegelt. So begegnen im Apollonius zahlreiche mhd. Wörter, die keines der späteren Werke aufweist. Begreiflicherweise ist die Zahl archaischer Formen besonders groß bei der Anwendung gebundener Sprache, im Apoll. also in den gereimten Rätseln. Wörter wie achen („min truren und min achen") Apoll. 123. 17, bait (sbst.) 124. 2 und bit (von mhd. beiten) 124. 8, gemait 123. 4, hald („in manchem grüſenlichen hald") 124. 24, menen („der ſünden wagen menen ich") 93. 30, miffeling (sbst.) 123. 5 habe ich in späteren Steinhöwelschen Werken niemals, gell („frӧd [ift] min gell"[1]) 123. 15 nur einmal im Äsop (258. 21 „gelle" in derselben Bedeutung) wieder gefunden. Aber auch die im prosaischen Teil des Apollonius öfters begegnende milti 103. 34, 105. 6 oder die haimſtür 106. 30 kehren später nicht wieder.[2])

Von den oben verzeichneten Wörtern kennt h baiten und hald: h 91 a" vnd baittetten all dŏ (l 13 a vnd erpitten allda des poemunds). Vgl. auch l 57 a Alſo wurden ſy alle ainhällig Das ze peitten wer; 163 a" die hält (*semitas viarum*) zebeſchŏwen, 162 b' beſchlügen alle hellt (*finitimam regionem* lustrarent); aber außerdem Wörter wie büchel 172 b" (die berg vnd die büchel: *colles*), dieplich 84 a' (*furtivum*), erbidmen 173 b' (das ertrÿch erbidmett), höſchrickell 99 b", krÿd 87 b" und so immer (*militare signum*), manſzaumen Ep. Al. 35. 25 (*viros*), manſchlächtig 92 a' (*homicidii sanguine deturpatus*), minſam[2]) 80 a" (mit den vnd viel andern minſamen wortten: kein lat. Wort neben *sermone*), öffen 90 a" (ze öffent: *depopulandi causa*), vrdrütz 116 a" (do möchten alle wauffen vnd ſchwert der criſten an den türggen vrdrütz [l 31 a vrtrüczig] worden ſin von der türggen blüt: Illic *satiari* possent enses et tela aliorum gentium Turcorum

[1]) Im Sinne von Kebsweib.

[2]) Nachträglich finde ich Mul. *haimſtür* 9. 6, ferner: ſo het ſie ŏch ir ungefell *minnſamer* gemachet 229. 1.

sanguine), urſtend Ep. Al. 37. 14, zwingolff 173b″ (ain mur vnd zwingolff: murus et *antemurale*); und Redensarten wie 165b″ vnnd natzten den eſtrich mit Jren zehern (*pavimenta imbre lacrymarum inundabant*) oder 102a″ ſy machten ſackman in jren hüſern (*depraedandes* eorum possessiones), ein Ausdruck, dem Y aus dem Weg geht (vgl. o. S. 58 Beispiel 49). —

Alle diese Wörter und Redensarten kann ich in späteren St.'schen Werken nicht nachweisen, sei es, daß mir der Begriff nicht vor Augen gekommen ist, wie bei höſchrickell, kryd, urſtend, zwingolff, sei es, daß moderne Wörter für die älteren, gebräuchlichere für die selteneren eingetreten sind, etwa erzitren (wie auch h 81b′ hat) für erbidmen, mortlich (Mul. 168. 31) für manſchlächtig, haimlich (so auch h 80b″) für dieplich, rouben vnd niemen für öffen, früntlich (Mul. 146. 16 u. ö.) für minſam usw.

Ich verzeichne im folgenden alphabetisch und zwar — sofern ich nicht auf l habe zurückgreifen müssen — nach der Schreibung von h geordnet, was mir aus dem Wortschatz der Historie bemerkenswert erscheint und in Steinhöwels verbürgten Werken wiederkehrt. Vielfach ist nur die mit St. übereinstimmende sprachliche Gestalt für die Aufnahme maßgebend gewesen.

1. **ainhellig** h 80b′ = Apoll. 127. 35. Gris. ainhelligen (Schröder Einl. IX. 16).

2. **antlüt** (D. W.: „bei elsässischen, südschwäbischen Dichtern“.) h ſchön von Antlüt 82a″ = Mul. 40. 15, Apoll. antlüt 121. 12.

3. **betrüben** (den lufft) l. wie wol es ... den luft betrübet (conturbant ... aerem) Ep. Al. 34. 24. Vgl. Mul. den lufft betrůben 68. 21. Das D. W. zitiert Äsop 26b (nach einer Ausg. von 1555).

4. **bin**, **binkar** h als binnen zü ainem binkar daut [sic!] 107a″; l Als die pÿnnen oder ÿmmen (B 30b: ÿmmen oder pÿnen) zů ainem pÿnkorb tond 24a. — Vgl. Mul. binen 17. 1 und besonders Äsop in der „fabel von der pinen und dem got Jupiter“: alle die zuo dem binkar koment 254. 3.

5. **böß liftig** h 92a″ (subdolus) oft in der Historie, desgl. häufig in allen St.'schen Werken. Vgl. Äsop die böß liftigen (dolosi) 232. 26 usw. Das D. W. gibt 3 Beispiele aus dem Äsop.

6. **crützgeng** zü dem hailligen grab h 168b″ (processiones) = Mul. krüczgeng 304. 11. Daneben findet sich das Fremdwort proceß: 1 Vnd wurden würdiclich empfangen mit ainer proceß (cum solenni processione) 55b.

7. **d*ie*müticlich** h 165b″ (neben d*e*mütig 165b″) vgl. Apoll. d*ů*můticlich 85. 16 (in Bämlers Druck: d*ie*můtigclich). — In den anderen Werken habe ich *ie* nicht gefunden, das Wort selbst (mit den beiden Suffixen) begegnet sehr häufig.

8. **do**[1]) hat h fast stets; es erscheint noch als die „Lieblingspartikel des älteren deutschen Stils" (Wunderlich l. c. S. 202). Steinh. strebt in den späteren Werken höherer Art, Mul. und Spec., sichtlich darnach, ihre Verwendung einzuschränken. Wenn er sich aber mehr gehen läßt, wie bei der Wiedergabe der Fabeln und Erzählungen im Äsop, erscheint die Partikel beiordnend wie unterordnend nicht viel weniger häufig als in h. Insbesondere kann ich Wunderlich darin nicht beipflichten, daß do „nur nach Zwischensätzen mit sich selbst korrespondiert", wozu er verweist auf Äsop 44. 8: Do aber Esopus merket, daz man in mit lüczworten verspottet, do stund er. Ich fand im Äsop nicht selten Beispiele wie: Aber do Esopus vor in zuo ainem berg kam do luod er ab sinen korb 43. 9. Vgl. ferner 202. 20, 202. 28, (S. 203 fast nur lat. Text!), 204. 33, 205. 8 etc. — In der Historie scheint ursprünglich im Nachsatz häufiger direkte Wortfolge ohne do gestanden zu haben, wie auch Äsop: Do das der buwmaifter erhöret, er ward fer wundern von der red Esopi 40. 30. Vgl. h do er fy an fach er erlachet vnd fprach 90b″. Recht häufig hat aber nur noch Y die gerade Wortfolge ohne do, während h do einschiebt; vgl. 1 Da aber der herczog ward gewar Das der kaifzer auf in vnd die feinen erzürnet was Er zoch aus (h do gieng er vfz 89b′) der vorftat 11b.

[1]) dā 136b′ und öfters. — Ob in St.'s Originalhs. da neben do steht, sagt Drescher nicht. In dem abgedruckten Stück kommt nur do vor (333.8 usw.).

— Ebenso do, das einem als bald entspricht: l als bald ſy ſachen die vnſzern komen Sÿ giengen (h do 166a″) in engegen 72a. — Ich bin näher darauf eingegangen, weil, wenn Wunderlich recht hätte, hier einer der wenigen Gründe gegen St.'s Autorschaft vorläge. Zieht man aber die Fälle ab, wo ein Schreiber do eingeschoben haben kann, so stimmt der Gebrauch in h durchaus mit dem im Äsop überein. Vgl. schließlich noch den Anfang der eigentlichen Historie: h Do man zaltt von der gepurt Criſti Jeſu Tuſend zway [78b′] Vnd nüntzig Jar ward gehalten (l 3b: Da ward gehalten!) mit Apoll. (Nachsatz!) da man zalt von anfang Rom vierhundert vier und achczig jar 90.3.

9. **durchächten** h ich will ſy durchächten (*persequar*) 100a′; vgl. Äsop Ain adler flouge ylende ainen haſen ze durch ächten (Aquila leporem *persequebatur* 244.22), auch Apoll. 89.26. — durch *a*chten, das im D. W. für Steinhöwel (Äsop v. 1555) in Anspruch genommen wird, habe ich in Oesterleys Äsop-Ausgabe so wenig gefunden wie in h.

10. **erbärmd** h ŏn all erbärmd 85a″ u. ö. = Apoll. 86.20. Vgl. Äsop erbermd 303.31, Mul. 303.26.

11. **erbermglich** h erbermglicher marter 79a′. Vgl. Spec. erbermglichſt 270, Mul. erbermglich 114.8.

12. **erſchrockenlich** Ep. Al. 34.26, h 101a′ u. ö. = Mul. 60.7, 27, 61.8 u. ö. Apoll. erſchrockenliche urkund 93.26.

13. **gächlingen** h 101b′ = Äsop 40.20, Gris. (Schröder Einl. IX, 26). Apoll. gåchlingen 87.32, 116.5. — Vgl. auch h gächet 117b″.

14. **gan (ſtan)**, niemals die „rhiniſchen“ Formen (Wyle, Transl.) geen (ſteen); h gan 91a″, widerſtann 86a″. —l fast immer so, während h -ă-, -ŏ- und sogar -ou- bietet. h verſtăt 91a′, gŏn 89b″, goun 137b′ (= Äsop 41.37). Vgl. Spec. găn 295, verſtăn 295.

15. **geleger** h 89a′ (kollektiv zu lager) = Mul. 175.10.

16. **gepinget** h ſchwaurlichen gepinget .... von gepruchs wegen des waſſers 83b′. Vgl. Mul. ſchwarlich .... gepÿniget von den ſorgen 137.22. Ähnlich öfters.

17. **geturren** h 86a″; vgl. Spec. Sie geturren ſich 333.13.

18. **gewalt** masc. h 81 b'' (den gewalt) u. ö. Vgl. Spec. 314 und so immer.

19. **glorÿ** h die eer vnd glorÿ 82 a'; vgl. Äsop alle er und glori 54. 20, in groſſe eer und glori geſeczet 127. 18; Mul. die eer vnd glori 244. 18.

20. **gnůgſame** l groſze gnůgſame von korn wein vnd flaiſch 7 a (= h 83 a''); vgl. Spec. ungnügſamÿ 266; Äsop gnuoſamy 258. 14.

21. **grÿßgramender leo** l als ain grßÿgramender leo 6 b (quasi leo frendens). Vgl. Äsop Darum war der leo zornig über den eſel und grißgramet mit den zenen.

22. **grüſenlich** h das doch grüſenlich ze ſagen iſt 83 b''. Vgl. Spec. grüſenlicher krankhait 335. 2; Appoll. 124. 24 (vgl. o. S. 124).

23. **gÿtikait** h 78 a' (= Ep. Al. 38. 12) von gÿtikait wegen (*cupiditate*) = Äsop 306. 20; Apoll. gitikait 96. 19.

24. **hailtum** h gar uil hailtum 94 a'; vnd trügen das hailtum (*reliquiae*) vnd iren gewÿchte altär her für 164 b'; vgl. Äsop was großen hailtums hie iſt 217. 10.

25. **harnaſch** h 85 a'' und so immer = Spec. 265, Mul. 27. 25.

26. **häſſig** h ain ander häſſig 80 a'; vgl. Äsop würt in häßig 148. 27. Das D. W. zitiert aus Äsop (1555) welche andern feindſchaft tragen, und inen heſſig nachſtellen 44 b.

27. **ichtzit** h die ichtzit namun 168 b'; vgl. Äsop: und iſt nicht ze gedenken das er ichtzitt wölle begeren 310. 15 u. ö.

28. **indereſter** h ſin indereſter kamerer 170 b''. Mul. ſie gedacht . . . unainikait zwiſten ieres vatters inderſten zemachen 69. 20; irer inderſten vernunfft 96. 25.

29. **keſtigen** l er keſtiget (premebat) die ſeinen mit hunger 28 b (h 112 b'' Lücke); h Etlich köſtgent ſÿ 79 a''. Vgl. Mul. engſtlich gekeſtiget 24. 1; Äsop 99. 16. — Das D. W. zitiert Äs. (1555) 32 b.

30. **körppel** h 165 a' und so immer wie auch bei St. durchgehends. Vgl. Spec. cörpel 369; Mul. kŏrpel 106. 7, 14 etc.

31. **kŏffmanſchatz** (pl.) h 94 a'; vgl. Mul. etlich andere kŏffmanſchacz 116. 14; Apoll. ze ſechen was man koufmanſchatz brechte 116. 22.

32. **künſch** h 100 a' = Spec. vnkünſch 275; Apoll. künſch 123. 23; Mul. unkünſchait 27. 20 und ähnlich oft.

33. **kurtzwÿl mangerlaÿ** h 119 a'' (ähnlich 88 b'') = Spec. 265.

34. **lofen** l vnd lo ſten alle auf ſeine wort 52 a. Vgl. Apoll. do loſſet Apollonius flißclich uf und merket . . . 126. 23; Äsop Loſa knab (*Heus* puer) 49. 15; wilt du dem uff loſen (si huic intenderis) 55. 13 u. ö. Mul. 48. 23.

35. **mitelnig** h 88 a'' l mitlen 10 b (mediocres). Adj. zu dem bei St. häufigen, adverbiell gebrauchten miteln. Vgl. Mul. mitteln in dem wyer 108. 8. — Das D. W. gibt das Adj. nicht.

36. **mornig** h den mornigen tag 103 a'' = Äsop uff den mornigen tag 207. 26. Vgl. auch uff morn Äs. 42. 30.

37. **naum** h 121 b'', l nom 35 a (*praeda*); l 71 a weder gold noch ſilber . . . . . oder kainerlai naume (spolia; h nam er nit 165 a'!!) l ainen vnzalbern naume 78 a (h aume 172 b'). Vgl. Mul. durch merklich nāme (*praediis*) 53. 19, mit gold und mengerlay nām 80. 22, naam 70. 23.

38. **nachnen** h 89 b'' (neben nähen 89 b''). Vgl. Spec. nahnen 269, nähnet 260; Äsop nachnen 333. 33.

39. **nieman** steht in h immer (gelegentlich niemen 87 a''), während l meist nÿeman*t* oder ähnlich hat; so z. B. h 99 b' und l 10 a. In Apoll. (127. 3), Gris. (Schr. Einl. IX. 31) und Äsop (280. 13) habe ich immer nur nieman gefunden. Dagegen belegt Drescher für Spec. nieman*t* 333. 9 und nieman*d* 270 neben nieman 298; letzteres wieder allein in Mul. 55. 11, 241. 15 u. ö.

40. **niendert** h 163 a''; vgl. Apoll. 91. 10, Äsop 45. 7 (nindert).

41. **nieffen** h 82 a'' (vesci) = Spec. 334 25; Apoll. das ſie kain liblich ſpiß nůſſet 115. 7; Mul. begirlich nieſſend 23. 16.

42. **nit** herrscht in h unumschränkt wie z. B. in der Griseldis (vgl. Wunderlich l. c. S. 195); auch in dem von Drescher abgedruckten Stück der Original-Hs. sehe ich nur nit. Im Äsop kommen daneben it 60. 10 (so auch einmal Gris. 110. 1) und nicht vor, wie Wund. meint, nur da, „wo die Partikel im Zusammenhang an Ton gewinnt", wie 45. 2.

43. **ort** h ain ort (*caput* vitalium) 79 a', l ain*en* ort ſeiner därm 4 a. Vgl. Äsop das ain ort 215. 24.

44. **plön** h vff ainen wÿtten luſtigen plön 78 b'; vgl. Äsop f den fröden ploun 178. 19.

45. **rÿchtung** h zÿttlicher rÿchtung 165 b'' = Spec. vgl. Drescher LXII. 22. Mul. ſyn groſſe rychtung und macht 19. 20; Äsop und ſchied mit rychtung wider haim 301. 16; in allen Schriften daneben rychtum Äsop 222. 19; vgl. l reichtum 71 b.

46. **ſamnung** h 78 b' = Mul. 363. 18, Äsop 62. 28; l. ſamnet 13 a; h beſamnet 81 b'' = Äsop 62. 34. Daneben in h wie bei St. ſamlung (z. B. h 170 b''), geſamelt (Mul. 61. 6), ſamlet (Mul. 308. 8) u. ä. Formen.

47. **ſchalckhaftig** l von haißen des ſchalckhaftigen kaißers 8 b (= h 85 a''). Vgl. Apoll. 129. 21. Mul. öfters ſchalckhafft, aber auch ſchalkhaftigiſten 179. 11. Äsop du ſchalckhaffter knecht 39. 12. Das D. W. zitiert Äsop (1564) Bl. 16 b du schalkhaftiger Knecht.

48. **ſchalmützen** h ſchalmützten 87 b'' = Spec. ſchalmützen 300; Mul. geſchalmüczet 135. 10.

49. **ſchick** „ainen ſchick (auch „geſchick") machen" (foedus inire) h vnd machte mit den ſinen ain geſchick 84 a' (l ain ſchÿcke 7 b). Vgl. Äsop wie ainen rechten ſchick hand ir gemacht 282. 25.

50. **ſchmal vich** l als ain hungriger ber vnder das ſchmal vich (inter *animalia*) 8 a (= h 84 b''). Vgl. Äsop ſehend ir nit den wolf, der ... alles ſchmal vich gefreßen hat (omnes *bestias*) 210. 20.

51. **ſchmollen** h da ſchmollet Boemundus (modicum *subridens*) 125 b', l Da ſchmollot oder lachet poemundus 38 a. Vgl. Äsop Von der red ſchmolletten die ſchuoler (scolares *surridentes*) 51. 36; Mul. ſchmollend (*subridens*) 307. 25.

52. **ſinrÿch** in Verbindung mit wÿs ein bei St. sehr beliebtes Wort. l der weiß vnd ſÿnnreich boemundus (= h 87 b''). Vgl. Äsop die wyſen und ... ſinnrychen 201. 26. Mul. die fabel oder gedicht der ſinnrychen wyſen maiſter 31. 7.

53. **ſtüpfel** h als bald dich ain ſtüpffel geſtochen [84 a''] hat (levi stipula tactus). Vgl. Äsop und umbgab den neſtbom mit dürrem holcz und ſtupfeln (collecta stipula) 95. 31.

54. **ſünffezent** vnd wainent (suspiriis) 101 b', l vor ſeünfczen vnd wainen 20 b. Vgl. Mul. ſünfczen 55. 16, 57. 6; Apoll. 104. 4, 111. 12.

55. **ſunſt** hat h (z. B. 92 b'' u. ö.) für das St.'sche ſuß,

vgl. Spec. 334. 7; Äs. ſus 279. 1. — In der Apollonius-Hs. dagegen wie in h ſunſt 127. 6, vmb ſunſt 120. 32.

56. **torocht** h O jr torochtes volck 91 a' = Äs. O ir thorochte tier 249. 21.

57. **über** verwandt zur Übersetzung des lat. Superlativs, „wo er keine eigentliche Steigerung über bestimmte Vergleichsobjekte, sondern nur eine unbestimmte Graderhöhung bezweckt" (Wunderlich l. c. S. 192) ist besonders charakteristisch für St.

über groß: h ain über große ſchar (*maximam*) 121 b', über groſſen hunger 119 b' (nur h!), l ain über große mängin 26 a (= h 109 a''), l die über gros mängin 29 b (nur l; h die groſß mengy 114 a'' für *innumerabilis* multitudo) Vgl. Mul. mit über groſſem wainen 56. 27, mit über groſſem ſünffczen und wainen 57. 6 u. ö.

über güt: h über gütte ſpy̆s (*optima* victualia) 128 b', wofür l (und B) aber bieten, das keinen Sinn gibt. Vgl. Äsop ain über guoten raut (*optimum* consilium) 222. 2.

über wol: h Alſo nam Tankredus das ſchloß in vnd beſatzt es über wol 122 a (l und B vaſt wol) l. über wol beritten 29 a (= h 114 a'). Vgl. Mul. zeletst . . . ward ſie von irem ſchweher überwol enpfangen 70. 22; überwol erkant 122. 22.

über feſt: h das caſtell . . . dz was ain über feſt ſchloß 128 a'', l das über gůt vnd veſt was 40 a (B das über veſt vnd gůt was 49 b).

Auch gegen die lat. Vorlage, in einem Zusatz des Übersetzers, findet sich die Form gelegentlich: h ſo über vil ir was 118 b' (l ſu über vil was ir 32 b); l vnd waren alle ding über tür 27 b.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich h durch das Lateinische gelegentlich auch verleiten läßt, die unbestimmte Graderhöhung in undeutscher Weise durch den Superlativ wiederzugeben: l O jr ſtärckoſten ritter (*fortissimi*) 4 a, die edloſten fürſten (*nobilissimi*) 12 a; auch tritt der Superlativ für den lat. Komparativ ein: l. den reichoſten purgern (*ditioribus*) 62 a. — Spärlich wie in h sind auch solche Beispiele bei St.: Mul. Irenes war die edelſt frow (*nobilissima* mulier) 304. 23, Engeldruda von dem edelſten geſchlecht der herren von Ravenna (clarissima . . . familia)

307. 3, von dem getrüwſten gemahel (*amantissime* coniugi) 105. 12. Einmal habe ich den Superlativ für den Positiv gefunden: Mul. Die hät ieren erſten urſprung von der eltſten ſtat Cumarum in Campania gelegen (Ex Cumis . . . *veteri* oppido originem duxisse dicitur) 91. 23.

58. **vngeletzt** (*illaesos*) h 91 a' = Mul. ungeleczet 17. 4, 108. 16; Apoll. geleczt 126. 18.

59. **vnfälde** h groſſe vnfälde 101 b'; vgl. Mul. mit vnſåld vmbgeben 225. 17.

59. **vntz** in h als Präposition und Konjunktion durchweg wie in St.'s älteren Werken [1]). Ein einziges biß her h 92 a'. Im einzelnen verzeichne ich: vntz gen rome 86 b', vgl. 88 b'', 94 b'; vntz zů der zůkunft 89 a''; vncz vff die nieren 165 a''; vntz ſÿ komen 90 a'' (l vntz bis das (!) ſy komen 12 a), vntz das 82 b'' (l bÿs das 6 b), ſo lang vntz dz 90 a', 90 b' (l bis 12 a). — Beispiele für vntz bei St. in beliebiger Zahl. Äsop uncz uff 42. 25, 68. 16, Apoll. vntz an 110. 35; Äsop vncz das 46. 35, Apoll. ſo lang untz das 105. 21 usw.

61. **vrtail** (fem.) h mit gerechter vrtail 174 a' = Spec. urtail 290 und so immer.

62. **verrichten** h tuond allen zwytracht verrichten 80 a'' (*sopiare*). Vgl. Äsop wann du gedächteſt daz ich lÿcht mit mir ſelber verricht würde (facile mecum *redeo in gratiam*) 125. 16.

63. **walſtatt** h der walſtatt was bedecket 80 a'' (l die walſtat 19 b). Vgl. Mul. ſie gieng uff die walſtat 106. 6.

64. **walgen** h die walgetten ſich 172 b' (se *volutabant*). Vgl. Äsop der fuchs . . . walget ſich überal in ainer . . . lachen (*volutavit* se) 210. 38.

65. **wann** steht in h wie bei St. im Vergleichssatz wie im begründeten Hauptsatz so regelmäßig, daß es genügt, die Tatsache zu konstatieren. Ausnahmen: h Kain hilff dann allain der toud 83 b''; Die criſten tatten anders nitt denn fechten 116 a'' (wie auch Apoll. nit mer den ſo vil 87, 29, Äsop aber hie ſint nit me dann fünf 51. 2). — als nach Komparativ findet sich gar nicht. (Wund. belegt es für das Dekameron.)

---

[1]) Wunderlich l. c. S. 188 Anm. belegt als einzige Ausnahmen: Apoll. 111. 35 ſo lang bis das, Gris. 103 b Z. 13* nümmer bis in den tod, Äsop 38. 30 bis daz.

66. **wyt über treffend** h O jr werden franzosen .... wÿt über treffend alle die welt (gens .... ab universis nationibus *segregata*) 78b". Vgl. Mul. ander haidnisch frowen wyt übertreffend 298.26, desgl. 217.22 u. ö.

67. **weder** nach Komparativ l mer beschwer weder nucz (plus oneri *quam* utilitati) 5a (=m 196b); h versteht weder nicht und schreibt beschwert werden 81a'; B 4a ersetzt weder durch dan. Vgl. Apoll. niemant ... der diner armůt bas wölt zů hilf kommen weder ich 100.28, Mul. me fyhisch weder menschlich 27.22.

68. **wider spänig** l Vnd wurden sere wider spänig mit wortten (magnusque verborum .... *conflictus*) 59a. Vgl. Äsop Aber sie ward nuon dester widerspeniger und hertter (magis *obstinata*) in irem fürnemen 53.15.

69. **wesen** (Infin.) h sicher wesen 89a" neben sin: manlich sin 98b" wie St. Vgl. Spec. nützlich wesen 289, ähnl. 269, 272 neben Äsop syn 259.11, 258.12.

70. **wolnuft** h 80a" = Spec. 356 u. ö. Mul. 23.16 u. ö. Äsop 87.30.

71. **wunder nemen** ab h dz man wunder hette darab [genomen fehlt h, steht aber l 19b und ist durch den Reim: komen gesichert]. Vgl. Mul. Welher vernünfftiger man wolt nit grosz wondern dar ab niemen 70.1. Daz Hector selber grosz verwondern dar ab neeme 114.4.

72. **ÿlen** ÿlen ze fachen: h recht als ain adler ÿlet zefachent sinen ... kindern die spÿs 99a'. Vgl. Mul. ..ylen sie zefahen 70.11 u. ö. —

ÿlen c. acc. (=ereilen): l die cristen eÿltens (miles Christi *prosternit eos*) über al 19b (Lücke in h); l Sy eylten sy (*persecuti sunt* ... *illos*) 55a; ähnlich l 71a. Vgl. Äsop Ain wolff ylet ainen gaisbock 202.15.

73. **zerstrobelt** vgl. w. u. S. 144.

74. **zůkunft** für „ankunft", „auftreten", „erscheinen" in h wie bei St. sehr häufig. h vntz zü der zükunft des ... höres 89a" und so immer. Vgl. Apoll. von deren zůkunft der küng ... erfröwet ward 131.6. Mul. syn zůkunfft 174.15 u. ö. Siehe auch w. u. S. 140.

Stilistisches.

Der Übersetzer der Historie von der Kreuzfahrt verfährt durchaus nach den Grundsätzen, die Steinhöwel im Äsop S. 276, in den Berühmten Frauen S. 38. 4 und im Spiegel des menschlichen Lebens Bl. 45a, 7a und 7b als die seinen bezeichnet hat, d. h. er überträgt „von ſin zů ſin“ „in ringen verſtentlichen tüſch, on behaltne ordnung der wort gegen wort“ und ändert absichtlich „czu merer verſtåntnuß den leſenden menſchen diß bůches“, womit er eine Forderung des Horaz (Ars Poetica V. 131—35) zu erfüllen glaubt [1].

Verhältnismäßig selten ist der Fall, wo der Sinn absichtlich verändert wird — wenn etwa der Zusatz zu *Gens Francorum, gens transmontana*, wie Papst Urbanus die Franzosen bezeichnet, mit *O jr werden franzoſen vnd tütſches volck* (h 78b'') wiedergegeben wird, so daß sich die folgenden Lobeserhebungen des Kirchenhaupts auf die Deutschen mitbeziehen — eine Änderung, die übrigens dem Verfasser einer „Tütschen Cronik“ sehr wohl ansteht.

Im übrigen werden solche Änderungen durch die Vorlage nicht nahe gelegt. Wie anders steht es damit etwa im Speculum Vitae. Da durfte sich der Arzt Steinhöwel entrüsten, wenn er las, wie die „kunſt der ereznv“ unter den Handwerken aufgezählt und behandelt war. Da fühlte er das Bedürfnis, gegen die Verunglimpfung des Ärztestands im allgemeinen Einspruch zu erheben; und es war das mindeste, was er tun konnte, wenn er die dort allgemein als Charlatane charakterisierten *medici* als „die *böſen* arczt“ den *guten*, die er selbst zu vertreten beansprucht, gegenüberstellte [2]. — Den ehrwürdigen Verfasser einer Historia Hierosolymitana zu korrigieren, konnte dagegen dem gläubigen Übersetzer nicht leicht beifallen. So erklärt es sich auch, daß das persönliche Moment nicht hervortritt, daß „Anspielungen auf eigene Lebenserinnerungen, Reminiscenzen aus seiner Lektüre, Erwähnung von Ulmer Persönlichkeiten“ [3]) mangeln. Wird

---

[1]) Vgl. Drescher l. c. Einl. S. XXX.

[2]) Vgl. w. u. S. 138.

[3]) Strauch, A. D. B. 35. 734.

doch der Verfasser weder zu Widerspruch herausgefordert noch zu Kritik veranlaßt; kann er doch in einem Erstlingswerk nicht auf frühere Arbeiten hinweisen oder von sich als einem nicht ganz unbekannten Manne reden. Und Partei ergriff in seinem Sinn der Verfasser der Historia, Robertus selbst. — Übrigens ist zu bemerken, daß auch Griseldis und Apollonius wenig oder nichts von jener später so stark hervortretenden subjektiven Färbung aufweisen; das Akrostichon im Apollonius war Versteckspiel.

Häufig sind dagegen Auslassungen, die gerne als Kürzungen am Kapitelende auftreten und gegen das Ende hin zunehmen — ganz wie in Mul. [1]).

Die Zusätze und Erweiterungen andrerseits dienen — ganz wie bei St. — dem Zweck, weniger leicht Verständliches zu erklären oder wenig Sinnenfälliges zu veranschaulichen. — Gleich in der Ep. Al. finden sich derartige bezeichnende Zusätze. Zu den Namen *Propontidem* und *Avidum* (= Dardanellen) fügt der Übersetzer selbständig: *oder Bosforum* (Ep. Al. 36. 12); die Erwähnung der Sodomie: *episcopos sodomitico peccato deludunt* erinnert ihn an Sodom und Gomorrha und veranlaßte die Übersetzung: *mit der vngenanntten ſünde Sodome und Gomore* (Ep. Al. 35. 28). Für *ut animalia* heißt es: *als die unvernunftigen tier* (Ep. Al. 35. 7) genau wie Äsop 342. 20 *bestia* mit: *ain unvernünfftigs tier* wiedergegeben ist. Es begegnet aber auch „une véritable glose“, wie Riant (Ep. Al. Préf. S. 72) folgende Stelle nennt, wo unter den Konstantinopeler Reliquien *Chlamis coccinea* angeführt ist: *ſein Rock . . . der nit recht rot, noch recht gel was ſunder ainer mitten farbe die wir Koccinium haißen* (Ep. Al. 37. 7).

Anschaulich durch Erweiterung wird der Übersetzer der Hist., wenn er etwa *multum degeneras* wiedergibt mit: *Du uolgeſt nit nach deins vaters ſteig oder weg* (l 20 b = h 101 a“), *velint nolint* mit: *es ſey in lieb oder laid* (Ep. Al. 36), *succedendo* mit *ye ainer nach dem andern* (Ep. Al. 35). Ferner versäumt er nicht an Stelle von: *machinas ad expugnandam urbem* zu setzen: *jre züig yggel katzen vnd ſteig züige Da*

[1]) Vgl. Drescher l. c. S. XXXIV.

mit ſy die ſtat gewynen möchten (l 69 a). So werden auch *densissimi muri* zu *ſo dicken muren daz zwen wegen neben ain ander däruff gönd* (h 106 b''). — R. 781 wird von einer Teuerung berichtet: ein Ei kostet 12 Denare (übersetzt *pfennig*), eine Nuß einen, „*vnd waren alle ding über tür*" (l 27 b = h 111 a''). — R. 857 bezahlt der König von Tripolis *quindecim millia bisanteorum* l 67 b: *fünfzechen tauſent Conſtantinoppels guldin die man byſantz haißet.*

Ich mache noch auf einige Zusätze bei Eigennamen in der Historie aufmerksam und bitte außer den Zusammenstellungen Dreschers l. c. S. XXXVI die durch den Sperrdruck im Text der Mulieres sofort auffallenden Erweiterungen St.'s zu vergleichen: R. 781 wird der tapfere *Guillelmus Carpentarius* (h 112 a': *Wilhelmus zimerman*) erwähnt, der die Helme etc. zerschlägt; Zusatz h's: *recht als do ain zymerman ſpen höwet.* — R. 858 (civitas) ... *Caesarea est cognominata* (Die Stadt) ... *ward Ceſaria gehaißen. Das ist als vil geſprochen als die kaißerlich ſtat* (l. 68 a). R. 852 *Ibi celebraverunt nostri Purificationem sanctae Mariae Dei genitricis.* l 65 a. *Da begiengen die vnßern den hochzeitlichen tag vnßer lieben frawen den man zů lattein nennet frawen tag ze kerczenweich oder lichtmeß.* — R. 871 *Clementem immo dementem ammiravisum ... commovit* h 167 b' *vnd ſy bewegten* (l 73 b *beweget*) *den küng von babiloni ... Der küng was gehaiſſen clemens ſin rechter nam were bas demens geweſen das iſt ſo uil geſprochen als vnſinig.*

Derartige Erweiterungen sind durchaus nicht selten — und durchaus Steinhöwelisch.

Aus der gereimten Kampfschilderung kennen wir des Übersetzers Freude an der gebundenen Form. Fast in allen Steinhöwelschen Werken finden sich ähnliche größere oder kleinere Reimstellen. Den Reim liebt er auch bei der Wiedergabe von sprichwörtlichen Redensarten. Zu vielen Beispielen aus St.'s gesicherten Werken stellt sich der freilich nur von Y überlieferte Zusatz[1]: *Was der pock an jm ſelbert waiſt* (!) *Das verſicht er ſich an der gaiß* (l 14 a)[2].

[1] h läßt öfters Vergleiche aus, auch solche, die R. bietet. So fehlt h 96 a die Entsprechung von R. 757 *quam canes fugientem leporem.*

[2] Vgl. o. S. 61 Beispiel 6 und Anm. 2.

Wie der Übersetzer der Historie v. d. Kr. im einzelnen verfährt, das bedürfte einer besonderen Untersuchung. Soweit meine eignen Zusammenstellungen reichen, ist ein irgend erheblicher Unterschied zwischen seiner und der Arbeitsweise St.'s nicht vorhanden. Es tritt das um so deutlicher hervor, als sich die Ausdrucksweise der (oft nur vermeintlichen) Verbesserungen und der Nachträge von B bzw. Y¹ [1]) sofort als nicht Steinhöwelisch empfinden und erkennen läßt. Eine Stelle ist dafür recht bezeichnend. Für *expeditos ad bellum* lesen l (5 a) und m (196 b) *fridpär* (bzw. *fridber*) *volck*. Das ist sicher (von Y?) verlesen für *ſtritper*, wie h wohl beweisen würde, wenn nicht an der betr. Stelle (81 a') eine größere Lücke wäre. B will nun verbessern und übersetzt das Lat. wörtlich: *die außfertigten zů dem ſtreit* (B 4 a). Man wird in der ganzen Historie, man wird in allen St.'schen Übersetzungen vergeblich nach einer Parallelstelle dazu suchen.

Nicht minder stark macht sich der Unterschied an der einzigen etwas längeren Stelle B 24 b [2]) bemerkbar. Wer sich nur ein wenig in Steinhöwel eingelesen hat, muß an dieser Stelle die fremde Hand spüren, nicht nur, weil die Übersetzung des lat. Futurums durch sein mit dem Infin. (*Ponam te* etc.: *ich bin dich ſeczen . . . vnnd weiſt das ich . . . dich bin behalten*) von St. wie h gemieden wird, sondern auch weil *generatio* bei jenen niemals *geberung der vǒlcker* sein könnte. St. und h kennen dafür nur *geſchlächt* oder *volck* [3]).

Je sichtlicher sich B in seinen Zusätzen von dem Lateinischen beeinflußt zeigt (man denke auch an die *Exadmiralden*!) [4]), um so mehr fällt des eigentlichen Übersetzers Selbständigkeit ins Auge. Gelegentlich [5]) ist darauf schon hingewiesen, an anderer Stelle [6]) aber auch schon auf eine gewisse Abhängigkeit bei der Übersetzung des lat. Super-

---

[1]) Vgl. o. S. 68 ff. [2]) Vgl. o. S. 69.

[3]) So hat B auch an einer anderen Stelle für *generatio* (= *volck* h, l, m) *geburt* treten lassen: R 727 *generatio* scilicet quae non direxit cor suum l 3 b Ain *volck* das ſein hercz nit hat in gůcz geſeczt (= h 79 a', m 194 b) B 2 b Eyn *geburt* daz ſein hercz nit in gůcz geſeczt hat.

[4]) Vgl. o. S. 63 u. 68. [5]) U. a. S. 106. [6]) Oben S. 131.

lativs aufmerksam gemacht worden. Hier mag noch angefügt werden, daß in der Historia der accus. cum infin. eben so selten ist wie bei St. Freilich ist auch die lat. Vorlage sehr sparsam im Gebrauch dieser Konstruktion. In der Ep. Al. sowie im I. und im II. Buch habe ich alles in allem im lateinischen Text 21 Fälle gefunden: das sind so viele, wie ein einziges Kapitel von Boccaccios Mulieres aufweist[1]).

Gefunden habe ich den accus. c. inf. einerseits in Fällen, die mit dem heutigen Sprachgebrauch übereinstimmen oder ihm nahe kommen, wie:

l 11a *man ſach den großen hauggen vnd . . . gotfriden ain ander vmb ſachen vnd kußen (Hugonem . . . et Godefridum in invicem amplexari et osculari conspexit),* l 72a *als bald ſy ſachen die vnßern komen (ut . . . nostros . . . occursari . . . viderunt),* l 8b *Da funden ſy ainen criſtenlichen prieſter meß leſen (. . . presbyterum missam celebrantem invenerunt),* l 14a *der . . . kaißer erſah das volck wachßen vnd meren (imperator videns castra . . . crescere).* Vgl. Mul. 47. 6 *das selbig (*i. e. *volck) habe ſie . . . geleret das ertrich buwen (illos docuit terras colere)* und ähnlich öfters;

aber andererseits auch in Beispielen wie:

l 6b . . . *er empfand ſein veind nachnen Vnd den ſtreit gegenwürttig weßen (hostem sentiebat adesse et imminere praelium),* auch wenn *esse* im Latein nicht steht: l 19a *Da ſachen ſy die gezelt . . . vmbgeben ſein mit den veinden (aspiciunt tentoria . . . circumsepta agminibus),* l 13a *(poemunds) Den ſy hortten nachent weßen (. . . quem audierat . . . in proximo adfuturum),* aber h 91a″ *Dan ſy hortten dz boemundes jn ſo nauhe was* (!); h 98b″ *als pald ſy ſachen poemundum wider komen vnd den grauffen ſo manlich ſin (postquam viderunt reverti Boamundum et comitem Normannum; ſo manlich ſin* ist also Zusatz des Übersetzers!).

Vgl. damit, entsprechend obigen Beispielen:

Spec. 334. 28 *die böſen artzt, die wonschent iederman krank ſyn (medici omnes infirmos esse . . . desiderant);* Mul. 227. 6 *er . . . mainte im nichtz lieb, luſtig noch frölich weſen mügen wann ſyn wyb allain (nil praeter illam sibi carum aut delectabile arbitraretur);* Mul. 209. 2

[1]) Nicht mitgezählt, weil deutschem Gebrauch durchaus entsprechend, ist der Acc. c. Inf. nach *velle, malle, jubere, permittere* und *praecipere,* welch letztere drei h (wie St.) meist mit *laſſen,* seltener mit dem sonst vielfach dafür angewandten *heissen* wiedergibt. Vgl. l 10a *vnd lies jm pringen zwen koſtlich mänttel vnd die ze riemen ſchneiden vnd crücz dar aus machen (. . . pallia jussit afferri et . . . praecepit cruces fieri),* h 89b″ *ließ . . . vß vnd in gön (mercatum . . . habere permisit).* Ähnlich l 10b, 11b, 13a. Vgl. Mul. 173. 1, 229. 19, 231, 17 u. ö.

Claudiam můß man gelôben von den . . . Rômern geboren ſyn (Claudiam . . . ex Romanorum sanguine procreatam crediderim); Mul. 43. 11 *Und bedunkt mich das gelôblich ſin (quod verisimilius* (!) *mihi videtur).* — Ohne lat. Vorlage (Zusatz St.'s): Mul. 56. 21 *wenend den lôwen noch allda ſyn* und 57. 2 *umb daz er ſie von dem lôwen mainte zeriſſen ſyn.* — Weitere Beispiele: Mul. 97. 10, 209. 2, 269. 11 u. ö.

In der Mehrzahl der Fälle gehen aber die Historie wie St. der Inf.-Konstruktion aus dem Wege. Bezeichnend ist die Mannigfaltigkeit des Ersatzes[1]).

Es kann oratio obliqua eintreten:

I 12a *yederman wondt Sy wären komen ze rauben (aestimantes nostros advenisse causa praedandi),* I 15a *Vnd ſol nyemantt zweiflen die ſtat ſey von got geordnet zemachen (Hanc . . . conditam nemo dubitet),* I 13a *Wann er verſtat ir wollent jm ſein lant empfiern das ſey ewr meinung mer wan das haillig grab zeſůchen (quia plus intelligit vos velle eum regno suo privare quam velle peregrinari),* I 69b *(ainen potten) . . . der jm ſagen ſolte die türcken . . . hetten die vnßern an gerennet (qui . . . turcos nostros invasisse nuntiaret).* — Vgl. damit: Mul. 42. 2 (und ähnlich fast in jedem Kapitelanfang) *etlich ſagen ſie ſye . . . geboren . . . (nonnulli . . . praedictam genitam esse . . .),* Mul. 42. 25 *(ſie) mainten, ſie . . . ſôlte nach irem tod ôch begird darzů* (i. e. zu dem *wiroch ſchmak*) *haben* und zahlreiche andere Beispiele.

Recht häufig ist die Auflösung durch einen Daßsatz (Wunderlich bezeichnet es als „die Regel“).

I 3b *Vnd will dz ir wißent (scire vos volumus),* I 10a *wann er marckt wol das dz nicht von menſchlicher . . . ordnung was entſproßen (quia omnia haec . . . non tantum esse hominum intellexit),* I 11b *er empfand das vntrew . . . ward geoffnet (sensit denutatas esse . . . dolositates),* I 11b *der herczog ward gewar das der kaißer . . . erzürnet was (Dux . . . cognovit . . . imperatorem iratum esse),* I 13a *der kaißer erhort das ſich die . . . ſchar ſamnet (Imperator . . . vidisset castra . . . affluere).* — Vgl. damit Mul. 49. 13 *Doch ſo main ich daz dieſelbig ſag ſye . . . geſagt (*soll entsprechen: *causam . . . factam volunt),* Mul. 50. 5 *es iſt wol zemerken, daz ir getâten über groß geweſen ſyen (opera . . . creduntur . . . fuisse maxima),* Mul. 171. 25 *Sextus merket daz alles hus geſind geſtillet was (domum omnem tacitam sensit).*

An Stelle von *daß* kann *wie* (*als ob*) treten:

I 23a *In der zeit kam potſchaft . . . wie die türcken . . . geflohen wären (nuntiatum est . . . Turcos . . . fugisse),* I 15a *er gedacht in ſeinem*

---

[1]) Die Beispiele geben das gesamte Material aus Ep. Al. und den beiden ersten Büchern; wenige Beispiele aus dem 9. Buch sind hinzugefügt. Zur Vergleichung ist im wesentlichen Mul. herangezogen worden.

herczen wie die mainung von got käme Das er der ſtat zů hilf ſolt komen (divino nutu intellexit civitatem ... *auxilium quaerere*), l 7b *Vnd machet ... ain ſchycke zů geleicher weiße als ob er ... träffen wölt (Dispositis ... agminibus simulavit ... inire congressionem).* Vgl. damit Mul. 46. 16 *der poeten gedicht ſaget wie ſie dem Jupiter wol gefallen habe (quam ... poetae ... fingant ... placuisse Jovi),* Mul. 49. 6 *die fabel wie Mercurius ... hab getriben (legitur Mercurium impulisse)* u. ö.

Fin Fall wie l 13b (= B 14a) *Da ... poemundus ſach ... So vil Fürſten ... die jm engegen komen (Boamundus ... ut conspicatus est ... tot duces ... obviam sibi occurrere),* wo der Akkusativ zum Verb des Hauptsatzes getreten und statt des Infinitivs ein Relativsatz angeschlossen ist, entspricht nicht dem Gebrauch Steinhöwels. Aber h 91b'' hat *die* nicht, und so dürfte *komen* Infinitiv sein und *die* von einem Kopisten herrühren. Vgl. Äsop 99. 22 *Do aber der eſel den alſo krank ſach ligen.*

Der accus. c. inf. kann durch ein Substantiv (mit pronominalem Attribut) ersetzt werden:

l 11a *Da aber der herczog ... höret ir zůkunft (Quos ut deprehendit adesse dux).* Vgl. Mul. 175. 3 *als er ſyne zůkunfft verniemend was (sentiens venientem ... juvenem).*

Eine Auflösung besonderer Art liegt schließlich vor in folgendem Beispiel:

l 6a. *Vnd ward ... erwölt der piſchof von podem wann er ... wißent was Vnd in ſeinen wercken getrew (elegerunt Podiensem episcopum asserentes eum ... esse ... scientia peritissimum suisque actionibus multividum).*

Diesem Beispiel habe ich aus Mul. nichts an die Seite zu stellen. —

Gleiche Selbständigkeit und Übereinstimmung in der Art der Wiedergabe zeigen die Historie und Steinhöwel lateinischen Partizipien gegenüber. Die wenigen Fälle, wo sie unaufgelöst bleiben, haben kaum etwas Befremdendes. Das ist zunächst bei den substantivisch oder adjektivisch gebrauchten Präsens- wie Präterital-Partizipien der Fall:

l 26b das geſchray *der ſtrittenden* (voces *debellantium*). Vgl. Äs. 110. 23 *die mistuende (errantes),* Spec. ä. Dr. ija *ein vorgeender (praesidens);* selbst gegen das Lat.: Spec. jb er überſicht *den mißthůnden* (confert parcendo *si delinquerint*). Andere Beispiele: Äs. 60. 33, Spec. ä. Dr. iija *(keynem lebenden).* —

l 6a ſein (des Concils) lobliches *geſaczte* (*constitutum* honorabile), l 53a wider die *getailten* (contra *partem divisam*: im Lat. steht also ein Substantiv bei dem Partiz.). Vgl. Spec. ä. Dr. ija ſein geuallen iſt

ſein *geſaczt (praecepta)*, vijb die *geſaczt* (legem); Spec. ä. Dr. jb ſo ſy *die gedruckten (oppressos)* von den gewaltigen ziechen. —

Wie die oben verzeichneten Fälle die einzigen Beispiele sind, die mir in der Historie aufgestoßen, so habe ich im Äsop und in den Mulieres nach substant. gebrauchten Prät.-Partizipien überhaupt vergeblich gesucht. Steinhöwel umgeht sie auf alle mögliche Weise, wie ein Teil der w. u. folgenden Beispiele lehrt.

Auch die Historie hat an Stelle des einmal vorkommenden *nit ain claine mengy rittend vnd füß volck* (h 82a'') gewöhnlich andere Wendungen, etwa *ain große ſchar raißiger vnd füß knecht* (l 6b; ähnlich l 55a *die raiſigen*). Vgl. damit: Äsop 92.7 den *toren (insipientibus)*, 92.8 der *wys* oder 87.30 ain *wyſer man (sapiens)* u. ö. neben einmaligem, 60.33 laß kainen *vnwißenden (ideotam!)* heryn; 106.16 die *aigenſinnigen* (propriis semper *innitentes* opinionibus); Spec. ä. Dr. ijb (er) ſtrauffet *die vngeſtümen* (*insolentes* castigat). —

Um das Partizipialsubstantiv zu vermeiden, dehnt die Historie manchmal das lat. Partizip in Adj. + Subst. auseinander:

l 20b vnd eyltten nach den *fliechenden türcken* (vestigia *fugientium*). Vgl. Mul. 173.5 die *wainenden frowen* (eam *flentem*).

Das Substantiv steht aber auch im Lat. häufig dabei, und es wird wörtlich übersetzt:

l 11b ain *grißgramender leo (leo frendens)*, l 16b ain *fliechenden haßen (fugientem leporem)*, h 84b' in dz ewig *grünend paradeyes* (intra septa semper *virentis Paradisi*). Vgl. Äs. 90.6 ain *tragende hüntin (canis parturiens)*, Mul. 233.25 ieren dannocht *bettenden man (virum ... orantem)*. — l 18b ir *erſchlagen manne* (S. 57, Beispiel 40). Vgl. Äsop 196.3 ieren hart *geſchlagen* und uff den tot *verwonten bruoder (percussum* ac *vulneratum ... fratrem)*.

In dem letzten Beispiel steht das Partizipialadjektiv vor, obwohl es durch Ergänzungen belastet ist. Das vermeidet der ältere deutsche Stil[1]), und dementsprechend finden sich auch in h wie bei St. Beispiele für Nachsetzung wie:

l 3b (Vokativ!)[2]) *tüſches volck erwellet vnd lieb gehapt von got*

---

[1]) Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften VII. 130 und besonders Hellwig, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen (Gieß. Diss. 1898), S. 164 ff.

[2]) Hellwig l. c. S. 165: „Die Nachsetzung ist im Grunde ein emphatischer Nachtrag mit appositioneller, fast prädikativer Bedeutung; sie hat sich am längsten beim Vokativ erhalten, weil bei der Anrede der gehobene, nachdrucksvolle Ton zunächst gegeben ist.“

. . . *weitt überträffent alle die welt (Gens . . . transmontana . . . a Deo electa et dilecta . . . ab universis nationibus segregata);* 1 58b *ain perſone weiße vnd wol gelert in baiden rechten (vir sapiens et personatus, litterarumque eruditione pollens et utraque scientia praeditus).* Vgl. Spec. ä. Dr. jb *diſen ſtat . . . all ander ſtåt überträffend (cunctis . . . hunc excellentem statum),* Mul. 176.5 *berg und wildnuß ierem volk wolbekant, aber Cyro vnd den ſynen gancz unwiſſend* (*kein* Latein; Erweiterung St.'s); ferner Mul. 20. 16, 233. 21, Äsop 125. 17.

Das nachgestellte Partizipialadjektiv erscheint auch flektiert:

1 3b was großer not ewch vnd vns . . . *anträffende* (lat. nur: necessitas vestra). Vgl. Spec. vj b alle tödtliche menſchen in lob eer vnd glori *übertreffendte*; Äs. 92. 14 ſo müſteſt . . . *in ſcheltenden* oder *zerrißnen* hinder dir laßen (*iniuriosum* vel *laceratum*); ferner Äs: 80. 12, Mul. 176. 4.

Deutlich erscheint das lat. Partizip nachgeahmt in folgenden Beispielen:

1 72a *Sy tätten es bald wainent traurig* (qui protinus jussis *obtemperantes . . . lugebant*), 1 41b des künigs ſun . . . viel jm ze füßen *pittende* das er ſich . . . erparmen wölte (*rogans* ut sui misereretur), 1 47b Da viel die . . . junckfraw . . . vnd ſant petter für die Füß Criſti *pittende (rogantes)* daz er ſich erparmette. Vgl. Äs. 121. 24 das kiczi merket durch ain klunſen *ſenhend* daz ſyn muoter nit da was. Ähnlich Äs. 328. 5, Mul. 173, 12.

In den beiden folgenden Beispielen ist nicht nur die mit 1 47 b übereinstimmende ältere und in h wie St. seltene Form auf -e bemerkenswert, sondern auch die 1 72 a entsprechende Umkehrung der lat. Konstruktion: das finite Verb und das Partizip haben den Platz gewechselt:

Äs. 159. 12. Dar umb *ſandten* die wolff iere botſchafft zu den ſchauffen, frid und ainigkait *begerende* (lupi legatos *mittentes petunt* concordiam et pacem). Äs. 318. 14 Der künig *weket* in, *bittende* daz . . . (Rex illum *excitans* a sompno . . . *oravit*). — Vgl. ferner Äs. 349. 27 *(pittende)*, 90. 12 *(feczende)*. —

Ganz bedeutend häufiger begegnet Auflösung.

Steht ein Präsenspart. zum Hauptsatz in kausalem Verhältnis, so erfolgt gerne Anknüpfung durch einen mit *wann* eingeleiteten Hauptsatz:

1 7b *wann er wolt lieber (malens)*, 1 48b *wann ich verachtet es (existimans me vanam visionem vidisse).* Vgl. Mul. 147. 24 *wann ſye mainet (sentiens).*

Sehr zahlreich sind die Fälle, wo ein mit *und* angeknüpfter Hauptsatz das part. praes. oder praet. vertritt.

Ep. Al. 35.8 dieweil *ſtellen ſy* ir müttren dar zuo *vnd nöttent* ſy (*compellentes* eas), l 5b vnd *klopften* an jre hertzen *vnd begertten* . . . (pectora *tundentes impetraverunt*), l 7a Dar ein *giengen ſy vnd namen* (In quod *intrantes reppererunt*), l 47a Er *viel* jm zů fůßen *vnd pat* jn (*prostravit se* . . . *obsecrans*). Vgl. Mul. 172. 9 (Da) . . . *erdacht er* ain verdampnend . . . liſtikait . . . *und ſprach* (ad damnandum *recurrens* astutiam *inquit*), 173.6 (Als aber) . . ., *zoch ſie* herfür . . . *Und ſprach* (*educens inquit*); Äsop 85.18 Ain hund *truog* ain ſtük flaisch in dem mul, *und lieff* durch ain fließend waſſer . . . *und wänet* er ſech ain ander ſtuk in dem waßer (Canis flumen *transiens* . . . partem carnis ore *tenebat* . . . aliam carnem *credens*) u. ö. —

l 7a Sy *zochen* hin über *vnd erwölten* ainen hauptman (Qui ultra *progressi* ducem . . . elegerunt), l 7a Die türcken . . . *erſchracken* (h 83a" *wauren* . . . *erſchrocken*) . . . *vnd warent geflochen* (Turci . . . *perterriti* . . . *secesserant*), l 8a vnd *ſatzten* ſy zů ainem zylle *vnd ſchußen* (. . . *positos* . . . *sagittabant*), l 47b da *erwachet er* von dem ſchlauffe *vnd pettet* (somno *excitus* . . . *oravit*). Vgl. Äsop 92. 10 Daz ſchwyn *ward unwirſch und gab* im nit antwürt *und verachtet* ſym wort (*Indignatus* aper *tacuit dissimulans* . . .), 88.5 Darumb *ward* Jupiter *zornig und fraget* ursach (*commotus* . . . causas *querit*).

Mitunter bleibt *und* aus, und es wird demonstrativ angeknüpft:

l 4b Dar vmb *iſt* die . . . ſtat in dz mitel *geſeczt* der welte *Die iſt* nun *gevangen* (Haec igitur *civitas* . . . in orbis media *posita* . . . *captiva tenetur*). Vgl. Äs. 84.18 do *ward für gezogen* ain wolf *der ſprach* (introductus lupus ait).

Häufiger wie diese Art der Beiordnung ist die Unterordnung durch einen Relativsatz. (Daß sich „entsprechende Partizipien *am häufigsten* zum Relativsatz ausdehnen", wie Wunderlich meint[1]), kann ich nicht zugeben.)

Ep. Al. 35.3 *wölich* aber das *nicht ton wöllent* die . . . ertötten ſy (Illos vero *nolentes* ea . . . interficiunt), 35.5 Die . . . frawen *wolliche ſy vachent* (matronas . . . *depredatas*) . . . ſchmächent ſy, l 4a die altar *die* . . . *entweicht ſind worden* (altaria inquinata), l 5b alles . . . volck *Die ſich* . . . *naigten* (pro omnibus *prostratis*). Vgl. Äs. 309. 32 die hundert guldin *die* darum ze geben *verſprochen waren* (salarium *statutum* et *promissum*).

Unterordnung mittels Konjunktion kann ich in der Historie nur einmal belegen; daß sie dieser Art der Auflösung aber nicht widerstrebt, beweisen die zahlreichen Konjunktionalsätze für den ablativus absolutus (S. w. u.).

---

[1]) Herrigs Archiv 83. 183. Daselbst auch Beispiele.

l 7b *Alspald dich* ain ſtümpflin *geſtochen hat* ſo piſtu erſchrocken (levi stipula *tactus* ... perhorruit). Vgl. Äs. 93.6 *Als ſie* aber von dannen *ſchiede* ... bat ſie (Deinde abiens ... rogabat); Mul. 174.26 *Do ſie* aber durch gewiſſe kuntſchafft *vernam* ... ordnet ſie (*certior facta* ... iussit); dgl. 175.3.

Schließlich seien noch verschiedene Übersetzungsversuche aus der Historie solchen aus gesicherten St.'schen Werken gegenübergestellt:

Ep. Al. 37.1 *mit fröden (gaudentes)* = Spec. ä. Dr. viijb; ähnlich l 7b *manlich (nil haesitantes)*; Ep. Al. 37.21 *Die alle (omnia predicta)*. Vgl. Mul. 174.13 *Vmb ſölich begird (hac ... tractus aviditate)*, Äs. 90.6 (und ähnlich öfters) *diſe fabel (subjecta fabula)*; l 7b *die Cristen (obsessi)*. Vgl. Äs. 90.8 der hund vergündet *ir das* (*roganti* concessit ingressum); l 48b ain füir ... *von occident (veniens ab occidente)*, noch stärker kürzend: l 49a das füir (ignis *de coelo descendens*), wo das Part. also ganz unübersetzt bleibt; vgl. ferner: h 83b'' kain hilff dann allein der toud (sola mors *pereuntibus* erat subsidium). Vgl. Äsop 79.1 ſo findeſt du die ſtett (invenies *apposita* loca), 90.8 aber ſie wolt es nit ton (*roganti* non concessit), 103.15 in *(leonem captum)*. —

Auch bei der Wiedergabe des absoluten Ablativs durchlaufen die — oder richtiger der — Übersetzer die ganze Skala der Möglichkeiten.

Dem Lateinischen am nächsten kommen präpositionale Ausdrücke, in denen die Partizipialform bewahrt ist, wie:

l 37a *mit zitterenden vedern (penna trepidante)*, h 91b' *mit übergoſſenen wangen (suffusis ora fletibus)*, l 16b *mit zerſtrobeltem Haar (solutis crinibus)* = Mul. 21.11 u. ö. Apoll. 92.3. Vgl. Mul. 171.29 *mit vßgezogenem ſchwert (exerto gladio)*, Äs. 342.21 mit *geſtrektem arm (extento brachio)*.

Das Partizip allein kann zu einem präpositionalen Ausdruck werden, zu dem das Nomen in der Form des Genitivs tritt:

l 48b *durch die ordnung gottes (Domino disponente)*, l 52a *von dem haißen vnd ſchaffen des piſchofs von podem (Podiensi episcopo innuente)* = Spec. ä. Dr. jb *von heyſſen vnd ſchaffen der keyſer vnd künig (imperatorum regumque jussu)*. Vgl. auch Mul. 173.12 *in angeſicht ieres vatters vnd mannes (vidente viro ac patre)*.

Eine Präposition kann den in dem Partizip liegenden Begriff ganz oder teilweise zum Ausdruck bringen:

l 5b *nach dem ſegen (benedictione consecuta)*, l 48b *in der nächſten nacht dar nach* (*nocte ... insecuta*). Vgl. Mul. 171.20 *In kurczen tagen darnach (nec multis interpositis diebus)*. Ähnlich Äs. 91.9 *durch übrige kelty und große gefrüri (frigore et gelu urgente)*.

Es sind auch wieder mancherlei Verkürzungen möglich:

1 51a *Am dritten tag (tertia die illuscente)*, 1 50a *Mit dem (his dictis)*. Vgl. Mul. 172.14 *Von ſolchen worten (his auditis)*, Äs. 318. 13 *mit diſen worten (his dictis)*, 110.21 *mit großem geſchray (clamore magno facto)*, 351.29 *Alſo (hoc pacto)*.

Aber auch die Auflösung durch einen Hauptsatz ist nicht selten, der gewöhnlich mit *und* angeschlossen wird:

1 4a Als lang bis *er* alles *ſein gedärm aus jm haſpet* vellet vnd erſtrebet (quoadusque *extractis visceribus* solo prostrati corruunt), 1 5a Da *hůb er auf ſeine augen vnd* ſaget danck (*erectis . . . luminibus* . . . gratias egit), 1 5b *Da ſtond auf* ain cardinal . . . *vnd ſprach* die . . . peicht (*His ita completis* unus . . . dixit confessionem), 1 7b das *ſy* . . . *jre andern öffnotten oder ſchlůgen vnd* das plůt dar aus ließen (venis incisis . . . sanguinem eliciebant). Vgl. Äs. 342. 7 Und ſo ſie alle . . . ſaßen . . . *und vil* nach gar *geeßen hetten* . . . (cum . . . sederent . . . *sumptis* iam fere *cibis* . . .), 342. 11 Damit *zoch er vß* ain groẞe wer . . . und *leget in* uff den tiſch, damit er menglichen . . . beweget (*educto* . . . *priapo ac* supra mensam *posito*, omnes . . . convertit).

Beiordnung ohne *und*:

1 52b Nun ſechent wie ewr veind gen ewch *ir hälß reckent Sy* ſind auf die flucht gericht (adversarii vestri *extento collo* . . . adventum vestrum aspiciunt paratiores ad fugam). Vgl. Äs. 86. 19 *der* (scil. *hirs*) *ward in fier tail getailet. Do ſprach* der leo (*factis partibus* leo sic ait). Ähnlich Mul. 175. 6.

Statt Beiordnung kann Unterordnung (mit *da*, *als*, *ſobald*) eintreten:

1 47b *Da das erſcheinen vergieng (hac ita visione completa)*, 1 72b *Da . . . all veind vertriben waren (Eliminatis . . . inimicis)*, 1 7a *Als ſy verprachten drey tag raiße (Tribus . . . diebus ambulando consumptis)*. Vgl. Äs. 93. 26 *Als ſie aber . . . ieren weg volbracht (itinere perfecto)*. Mul. 173. 2 *Als die kamen (quibus advenientibus)*, ähnlich 174. 9; 172. 23 *ſobald der tag anbrach (elucescente die)*.

Daß gelegentlich der abl. abs. ganz unübersetzt bleibt, kann angesichts des Verfahrens in entsprechenden Fällen nicht Wunder nehmen. So wird das lat. *his ita gestis, his ita transactis* u. ä. m. oft nur mit *alſo* (1 23a, 42a u. ö.) oder gar nicht (1 7b, 34a u. ö.) wiedergegeben, ferner z. B. 1 50b Da ſprach Carboan zů den ſeinen (*istis recedentibus*, Corbonam suis dixerit). Vgl. Mul. 176. 10 Und ließ Cyri toten lychnam ſůchen (*efferato animo* jussit . . . Cyri corpus exquiri).

Auf eine stilistische Eigentümlichkeit Steinhöwels ist m. W. noch nicht aufmerksam gemacht worden: auf die

Vorliebe für zwei- und mehrgliedrige Ausdrücke, die Verbindung, mitunter Häufung synonymer Begriffe, auch da, wo die lat. Vorlage sich mit einem Ausdruck begnügt. Es entspricht das durchaus seinem Bestreben, deutlich zu sein und deshalb lieber ein Wort zu viel als zu wenig zu sagen. — Wir wissen auch aus dem Originalmanuskript Steinhöwels (Cod. germ. Monac. 1137), daß der Übersetzer in der Wahl eines deutschen Ausdrucks für einen lateinischen nicht voreilig oder gar leichtsinnig war. Häufig hat er Worte ausgestrichen und durch andere ersetzt, er hat die ursprüngliche Wortstellung geändert, und er hat Worte nachträglich hinzugefügt. So wird *ſchiklikait des lybes* zu *geſtalt des lybes* (wie der Druck hat; in der Hs. ist „das darübergeschriebene Wort infolge Beschneidung des Randes nicht mehr lesbar“ Drescher l. c. S. 332 Anm. zu Zeile 17), *gemains geſchray* zu *gemainer wonſch* (Spec. 334. 29), *erlanget* zu *erworben* (333. 1), der *kunſt* zu *der rechten kunſt* (325.25), *krütlin* zu *ſchlechten krütlin* (335. 5), *Got behüte mich* zu *Got welle mich behůten* (335. 30); neben oder über unausgestrichenem *leben* steht *weſen* (332. 10)[1]; auch scheinbar recht gleichgültige Dinge sind geändert: *Er ſprach* wird zu *Er antwurt* (333. 8), *mit* zu *durch naturlich urſach* (332. 22), *wan* zu *ſo* (332. 22), *dz* zu *wie* (333. 18), zu *hie* setzt er *by uns* (335. 6); wegen geänderter Wortstellung vgl. 333 Z. 1 und 2. Schließlich entstehen an nicht weniger wie drei Stellen in dem kurzen von Drescher abgedruckten Stück aus ursprünglich eingliedrigen Ausdrücken durch nachträgliches Einflicken zweigliedrige: zu *rům* ist hinzugefügt *vnd namen* (333. 3), vor *arbeit* ist eingeschoben *mů vnd* (333. 29), nach *dem artzt vnd apoteker* (335. 11). Ferner ist, um eine solche Verbindung zu bewahren, zugunsten des Ausdrucks *ful vnd ſchnöd* das folgende *vnd ſtinken ful* gefallen (333. 28). — Besonders interessant ist noch folgender Fall. Das lateinische *omnes clamant* übersetzt Steinhöwel (335. 35) ursprünglich *menglich ſchryet,* dann schreibt er daneben *rüffet,*

[1]) Der Druck hat sich für *leben* entschieden! Vgl. Spec. ä. Dr. Bl. lxixa Z. 8.

entschließt sich, keines auszustreichen vnd flickt *vnd* ein, sodaß nun im ä. Dr. (Bl. lxxj a Z. 6) steht: ***mengklich schreyet vnd růffet. Morder vnnd rauber die tôtent die leút.***

Ist es nun nicht auffallend, daß sich Spuren ganz entsprechender Übersetzertätigkeit bis in die dem Ms. des Übersetzers doch ziemlich ferne stehenden Hss. der Historie h und m hinein verfolgen lassen? Oder erklärt sich das Nebeneinander von ***ain hŏpt gen occident der occidentiſchen criſtenhait*** (h 94 a' für ***caput Occidentis;*** vgl. o. S. 56 Beisp. 30), von ***ließen zohen*** (m 200 b für eliciebant; vgl. o. S. 66 Beisp. 19)[1]) auf irgend eine Weise einfacher, als daß der Übersetzer unschlüssig war, welchem Ausdruck er den Vorzug geben sollte und so zunächst einmal beide stehen ließ? Steinhöwel aber war manchmal unschlüssig — so unschlüssig, daß der älteste Druck des Äsop in die Welt gehen konnte, ohne daß er das deutsche Wort für ***calumniosus*** eingesetzt hatte. Äs. 84. 14 u. 25 fehlt es dreimal und ist in Oesterleys Ausgabe durch Punkte ersetzt[2]). — So würde es auch durchaus Steinhöwels Art entsprechen, gelegentlich das lateinische Wort zu dem deutschen zu stellen, gewissermaßen als eine stumme Frage: „Wie könntest du mich besser verdeutschen?" — In dem von Drescher ausgehobenen Stück kommt der Fall freilich nicht vor, und ob er sonst in Cgm. 1137 begegnet, weiß ich nicht. Aber wie häufig gibt St. Zitate erst lateinisch und dann deutsch oder umgekehrt! — Und so wage ich zu sagen: das Übertragungsverfahren, das als charakteristisch für Steinhöwel gelten kann, macht U's kurioses ***ze Lebratum*** (s. o. S. 79) erklärlich — und umgekehrt stützt das Mißverständnis U's die Annahme von Steinhöwels Autorschaft.

---

[1]) Ein dritter Fall ist weniger überzeugend. Für ***tortuosus serpens et lubricus anguis*** liest h 167 a" ***die krumen nautren vnd ſpitzigen ſchlangen vnd ſchlipffrigen ſchlangen,*** l 73 a ***die krum natter vnd ſchlypfig ſchlange,*** B 88 a ***die krumb natter vnd gifftig ſchlang.*** Ob St. ***die gifftig ſchlang*** (o. ä.) neben ***die schlipffrig ſchlang*** (o. ä.) hatte stehen lassen?

[2]) l. c. De ***calumniosis*** hominibus talis dicitur fabula. — Canis ***calumniones*** dixit etc. — Sic ***calumniosi*** faciunt malum innocentibus. Steinhöwel: Von den . . . ſeczet Eſopus ain ſöliche fabel. Ain . . . hund ſprach etc. — Alſo tund die . . . . . . den unſchuldigen.

Noch mehr aber scheint sie mir gestützt zu werden durch die bewußten zwei- und mehrgliedrigen Ausdrücke.

An zwei Stellen (s. o. S. 66 Beispiel 20 und S. 75 Beispiel 52) sahen wir einen solchen echt Steinhöwelschen zweigliedrigen Ausdruck nur von einer Hs. (m) bzw. von einem Druck (B) bewahrt, während sich die übrigen für nur eines von den beiden verbundenen Wörtern entschieden und das andere aufgaben. Gar manche ursprünglich zweigliedrige Wortgruppen mögen dieser Vereinfachungstendenz der Schreiber zum Opfer gefallen sein. Ihre Zahl ist aber immer noch groß genug.

Ich stelle wieder Beispiele aus der Historie solchen aus gesicherten Werken gegenüber; bei den ersteren ist das Lateinische vom Übersetzer stets erweitert, bei den letzteren habe ich im Wortlaut übereinstimmende oder stark anklingende Stellen auch dann aufgenommen, wenn schon die Vorlage ἓν διὰ δυοῖν bot.

Zwei Substantive sind verbunden:

l 58b durch des *raut vnd hilfe (auxilio)* = Äs. 83.6 *raut und hilff (auxilium)*; vgl. Mul. 120. 16 durch die *hilff und rât* Nauply *(suasionibus)*; l 52a *haißen vnd ſchaffen* (= Spec. vgl. o. S. 144); l 6a den *gewalt vnd ordnung (regimen)* = Spec. ä. Dr. ija und lxxxiiija; h 80a′ üwer *begird vnd liebe (affectus)* = Spec. ä. Dr. xxxiiijb übrige *begird vnd liebi*; vgl. Mul. 98.16 mit ganczer *trüw vnd lieby* (caritate integra); l 11a große *fröd vnd kurczweil* (magnum *solatium*); vgl. Äs. 87.29 große *fröd und wolnuſt*; Ep. Al. 35.15 *wainen und clagen (planctum)* = Spec. ä. Dr. xxxja *wainen vnd klagen*; auch l 58a *trauren vnd clagen (moeror)*; vgl. Mul. 101.14 in groſſem *unmůt und truren (moerore contristatus)*; ferner l 7a *kundtlüt vnd ſpächer (exploratores)*, h 86b′ der *ſchin vnd glentzin* (l 9b *glantz*) der *ſelen vnd des gemüttes (splendor animorum* — 7 Mss. d. Rec.: *animarum*); l 22a die *panner vnd venlin (vexilla)*; l 8b von *verhencknus vnd willen* von got (Dei nutu). — Vgl. Mul. 98.7 Der gôtter unſelige *eer und anrůffen (cultus)*; 98.25 *zungen und ler (literis)*; 36.12 *ſinn und vernunfft (ingenia)*; Äsop 83.4 *laid und widerwärtikait (adversa)*; 117.4 vätterliche *trüw und früntſchafft (parentes)*; 118.29 uff dem *jagen und heczen (venando)* usw. Ohne lat. Vorlage, in Zusätzen: Mul. 101.10 *golds und gabe*, 13 *ſtat und zyt*, 16 *ſcham und ſchrecken*, Äsop 84.26 mit *falſchen zügen und geſtiften lügen*; selten *oder* statt *und*: Mul. 107.24 *propheten oder wyſſagen*; Spec. ä. Dr. iij *trauren oder vngefelt*. — Vgl. übr. o. S. 128 Nr. 19.

Zwei attributiv gebrauchte Adjektive sind verbunden:

h 169b′ Ir *ſtritberen vnd ſtrengenn* (l 75a + *ritter*) von babiloni (o Babilonici *bellatores*), vgl. Spec. ä. Dr. xxvb die *ſtreibere vnd ſtrånge*

ritterſchaft, l 8a *geſündt vnd friſch (sanus)* = Äs. *friſch und geſund (incolumes)*. Ferner: Ep. Al. 35. 4 Die *edlen vnd erbarn* frowen (*nobiles* matronas), l 62a *peßer vnd wörlicher (fortior)*, l 48a *war vnd nicht erlogen (verum)*; vgl. Mul. 30. 4 *grob und ruch (rudes)*, 37.27 *herter vnd grôſſer (duriora)*; Äsop 259. 9 *ſtäte vnd flyßige* arbait (labor *assiduus*), 129. 25 dem *größern und ſterkern (melioribus)*; mit *oder*: Äsop 102. 23 *ain unachtbar oder ſchlechter* menſch *(innox)*.

Zwei prädikativ gebrauchte Adjektive (vielfach Partizipialadjektive) sind verbunden:

h 99a′ Dŏ wurden ſy *enzündet vnd begirlich*[1]) *(ardescunt animo)*; l 57b Der was den türcken gar ſere *häſſig vnd veind* (perfecto odio Turcis *inimicabatur*); l 58b *genomen vnd entwert (ablata)*; vgl. Äsop 91. 15 alle . . . die . . . *fürderlich und nücz ſynt* (qui . . . *fovent*), Mul. 99. 15 das würt . . . trülich *bewart und beſchirmet* (fidissime *commendatur custodie*); mit *oder*: Äs. 96. 5 *verachtet oder geleczet* werden (*insultet*: St. hat den Satz passivisch gewandt).

Zwei Verba sind verbunden:

l 6b er *beſorgt* die macht der criſtenlichen ritterſchaft *vnd het beſunder arckwon* auf die franczoßen (virtutem Christianae militiae et maxima Francorum *suspectam* habuit), l 59a *zů weichen vnd zů ordnen* das piſtum (ad *ordinandum* Antiochiae); h 97a′ der ketzer liſtikait *ze uertryben vnd ze vertilgen* — l 17b *ze uertryben* fehlt! = B 20b (*propter* haereticorum versutiam: eine andere Entsprechung ist nicht vorhanden); h 95a′ *gewinnen vnd geſchädigen (expugnari)*; mit *oder*: l 7b das ſy . . . den rindern jre audern *öffnotten oder ſchlůgen* = B 7b; *oder ſchlůgen* fehlt h 83b″ *(venis incisis)*; vgl. Mul. 35. 7 das ertrich *durch ſchnitte und umb keret* (terram *proscidit*); Äsop 94. 2 laß uns *eßen und wol leben (fruamur)*, 95. 32 So bald der rouch und flamm *knalczen und uffriechen* wurden *(perstreperent)*; ferner Häufungen: Mul. 99. 8 Wir machen ŏch mit denen ferren *willen und früntſchafft*, die ŏch durch *wechſelgeſchrifft und antwurt beſtetiget* würt *und behalten* (*amicitias* in longinquo jungimus et *mutuis responsionibus conservamus*), 103. 22 als ſie merken ward, wie ir vatter . . . ſchwarlich *betrůbet und* ſer *bekümert* was, gedacht ſie ſyner *engſten und trůbſeli* ŏch wellen *mitlyden haben und tailhafftig werden* (advertens eum . . . *mordacibus* agitari *curis* facta *anxietatum* particeps).

Drei Substantiva sind verbunden:

h 99b″ *lob vnd ere vnd danck*, l 19b, B 236 *lob vnd eer* (*gloria* magna); vgl. Spec. ä. Dr. xxixb *lob eer vnd danck (gloriam)*, vjb *lob*

[1]) Beides sind Lieblingswörter Steinhöwels; ich bin auch überzeugt, der Verbindung beider in gesicherten Werken gelegentlich begegnet zu sein, kann eine solche Stelle aber nicht nachweisen. Mul. 100. 19 steht *entzündet*, 100. 20 *begirlich*, aber sie sind nicht zur Wortgruppe verschmolzen.

eer vnd glori; Mul. 100. 2 *lob, dank und* ôwige *ere* (aeternam *memoriam*). l 3b mein *pitten flechen vnd manen* = m 194b; B 26 vnſer *flehen, manen vnd bitten*; h 78b'' min *fliehen vnd ermanen* (nostra *exhortatio*); vgl. Mul. 37.4 aller *unrat ſünd und ſchand (viciis)*, 86.29 *ſüffczen, wainen und klagen (lacrymis et querelis)*; Spec. ä. Dr. vjb die groſſen *ſorg angſt vnd ellend* und noch einmal auf derselben Seite: ir *ellend vnd groſſe ſorg vnd angſt.*

Endlich kann ich auch einen viergliedrigen Ausdruck für die Historie an einer Stelle belegen, wo eine lat. Entsprechung fehlt:

l 61a mit großer *mûe vnd arbeit angſt vnd not*: es sind also eigentlich 2 Gruppen mit je 2 Gliedern. Eine damit völlig übereinstimmende Stelle steht Mul. 70.21; durch groß *mů und arbeit ſorg und angſt (post errores plurimos).*

Ich stelle die einzelnen Tatsachen und Ergebnisse in etwas anderer Ordnung noch einmal zusammen.

Heinrich Steinhöwel hat nach eigenem Zeugnis eine Geschichte des ersten Kreuzzugs übersetzt.

Der Stadtschreiber Köbel bezeugt im Jahre 1531, daß dieses Werk wie andere von ihm namhaft gemachte im Druck erschienen ist.

Die einzige bekannte gedruckte Verdeutschung eines solchen Kreuzzugswerks aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist das als „Historie von der Kreuzfahrt" bekannte Buch, das 1482, kurz nach Steinhöwels Tod, bei Bämler in Augsburg erschien.

Weder dieser Druck noch der Nachdruck von 1502, und ebensowenig die drei vorhandenen Hss. überliefern den Namen des Verfassers der lateinischen Vorlage, Robertus Monachus, da der einleitende „Sermo apologeticus", in dem allein er sich nennt, in der Verdeutschung fehlt.

Dieser „Sermo apologeticus" mangelte bereits der Vorlage[1]; andernfalls wäre nämlich nicht einzusehn, warum der Bearbeiter den nur in losem Zusammenhang mit der Historie stehenden, von den Drucken gar nicht überlieferten Brief des Kaisers Alexios Komnenos an Graf Robert von

[1]) Lateinische Mss. ohne den Sermo apolog. sind bekannt.

Flandern verdeutscht, die darauf folgende wichtige Nachricht über den Autor aber unübersetzt gelassen haben sollte.

Aus dem übertragenen Werk selbst erfuhr also in diesem Falle der Bearbeiter den Namen des Verfassers nicht. —

Steinhöwel hielt einen „Doctor Gwido" für den Verfasser der von ihm übersetzten Kreuzzugsgeschichte.

Weder ein Dr. Guido noch ein Guido ist als Verfasser einer Historia Hierosolymitana, insbes. einer Geschichte des I. Kreuzzugs bekannt; doch ging alles, was der gelegentlich Guido Remensis genannte, als Guido von Bazoches aber besser bekannte Verfasser einer Chronographia über den ersten Kreuzzug hatte, mit größeren Stücken aus der Historia des Robertus Monachus in die Chronik des Albericus Monachus Trium Fontium über. So konnte ein Übersetzer von Roberts Werk der Meinung werden, der Verfasser seiner anonymen Vorlage sei identisch mit dem ihm aus Alberichs Chronik bekannten Guido.

Die Überlieferung der Verdeutschung von Roberts Werk ist schlecht: zwischen der Arbeit des Übersetzers und jeder der Hss. sind mindestens zwei wenig sorgfältige Schreiber anzunehmen.

Trotzdem stimmt die Sprache in h, in der Hauptsache auch die Schreibung, auffallend mit der in Steinhöwels gesicherten Werken und zumal mit seiner eigenhändigen Niederschrift der Verdeutschung des Speculum vitae überein.

Noch auffallender sind die Berührungen im Wortschatz und die Übereinstimmung mit St.'s Verfahren als Übersetzer und als Stilist mit ausgeprägten Eigentümlichkeiten.

Das Zusammentreffen so vieler Umstände berechtigt wohl zu der Annahme, daß die beste von fünf mittelalterlichen Verdeutschungen der Historia Hierosolymitana des Robertus Monachus in der Tat von Heinrich Steinhöwel herrührt.

ANHANG,

enthaltend

Verzeichnis der Robertus-Handschriften.

Vorbemerkung.

Bereits im Jahre 1880 hatte Graf Riant im fünften *Rapport du Secrétaire-Trésorier* der *Société de l'Orient Latin* S. 20 für den II. Band der Archives de l'Orient Latin (A. O. L.) ein Verzeichnis der Robertus-Handschriften in Aussicht gestellt. Es ist weder in diesem Band noch irgendwo sonst erschienen, und auch im literarischen Nachlaß des Grafen hat sein Mitarbeiter und Nachfolger, M. Charles Kohler, dem ich für die mühsame Durchforschung der Papiere und eine Reihe wertvoller Notizen zu meiner Liste zu großem Dank verbunden bin, nichts finden können.

Trotzdem muß Riant eine Art Liste aufgestellt haben. Den neu aufgefundnen Königswarter Codex bezeichnet er als 81. Robert-Exemplar, und im Neuen Archiv XIX. 244 wird das Ms. der Pariser Nationalbibl. (Nouv. acqu. 310) „Riant 91" genannt. Diese Notiz geht gewiß auf den Herausgeber des Katalogs der Neuerwerbungen bis 1891, M. Delisle, zurück. Da Graf Riant 1888 gestorben ist, dürfte seine Liste kaum mehr als diese 91 Mss. aufgewiesen haben [1]).

Wie weit mein Verzeichnis mit dem Riants übereinstimmt, läßt sich nicht sagen; doch hoffe ich annähernd Vollständigkeit erreicht zu haben. Bezüglich der Aufnahme verlorener Hss., die nachweislich existiert haben, bin ich sehr vorsichtig gewesen, von der Ansicht ausgehend, es könnte einer oder der andere dieser Codices — beispielsweise einer der von Reuber, Bongars und Barth benutzten bezw. genannten — identisch sein mit einem der nachgewiesenen. Nur diejenigen, bei denen ich mich auf Riants Autorität stützen konnte, sind namhaft gemacht.

---

[1]) Unrichtig ist die Zählung Marquardt's l. c. S. 3 Anm. 12. Zu den A. O. L. I. 157 erwähnten 80 Exempl. kommen *nicht* in A. O. L. II. 134 ff. 11 *weitere*; vielmehr sind diese alle mit Ausnahme des oben genannten (Nouv. Acqu. 310) dem Grafen längst bekannt und sicher unter den 80 eingereiht gewesen.

1. Basel, Univ.-Bibl. A. IX. 66. membr. s. XII. ex. 24 Bll. 4°.

Die Handschrift lag der Petri'schen Ausgabe von 1533 zugrunde und ist vielleicht in der Druckerei so übel zugerichtet worden, wie sie es heute ist; es fehlen folgende Bll. resp. Blattlagen: C; D; E I, IIII, V; F; G; H; I; K I (verglichen mit P.). Anfang und Schluß sind vorhanden, mit ersterem auch der Sermo apologeticus, den P. nicht abgedruckt hat. P. ließ auch die am Rand mit roter Tinte stehenden Hexameter bzw. Distichen weg. — Angezeigt ist die Hs. nirgends. (Mitteilungen von Herrn Dr. Bernouilli.)

2. Bern, Stadtbibl. Cod. 111. 6. m. s. XII. f. 22 Ep. Al.

Hagen, Katalog S. 156. Potthast[2] II. 978.

3. Breslau, Univ. Bibl. IV. f. 91. m. s. XIV. f. 83 Ep. Al. et Patr. Fol. gesp.

Arch. IV. 97: sehr schöne Hs. Von der Hand des Schreibers eine Art Fortsetzung: Burchardi seu Brucardi descriptio Terrae Sanctae. Einschiebsel aus Fulcher.

4. Breslau, Univ. Bibl. Schr. 1. Lin. III. n. 20. chart. s. XVI. (1508) 59 b — 140 a (Ep. Patr.) Fol.

Der Sermo apolog. fehlt; auf den Prolog (Inter omnes hyſtoriographos) folgt unmittelbar: Incipit Expeditio Jeroſolimitana (Conzil v. Clerm. 1092). Keine Hexameter am Rand oder unter den Kap.-Überschriften. Signatur bei Riant: St. II. Fol. 3. Wohl identisch mit der bei Bredow, Karl der Gr. S. 178 ff. beschriebenen Hs. der „Steinwehn'schen Histor. Bibl.".

5. Brüssel, Kgl. Bibl. 9823. m. s. XII.

Arch. VIII. 531. Potth.[2] II. 978.

6. Brüssel, Königl. Bibl. 9826. m. s. XII.

Archiv VII. 431 (?) — Direkte Mitteilung [1]), ohne *nähere* Angaben.

7. Brüssel, Königl. Bibl. II. 959. m. s. XIII.

(D. M. wie oben.)

8. Brüssel, Königl. Bibl. 7575. ch. s. XVII.

Scheint um X. Buch vermehrt (D. M.).

9. Cambrai, Bibl. Com. N° 802. (früher 710) m. s. XII. Bl. 1—? 4°.

Arch. VIII. 433. Potth.[2] II. 978. Cat. Molinier. (802).

---

[1]) Künftig abgekürzt: D. M.

10. Dijon, Bibl. publ. 85. (früher 65) m. s. XII. Bll. 65—122. 8°.

Stammt aus dem Cisterzienserstift zu Dijon. Cat. Mss. Bibl. de Fr. V. — Signiert vielleicht 84 (früher 64) laut D. M. (Kohler).

11. Douai, Bibl. de Ville. 881. m. s. XV. 78 Bll. Fol.

Cat. Mss. Dép. VI. S. 638. Beginnt mit dem Sermo ap., es folgt die Historia, den Schluß bildet der Prolog. Anhang: Oratoria Jerofol. urbis. Si quis ab occidentalibus.... Et ubi voluit immolare filium suum. — Stammt aus der Abtei von Anchin.

12. Escorial. D. III. 11. m. s. XIII.

Röhricht, Bibl. Geogr. Pal. S. 24. Potth.[2] II. 978.

13. Freiburg i. Br., Univ. B. 325. ch. s. XV. Bl. 1—56. 4°.

D. M. Fleckig, von Bl. 6 an die Ecken rechts unten in zunehmender Ausdehnung abgerissen.

14. Gießen, Univ. B. Hs. 158. m. s. XIII. Bl. 2 Ep. Al. 8°.

Otto, comm. crit. cod. Gies. 28 f. — Arch. IX. 575: vollständiger als Bongars (weil Einschiebsel aus Fulcher).

15. Hamburg, Stadtbibl. Gm. 31 b. ch. s. XV. Bl. 1 a Ep. Al. — 31 b Ep. Patr. Fol.

Arch. VI. 240 u. 630. Soll aus den Niederlanden stammen. Stimmt in der Anordnung und den Einschiebseln ganz mit dem Kölner Druck überein, dessen Vorlage es aber nicht war (A. O. L. I. 155. N° 5 und 27). — Nach Riant (Ep. Al. 4 und A. O. L. l. c.): m. s. XIV.

16. Klosterneuburg, Stiftsbibl. 722. m. s. XIV. Bl. 210 Ep. Al. — 265 Ep. P.

Arch. VI. 186. Potth.[2] II. 978: XIV—XV. s.

17. Königswart, Frstl. Mett. B. 20 H. 39. m. s. XII. ex. Bl. 23 Ep. Al. — 80. 4°.

A. O. L. I. 323. Stammt aus der Abtei Ochsenhausen.

18. Kopenhagen, Kgl. B. 2159. m. s. XIII. Bl. 1 Ep. Al. 4°.

Arch. VII. 157. Potth.[2] II. 978. Rec. III. Préf. 48: parchemin *et papier, in-folio* [Als **K.** im Recueil zur Ausgabe benutzt].

19. Linz, Öff. Studienb. Cc. IV. 10. m. s. XII. Bl. 1 Ep. Al. — 265 (?) Ep. Patr.

Arch. X. 612: manca (aber von Riant benutzt: Ep. Al. S. 4).

20. Linz, Öff. Studienb. Cc. V. 5. m. s. XIV. Bl. 1. Ep. Al.

Arch. X. 612. Potth.[2] II. 978.

21. London, Br. M. Harley 4340. m. s. XIII. in. 133 Bll. 8°.

Rec. III. Préf. 50 [X. der Ausg.] — Anfang und Schluß fehlt; der Text beginnt Rec. 733 [10] und schließt 881 [21]. Fälschlich betitelt: Raymundi de Agelles Historia Hierosolymitana.

22. Luxemburg, Museum. 42. m. s. XIII. Bl. 1 Ep. Al. — 114 Ep. P. 4°.

Arch. VIII. 594: Olim Aureae-Vallis. „Am Schluß Briefe (?) des Patriarchen von Jerusalem und von andrer Hand Notizen über Gottfried von Bouillon. — Irrtümlich ist die Angabe Riants, wonach zwei Codices, 42 aus dem XII. und 86 aus dem XIII. Jh., zu unterscheiden wären (A. O. L. I. Inv. 71 bzw. 155). N° 86 des Museums enthält einen Kommentar des Thomas de Citraux zum Cantique des Cantiques." (D. M. Prof. Dr. Schwickert.)

23. Mailand, Nat. B. (Brera) A. E. XII. 40. 1. ch. s. XV. Ep. P. 4°.

A. O. L. I. 155. — (D. M. gab keine näheren Aufschlüsse).

24. Montpellier, Fac. de Méd. 146. m. s. XIII. Bl. 1—47 Fol.

Arch. VII. 200. Potth. [2] II. 978. Cat. Mss. Dép. I. 342: Fonds de Bouhier, D. 33. Marginalverse am Schluß vereinigt. — Rec. III. Préf. 49 [U. der Ausg.].

25. Montpellier, Fac. de Méd. 235. m. s. XIII. Bl. 1—69 (?) 4°.

Arch. VII. 202. Potth. [2] II. 978. Cat. Mss. Dép. I. 375: Fonds de Bouhier, D. 43. Rec. III. Préf. 49 [V. der Ausgabe]. Vom Anfang fehlt ein Stück (Arch.), was aus dem Rec. nicht zu ersehen ist. Marginalverse am Schluß vereinigt.

26. München, Hofbibl. 17134. m. s. XII. Bl. 1—65 Ep. Patr.

Neues Arch. IX. 571. Früher Scheftlarn 134.

27. München, Hofbibl. 4611. m. s. XII—XIII. Bl. 3—52 Ep. Al. et Patr. 4° (zweisp.).

N. Arch. IX. 423. Früher Bened. III. (Clm. III. B. 181.) — Die Briefe fehlen im Inventaire Riants.

28. München, Hofbibl. 529. ch. s. XV. Bl. 6—104.

N. Arch. IX. 398. (Der Codex ist zum Teil von Hartmann Schedel geschrieben, ob aber die Hist. Hieros.? — Clm. III. A. 112.)

29. München, Hofbibl. 5374. ch. s. XV. Bl. 115 Ep. Al. — 163 Ep. Patr.

N. Arch. IX. 430. Clm. III. C. 11. Früher Chiems. 74. An Ep. Patr.

schließt sich: notitia et versus chronologici de capta Anthiocena (manu altera): Cum fuit urbs capta venerabilis Anthiocena ... (Bl. 163 b.)

30. München, Hofbibl. 6965. ch. s. XV. Bl. 210—257.

N. Arch. IX. 437. Clm. III. C. 132. Früher Fürst. 65.

31. München, Hofbibl. 18624. ch. s. XV. Bl. 76 Ep. Patr.[3], Ep. Al. — 144. 4°.

N. Arch. IX. 578. Clm. III. 1560. Früher Tegernsee 624. Ep. Patr. in der sog. 3. Redaktion vgl. Inv. A. O. L. I. 156.

32. Oxford, Bodleian M. S. Canonici lat. 271. ch. s. XV.

Cat. of Canonici Greek & Latin M. S. S. Henry Oct. Coxe. — Der im Arch. IV. 29 (und daraus bei Potth. und Röhricht) genannte Codex Laud 633 (olim G. 85.) ist kein Robertus. D. M.

33. Paris, Bibl. Nat. 5129. m. s. XII. Bl. 1—45. Fol.

Arch. VII. 56. Potth.[2] II. 978. Rec. III. Préf. 47 [**A**. der Ausg.]. Als 2. Stück des Codex folgt Fretellus, Descriptio locorum circa Hier. adjacentium.

34. Paris, Bibl. Nat. 5507. m. s. XII. Bl. 1—106. Fol.

Arch. VII. 61. Potth.[2] II. 978. Rec. III. Préf. 47 [C. der Ausg.]: an allen genannten Stellen als aus dem XV. s. stammend bezeichnet. Laut D. M. dagegen wie oben.

35. Paris, Bibl. Nat. 15074. m. s. XII. Bl. 1—68. Fol.

A. O. L. II. 143. Rec. II. Préf. 47 [**D.** der Ausg.]. Früher St. Victor 909.

36. Paris, Bibl. Nat. 18415. m. s. XII. Bl. 5—55. 4°.

A. O. L. II. 144 (Bl. 5a—58). Rec. III. Préf. 34 [**B.** der Ausg.]. Früher Notre-Dame 102. Die Verschiedenheit in der Blätterangabe erklärt sich daraus, daß ein geogr. Exkurs angefügt ist, der Bl. 55—58 umfassen mag. — Der Codex ist defekt: zwischen Bl. 9 und 10, 12 und 13, 33 und 34 fehlen je 4, zwischen Bl. 46 und 47 3 Bll. (D. M.)

37. Paris, Bibl. Nat. 17872. m. s. XII. Bl. 82—92.

Arch. VIII. 287. A. O. L. II. 144. Rec. III. Préf. 48 [**E.** der Ausg.]. Früher Compiègne 41. Rec.: s. XIII. (?). Das Fragment schließt laut D. M. Buch III. (Rec. 760 Z. 3 v. u.), wird aber im Rec. noch im IV. und VI. Buch zitiert. War es früher vollständiger?

38. Paris, Bibl. Nat. Nouv. acq. 310. m. s. XII. Bl. 167 b—226 Ep. Patr.

N. Arch. XIX. 244. L. Delisle, Mss. latins et fr. aj. aux fonds des nouv. acquisitions 1875—1891, S. 453. A. O. L. II. 145. Deutsche Schrift des 12. Jh.; stammt aus Tegernsee.

39. Paris, Bibl. Nat. 5508. m. s. XIV. Bl. 6 Ep. Al. — 69 b. Fol.

Arch. VII. 61. Potth.[2] II. 978. Rec. III. Préf. 48 [F. der Ausg.]. Früher fonds Colbert 3837.

40. Paris, Bibl. Nat. 5509. m. s. XV. in. Bl. 1—44. Fol.

Arch. VII. 61. Potth.[2] II. 978. Rec. III. Préf. 48 [G der Ausg.]. Früher gleichfalls fonds Colbert 3837. Vielleicht erste Hälfte des 15. Jh. Fragment: bricht im VIII. Buch ab (Rec. III. 853[6]).

41. Paris, Bibl. Nat. 13936. m. s. XV. 83 Bll. Fol.

Rec. III. Préf. 48 [H. der Ausgabe]. Früher St. Germain lat. 1418.

42. Paris, Bibl. Nat. 5130. ch. s. XV. ex. Bl. 1 Ep. Al. — 88 b.

Rec. III. Préf. 48 [I. der Ausg.]. Stammt von Delamare. Rec.: XVI. s. Einschiebsel aus Fulcher.

43. Paris, Bibl. Nat. Moreau 841. ch. s. XVII. Bl. 126 Ep. Al.

A. O. L. II. 162. (D. M.)

44. Paris, Bibl. Nat. Fr. 9077. ch. s. XVIII. Bl. 63—88. Fol.

A. O. L. II. 127. Dies ist der von den Benediktinern (Berthereau) für den Druck vorbereitete Text mit den Varianten v. St. Remy (s. 91 u. 92) u. N° 33, 34 u. 39 dieses Verzeichnisses. — Anc. Supp. fr. 2203 [167].

45. Paris, Bibl. Ste Geneviève. 1988. m. s. XIII. Bl. 1a Ep. Al. — 72 b. 4°.

Arch. VIII. 366 (irrtüml. XV. s.). A. O. L. II. 187 (irrt. ch. XVII. s.) Früher J. l. I. Cat. II. 228. (D. M.)

46. Paris, Bibl. Didot. 55. m. s. XII. (?) Bl. 127 b Ep. Patr.

A. O. L. I. (Add.) 715: Druckfehler s. XI. (!)

47. Paris, Bibl. Riant (Wo jetzt?) m. XII. Ep. Al.

M. Charles Kohler, der mir den Codex nachwies, bemerkt nur, daß er im XIII. s. dem Kloster „Fratrum Minorum in Culmine“ gehört habe.

48. Prag, St. Veit. G. F. 18. ch. (?) s. XV. (1424).

Arch. IX. 474. Riant Ep. Al. Préf. 64 Anm. 1.

49. Rom, Vatican. 1795. m. s. XII. Bl. 120 Ep. Al. Fol.

Arch. XII. 228. Rec. III. Préf. 48 [L. der Ausg.].

50. Rom, Vatican. 2000. m. s. XII. Bl. 1. Fol.

Arch. XII. 230. Rec. III. Préf. 48 [M. der Ausg.].

51. Rom, Vatican. 2001. m. s. XII. Bl. 1. 4° (oder Fol. vgl. Rec.).

Arch. V. 155; XII. 230: „Am Ende Verse an *Friedr. II.* und dessen Bild, für welchen prepositus Enricus Scefdelerensis diese Hs. schreiben ließ zu seinem Kreuzzug (?)". — Rec. III. Préf. 48 f. [**N.** der Ausg.]: „a été écrit avant l'an 1190 par le prévôt Henri pour Henri de Schefdeler, qui dut l'offrir à *Frédéric I.* Barberousse avant son départ pour la croisade."

52. Rom, Vatican. 2005. m. s. XII. Fol.

Arch. XII. 230. Rec. III. Préf. 49 [**O.** der Ausg.].

53. Rom, Vatican. Regin. 658. m. s. XII. Bl. 1.

Arch. XII. 303. Rec. III. Préf. 49 [**Q.** der Ausg.]. Aus der Bibliothek der Königin Christine von Schweden, wie das folgende Ms.

54. Rom, Vatican. Regin. 712. m. s. XII. Fol.

Arch. XII. 306: Reg. Christ. 712. S. Quintini de Monte.

55. Rom, Vatican. Ottoboniana 8. m. s. XIII.

Arch. XII. 357. Rec. III. Préf. 49 [**R.** der Ausg.].

56. Rom, Vatican. Palat. 962. m. s. XIV. Bl. 62 Ep. Al. (Ep. Patr.?).

Arch. XII. 348: s. XIII. Rec. III. Pref. 49: s. XV. [**S.** der Ausg.]. Rec.: après l'Hist. de R. se lit la lettre du patriarche de Jérusalem (?).

57. Rom, Vatican. 3901. ch. s. XVI. Bl. 1. Ep. Patr.[1], Ep. Al. — 43 Ep. P.[3].

Arch. V. 122 u. 155: s. XV.; Arch. XII. 240. Rec. III. Préf. 49 [**P.** der Ausgabe]. Rec.: parait être une copie du ms. 1795 (?). — Potth.[2] II. 978.

58. Salzburg, St. Peter. IX. 28. ch. XV. Bl. 124 Ep. Patr., Ep. Al.

Bloss Ep. Al. S. 4 und Invent. 71 und 155 erwähnt. — Eine Anfrage in S. blieb unbeantwortet.

59. Schaffhausen, Ministerialb. 74. m. s. XIII. Bl. 109 Ep. Al. — 138 Ep. P. Fol.

Arch. VIII. 734. Katalog S. 9.

60. St. Gallen, Stiftsb. 547. m. s. XII. Bl. 470 Ep. Al.

Arch. V. 505: wohl noch aus dem XII. s. Potth.[2] II. 978.

61. St. Gallen, Stiftsb. 320. m. s. XII.—XIII.

Arch. V. 505: XIII. s. Potth.[2] II. 978.

62. St. Gallen, Stiftsb. 620. m. s. XII.—XIII.

Arch. V. 505: XIII. s. Potth.² II. 978.

63. St. Petersburg, Kais. B. Lat. Q. v. IV. № 4. m. s. XII. Bl. 91. 4°.

Arch. XI. 796: ex musaeo Petri Dubrowsky. N. Arch. V. 609: einige Zeilen am Schluß fehlen, sonst = Bongars.

64. Tournai, Bibl. d. V. membr. fol. s. XII. XIII. XIV. (S. Martini Tornacensis) m. s. XII. Bl. 1. Fol.

Arch. VIII. 559. Am Schlusse: Nomina episcoporum Jherus., regum, comitum Edessae etc.

65. Tours, Bibl. d. V. 923 (provis.). m. s. XII. 4°.

Rec. III. Préf. 49 [T. der Ausg.]. Früher Marmoutier № 166. Dieses Manuskript gehörte gegen 1695 einem Arzte namens Perdrius.

66. Trier, Stadtbibl. 1203. m. s. XIII. Bl. 1 Ep. Al. und Patr. 8°.

Arch. VIII. 601.

67. Trier, Stadtbibl. 1974 (C. C. XI.) ch. s. XV. Fol.

Arch. VIII. 606: S. Mariae ad mart.

68. Trier, Dombibl. 76 (81). m. s. XV. Bl. 1 Ep. Al. Fol. (zweisp.).

Arch. VIII. 608: Sequitur passagium Godefredi ducis de Bolun ad terram sanctam et terrarum sibi assistentium. — Am Schluß ein kurzes Itinerar des heil. Lands: Gloriosissime ac sancte civitatis Jhrlm peregrinaciones scire cupientes nec non tocius sancte terre . . . 6 Bll. (D. M. von Herrn Domkapitular Dr. Layer). Röhricht (Bibl. G. Pal. S. 24) hält irrtüml. das Ms. für ein *deutsches*.

69. Troyes, Bibl. de T. 470ter. m. s. XII. Fol. (zweisp.).

Arch. VII. 219 und Potth.² II. 978: s. XIII. — Cat. Mss. Dép. II. 210: früher Clairvaux. Q. 37. Coll. Trec. — 9 Bücher, in Kapitel eingeteilt, im letzten Buch deren 25. Als 26. folgt: Epilogus (= Prolog.: Universos qui . . . etc.), als 27.: Si quis ab occidentalibus partibus Jerusalem adire voluerit . . . Dieser Anhang, wohl ein Itinerar, umfaßt etwas mehr als 2 Spalten (vgl. auch die folgende Nummer).

70. Troyes, Bibl. de T. 2268. m. s. XII. 50 Bll. 4°.

Cat. Mss. Dép. II. 919: Du collège de l'Oratoire de Troyes, ancien fonds Pithou II. 25; conforme aux impressions, seulement après l'explicit du IXe livre suivent deux pages sous ce titre: Incipit de situ Jherusalem. Si quis ab occidentalibus etc. (wie oben).

71. Upsala, Univ. B. 25. m. s. XII. ex. 4°.

Rec. III. Préf. 50 (Mitteilgn., die auf den Grafen Riant zurückgehn). Der Codex gehörte einem Kanonikus zu Rypen, Andreas Severinus Velleius (Gel. Lex. IV. 1505, Biogr. gén. 45. 1065), der 1584 eine Ausgabe des „Robertus" veranstalten wollte. Die der Hs. vorangestellte Vorrede ist im Rec. Préf. 52—55 abgedruckt. Auf *explicit liber nonus* folgt eine Beschreibung Jerusalems: *Incipit de situ sancte civitatis Jherusalem*, ein Auszug aus den Gesta Francorum. Bl. 39 bietet dazu einen Plan von Jerusalem. Bl. 40 ff. nimmt eine Fortsetzung ein: Incipit liber X[us] historiae Jherosolimitanae, ebenfalls aus den Gesten ausgezogen. — Weiter folgt Fretellus: Inc. de nominibus locorum sanctorum etc., ferner Nomina episcoporum Jheros. und endlich drei kaum damit in Zusammenhang zu bringende Stücke (De origine Pylati, de natione Jude, traditoris Domini, relacio Nicodemi).

Damit vergleiche:

Leiden, Univ. Bibl. Lat. F° 124 ch. s. XVI. Fol.

enthält die gedruckte Ausg. des Robertus Petri 1533, handschriftlich erweitert durch Hinzufügung eines *Titels* (gleich dem der obigen Hs. vgl. Rec. l. c. 52), einer *Widmung* (Enrico Lange, Domino de Engestholm, Praesidi regio in arce Bygholm fautori meo . . . Andreas Velleius (*fehlt* oben!) und eines *Liber decimus* (inc. Posthaec Boamundus . . . Patriarcha, Rex et custos sepulcri, de Flandria, urbe capta, Salomonis obtinent Regalia). — (D. M. von Dr. S. G. de Vries).

72. Versailles, B. J. P. A. Madden. ch. XV. Ep. Al. Ep. Patr.

Riant, Ep. Al. 4. — Über diesen Codex war nichts Näheres in Erfahrung zu bringen.

73. Wernigerode, Fürstl. B. Za 8. m. s. XIV. 8 Bll.: 198 Ep. Al. 4°.

Fragment. Bl. 198a: De bello Christianorũm contra Tũrcos et captione Jherũſalem, quẽ fũit temporibũs Urbani pape ſecũndi, ſed non ſunt niſi VIII folia (Hand des XV. s.). Nach dem Brief der Prologus, Bl. 200b: [U]niũerſos qui . . . Bl. 202a Beginn der Historia (Konzil v. Cl. 1092). — Schluß des Fragm. Bl. 205b: Turcorũm enim nũmerũs infinitũs erat qui adũentũm illorũm beſtiali in mente ſitiebat; in quorũm (als Custos unter dem Text: manibus). Inhaltsangaben in Hexametern finden sich nicht. Über die Herkunft läßt sich nichts sagen (D. M. Hr. Archivrat D. Jacobs).

74. Wien, Hofbibl. lat. 427. m. s. XII. Bl. 1—42, Bl. 39 Ep. P., Bl. 40 Ep. Al. Fol.

Cod. Vind. I. 69, früher: Hist. prof. 338. Arch. X. 468: Ex libris Jo. Fabri beschrieben Chmel II. 77. — Potth.[2] II. 978. — Ep. Patr. bei Riant

Inv. A. O. L. I. 155 *nicht* aufgeführt. — Reihenfolge der Stücke (vgl. o. S. 18 u. 19: III, IV, V, VI, II. Konzil v. Cl. 1092 (D. M.)[1]).

75. Wien, Hofbibl. lat. 480. m. s. XIII. Bl. 14a Ep. Al. — 40b Fol.

Cod. Vind. I. 79, früher: Eugen F. 12. — Anfang: Incipit yStoria yerosolimitana Godefredi Ducis et Balduini. Reihenfolge der Stücke: I, II, III, IV, V (1092) u. Fulcher (D. M.).

76. Wien, Hofbibl. lat. 3497. m. s. XV. Bl. 1a Ep. Patr. — 58b Ep. Al. 59b Ep. Patr.[3] 4°.

Cod. Vind. II. 316, früher: Rec. 2049. — Reihenfolge der Stücke: VI, III, IV, V (1092), II, VI [in andrer Fassung: Riant's 3e réd., vgl. A. O. L. I. 156]. Kapitelüberschriften ohne Numerierung (D. M.). Ep. Al. bei Riant l. c. *nicht* erwähnt.

77. Wien, Hofbibl. lat. 3501. ch. s. XV. Bl. 1a — 70b 4°.

Cod. Vind. III. 1, früher: Hist. eccl. 112. Betitelt: Liber apologeticus: sive Historiae Hierosolymitanae libri octo cum indice et praefatione antecedentibus. — Reihenf. der Stücke: III, IV, V (1095) und Fragment der Metra (vgl. Nr. 79) (D. M.).

78. Wien, Hofbibl. lat. 3993. ch. s. XV. Bl. 196a Ep. Patr. Ep. Al. — 253a Ep. P.[3] Fol.

Cod. Vind. III. 131, früher: Salisb. 375. — Der Codex stimmt in der Anordnung vollständig mit Nr. 3497 überein. (D. M.) Ep. Al. bei Riant l. c. nicht erwähnt.

79. Wien, Hofbibl. lat. 4790. ch. s. XV. (1467—1471) Bl. 2a — 5b Ep. Patr. 16°.

Cod. Vind. III. 389, früher: Lunael. O. 88. Enthält: Ex historia Hierosolymitana metra et Epistola Patriarchae. — Stammt aus dem Kloster Mondsee. (D. M.)

80. Wien, Hofbibl. lat. 9779. ch. s. XVII. Bl. 3a—78b Ep. Patr.

Cod. Vind. VI. 90, früher: Hist. eccl. 42. Arch. X. 452: Passagium Gotfridi ducis Burgundiae. Potth.[2] II. 978. — Von der Historia getrennt steht am Ende des Sammelbands Bl. 116b — 118b Ep. Al. Reihenfolge der Stücke: III, V (1092), VI. (D M.)

---

[1]) Die direkten Mitteilungen über die Robertus-Mss. der Wiener Hofbibliothek und das der Bibl. Rossiana verdanke ich der Liebenswürdigkeit des † Herrn Dr. A. Göldlin von Tiefenau.

81. Wien, Coll. Rossiana. ch. s. XV. ex. (1474?). 84 Bll. Ep. Patr. Ep. Al. Fol.

Arch. XII. 411. A. O. L. I. 713: ähnl. dem Cod. Wolfenb. Helmst. 206. — Von zweiter Hand betitelt: Historia transfretationis Gotfridi Comitis Flandrie et Sociorum ejus in terram sanctam per fratrem Robertum monachum monasterij s. Remigij Remensis dioecesis edita incipit. Reihenf. der Stücke: III, IV, V (1092), VI, II. Nach V: Expliciunt gesta Gotfridi ducis Brabantiae: 74. Nach II nochmals: Expliciunt geste Ducis Brabantiae. (D. M.)

82. Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl. 167 Gud. Lat. m. s. XII. 4°.

Arch. VI, 21: Ein sehr vorzüglicher Codex. Potth.² II. 978.

83. Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl. 14. 15 Aug. 4°. m. s. XII. Bl. 1. Ep. Al. — 109 Ep. Patr. 4°.

v. Heinemann, Hss. d. W. B. VII. 186. — Kittel, Ulphilas S. 509.

84. Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl. 239 (206 Helmst.) m. s. XII. (letzte Hälfte) Bl. 130 b — 188 b. Bl. 186 b Ep. Patr. et Al. Fol.

v. Heinem. Hss. der W. B. I. Helmst. 1. S. 187: Stammt aus dem Kloster Sittich in Kärnthen. Arch. VI. 21 (hält den Cod. irrtümlich für einen Chartacus).

85. Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl. 389 (354 Helmst.) ch. s. XV. Bl. 208 Ep. Al. — 265 Ep. Patr. Fol. zweisp.

v. Heinem. Hss. d. W. B. I. S. 288: Früher im Besitz von Flacius. — An die Historia bzw. Ep. Patr. scheint sich eine Art Fortsetzung zu schließen, betitelt Historia Hierosolymitana inde ab expugnatione urbis per Christianos usque ad coronationem Balduini regis. — Arch. VI. 21 (und Potth.² II. 978) geben irrtümlich die Nummer 345 Helmst. — N. Arch. XI. 419.

86. Zürich, Kantonsbibl. C. 89. ch. s. XV. (1497) 49 Bll. Fol.

Arch. III 245: Fratris Roberti Passagium in terram sanctam ... opus Roberti Remigii qui et de Monte appellatur. . . . Ad calcem codicis legitur: Finis manu Petri Numagen Treverensis, Capellani S. Leonardi prope Turegum lunae XIX. Dec. ao. D. 1497. — Der Codex war damals in der Bibl. Carolina Turegiensis (Züricher Stiftsbibliothek). Reihenfolge der Stücke: III, IV, V. Verse sind keine angefügt (D. M. Herr Oberbibl. E. Müller).

87. Zwettl, Stiftsbibl. n. 345. m. s. XII. Bl. 1 — 69 b. Bl. 67 a Ep. Patr., b Ep. Al.

Arch. VIII. 729. — Von originärer Schreiberhand s. XII. steht auf Bl. 1 als Überschrift: Incipit prologus de expeditione Gothefridi ducis

sociorumque eius. — Am Rande rechts schreibt eine Hand s. XVII: „Roberti de monte historia belli sacri“. Reihenfolge der Stücke: III, IV, V, VI, II. Konzil v. Clerm. 1092. Der Ep. Patr. (Bl. 67a), die von einer Hand des XII. Jh. herrührt, geht von derselben Hand ein zum Texte passender Exkurs: „De Jerosolyma“ voraus (Bl. 66b). — Nach . . . mercedem habeatis in celis in perpetuum amen (Ende der Ep. Al.) setzen die Emotionen des Schreibers erster Hand ein: Dico vobis qui perseveraverit usque in finem hic salvus erit amen. vivas tu lector vivat per secula scriptor amen. Weiter von derselben Hand eine metrische Stilübung, beginnend: Francorum gesta qui vult cognoscere cuncta, eine sagenhafte Geschichte des Frankenvolks, in der der Beginn von Gottfrieds Tätigkeit ebenfalls ins Jahr 1092 verlegt wird; schließt Bl. 69b: Desine francigenos mecum mea pennula versus (D. M. Archivar und Bibliothekar des Stifts, P. Benedikt Hammerl).

Verschollene Robertus-Mss.

88. Himmerode, Ep. Patr.

A. O. L. I. 155. Von Martène benutzt; vgl. Ampl. Coll. V. 535—536. — Vgl. auch A. O. L. I. 549 f. — Der Hs. ging eine Einleitung in Versen voraus (abgedr. aus Martènes Abschrift A. O. L. I. 550.), sie enthielt Stücke aus Fulcher und war vom Schreiber bis zum Jahr 1145 fortgesetzt worden.

89. Lüttich, St. Jakob. Ep. Al.

Arch. VI. 632. Von Martène benutzt; vgl. Ampl. Coll. I. 572. Ep. Al. Préf. S. 64 Anm. 1.

90. St. Evroldingen, Ep. Al. Ep. Patr.[s].

Martène, Thes. An. I. 267. Ep. Al. Préf. S. 64. A. O. L. I. 155.

91. und 92. Reims, St. Remigius.

A. O. L. II. 127, wo die Varianten der beiden Codices aus Bibl. nat. F. R. 9077 Bl. 45—46 mitgeteilt sind. Vgl. auch Nr. 44 dieses Verzeichnisses.

93. Vorlage des ältesten Drucks. Ep. Al. Ep. Patr.

Nachdem Riant festgestellt hat, daß die Ep. Al. in T auf keine der ihm bekannten Rob.-Hss. zurückgehen kann, dürfen wir dasselbe für die Historia annehmen. — Muß mit Codex 15 dieses Verzeichnisses große Übereinstimmung gezeigt haben.

94. Ms. Du Cange. Ep. Al.

Damit bezeichne ich die Robertus-Hs., der du Cange die von ihm herausgegebene Ep. Al. entnahm. Vgl. Du Cange, Not. ad Alex., ad calcem Cinnami. Paris 1670. S. 336—37.

Beilage 2.

Die beiden ältesten Drucke.

a) Beschreibung des ältesten Drucks — **T** — o. O. J. u. Dr.

(Stück 5 eines Mischbandes der Frankfurter Stadtbibliothek, aus dem Leonhardstift stammend; Sign. Leonhart 16. — Der Band enthält außer T 5 Kölner Inkunabeln.)

Bl. 1 a Z. 1 [H][1])Oc exemplar epiſtole quarto || a*n*no ante glorioſu*m* iheroſolimi || tanu*m* iter a Co*n*ſta*n*tinopolitano || Imperatore omnibus occidenta || libus ecc*lesi*is directu*m* *eſt*. Precipue || tamen fla*n*drenſi comiti Rob*er*to || Ipſe enim comes iam redie*r*at a ſepulchro d*omi*ni in || baculo et pera usw.

Z. 18 . . . . . Ex || plicit argumentum ꝛc.

Incipit epiſtola:

[D][2]) Omino et glorioſo comiti flandrenſiu*m* || roberto et omnibus totius regni princi || pibus . . . Imperator conſtantinopolitanus ſalute*m* || et pacem usw.

Bl. 3 b Z. 24 . . . et inde no*n* iudiciu*m* ſed mercede*m* habeatis || in celum. Amen. Explicit epiſtola :.

Incipit apologeticus ſermo ideſt prologus ſu || per hiſtoriam iheruſalem :.

Bl. 4 a Z. 1 [ ][3])Niverſos qui hanc hyſtoriam legerint || ſiue legere audierint *et* auditam intellex || rint deprecor usw.

Bl. 4 b Z. 6 . . . Si nomen auc || toris exigitur qui eam compoſuit Robertus ap || pellatur :. Prologus.

[ ][4])Nter omnes hiſtoriographos veteris ac noui teſ || tamenti Moyſes ſanctus optinet pri*n*cipatu*m* usw.

Bl. 5 a Z. 9 . . . et ſciant qui hec legerint vel audierint || quia nichil friuoli . nichil mendacij . nichil nuga || ru*m* . niſi q*uo*d veru*m* eſt enarrabimus :.

Expliciunt prologi :.

[ ][5])Nno Incarnacionis dominice Milleſi || mononageſimoſecu*n*do . magnum intra ſi || nes gallie conſiliu*m* celebratu*m* eſt in aluer || nia ſcilicet in civitate que Clarus mo*n*s appellat*ur* || usw.

Bl. 126 a Z. 17 . . . Per o*mn*ia *et* ſup*er* o*mn*ia be || nedict*us* deus qui iuſto iudicio p*er*cutit *et* vulne || rat *et* gratuita bonitate q*uando* vult *et* quo vult mi || ſere*tur* *et* ſanat qui in trinitate p*er*fecta viuit *et* glo || ria*tur* de*us* in o*mnibus* ſecul*orum* ſec*u*lis Amen : Eroſolimitanus p*a*triarcha *et* *episco*pi ta*m* grece q*uam* la || tini vniuerſaq*ue* milicia d*omi*ni *et* eccl*eſ*ie iheroſolimi || tane = occidentali eccl*eſ*ie usw.

---

[1]) Handgemalt, rot, 6 Druckzeilen hoch.

[2]) Handgemalt, blau, 3 Druckzeilen hoch.

[3]) U vom Rubrikator nicht eingetragen.

[4]) I, wofür kein Platz gelassen ist, das also vor die Zeile zu treten hätte, wie es in den 3 Expll. des British Museum geschieht, *fehlt*.

[5]) A vom Rubrikator nicht eingetragen.

Bl. 126 b Z. 11 . . . Nos autem non confifi multitudine nec viri ‖ bus prefumpcione aliqua, fed clipeo Crifti et iufticia ‖ protecti Georgio et Theodoro et Demetrio ‖ beatoque Blafio militibus Crifti vere nos committimus ‖

Explicit hyftoria de Itinere contra turchos :

126 Quartblätter, ohne Custoden, Signaturen und Blattzahlen. 16 Lagen, alle zu 8 Bll. mit Ausnahme der zehnten, die 6 Bll. umfaßt [1]*. Auf der vollen Seite stets 27 Zeilen. Wasserzeichen: Ochsenkopf mit Stange und Stern, Hahn, p.*

Keine Holzschnitte und keine xylographierten Initialen. An den Kapitelanfängen, selten an anderen Stellen des Textes, ist Raum für Initialen, 3—4 Druckzeilen hohes Quadrat, frei gelassen. Gotische Typen.

Über den Drucker herrscht große Meinungsverschiedenheit. Graesse, Trésor VI. 139, Brunet IV. 1334 und Holtrop II. N. 151 halten Arnold ter Hörnen (Therhoernen etc.), Ebert 19195 diesen oder Ulrich Zell dafür. — Ennen (Kat. der Ink. in der Stadtbibl. zu Köln) I. S. 135 reiht den Druck wegen der Übereinstimmung der Typen mit denen des Goswin Gops von Euskirchen, der nur ein ganz anderes P verwendet, hinter diesen als „zweifelhaften Druck" ein. — Kloss schreibt ihn, wie aus einer hs. Bemerkung auf der Innenseite des Einbands hervorgeht, dem Johannes Veldener zu (vgl. dazu Ennen l. c. XIII und S. 134 Anm.). — R. Busch, Verzeichnis der Kölner Inkunabeln in der Großh. Hofbibl. zu Darmstadt (Centrbl. f. Biblw. VI. S. 391) sagt: „Nach genauer Typenuntersuchung zweifellos vorliegend Druck mit A. ther Hoernen'schen Typen." Es muß trotz dieser bestimmten Behauptung auffallen, daß sich nicht ein einziges Mal eines der sonst von Th. verwandten P (siehe Text bei Burger, Deutsche und It. Ink. 66) findet, während er z. B. verschiedene E und S nebeneinander verwendet. Die Typen von A. Therhoernen und Goswin Gops von Euskirchen sind übrigens zum Teil identisch (Burger I. 67). — Voullième, Die Inkunabeln der Kgl. Univ. Bibl. zu Bonn (Beiheft 13 zum C. f. B. W. S. 165): „Busch und Brunet weisen diesen Druck dem Arn. Therhoernen zu, aber wohl mit Unrecht". Weist den Druck in: ca. 1475. — Copinger 5135: Coloniae. Printer of Dares, c. 1470.

13 Exemplare nachweisbar: Bern (Bongars' Exempl.; hs. Notizen), Bonn, Darmstadt (Bl. 66 fehlt), Frankfurt a. M., Haag, Köln, London B. M. (3 Expl.), Paris Bibl. Nat. (3 Expl.), Wien.

---

[1]) Im Frankf. Exemplar ist Blatt 10 u. 15 verbunden; sie bilden die Mitte der Lage, kommen also nach Bl. 11 als Bl. 12 u. 13.

b) Beschreibung des Baseler Drucks — **P** — H. Petri 1533.

Bl. 1a (*Titelblatt*):

BELLVM CHRISTI- || ANORVM PRINCIPVM, PRAECIPVE GALLO || RVM, CONTRA SARACENOS, ANNO SALVTIS || M.LXXXVIII pro terra ſancta geſtum: autore || ROBERTO MOMACHO. (*sic!*) ||

Z. 5 ff. *folgen die Titel von 5 anderen Stücken, die der Band enthält. — Weiter unten, Zeile 15 (ohne Berechnung des Zeilenabstands):*

Lector humaniſſime habes hic opus quarundam hiſtoriaru*m*, quas || iam primu*m* typis noſtris ex antiquo & scripto exemplari incom || modum tuum euulgauimus.

Am Ende des Blatts:

BASILEAE EXCVDEBAT HENRICVS || PETRVS MENSE AVGVSTO

3 ½ cm. tiefer: ungeſchwärzte, meiſt auf den Kopf geſtellte, 1,6 cm. hohe Buchstaben SOPKPMOVR

Bl. 1b: *leer.*

Bl. 2a: HENRICVS PETRVS LECTORI S.

(Q[1])VOs uides hic optime lector autores, non jbidem tibi co*m*mendabit || ad miraculum uſ*que* elega*n*tia ſermonis, Ciceronianúsue nitor, sed in || dubitata fides: quae à prudentioribus & aequis rerum aeſtimatoribus || potiſſimum at*que* adeò ſola in huius claſſis autoribus requiritur usw.

Z. 17 *(Schluß der Vorrede):* . . . Vale. Idibus || Auguſti, anno XXXIII.

Z. 19 *(zweispalt.):* INDEX || EORVM OMNIVM || QUAE LIBRO || INSVNT ||

Bl. 3b. Z. 47: Indicis Finis.

Bl. 4a und b: *leer.*

Bl. 5a (= S. 1; *von hier an sind die Seiten mit arabischen Ziffern versehen*).

DE BELLO ET EVEN- || TVVM RARITATE ET ADPARATVS || MAGNIFICENTIA NOBILISSIMO, CVM || SARACENIS PER CHRISTIANOS, PRAECIPVE GALLOS, PRINCIPES MIRABILITER || geſto ante CCCCL annos, Roberti Mo- || nachi hiſtoria.

Bl. 5a S. 1 Zeile 8: PRAEFATIO

(I[2])NTER omnes hiſtoriographos noui ac uete || ris teſtamenti Moſes ſanctus obtinet princi || patu*m*, qui diuino ſpiritu prophetiae, hebraicis || literis, quoru*m* ipſe autor extitit, mundi deſcri || pſit exordiu*m* usw.

Umfaßt im ganzen 25 Zeilen und endigt Z. 33 mit den Worten:

ni- || hil friuoli. nihil mendacij, nihil nugaru*m*, niſi quod ueru*m* eſt enarrabimus. ||

[Cuſtode:] A ROBERTI

---

[1]) Vier Zeilen hoch, xylographiert.

[2]) 4 ½ cm. hoher schöner Initial v. Holbein. Vgl. Butsch, Tafel 61.

Bl. 5b S. 2 ROBERTI MONA- || CHI DE CHRISTIANORVM PRINCI || PVM BELLO CONTRA TVRCAS (*sic!*) ||

Liber primus ||

(A [1])NNO Dominicae incarnationis millefimo || nonagefimo quinto magnum inter fines Gal- || liae concilium celebratum eft, in Aluernia fcili || cet, in ciuitate quae Clarus mons appellatur || usw.

Ganz gleichlautende Überschriften finden sich über den einzelnen Büchern. — Die im Anfang des Textes verwandten Initialen von Hans Holbein J, 2C, Q, V, S und O find vom II. Buch ab nur 3 cm. hoch. Abbildungen einzelner Buchstaben der Alphabete, denen sie entstammen, siehe Butsch, Die Bücherornamentik der Renaissance, I. (1878) Tafel 61. Die Bücher sind nicht in Kapitel eingeteilt, doch finden sich Absätze und überschriftartige Inhaltsangaben am Rand.

Bl. 46b (S. 84) Z. 27: *Schluß der Historia des Robertus Monachus:*
. . . . . Haec et multa alia inuenimus || in propheticis libris quae congruunt huic liberationis factae acta- || tibus noftris. Per omnia & fuper omnia benedictus de- || us qui iufto iudicio percutit & uulnerat, & gra || tuita bonitate quando uult & quomo || do uult miferetur et fanat. ||

Eine Zeile bleibt frei, in der Mitte der nächsten:

Roberti Monachi libri octaui finis.

Bl. 79b (S. 150): *Schluß des ganzen Buchs. In der Mitte der sonst leeren Seite (Z. 17 von oben):*

BASILEAE EXCUDEBAT HENRICVS PE- || TRVS MENSE AVGVSTO ANNO || D. M . XXXIII.

Bl. 80a: *leer.*

Bl. 80b: *Petris Bücherzeichen, in der Mitte der Seite, abgebildet bei Heitz, Basler Büchermarken S. 53 (73. XII.), Butsch l. c., Stockmeyer und Reber, Beitr. z. Basler B. G. S. 147.*

80 Folioblätter (29 : 19,5 cm.), in Lagen von 4 (1. 2. 4.—18. Lage) und 6 (3. und 19. Lage) Blättern, denen die Signaturen (a) a_2 a_3 (a_4) für die unbezifferten und A bis S für die bezifferten Blätter entsprechen. Das 4. (resp. 5. und 6.) Bl. einer Lage bleibt regelmäßig unbezeichnet. Seitenzahlen von Bl. 5a an und Custoden. Statt L_3 ist fälschlich L_2 gedruckt. — Abgesehen vom Index einspaltig, auf der vollen Seite 28—41, meist 40 Zeilen. — Antiqua-Lettern. Das Papier ohne Wasserzeichen. — Marginalien (ohne Beziehung zum Index). —

Vgl. Michaud, Histoire des Croisades VI. 34 (gibt 1535 als Erscheinungsjahr). — Bauer, Bibliotheca libr. rar. Suppl. III. 221. — Bray, Catal. libr. rar. Bibliothecae Budenfis II. 279. — Stockmeyer und Reber, Beitr. zur Basler Buchdr. Gesch. S. 149 Nr. 14. (Daselbst 40 Drucke von Petri verzeichnet). — Maittaire V. 2. S. 209 (richtige Angaben). — Struve u. Meufel, Bibl. hift. II, II p. 272. — Lelong, Bibl. hist. de la France II. Nr. 16577, 16581. Beide Nummern beziehen

[1]) 4 ½ cm. hoher Initial aus demselben Alphabet.

sich auf dasselbe Buch, dessen Identität nicht erkannt ist. (Vgl. w. u. S. 172 f.). — Bibl. litt. de la Fr. X. 330. — Oudin, Commentarius de Scriptoribus Ecclesiae antiquis II. (Leipzig 1722) Spalte 863: „Prodierat jam antea (vor Bs.) corruptiffima editione Bafileae apud Pernam (!) anno 1533".

48 Exemplare nachweisbar: Basel, Berlin (Kgl. B.), Berlin (Kupferstichkab.), Bern (3 Expl.), Besançon, Bologna, Breslau (2 Expl.), Darmstadt, Douai, Dresden, Dublin, Florenz, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Gent, Göttingen, Halle, Hannover, Innsbruck, Karlsruhe, Kopenhagen, Kremsmünster, Leiden, London Br. M. (2 Expl.), Lüttich, Mailand, Mainz, Metten (Stift), Modena, München (4 Expl.), Neapel, New-York (Astor), New-York (Lenox), Olmütz, Paris (B. Nat.), Paris (Mazarine), Raudnitz (Frstl. Lobkowsche Bibl.), Rostock, St. Petersburg, Stuttgart, Troyes.

Beilage 3.

Bongars' Urteil über die beiden ältesten Drucke.

Über T und das von ihm durchaus unabhängige P fällte Bongars ein merkwürdiges Urteil [1]: er nannte den Kölner Druck „optimus", den Baseler „depravatissimus". Man hat den Ausdruck „optimus" auf die Vollständigkeit des Kölner Drucks beziehen wollen [2], und darin kann er freilich kaum übertroffen werden [3]. Warum wäre aber dann Bs. in der Anordnung seiner Ausgabe dem Petri'schen Druck gefolgt? Warum sollte er wie letztrer die Briefe und die Kapitelüberschriften unterdrückt haben? Wie sollte er endlich dazu kommen, Lesarten der „editio depravatissima" gegen T einzuführen [4]? —

Wenn man sieht, wie Bs' Urteil seinen Weg durch die Bücher seiner Nachschreiber nimmt, die die Quelle meist nicht angeben, wie sich keine einzige protestierende Stimme erhebt, dann gibt es dafür nur eine Erklärung: die Seltenheit von T. Im Jahre 1884 schrieb Hagenmeyer in den A. O. L. [5], daß nur vier Exemplare, drei in Paris, eines in Bonn bekannt seien; und wenn auch meine Umfrage bei 251 Bibliotheken diese Zahl auf 13 erhöht hat, so ist zu berücksichtigen, daß den Pariser und Londoner Bibl. mit je drei Exempl. nur sieben Bibliotheken mit je einem einzigen gegenüberstehn. — P ist im Gegenteil außerordentlich stark verbreitet [6].

[1]) Bongars, Gesta Dei, Vorrede. Rec. III. 719.

[2]) Hist. litt. de la Fr. X. 328.

[3]) Vgl. oben S. 19 Anm. 5.

[4]) An den sämtlichen S. 172 Anm. 2 aufgeführten Stellen stimmt Bs. mit P und dem Rec. gegen T überein.

[5]) A. O. L. II. 39 Anm. 10.

[6]) Die oben verzeichneten 48 Exemplare verteilen sich auf 41 Bibliotheken. Auch unbedeutendere Sammlungen, die keines von den angefragten Büchern aufwiesen, besaßen doch P.

Wer Gelegenheit hatte, T auch nur flüchtig mit P zu vergleichen, der steht angesichts der Bs.'schen Behauptung vor einem Rätsel. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, welcher Text der bessere ist. — Abgesehen von mehr äußerlichen Mängeln wie den zahlreichen Druckfehlern und ungewöhnlichen Abbreviaturen, die die Lektüre erheblich erschweren, abgesehen auch von der kritiklosen Übernahme eines ganzen Stücks aus Fulcher (Fulchers Name wird darin als der des Verfassers erwähnt!), abgesehen davon mangeln auch widersinnige Lesarten nicht. Ein drastisches Beispiel: Es handelt sich um die bereits S. 10 angezogene Stelle im Sermo apologeticus: Praecepit ergo mihi, ut qui Claromontis interfui concilio, *acephalae* materiei caput praeponerem. — „Kopflos" sind die Gesten genannt, weil darin das nach Roberts Ansicht für das Kreuzzugsunternehmen ausschlaggebende Konzil von Clermont unerwähnt geblieben ist [1]. — T verwischt das hübsche Bild vollständig, indem es aus „acephalae" „acceptabile" macht. Ähnliche Beispiele kann fast jede Seite liefern [2].

Gegen diesen ersten Versuch bedeutet doch Petris Druck von 1533 einen ganz erheblichen Fortschritt: die äußere Ausstattung ist musterhaft, Druckfehler begegnen seltner wie in T, und wenn auch der Codex, nach dem P druckte [3], mancherlei Abweichungen aufwies, die er übernahm, so steht er doch ganz gewiß dem ursprünglichen Text näher als T. —

Man ist in der Tat geneigt, Bs.' Urteil umzukehren bezw. anzunehmen, daß eine Verwechslung der beiden Ausgaben vorliegt, die für die gläubigen Nachschreiber verhängnisvoll geworden ist. Oder es müßten von P im gleichen Jahre zwei Ausgaben erschienen sein — wie das auch sonst geschah; vgl. die beiden von Schönsperger in Augsburg im Jahr 1482 veranstalteten Ausgaben von Tuchers Reise ins heilige Land [4]. Petri hätte in einer zweiten revidierten Auflage alles verbessert, was Bs. zu seinem harten Urteil berechtigte. Schließlich könnte auch ein sogenannter „Doppeldruck" vorliegen [5]. Auf solche Gedanken brachte mich Lelong [6], der dasselbe P unter zwei Nummern,

---

[1]) Der Anonymus der Gesten sagt nur: Urbanus ultra montanas partes quantocius profectus est. Vgl. Hagenm. l. c. S. 103.

[2]) Vgl. z. B. Rec. 729^{3}, 730^{35}, 732^{7}, 733^{1}, 734^{18}, 739^{15}, 739^{19}, 741^{34}, 749^{31}, 750^{12}, 760^{35}, 781^{22}, 812^{18}, 823^{5}, 825^{28}, 868^{9} u. ^{10}. — Die hochgestellten Zahlen beziehen sich auf die vom Text abweichenden Lesarten von T (= Y im Rec.).

[3]) Es ist der Basler Codex (Univ. B. A. IX. 66), von dem 24 Bll. erhalten sind. Vgl. oben, Verz. N° 1.

[4]) Hain *15663 und *15664 — Vgl. Röhricht, Bibl. G. P. S. 128.

[5]) Über Doppeldrucke vgl. Centralbl. f. Bibl. W. XIII. 536 u. XV. 362.

[6]) Lelong, Bibl. hist. de la France II (1769). 131: 16577 Bellum Christianorum Principum, praecipuè Gallorum, contrà Sarracenos, anno 1088, pro Terrâ Sanctâ, gestum; auctore Monacho. Basileae 1533

16577 und 16581, aufführt und zu der einen bemerkt : Cette édition est pleine de fautes. — Aber Lelongs Angabe beruht wohl nur auf einem Irrtum. Alle zehn Exemplare, die ich selbst eingesehen, stimmen überein [1]), und überall wo ich anfragte, ob vielleicht der Druckfehler auf dem Titelblatt (Roberto Mo*m*acho statt Mon*n*acho) vermieden sei, der doch in einer verbesserten Ausgabe in erster Linie ausgemerzt worden wäre, ward mir verneinender Bescheid.

Beilage 4.

Verdeutschung der Historia Hierosolymitana (außer der von Steinhöwel).

a) Beschreibung von W, einer Papierhandschrift der Universitätsbibliothek zu Würzburg, Mch. f. 38.

Bl. 1 *(ein Pergamentblatt, vom Deckel losgelöst.)* 1 b : *Kaufvertrag aus dem Jahr 1378, verkehrt eingeklebt; der freie Raum oben zu Angaben den Inhalt betr. benutzt; Anfang z. T. ausgestrichen, z. T. zerfressen, unleserlich.*

(?)[2]) kamen die criften an ein ftat || heyft caftoria genant quare foli 167 [3]).|| dar nach vincla pet*ri* machte*n* fie || zu [Wort ausgestrichen, unleserlich] zu eine*m* kung zu J*eru*falem || Herczolg (!) Gotfride*n* vo*n* püllen.

Bl. 2 a — 5 b *bleiben leer, offenbar für ein Register, das Bl. 2 a' begonnen ist (10 Zeilen).*

Bl. 6 a — 154 b : *Johann von Maundevilles Meerfahrt, vier mhd. Gedichte.*

Bl. 155 und 156 : *leer.*

Bl. 157 *(Anfang der Historie):*

[Dis ift die vzrüftünge dez herczaugen gotfrides || von bullion / So hebet hie an die vorrede Rüprecht*en* || vff die hiftorie Gotfrides hirczauge*n* dez vorgen*anten*] [4]).

[I][5])ch bieden alle die / die diefe hyftorie lefent || ader horent lefen / Ob fie da ynne findent daz || vnzemelich gefeczet fy / daz fie mir

in-fol. und 16581 Roberti, Monachi, Historia Hierosolymitana Libris octo explicata : Basilea, Henricus Petrus, 1533, in-fol. Cette édition est pleine de fautes.

[1]) Die Anordnung ungeschwärzter Buchstaben, die nur dazu dienen, den Satz des Titelblatts festzuhalten (vgl. Beschreibg. von P S. 169), war z. B. überall dieselbe.

[2]) Abbreviatur, vielleicht für *infra.*

[3]) Bl. 166 b (nach der ursprünglichen vom Schreiber herrührenden Blattbezeichnung) ist Castoria genannt.

[4]) Buchstaben, Worte und Sätze in eckiger Klammer sind rot.

[5]) Vor die Zeilen tretender Initial.

daz virge- || ben wöllent / wan ich bin betwongen worden || von gehorſamkeit dis zü ſchriben / want ein || Apt der waz künſtenriche der ſchriffte / der || was biderbe vnd ſittig / der wiſete mich eyn || hyſtorien von dirre materien / Je doch ſo miſſe- || viele ſie yme doch etwaz / an eyme deile / wann || ſie den anefang der hiſtorien nit enhatte / der || da waz in der ſtat clermont / usw.

Bl. 157 b Z. 14:

. . . Diſe hiſtorie || wart gemachet in dem byſthüm / von rens || in eyner zellen eyns cloſters / Gewyhet von || ſant Rimien ere / Vnd der ſie dichtit, der hiez || Ruprecht / hie iſt die vorrede vz

[U] [1])nder allen den / die da hyſtorien hant be || ſchreben in der alten E / vnd in der nüwen || E, So iſt moyſes der fürſte vnd der fürnemſte || der da ein wyßſage waz / von götlichem geiſte || usw.

Bl. 158 b Z. 11:

. . . Daz wir nicht wollent vz ſagen || Daz da freuelich ader lugenhafftig ſy Sunder || wir wollen ſagen daz da war iſt.

[Die hiſtorie hebet an alſo] ||

[I] [2])n dem Jare da man zalte von godes gebürte || m°lxxxxv° iare / da ward ein groß Concilium || begangen in aluerinen lant in eyner ſtat / Die || da heißet clermont / Vnd dis Concilium machte || der Babiſte Vrbanus der ander / usw.

Bl. 167 a Z. 25:

[hie get vs daz erſte buch *(Rest der Z. bleibt frei)* || Vnd fehet daz ander an]

Bl. 167 b Z. 1:

[D] [3])a zwiſchent da dieſe dinge geſchahent || da erweckete vnſer herre vff zwene grafen || von dem nyderlande des ertryches Daz || da iſt gegen nortwinde usw.

In ähnlicher Weise eingeleitet („hie iſt vs etc.“), *beginnt Bl. 178 a. 6 das III., Bl. 193 a. 20 das IV., Bl. 208 a. 9 das V., 218 b. 2 das VI., 232 a. 25 das VII., 273 b. 7 das VIII. und letzte Buch. (Das VII. ist also nicht geteilt; im übr. stimmte die Büchereinteilung mit der bei Bs.)*

Bl. 295 a Z. 18. *(Schluß):*

. . . . . Got der ſy geſegent über alle ding vnd || durch alle ding der da mit ſyme gerichte || vnd orteyl ſlecht vnd wondet vnd mit ſyner || dangnemer dûgentlicher güte erbarmet / vnd ge || ſünt machet wan er wil vnd wie er wil [hie || endet daz achte buch daz da gut iſt in aller || ſiner lere vnd enlet vns nicht furbas gen || (295 b) wan die hyſtorie endet hie]

---

[1]) Zwei Zeilen hohes Quadrat füllender, nur z. T. vor den Text tretender Initial.

[2]) Vor die Zeilen tretender Initial.

[3]) Drei Zeilen hoch, in den Text tretend.

[D][2])Er da diefe dinge lefet / des müt enfal || nicht geftifftet fin Er fal begriffen vnd || entphahen die füßen worter / Urbanus des ba- || biftes /. Jerufalem frauwe dich dir wirt offen- || bar lob an vntrüwe / usw.

Bl. 296 b Z. 5:

die corper der türken wurden beraübet durch || daz velt anhin / So wurdent die vnfern be- || graben mit dem lobe des almechtigen godes || Amen.

Der Raum von zwei Zeilen bleibt leer, dann folgt bis Bl. 297 a. 18 ohne erklärenden Zusatz dieselbe Inhaltsangabe in lat. leoninischen Versen. Der Versschluß ist durch einen senkrechten Strich kenntlich gemacht, der nachträglich rubriziert wurde.

Bl. 296 b Z. 9:

[Q][1])vi legis hec dicta ne fit tibi mens || malefícta / Urbane pape dulcia verba || cape / Jerusalem gaude tibi Conftat || laus fine fraude / usw.

Bl. 297 a 16 *(Schluß)*:

. . . . . / Corp*ora* || turkorum per campum defpoliant*ur* / Corp*ora* || noftro*rum* cum laude detumilantur. Amen. ||

Von den 303 Bll. der Hs. nimmt der Herzog Gottfried Bl. 157 — 297, also 140 Bll. (29 : 20 cm.) ein. Die Lagen, abgesehen von der zehnblätterigen letzten stets 12 Bll. umfassend, sind am Ende jeder Lage auf der Rückseite des letzten Bl. rechts unten beziffert; diesen Zahlen gehen Custoden voran (ein oder zwei, selten drei Worte des ersten Bl. der folgenden Lage). Die Historie umfaßt 4 Bll. von Lage xiij° und die fämtlichen folgenden. Die letzte bezifferte Lage ist die xxiiij°; die 25., die der Historie noch 3 Bll. leihen muß, blieb unbeziffert. — Außerdem sind (vom Schreiber selbst?) die einzelnen Blätter auf der Vorderseite rechts oben mit fortlaufenden arabischen Ziffern versehen. Die Ziffer 1 trägt das erste *beschriebene* Bl., das zweite der ersten Lage. 101—111 sind bezeichnet: 1001, 1002, 1003, ebenso 2001, 2002 bis 2011. Das letzte Blatt (gleich dem vorletzten unbeschrieben) trägt die Ziffer 299. Vor Bl. 294 (298) ift ein Blatt ausgeschnitten; es blieb unberücksichtigt.

Auf der vollen Seite 21—28 durchgehende Zeilen. Korrekturen und Rasuren sind selten, ungewöhnliche Abkürzungen vermieden. Wasserzeichen (durchweg dasselbe): Ochsenkopf mit Stange und fünfstrahligem Stern (8 ½ cm hoch, etwas verschieden von dem bei Bodemann, Inkunabeln der Kgl. öff. Bibl. zu Hannover, Tafel 4, 13 abgebildeten). Rubriziert.

Die drei Hauptstücke des ganzen Bandes rühren von derselben Hand. Den freien Raum von Bl. 297 b (neuer Zählung) bis 301 b hat ein andrer zur Niederschrift einer lat. theolog. Abhandlung benutzt. Von dritter Hand sind die sauber geschriebenen, das ganze Werk gleichmäßig begleitenden kurzen Inhaltsangaben am Rand.

Vgl. Z. f. d. A. III. 439 f. (Kurze Anzeige von Prof. Dr. Reuß).

[1]) 3 Zeilen hoher, nur z. T. vor den Text tretender Initial.

b) Beschreibung von **M**, einer Papierhandschrift der Hof- und Staatsbibliothek zu München, Cgm. 224. Bl. 82—145.

Bl. 82 a *Oben am Rand, von andrer Hand:*

Hertzog Gottfrids merfardt (!)

Zeile 1 *(ca. 3 Zeilen tiefer wie sonst):*

[D][1])Em herr*en* vnnd hochwürdigen Grafen Rüprecht von || flandern vnnd allen fürften des Reichs zü flandern*n* || liebhaber criftenlichs gelauben layen vnnd pfaffenn || Der Kayfer Conftantinopolitan*us* hail vnd frid In vnnferm h*er*rnn || Jh*e*fu *Crift*o vnnd feinem vater vnd dem heilig*en* geift. O Hochwür- || diger Grauf vnd der aller maift tröfter criftenleichs gelauben || Ich will chunt thün ew̃er weifhait. wie das heilig Kayfer- || thümb der Criftennleichen kirchen der chriech*en* chrefticleich || wirt geängftigt genött von den pincenat*en* vnnd von den || türgken tägleich wirt beraubt. usw.

Bl. 83 b Z. 32:

..... daz ir nicht vallet || In das vrtail gotz. fonnder behabt den lon in dem himel. ||

Bl. 84 a Z. 1:

[I][2])CH pitt all die dj difew (!) hyftorj lefent oder heren lefen ob fy || ichts vnhofleichs dar Inn finden. usw.

Bl. 84 a Z. 29:

..... Ob iemant begert dj ftatt zewiffn da dj hyftori || ift gemacht word*en*, der wiß das Clofter In der zell Sant || Remigi. geleg*en* in dem biftumb remenfi Wil man wiffen || den man der es gemacht hat. Rüdbertus ift er genant / ||

[U][2])nter allen hiftorifchreib*ern* der alten vnd newen ee || der heilig moyfes behabt dj vedrift ftatt der mit || [84 b] dem Geift der götlichen weiffagung mit ebraifch*en* püchftab*en* || nach götleich*er* offenbarung an heber ift gewef*en* vnd den anfang || der welt gefchriben hat. usw.

[Z. 29] das wir nichtz fräuels miffuallens oder lug nur das war || ift wellen auffprechen.

[V][3])on vnnfers H*er*rn gepurt Taufent Jar vnd zwai unnd || newnzig Jar, vnter den landen Gallie ein groß || Concili, das ift ein famnu*n*g. ift hochzeitleich gehabt word*en* || in der Statt alu*er*n*i*a dj der clar perg ift gehaiffen In dem Con || [Bl. 85 a] cili der ander Pabft vrbanus genannt usw.

Bl. 144 b Z. 7:

..... Got fei mit allem himlifchen her̃ (!) gelobtt || ewicleich der mit rechtem recht flecht vnd wundt vn*d* mit || gnäm*er* guetikait wie vnd wann er will erparmet er fich || wider zehailen der Inn d*er* uolkomen triualtikait lebt vnnd || herfcht ym*er* vnd ewicleich amen.

---

[1]) Drei Zeilen hoher, in den Text tretender Initial.

[2]) Dgl. *vor* den Text tretend.

[3]) Zwei Zeilen hoch, in den Text tretend.

Absatz von 3 Zeilen.

[D][1])Er patriarch Jerofolimitanus die chriechifchen bifchof || mit fambt den lateinifchen. Vnd das gantz ritterleich || hēr (!) vnnfers herrn ihefu criftj. der Criftenleichen Kirchen in occident || das ift das tail der vntergang der funnen. usw.

Bl. 145a Z. 5. *Ende des Briefs:*

. . . . . Wir gedingten aber || nicht in vnnfer mannig noch in vnnfer chreft noch in kainer || laj dúrftichait oder chuenhait funder in den fchilt *Crifti* vnd || in den fcherm feiner gerechtikait vnd der heiligen ritter sant || Jörgen mauriczen vnd demetri. Vnd alfo warhafticleich || wir vns eüch enpfelhen Amen.

Zwei Zeilen tiefer:

Anno milleno ter deno *Crifti que* trienno
Jerufalem Franci capiunt virtute potenti.

65 Folioblätter (31 cm: 21 cm) in 6 Lagen, abwechselnd zu 10 und 14 Bll. Von der ersten Lage ist das 1. Bl. ausgeschnitten, das zweite unbeschrieben, von der letzten ist die Rückseite des 4. Bl. unbeschrieben, und 6 Bll. sind ausgeschnitten. — Auf der vollen Seite 27—33, meist 30 durchgehende Zeilen.

Wasserzeichen: Ochsenkopf mit verzierter Stange, die vom Kopf ausgeht. Abbildg. bei Bodemann, Inc. d. Kgl. ö. B. Hann. Tafel III. 7 (rechts).

Die Schrift (des XV. Jh.) ist deutlich, am Anfang und am Ende sorgfältiger als in der Mitte; es finden sich nur die üblichen Abkürzungen. Außer durch die Initialen, für die manchmal nur Raum gelassen, ist eine Einteilung (in Bücher oder Kapitel) nicht ersichtlich. — Der alemannische (?) Schreiber hat Korrekturen fast gänzlich, Rasuren durchaus vermieden.

Auf Bl. 89b, 94a und b, 99b, 100a, 101b und 136a finden sich von andrer Hand auf den Inhalt bezügliche Bemerkungen; meist wird auf geogr. Schilderungen aufmerksam gemacht: „tharfis di ftat“ „athena vnd manuftra dy ftät“ „zefaream in capadocia“ u. ä. m.

Die Hs. scheint nirgends näher beschrieben. Erwähnt wird sie von Docen im Arch. I. 421 mit dem Zusatz: verschieden von der deutschen anonymen Ausgabe 1502, in Panzers Ann. Suppl. S. 96.

Von derselben alem. Übersetzung existiert eine 2. Hs. in der Stiftsbibl. St. Gallen (Nr. 658); aus dieser und aus der oben beschriebenen Hs. hat der Graf Riant den Brief des Kaisers Alexius an Robert von Flandern abgedruckt. Siehe Ep. Al. S. 25—34.

c) Beschreibung von **E**, einer Papierhandschrift (XVI. Jh.) der Königl. und Universitätsbibl. zu Breslau. Cl. IV. 105. Bl. 85—154 (alter Zählung). — Im Jahr 1466 von Peter Eschenloer übersetzt.

Bl. 84 *leer.*

---

[1]) Drei Zeilen hoher in den Text tretender Initial.

Bl. 85 a: [Incipit hic hiftoria Jherofolimitana:]

[N] [1])Och Chrifti gebürt Taufent Jare vnd darnach yhn dem || zwey vnd newnczigiften Jar, ift yn dem Landt Alüernia || yhn der Stat Clarenbergk genant, eyn groffes feyerlichs || vnd zü mal mercklichs Concilium gehalden, darynnen der Babift Vr- || banüs der ander verweßer geweft ift. usw.

Bl. 143a Z. 22:

Sôliche vnnd ander vill weiffagunge finden wir in der fchrifft || dy auff dyfe freyüng fagen, yhn vnferen tâgen gefchehen, vber || alle ding vnd vor allen dingen, fey gebenedeyet Gott / der || aufs rechtem gerichte, flecht, wundt, vnd aüfs gütikeit, wo || wie vnd wen ehr will, erbarmet vnd gefünt macht, der || do yn der folkum*m*en dreifeldikeit lebet vnd geeret ift, Got || Jhefus Chriftüs ymmer vnd ewigklich an ende. Amen.

[Nach difem Streite, fchriben dy vnfernn || dem babift, vnd der heiligen Rômifchen || kyrchen, yn kürtzen worten alfo:]

[D][1])Em Herren babift, der Rômifchen kyrchen vnd allenn || bifchoffen, vnd Lybhaberen des Chriftlichen glawbens / || Pifanus Ertzbifchoff, vnd ander bifchoff, vnd Gotfridus von || Gottes genaden Foyte, Robertus Graff fanct Egidy vnd alles || [Bl. 143b] heere Gottes, weliches ift yn dem Lande zu Ifrahel, Selikeyt vnd vnfer gebete ... usw.

Bl. 145a Z. 28 *Ende des Briefs:*

..... der do herfchet vnd lebet yn der dreifeldikeit Got:

[Eyn ander brieff von Jherufalem gefandt:]

Patriarcha zu Jherufalem, vnd bifchoff, vnd alle Ritterfchafft || Gottes, Der gemeinen Rômifchen kyrchen. ꝛc. Wir czweifelen || nicht, yr habt vornomen, wie vnfer glawbe zugenomen hat || vnd wiffet, das yn zweihundert Slôffern vnd yn viertzig || Stetn vnfer gefige von Gott ist, usw.

Bl. 145b Z. 8 *Ende des 2. Briefs:*

Wir befelen vnfs dem heiligen fand Georgen, Theodoro, Demetrio || Mercurio, Mauricio, Blafio ꝛc. Amen:

Etwas tiefer (rot, kürzere Zeilen, wie oben):

[Hye ift zw wiffen, wy lang Jherufalem || yn der Vnglaübigen gewalt geweft || ift, noch Chrifti gebürt, Vnd wy || lang wider ein der Chriftenn || hende, wer vnd wy vill vnnd || weliche do kônige geweft fein:]

Difes heilige landt Jherufalem, durch das blüt Chrifti ge- || weyhet Ift von den Chriften noch dem leiden Ihefü Chrifti || teylhafftig vnd zwftrewet, bis auff dy czeit, des Chriftlichen || keyfers Eracly, nâmlich noch Chrifti gebürt Sechshundert || vnd fechf vnd dreiffig Jare. usw.

Bl. 150a Z. 6.

..... Sehet wie gar kurcze czeit haben || die Chriften yr Erbteil, vmb

[1]) Drei Zeilen hoher in den Text tretender Initial.

yrer ſünden willen gehalden || das ſy doch, dürch vnglawbliche vnd wünderliche hülffe || Gottes erlangt vnd erkrieget hatten:

Etwas tiefer:

[Diſs iſt der wege zw ſchiffenn vber mere ||
von Venedige . kenn Jheruſalem :]

Von Venedig, ſchifft man aüſs ken porüs oder pole, dohin || ſein 100 wåliſche meil. usw.

Bl. 154a Z. 27 *Ende des Passagiums*:

. . . . . Doſelbeſt nahen iſt || Betphage, do ſich der herre aüff dy Eſelinne ſatzte am palmtage || ablas 7. Jare, 7. quadragen vnd xl. tage: ꝛc.

Etwas tiefer (rot, kürzere Zeilen, wie oben):

[Czw Ere, vnd aüſs befele der Erſamen herren || der Stat Breſlaw . ſein diſe vorgeſchribenn || zwo Hiſtoria, Nåmlich, die Behemiſch vnd || Jheroſolimitaniſch auß Latein yhn Deütſch || brocht worden, dürch mich Petrum Eſchenloer || von Nürenbergk, der 7 freien küſt Magiſter || vnd Statſchreiber der Stat Breſlaw: Anno || 1466 ||]

Bl. 154b und Bl. 155 *leer:*

72 Folioblätter (30 cm: 20,5 cm.) in 9 Lagen zu je 8 Bll. Das erste und das letzte Blatt unbeſchrieben. Die Blätter sind doppelt gezählt: rechts oben von älterer Hand, die aber nicht die des Kopisten zu sein scheint, und rechts unten von jüngerer, hier ohne Berücksichtigung der unbeschriebenen Blätter. — Auf der vollen Seite 33—37, meist 36 durchgehende Zeilen. — Wasserzeichen: weiblicher Kopf mit Spitzenkragen in wappenförmiger Umrahmung.

Sehr deutliche, etwas liegende Schrift ohne Korrekturen. Nur die üblichen Abkürzungen sind (spärlich) verwandt. Abgesehen von den oben ersichtlichen, durch rote Überschriften gekennzeichneten Abschnitten ist eine Einteilung nur durch größere, rote Initialen und durch rote Paragraphenzeichen (die sich vielfach auch vor der direkt angeführten Rede finden) angedeutet. Rote Inhaltsangaben am Rand von originärer Schreiberhand oder statt dessen eine gleichfalls rot gezeichnete Hand mit ausgerecktem Zeigefinger, der auf ein rot unterstrichenes, den Inhalt kennzeichnendes Wort weist.

d) Beschreibung der Übersetzung von Roberts Historia Hierosolymitana in Feyerabends Reyßbuch von 1584 — R — (Exemplar aus Klein-Heubach).

Bl. 1a Titelblatt:

Reyßbuch deß hey || ligen Lands / || [D[1])as iſt E[1])in grundtliche beſchreibung] || aller vnd jeder Meer vnd Bilgerfahrten zum heyligen Lande || usw.

Bl. 1b *leer.*

---

[1]) Große, verzierte Lettern.

Bl. 2a (=)(ij) — 5b *Vorrede Sigmund Feyerabends, datiert vom 20. März 1584.*

Bl. 6a:

Namen vnd verzeichniß der Herrn / ſo nachfolgende Reyſen zum || gelobten Land eigener Perſon vollbracht, vnd nachmals in Schriff- || ten verfaſſet / an tag haben geben. ||

1 Ruperti Abts zu Bergen beſchreibung deß gewaltigen Heerzugs der Chri- || ſten ins H. Land / im Jar 1095. vnter Hertzog Gottfrieden von Bulion geſchehen / || damals Jeruſalem ſampt dem ganzen H. Land von jhnen erobert vnnd eyngenom- || men / Fol. 2. ||

Bl. 6b *leer.*

Bl. 7a (A): I.

Beſchreibung der herrlichen Expedi- || tion vnd Kriegßbeſtallung / ſo im Jar nach Chriſti geburt 1095 || bey regierung Heinrici deß Namens deß Vierdten Röm. Keyſers / ꝛc Von etlichen || Chriſtlichen Potentaten / deren Oberſter der durchleuchtig Chriſtlich Herr / Hertzog Gott- || fried von Bulion ins heylig Land vorgenommen / auch durch Gottes Gnad mit eroberung || deß Lands vnd der heyligen Statt Jeruſalem glück- || lich vollnbracht. ||

Darunter 15 : 11 cm großer Holzschnitt, Seeschlacht darstellend. Im Vordergrund zwei stark bemannte Segler, 5 kleinere im Hintergrund; darunter beginnt ohne Überschrift der Text (erweiterter Prologus):

(V [1])Nter allen vnnd jeglichen / ſo wol altes vnnd || newen Teſtaments / als andern im geiſtlichen vnd weltli- || chen Regiment / Hiſtori vn*d* Geſchichtſchreibern / iſt kein zweiffel / daß der || heylige Moſes den preiß vn*d* vorzug one månniglichs eyntrag durchauß || habe vnd behalte. usw.

Bl. 7b *Z. 44 Schluß des Vorworts (letzter Satz):*

Demnach aber der herrlich måchtig Feldzug / ſo von etlichen Chriſtlichen Potentaten / deren ober- || ſter Feldherr der durchleuchtig Herr vnd Chriſtlich Ritter Hertzog Gottfried von Bulion / bey regie- || rung Keyſer Heinrichs deß IV. im jar 1095. auß warem Gőttlichem Eiffer vmb vnd vor die Chriſt- || liche Religion / zu dem auß hertzlichem mittleiden vnd inniglicher erbarmung gegen die armen / elenden || notbedrangten Chriſten der Ort vorgenommen / nicht allein der vornemmeſten denckwirdigſten Ge- || ſchicht eine in der gantzen Welt / ſondern auch der maſſen beſchaffen iſt / daß månniglich ſo ſie lieſet / oder || leſen hőret / in ſeinem Hertzen vnd Vernunfft mit verwunderung gleich darob erſtarren / vnnd Gottes || deß Allmåchtigen herrliche krefftige gegenwertigkeit vnnd hůlff augenſcheinlich erkennen muß / || Denn ohne dieſelb ſolche hohe ritterliche vnnd faſt vnmenſchliche Thaten zu vollnbrin- || gen / weder jnen noch jemands andern műglich geweſen were: Als hab ich || diſem Werck davon den anfang geben wőllen. Vnd || helt ſich ſolchs in warheit aller dings / || wie folget.

[1]) 5,8 cm hoher, xylographierter Initial.

Bl. 8a [Aij; *gezählt als Bl. 2*] Z. 1 *(Anfang der Historie):*

(I[1])M Jar deß HERRN Menſchwerdung tauſendt vnd neuntzig fünff / iſt || ein groß Concilium in Franckreich gehalten worden / als nemlich in Aluernia / in der Statt / || welche Claromont genennt iſt / usw.

Rechts davon am Rand mit kleineren Lettern:

Anno 1095. iſt || ein groß Conci- || lium in Aluernia || gehalten worden. ||

Bl. 36a [Hij; *gezählt als Bl. 30*] Z. 42 *(Schluß der Historie):*

. . . . . Gott ſey in allem / vnnd vber alles gelobet / der auß gerechtem Vr- || theil ſchlegt vnd verwundet / vnd auß vnverdienter Gnade ſich / || wenn vnnd wo er wil / erbarmet || vnd heilet.

Rechts davon am Rande mit kleineren Lettern:

Danckſagung || zu Gott. ||

Bl. 477b *(Schluß des ganzen Werks):*

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / || durch Johann Feyerabendt / in verlegung Sig- || mundt Feyerabendts.

Darunter Feyerabends Büchermarke (11 : 11 cm): Die geflügelte Fama, die Länder und Meere überschreitet, in ein eigentümlich gewundenes Horn stossend, umgeben von dem Spruch:

PERVIGILES HABEAS OCVLOS ANIMVMQE SAGACEM
SI CVPIS VT CELEBRI STET TVA FAMA LOCO.

Unter der Marke:

ANNO M. D. LXXXIIII.

Bl. 478 *leer.*

Von den 478 Bll. des ganzen „Reyßbuchs“ (Sign.)(ij —)(iiij, A Aij (= 2) Aiij (= 3) bis Aaaaaa iiij (= 464),)(—)(iiij, also 6 ungez., 466 gezählte und nochmals 6 ungez. Blätter in Lagen zu 4 Bll. mit Ausnahme der ersten und der beiden letzten, die 6 Bll. umfassen) nimmt Roberts Werk die ersten 30 gezählten Bll. ein. Auf der vollen Seite 58 durchlaufende Zeilen. Im Papier kein Wasserzeichen.

Außer den Marken (auf dem Titelblatt und am Schluß), einem von Herolden gehaltenen Wappen der Rydesel zu Camberg an der Spitze der Vorrede und dem auf der vor. S. beschriebenen Holzschnitt enthält das Werk keine Illustrationen. Unbedeutende Initialen treten an wichtigeren Abschnitten heraus; sonst ist eine Einteilung (in Bücher und Kapitel) nicht vorgenommen, nur Bl. 3 (bzw. Bl. 9) steht die Überschrift: Von einem Einsideler Petro. — Dagegen sind zahlreiche Absätze der Gliederung dienlich; auch wird die Übersicht durch die durchweg genauen Inhaltsangaben am Rand (wie auch durch das Gesamtregister Bl. 473—77) erleichtert.

Bibliogr. Es genügt, auf Petzholdt's Zusammenstellung im Neuen Anzeiger für Bibliogr. und Bibliothekwesen 1861 S. 273 ff. zu verweisen. Der amüsante Nachweis bibliogr. Ungenauigkeiten bei nicht weniger wie 12 Autoren wirkt um so erheiternder, als Petzholdt selbst ein

[1]) 1,8 cm hoher Initial.

Druckfehler auf dem Titelblatt der 2. Ausg. (1609) entgangen ist. Dort heißt es nämlich: Reyßbuch deß *hey-* || *gen* Lands / || [1])

36 Exemplare nachweisbar: Aarau, Berlin (Kgl.), Breslau (Kgl. u. Un.), Breslau (St.), Darmstadt, Donaueschingen, Dresden (Sec. Gen.), Düsseldorf, Engelberg, Frankfurt a. M. (Antiqu. Bär), Freiburg i. Br., Gießen, Göttingen, Gotha, Greifswald, Karlsruhe, Kassel, Klein-Heubach, Königsberg, Konstanz (Gymn.), Kremsmünster, London (2 Expl.), Marburg, Metten, München (Kgl.), München (St. Bonifaz), New-York (Lennox), Nürnberg (Germ. M.), St. Petersburg, Stuttgart (2 Expl.), Wernigerode, Schloß Zeil, Zürich (Kant. B.).

Im Reyßbuch von 1609 ([Getruckt zu Franckfort am Mayn / bey Johann Saurn / in Verlegung] || Francisci Nicolai Rothen / Im Jahr M. DC. IX.) sowie in den beiden Titelausgaben (1629 bei Gottfried Tampach in Frankfurt, 1659 bei Johann Andreas und Wolffgang Endters deß Jüngern Seel. Erben in Nürnberg) nimmt die Übersetzung von Roberts Werk die SS. 1—54 (A-G iij) ein. Die Lettern sind kleiner, die Seiten (statt der Bll.) beziffert, die Verwendung großer Anfangsbuchstaben hat zugenommen. Sonst wörtlicher Abdruck.

(1609) *28 Exempl.* nachweisbar: Berlin (Kgl.), Breslau (Kgl. u. Un.), Breslau (St.), Darmstadt, Dresden (Sec. Gen.), Einsiedeln, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Gießen, Göttingen, Hamburg (St.), Hannover, Kiel, Köln, Königsberg, Kopenhagen, Leipzig (St.), London, Metten, München, Nürnberg (St.), St. Petersburg (2 Expl.), Straßburg, Weimar, Wernigerode, Wiesbaden, Wolfenbüttel.

(1629) *1 Exempl.* nachweisbar: München.

(1659) *3 Exempl.* nachweisbar: Köln, London B. M., Wien.

Beilage 5.

Die holländische und die italienische Übersetzung der Historia Hierosolymitana.

a) Holländisch: Historie hertoghe Godevaert van Boloen.

Beschreibung von G, dem ältesten Druck o. O. J. u. Dr. [Gouda, Godfr. de Os ca. 1486.] [2])

Bl. 1a *Die Seite füllender Holzschnitt, das Conzil zu Clermont darstellend. Abgebildet bei Holtrop, Monuments typographiques des Pays-Bas (1868) Tafel 124.*

[1]) So im Frankfurter Exemplar. — Petzholdt erscheint aber gerechtfertigt, nachdem der Direktor der Darmst. Hofbibl., Herr Dr. Schmidt, festgestellt hat, daß —*li*— nicht in allen Expl. weggeblieben ist. Es steht z. B. im Darmstädter, Gießener, Breslauer (Kgl.) u. Münchener (Kgl.).

[2]) Nach Holtrop und Mitteilungen von Herrn Oberlehrer J. G. Talen —Zwolle sowie durch diesen vermittelter Auskunft von Dr. Buitenrust Hettema—Zwolle, vom Verfasser im Br. Museum nachgeprüft und vervollständigt.

Bl. 1 b, *linke Spalte:*

Hier beghint die prologhe van ‖ der fcoenre hiftorien hertoghe ‖ godeuaerts von boloen usw.

Facsimiliert bei Holtrop.

Bl. 2a, *linke Spalte, Zeile 5:*

Hier beghint die tafele des teghen ‖ woerdighen boecs.

Bl. 3b, *rechte Spalte, Zeile 7 (Schluß des Registers):*

in een coninc ghecoren worde.

Der übr. Raum der Spalte und Bl. 4a: leer.

Bl. 4b *Holzschnitt von Bl. 1a wiederholt.*

Bl. 5a (*mit der Signatur* aj) *linke Spalte: Beginn der Historie:*

In dit eerfte capittel befcrijf men ‖ hoe ende waer om ons heylighe va ‖ der die paeus vrbanus die tweede ‖ vermaende ende verwecte met foeten ‖ onderwife geeftelike wareltlike ende ‖ tghemeen volc van vrancrijc ende van ‖ anderen plaetfen tontfanghen ende ‖ aen te nemen die iherufalemfche reyfe ‖ teghen den torken ende ongelouighen ‖ heydeneu (!) ende farefinen i. ca. ‖

(I [1])nt iaer ons heren ‖ doemen fcreef dufent ende twe ende tne ‖ ghentich is gehou ‖ den ende gheuiert ge- ‖ weeft een groot con ‖ filium ende raet in vrancrijc in een ftat ‖ gheheteu (!) clarenberch. welcke ver- ‖ gaderinghe gefchiede totten verfoe- ‖ ke ende begheerte ons heylichs va ‖ ders vrbanus paeus die tweede die ‖ dat daer ghehouden heeft mit den ‖ roemfchen bifcoppen ende cardinalen ‖ etc.

Bl. 100a, *linke Spalte,* Z. 25:

. . . . Ende dus fo hebben wij ‖ kerften defe conincriken landen fte ‖ den caftelen ende floten gheweldicht. ‖ ghewonnen ende befeten. met hulpe ende ‖ biftant defer heyligher ridderen voer ‖ ghenoemt. ende doer die genade gods ‖ die daer moet fijn ghebenedijt van al ‖ len creaturen want wanneet hi wil ‖ foe flaet hi doer fyn rechtuaerdich ‖ oerdel. ende hi ontfermet ende maket ge ‖ font doer fijn grondelofe bermher- ‖ ticheit Die daer leuet in volcomen drieuoudicheit. ende regneert van ‖ ewicheit tot ewicheiden Amen.

Bl. 100a, *rechte Spalte, Z. 1:*

Anno milleno centeno pretereunte ‖ Jherufalem Franci capiunt virtute potenti [2]) ‖ Post annos mille centeno quo minus vno ‖ Ex quo virgo grauis vi iherufalem fupatur ‖ Idibus in iulij fubijt iuga crifticolarum ‖

In defen verfen ftaet den datum wan ‖ neer iherufalem in ghenomen wert ‖ vanden kerften. te weten . doemen fcreef ‖ M. ende xcix opten xv dach in Julio ‖

Z. 9—30: *Grabschrift Herzog Gottfrieds.*

Z. 31 *(Schluß):*

Dat bouen fcrift van coninc boude ‖ wijns graft ‖

---

[1]) 6 Zeilen hoch (handgemalt, rot, im Expl. des Brit. Mus.).

[2]) Vgl. o. S. 177 Schluß von M.

Coninc boudewijn die gelijc was || den vromen iudas machabeus. een hoep || des lants. een groyinge der heiligher || kerken. een craft van hen beiden. welken || vreefden die van cedar van egipten van || damal ende van damafco. leyt wachar- || men befloten in defen cleynen grave || Bl. 100b. *Große, die Seite füllende Buchdruckermarke (Elefant mit fahnengeschmücktem Turm auf dem Rücken, links* [G?] *und rechts* [D?] *je ein großer verzierter Initial). Abgeb. bei Holtrop Tafel* 77 (125)*².

100 Foliobll. in 17 Lagen, die erfte (ohne Signatur) zu 4, die 16 übrigen zu 6 Bll. Diese tragen die Sign. aj bis qiij. Ohne Custoden und Blattzahlen. Auf der zweigespaltenen vollen Seite 39 Zeilen. Wasserzeichen: Ochsenkopf mit verzierter Stange. Gotische Type [vgl. Holtrop 76 (124)].

41 Holzschnitte, von denen 3 bei Holtrop l. c. abgebildet sind.

Vgl. Panzer, Ann. typ. I. 456, 27. — Ebert 8636. — Hain 3685; Cop. I. 120. — Brunet II. 1638. — Graesse III. 100. — Holtrop S. 79. — Campbell 968.

2 Exempl. nachweisbar: Brüssel, Bibl. des Herzogs v. Arenberg. London, Brit. Museum.

Zum 2. Mal wurde dasselbe Buch gedruckt in Antwerpen von Govaert Back o. J. (gegen 1500) 86 Bll. fol. sign. (ij und ai—oijj), ohne Cust. und Blattz., zweispalt., 42 Zeilen, goth. — 43 Holzschnitte.

Hain * 3686; Cop. I. 120. — Campbell 969 (Genaue Beschreibung).

1 Exempl. nachweisbar: Gent, Bibl. des Herrn Prof. Serrure (1860).

Ein 3. Abdruck (Antwerpen 1544) wird in Hebers Auktionskatalog aufgeführt und darnach bei Brunet II. 1638 erwähnt. (Cat. Heber I. S. 165 (3167): Godefroy de Boulogne. Die Historie van Godevaert van Boloen (in Dutch) with wood cuts. Antwerpen 1544).

Diese holl. Ausgabe könnte vielleicht — wie man aus der Ähnlichkeit des ersten Holzschnitts schließen möchte — von der deutschen angeregt sein[1]), ist aber keine Wiedergabe von B. Vielmehr liegt ihr ein lat. Codex (*nicht* der Kölner Druck) zugrunde, wie auch der Herausgeber ausdrücklich in der Vorrede bemerkt, daß er die Historie aus dem Latein übersetzt habe[2]).

Roberts Name ist weder in dieser Vorrede noch sonst wo genannt, so daß den Bibliographen auch dieses Buch als Bearbeitung des *Romans* vom Herzog Gottfried galt. Als Roberts Werk scheint es von Riant erkannt zu sein, auf den die Notiz im Recueil zurückgeht[3]).

---

[1]) Holtrop l. c. S. 80: Il serait possible que l'imprimeur . . . . . eut employé ou imité les bois de ce livre (nämlich B; „übernommen" hat er die Holzschnitte nicht).

[2]) „. . . Daer om achteruolghende dar van die hiftorie vten latine ouer ghefet . is no al hier in prenten verclaert". —

[3]) Recueil III. Préf. 53 Anm. „M. Paul Riant nous signale encore deux traductions flamandes: 1° Harlem, 1486, in-folio; 2° Anvers, 1544, in-folio."

Bemerkenswert ihres Inhalts wegen ist die bereits erwähnte Vorrede („die prologhe"). Der Übersetzer knüpft an Sallust an, der da sage, daß viele Menschen ihr Leben zubringen wie Pilger, die, ohne sich aufzuhalten und ohne eine Spur zu hinterlassen, ein Land durcheilen. Wer nicht etwas getan, was des Andenkens wert ist, hat umsonst gelebt. Verschieden sind die Wege: die einen *vollbringen* Taten, die andern *schildern* sie, die dritten *hören* oder *lesen* sie mit Begierde; und alle drei sind preisenswert. Ohne den Schriftsteller als Berichterstatter würden die Wohltäter ihres Ruhmes und die Nachwelt des guten Beispiels beraubt werden. — So seien denn die tapferen Taten Gottfrieds von Bouillon der Nachwelt überliefert, nicht nur in lateinischer, sondern in niederländischer und wälscher und allen andern Sprachen; möchte sein Beispiel manchen Leser zu gleichen Taten entflammen. —

Auf die Vorrede folgt ein Inhaltsverzeichnis und dann unmittelbar (mit ausführlicher Kapitelüberschrift) die Historia. Die lat. Hexameter am Schluß, die das Datum der Einnahme Jerusalems angeben: Anno milleno centeno petereunte etc., sind in verschiedenen Codices überliefert; dagegen kann ich eine Hs., die die Grabschriften Gottfrieds und Balduins enthält, nicht nachweisen.

b) Italienisch von Francesco Baldelli.

Beschreibung von I, einem Florentiner Druck von Lorenzo Torrentino 1552. Exempl. der Bibl. Méjanes, Aix-en-Provence. Verglichen mit den beiden Expl. des Brit. Mus.

Bl. 1a [1]:

HISTORIA || DI ROBERTO || MONACO DELLA || GVERRA FATTA || DA PRINCIPI CHRISTIANI, || Contra Saracini per l'acquifto || di terra Santa, || Tradotta per M. FRANCESCO || BALDELLI. ||

Darunter: Büchermarke des Druckers Lorenzo Torrentino in Florenz.

Unter der Büchermarke:

IN FIORENZA MDLII. || Con priuilegii.

Bl. 2a *(beziffert 3) Widmung:*

AL REVERENDISSIMO || MONSIGNORE MESSER || GIOVAN BATTISTA || DA RICASOLI, || Vefcovo di Cortona, Signor fuo || offervandißimo Francefco || Baldelli.

In dieser im Gegensatz zur Prefatione und zum Text kursiv gedruckten Widmung teilt der Übersetzer mit, daß er drei Jahre vorher demselben Bischof von Cartona eine Übersetzung der Geschichte des Benedetto Accolti gewidmet hat:

Z. 16 . . . . . Ma poi che la colpa o negligenza, ch'io me la uoglia chiamare, de gli Stampatori di Vinegia, non contenti forfe de gli

---

[1]) In den beiden Exemplaren des Br. Museum rechts oben deutlich beziffert „3".

errori del mio poco ſapere, uolle aggiungere all' opera i difetti anchora dell' ignoranza loro usw.

Bl. 2b Z. 3 . . . . . Nondimeno poi che non era più in mio potere il ritrouar rimedio a quel ch'era ſucceſſo, ſono ito piu uolte meco steſſo penſando, come io haueßi potuto in qualche parte ſodisfare all' honor mio, & ammendare il difetto altrui.

Percio hauendo io ritrouato l'historia di Roberto monacho, composta nella medeſima occaſione, mi riſoluei di tradurla, & per le dette cagioni dedicarla al nome di V. S. Reuerendiß. ſperando che la diligenza & bellezza delle ſtampe Fiorentine debba supplire i mancamenti dell' altre usw.

Z. 24: A XXVI. di Dicembre MDLI. || Di Cortona

Bl. 3a *(ohne Seitenzahl, aber signiert* Biii [!]): *Wiederholung des Titels, wobei* *prencipi* *für PRINCIPI gedruckt wird.*

Z. 8: Prefatione.

(M[1])oise il Santo ottiene il prencipato usw.

Bl. 4a (*beziffert 7, signiert* Aiiii) Z. 2:

. . . . che noi non ſiamo per raccontare alcuna coſa friuola, & cianciosa, niuna bugia ò fauola ma la ſola verità puramente.

Der Rest der Seite sowie die Rückseite blieben frei.

Bl. 5a *(beziffert 9, ohne Signatur)* Z. 1: LIBRO PRIMO DI || Roberto Monaco || della guerra de principi Christia- || ni contra Turchi, Tradotto || per M. Francesco || Baldelli || *(Ebenso bei den andern Büchern).*

Z. 7: (N[1])elle parti della Francia, & nel paeſe d'Aluernia l'anno doppo l'auenimento di CHRISTO MLXXXXV. celebroſsi nella Città di Chiaramonte un grande & ſolenne Concilio. usw.

Bl. 136b *(bez. 272, ohne Signatur) Schluß der Historia:*

Z. 22: . . . . . Or ſia || ſopra tutto benedeto Id || dio, il quale co'l giu || ſtiſſimo giu- || ditio ſuo || percuote & ferisce, & con la bonta ſua grata, || nel modo, che vuole & quando || vuole ha miſericordia altrui. || & rendè la ſanità.

Eine Zeile frei, dann:

IL FINE.

136 Oktavblätter, in Lagen von 8 Bll., denen die Signaturen A—R (Aii, Biii(!), Aiiii; B, Bii, Biii, Biiii etc. — Riiii) entsprechen, von S. 3 an mit Seitenzahlen versehen. Antiqualettern.

Vgl. Ebert * 19197. — Grässe, Trésor VI. 139. — Brunet IV. 1335. — Meusel (Struve) Bibl. Hist. II. 2. 272. — In der *Revue Encyclopédique* XXIX. 485 findet sich die Bemerkung: On a remarqué . . . que la traduction de François Baldelli . . . est très-infidèle.

9 Exemplare nachweisbar: Aix-en-Prov., Florenz (Marucell.), London B. M. (2 Expl.), Lucca, Modena, Parma, Rom (Angelica), Paris Nat.

---

[1]) 7 Zeilen hoher, xylographierter Initial.

Baldelli folgt genau dem Petri'schen Druck, wie sich schon aus dem Titel ergibt. — Das Buch fehlt in allen großen deutschen Bibliotheken. Die genaue Beschreibung, eine sorgfältige Reproduktion des Titelblatts und eine Reihe wertvoller Notizen verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Bibliothekars E. Aude in Aix-en-Provence.

Zu S. 21. Anm. 3—5 habe ich nachzutragen, daß ich inzwischen die von Sebastiano Ciampi 1825 (die Widmung ist datiert Firenze 1mo Febbrajo 1825) veröffentlichte italienische Übersetzung im Brit. Museum, wo 2 Expl. aufbewahrt werden, eingesehen habe. Der genaue Titel ist: LA GUERRA ‖ PER ‖ LI PRINCIPI CRISTIANI ‖ GUERREGGIATA CONTRA I SARACINI ‖ *CORRENTE A. D. MLXXXXV* ‖ IN LATINO DICHIARATA PER RUBERTO (!) MONACO E TRASLATA ‖ IN VOLGARE PER UNO DA PISTOIA. ‖ *SI AGGIUNGE LA LETTERA* ‖ DEL SIG. DUREAU DE LAMALLE ‖ SOPRA LE DUE GERUSALEMME ‖ DI TORQUATO TASSO ‖

Am Ende: FIRENZE ‖ PRESSO LEONARDO CIARDETTI 1825.

Vorgebunden ist ein Kupferstich: Papst Urban erteilt die Absolution mit den Vermerken: Carlo Falcini inv. — Ant. Verico incise. und der Unterschrift: Etutti ebbono l'afsoluzione delle peccata. Lib. I. — Die letzte Seite ist zwar mit 396 beziffert, es sind aber in Wirklichkeit 196 bedruckte Seiten. Die falsche Bezifferung setzt mit S. 382 (statt 182) ein.

Die Ausgaben von Cereseto (1848 und 1854) besitzt das British Museum nicht.

Beilage 6.

Textproben.

a) Robertus (Rec. III. 733 Z. 13 — 734 Z. 8) verglichen mit W, M, E, R, G und St (= h, l, m, B und Z).

b) Robertus (Rec. III. 761 Z. 28 — 763 Z. 16) verglichen mit St (= h, l, B und Z: gereimte Kampfschilderung).

c) Robertus (Rec. III. 786 Z. 11 — 21) verglichen mit h und l.

Vorbemerkung.

Zu a) Außer den Codices A.—X. vergleicht der Text des Recueil den Kölner Druck (im Rec. Y.) und den Baseler (Z.). Ich habe auch Bongars und Reuber (Bs., Rr.[1], Rr.[2], Rr.[3] — vgl. o. S. 8 u. 9) herangezogen. — Die Varianten in der 2. Aufl. des „Reyßbuchs" (mit der die in den beiden späteren Titelausgaben natürlich genau übereinstimmen) sind rein orthographisch und deshalb nicht vermerkt worden.

Zu b) Die Varianten auch zu diesem Stück zu geben, schien überflüssig; auch die Marginalverse (im Rec. über Kap. XII u. XIII gedruckt) habe ich weggelassen. Die Kapitelüberschriften stammen aus Codex D.

Zu c) B (38b) und Z (40b) weichen nur ganz unbeträchtlich von l ab.

Beilage 6, a.

Robertus (Rec. III. 733 Z. 13)

. . . Ante portam castelli erat puteus, et juxta, ex altera parte, fons vivus, juxta quem Rainaldus[1]), princeps Christianorum, exierat et in insidiis positus[2]) eorum praestolabatur adventum.

Capitulum VIII.

De audacia Turcorum in nostros et de aquae penuria ab eis illata[3]).

Turci vero nil haesitantes irruerunt in eum, et multos qui cum eo erant occiderunt. Alii autem in castrum fugerunt. Illi autem[4]) aquam omnino[5]) nostris[6]) abstulerunt, et in magno cruciatu pro aquae inedia[7]) Christianos[8]) immiserunt[9]).

Erat autem festivitas Sancti Michaelis[10]), quam venerari debet omnis anima fidelis[11]).

[1]) *Rainardus*] Z. (=Petri). Rr.[1] (Rr.[2], Rr.[3]: Rainaldus). [2]) *Et insidiis positis* Z. Bs. [3]) Sic D. [4]) *Illi vero*] D. E. L. M. R. [5]) Om. *omnino*] B. C. D. E. F. G. H. R. X. [6]) *Eis*] Z. Bs. [7]) *Penuria*] E. R. *Per aquae inediam*] K. S. U. *Per aquae penuriam*] Z. Bs. [8]) *illos*] S. Y. [9]) *illos miserunt*] F. *detinuerunt*] Z. [10]) *Erat autem mensis september*] Z. [11]) Om. *quam venerari . . . . fidelis*] F. K. L. N. S. T. X. Y. *fidelium*] Rr.[1] u. [2].

W (Bl. 165 a Z. 4)

. . . Abir by der phorten des Caſtels waz eyn pützebürn Vnde dar by von eyme andern deile waz ein ſpringende bürn, da by waz Raynardus der criſten Capitaine vz gezogen vnd leyte loge (!) vnd beyte irer zü künffte. Abir die turcken forchten ſich nicht vnd vielen in ſie vnd doten vil der dy by ym warent, Vnd die andern flugent in daz Caſtel Vnd die turken namen yn daz waßir mit ein ander, Vnd die Criſten liden

M (Bl. 88 a Z. 5 von unten)

. . . Vnd vor dem thor des Caſtelles, was ein gallprunn, Vnd an dem andern thor waz ain flieſſender prunn, bej dem ſelben waz rainald der criſten hauptman, hor auß chämen, vnd lag in huet, Vnd wartet der türcken zukunft. Die türken überfieln [88 b] in vnd erſtachen ir uil die bey im waren dj andern fluhen in das caſtell, do namen dj türgken den criſten das waſſer vnd lieſſen ſi in dem caſtell in groſſen prechen

h (Bl. 83 b' Z. 11)

. . . vor dem tŏr des caſteles vnd zü ainer ſytten was ain ziſternn vnd năch dă by an der andren ſytten ain ſpringender brunn zü dem brunnen herus zoch Rainaldus der criſten Hŏptman vnd ſtellet ſich zewer vnd warttet ir zükunftAber die türggen begerten Jr manlich ŏn ſorg (!) vnd erſchlügen uil der criſten die andren fluchen in dz Caſtellin Aber die türggen gewunnen die brunnen dz die criſten gantz

l (Bl. 7 b Z. 1)

. . . von dem tore des Caſtelles zů der ainen ſeytten was ain zyſtern Vnd nach dar bey an der andern ſeytten was ain quellender prunne Vnd bey dem prunnen her aus zoch rainaldus der Criſten hauptman vnd ſtellet ſich ze wŏre vnd warttet jrer zů kunft Aber die türcken begertten jr nämlich auch Vnd erſchlůgen vil der Criſten Die andern fluchen in das Caſtelle Aber die türcken gewunnen die prunnen das die Criſten

E (Bl. 88a. Z. 11)

. . . Vnd vor dem ſelben Sloß was eyn boren, yn einer bŭten gemacht, wen do kegen vber an einem berge, was eyn lebendiger boren, eyn waſſer ſprŭngk, Vnd der ſelbe waſſer ſprŭngk, was mit geleytte vnd rynnen geleget vnd geſŭrt yn dy bŭten, da von das Sloß waſſer gebraŭchte, [◐] *Alſo* legte Reinoldus der fŭrſte vnd heerfŭrer der Chriſten, ſich mit vill ahnderen ſtreiteren, heymlich zŭ der bŭten, vnd warttet mãnlich vff

R (Bl. 3b Z. 12)

Vor der Pforten deß Caſtels war ein Schôpff, vnd darneben auff der andern ſeiten ein lebendiger Brunn, Neben welchen Reinhardt der Chriſten Oberſter ſich herauß gelaſſen, vnd doch ein liſtige hinderhut dahin gelegt hatte, vnd wartet alſo jrer zukunfft, Die Tûrcken aber, ſielen jhn vnverzagt an, vnd erſchlugen deren ſo mit vnd bey jhn waren gar viel, die andern aber flohen in das Caſtel, Aber die Tûrc-

G (Bl. 8b′ [sign. aiiij] Z. 11)

Voer die poert des caſteels was eenen putte. ende daer bi ter ander ſide was een leuendich fonteyn. bi welcke fonteyn die prins der kerſtenen was wt ghegaen om laghe te legghen ende om te verwachten die toecomſt der torken Mer die torken nz twiſellende hebben hem ter ſtont oueruallen ende veel hebben ſier verſleghen ende die ander ſyn int caſteel gheuloen Die torken hebben geheelic den kerſten twater on-

m (Bl. 200a Z. 1)

. . . vor dem tore des Caſtells, zŭ der ainen ſeytten was ain zyſtern[1]) vnd nach darbey an der anderen ſeytten ain quellender prunne, zŭ dem prunnen herauß zoch rymaldus[2]). Der Criſten hauptman vnd ſtellet ſich zŭ were vnd warttet Irer zŭkunfft. Aber die Túrcken. begertten ir nemlich aŭch, vnd erſchlŭgen uil der Criſten. Die andern flŭ-

[1]) Dazu am Rand: „oder pfutzin“. [2]) Verbessert aus ursprünglichem „reinaldus“.

B (Bl. 7a Z. 14)

. . . vor dem thore des Caſtels[1]) [Holzschnitt] [7b] ◐ Zû der einen ſeyten was ein pfûcz oder Ciſtern Vnd nahent dar bey an der andern ſeyten was ein anwallender brunn Vnd bey dem brun-

[1]) Der ganze Satz bzw. Kapitelschluß, zu dem diese Worte irrtümlich hinzugezogen worden sind, lautet: Da rüſteten ſy ſich ſchnell wider ſy vnd belegten das Caſtel darjnn ſy waren zornigklich wann ir vnſeglichen vil was vor dem thore des Caſtels.

Z (Bl. 7b Z. 18)[1])

◐ Wie ſich Reinhardus der Criſten Haubtman zû wer ſtellete gegen den Tůrcken ꝛc.[2])

(Z[3])v der einen ſeitten deß Caſtells was ein pfütze oder ziſtern. vnd nahent darbey an der andern ſeytten war ein wallender prunn. vñd bey demſelben

[1]) Z. 17 (und damit das Kapitel) schließt: wann ir vnſeglich vil was. „vor dem thore des Caſtels“ bleibt also *ganz weg!*

[2]) Von Z selbständig eingeführte Überschrift.

[3]) Zwei Zeilen hoher, xylographierter Initial.

Robertus

Obsessi itaque[1]) in tantam sitis angustiam devenerunt, quod[2]) venis equorum incisis boumque et asinorum aliarumque pecudum sanguinem eliciebant et bibebant. Alii terram humectiorem[3]) fodiebant, et sic ori apponebant, ardoremque sitis temperabant. Alii[4]) urinam suam in vase, aut in manibus suis mingebant[5]), et, quod dictu mirabile[6]) est, absorbebant. Quid plura? Nullum erat vitae solatium, ubi[7]) sola mors pereuntibus[8]) erat subsidium.

[S. 734]

Capitulum IX.

De apostasia Rainaldi principis[9]).

Nec leviter tactus Rainaldus, apostata factus,
Abjurando Deum, se probat esse reum[10]).

Tandem[11]) princeps illorum Rainaldus, cum Turcis furtivum iniit foedus, malens temporalem[12]) vitam retinere, quam pro Christo mor-

[1]) *autem*] M. Z. Bs. [2]) *ut*] C. [3]) *humidiorem*] G. *humectatiorem*] Z. [4]) *Quidam*] Z. Bs. [5]) *suscipiebant*] U. Z. Rr. [6]) *horribile*] K. L. S. T. X. *miserabile*] U. [7]) *nisi*] S. Bs. Rr. [8]) Om. *pereuntibus*] Y. [9]) Sic. D. [10]) Om. hos versus C. E. T. U. V. Y. Z. [11]) Om. *Tandem*] A. [12]) *tentare*] Rr.[2].

W

große phin dar vmb wan ſie gebreſten, vnd mangel hatten von des waßers wegen Abir iz was ſanct michelz tag den da ein igliche ſele die da geleübig iſt ſal ere[1]), Die da abir vmb leyt warent, Die koment zü alſo großem Dorſte, daß ſie vſſ ſnydent die adern der pherde vnd der Rinder

[1]) den da… ſal eren] man beachte, daß sich hier W mit R, B u. Z trifft, während die anderen Redaktionen die Stelle nicht überliefern, übereinstimmend mit den Codices F. K. L. N. S. T. X. und dem Druck Y.

M

vnd pein von mangel des waſſers, do was dj hochczeit des heiligen ſant michels Vnd alſo waren ſi beſeſſen vnd chomen in ſelich nött vnnd angſt von durſt daz ſi den roſſen eſeln vnd rindern dj adern auffluegen vnd das plůt das heraus ran trancken Etleicher grůb auß daz feicht ertreicht vnd habten das an den mund Vnd linderten da mit den durſt Etleich truncken iren aigenen harm, vnd alſo heten ſi chain freüd noch troſt zeleben dann allain den tod zehilf, Darnach der

h

kain waßer [83b″] hön mochten Därvmb die criſten ſchwaurlichen gepinget wurdenn von gepruchs wegen des waſſers Das beſchach an ſant michels tag do die criſten inn ſo angſtlichem durſt wauren der was ſo groß dz ſy den pfärden elſlen (!) vnd den rindern ire audren offnetten vnd dz blüt daurus zochen vnd es druncken etlich grüben uß die fychten ſchollen des erdtrichs vnd ſugent die den durſt zeerleſchent vnd etlich viengen Jren aigenn haren

l

gantz kain waßer mochten gehaben Dar vmb die vnßern ſchwärlichen gepeiniget wurden von geburd (!) des waßers Es was auch ſant Michels tag da die Criſten in ſollichem angſtlichen Durſt waren Der was ſo gros das ſy den pfärden eßlen vnd den rindern jre audern öffnotten oder ſchlůgen Vnd das plůt dar aus ließen vnd das truncken Etlich grůben auf die füchten ſchollen des ertrichs vnd ſugent die den turst zelöſchen Etlich viengen ir aigen harn Das doch grußelich zů

E

dy zůkünfft der Türken, ader dy türcken forchten ſich nicht, vnd vnůorczagt lyffen ſy vff yhn, vnd totten vil dy mit ym woren, dy ahnderen flohen vff das Sloß, dy türcken namen vnd abſtachen den vnſeren das waſſer, deſhalben dy vnßeren grolße not leyden muſten, Es was ahn ſand Michels tag, do dy vnſeren alſo vmlegt würden von den türcken, vnd qwomen yhn ſôliche großße qwole vnd ängſte, waſſers halben das ſy den pherden, Ochſen, Eſelen, vnd anderen yren tyren das

R

ken namen jnen das Waſſer gåntzlich vnd gar, vnd haben ſie auß mangel deß Waſſers in groſſe Pein gebracht, Es war aber im Herbſtmonat auff S. Michels tag, den ein jeder frommer Chriſt feyren ſol, vnd kamen die Chriſten die belågert waren, in ſolche angſt Durſts halben, daß ſie den Pferden zur Ader lieffen, vnd der Ochſen, vnnd Eſel, vnd anders Viehs Blut herauß namen vnd daſſelb truncken, Andere gruben die feuchte naſſe Erden herauß, vnnd

G

toghen. ende om groot gebrec des waters ſyn ſi int middel van hem gelopen Also die kerſten die beleghen waren ſyn gecomen in ſoe grote banghicheit des dorſt. dat ſi vten aderen ende ſenen der peerden koeyen ezelen ende anderen beeſten welcten(!) bloet ende dronckent. die ander groeuen die vuchtighe aerde ende ſteldenſe voer haren mont om den dorſt te ſliſſen Die ander piſſeden in een vat. ende dz vreſelic is droncken ſe. wat ſel ic meer ſegghen Daer en was gheen

m

hen Inn das Caſtelle. Aber die turcken gewunnen die prunnen. Das die Criſten gantz kain waſſer,[1]) [200 b] mochten gehon, Darumbe die vnnſern ſchwerlich gepainiget wurden, von geprüch wegen[2]) dez waſſers, Es was auch Sant Michels tage. da die Criſten Inn ſolichenn groſſen vnd angſtlichen

[1]) Der Rest der Seite bleibt, offenbar für eine Illustration, frei. [2]) „geprüch wegen" ist nachträglich an die Stelle einer nicht mehr entzifferbaren anderen Lesart gesetzt worden.

B

nen her auß zoch Reynardus der criſten hauptman vnd ſtellet ſich ze wer - vnd wartet irer zůkunſt Aber die türcken begerten ir nåmlich auch vnd erſchlůgrn (!) vil der criſten. Die andern fluhen in das Caſtel Aber die türcken gewunnen den brunnen Eiſtern (!) vnnd pfüczen das die criſten gancz dhein waſſer gehaben mochten Darumb die vnſern ſchwerlich gepeinigt warden von gebruch wegen des waſſers Es was auch ſant michels tag den doch

Z

prunnen zoch heraus Reinhardus der criſten haubtman vnd ſtellet ſich zůwere. [Bl. 8a] wartet irer zůkunſſt. Aber die türcken begerten ir manlich vnd erſchlůgen ir auch vil. vnd die andern fluhen wider in das caſtell. Aber die türcken gewunnen yn den prunnen ab vnd die pfützen das die criſten gantz kein waſſer gehaben mochten. darumb die vnſern ſchwerlich gepeinigt wurden gepruchs halb deß waſſers. Das geſchach vmb ſant Michels tag den ein yede

Robertus

tem in tali martyrio [1]) subire [2]). Dispositis itaque agminibus suis, simulavit cum adversariis [3]) inire congressionem; sed mox, ut exiit, fecit ad illos [4]) cum multis aliis [5]) digressionem. [*Hier kein Kapitelende*, *sondern unmittelbar angeschlossen:* Heu! heu! meticulosus miles . . . . .]

---

[1]) *periculo*] D.E.R. [2]) *sustinere*] D. E. [2]) *turmis et agminibus*] E. [3]) *adversariis suis*] F. [4]) *ab illis*] Rr. [5]) *cum multis*] D. E.

W

vnd der eſel vnd der andern vehe, vnd ſogen daz blüt dar vz vnd drüncken iz, die andern die grübent füchte ertrich vnd leiten is vür yren münt, Vnd alſus vbir gingen ſie ir hitze dez dürſtes. Ein deil die ſangent iren harn in krüge ader in ir hende, vnd drunckent iz Waz ſal da von vil redde, da enwaz kein droſt [165b] des lebens da der dot waz alleyne eine helffe Den die da vürdürben, Zü leſte da machte ir fürſte Raynardus mit den türken heymlich vnd düfelich fryde

M

hauptman Rainald dinget haimleich ab mit den türgken. vnd wolt mer das zeitlich leben haben dann den tod durch gotz willen leiden vnd ſchickt ſein volck zerott. als er mit den türken fächten wolt vnd zehant als er her aus kam zü in da floch er dauon

---

h

das doch grüſenlich zeſagen iſt vnd druncken den was ſol ich me ſagen klainne kurtzwyl dā was dŏ kain hilff dann allain der toud //

[Z]E letzt traff der criſten höpt-[84a'] man Rainaldus ainen frid mit den türggen dieplich vor ſinem volck wann er wolt lieber zitlich leben dann vmb criſten glouben in die marter gŏn vnd machte mitt den ſinen ain geſchick ze glycher wys als ob er mit den vynden treffen wölt Aber

l

ſagen iſt vnd truncken den Was ſol ich ſagen es iſt claine kurtzweil Da kain hilf iſt dann der tod zü leſt traf der Criſten hauptman rainaldus ainen frid mit den türcken dieplich vor ſeinem volcke Wann er wolt lieber zeitlich leben Dann umb Criſtenlichen gelauben in die marter gan Vnd machet mit den ſeinen ain ſchycke zü geleicher weiße als ob er mit den veinden träffen wölte Aber als pald er her aus kam Da floch er mit vil der ſeinen

E

blůt aůß den oderen můſten laſſen, vnd trincken, etzliche müeſten dy feuchte erden tyeff aůſgraben, vnd do mit yn yrem munde den dorſte leſchen, etzliche behyelden yhr eygen netze vnd von anderen vnd trunken dy, etzliche taten yr eygen waſſer awß yrem leybe yhn yre hende, vnd trůnken das wider, was ſol ich mehr ſagen, keyn hülffe was do des lebens, da alein dy zůkůnfft des todes kegenwertig was, Darnach Reinoldus vnſer fürſte, befridet ſich heimlich mit den Türcken, vnd wold lyber

R

ſetzten es an das Maul, die Hitz vom Durſt damit zuſtillen, Etliche empfiengen jren eygenen Harn in Geſåſſen, oder mit eygenen Hånden, vnd das wunderbarlich zuſagen iſt, truncken denſelben alſo, Was ſol ich mehr ſagen, da war kein troſt deß lebens, da war keine andere hůlffe dann der Todt.

Endlich macht jhr Fůrſt Reinhardt mit dem Tůrcken ein heimliche Bůndtnuß, vnnd wolt lieber das zeitliche Leben vnderſtehen zuerhalten, dann den Todt vmb Chriſti

G

hoep des leuens waer alleen die doot was toeuerlaet Deſe aldus in druc weſende ſo heeft haer prins een heymelike valſche beloof te an gegaen metten torken. lieuer hebbende dat tytlike leuen te behou [8b″] den. dan voer criſto martelar te ſteruen. Aldus dan ſyn ſcaren geſtelt weſen de om haer vianden te beuechten. ſo heeft hi hen beueynſt recht of hi hadde willen die torken belopen. maer te hans als hi wt was ghegaen ſoe heeft hi met veel ander totten torken geuloden.

---

m

durſten waren, Der was ſo groß das ſie den pferden Eſeln meúlern vnd den, rindern Ire audern offnetten vnd ſchlůgen, Das plůtt darauß lieſſen zohen vnd das truncken. Ettlich grůben auß die feuchten ſchollen des erttreichs vnd ſůgent die, den turſt ze leſchen. Ettliche fiengent Iren aignen Harn Das doch grauſamlich zů ſagen iſt, vnd truncken den, was ſoll ich ſagen, Es ist klaine kurtzweil da kain hilff iſt. dann der todt. Zůletſt traff der Criſten

B

eyn yeglich glaubig ſel eren ſol [1]) Aber da die criſten mit ſôllichem engſtlichen durſt vmbgeben waren der ſo groß was das ſy den pferden eſeln meülern vnd den rindern ir adern ôffneten oder ſchlůgen vnd dz blůt darauß lieſſen vnd das truncken. Etlich grůben auß die feüchten ſchollen des erdtreichs vnd ſaugten die den durſte zelôſchen. Etlich viengen iren eygen harm Daz doch grauſamlich iſt zeſagen vnd truncken den.

Z

glaubige ſeel eren ſol. Aber do die criſten mit ſolichem engſtlichem durſt vmgeben warent der ſo groß was das ſy den pferden eſeln meülern vnd rindern jr adern ôffneten oder ſchlůgen vnd das plůt daraus lieſſen vnd es truncken. Etlich grůben aus die feüchten ſchollen deß ertrichs vnd ſaugten die den durſt damit ze leſſchen. Etlich viengen iren aigen harm. das doch grauſamlich iſt zeſagen vnd truncken den. Was ſol ich ſagen. es

Robertus	W	M
	Wan er wolde lieber zitlich lebin wan vmb criſtus willen den dot in alſolichir martebunge (!) liden, Vnd er machte ſich vff rehte als er wolde mit den türken fechten Abir glich da er vs dem caſtel quam da machte er ſich dar von mit vil andern leyder.	

	h	l
	als bald er heruß kam dō floch er mit uil anderen mit im vnder die türggen vnd blaib do mitt in Als er vor hett mit in übertragen.	vnder die türcken Vnd belaib mit in Als er vor mit jnen het an gelegt.

E

ſeyn leben behalden, dan yn ſőlicher marter vorlyßen, Ehr ſchickte ſeyn ſpitzen, als wőlde ehr mit den turcken ſtreiten [88b] ader als balde er awß dem Sloß qweme, mit allen den ſeinen reyte ehr zu den Tűrcken, gar geryngklich wardt dyſer Reinoldus, eyn abtrűnner vnd eyn meinediger.

R

willen durch ein ſolche Marter leiden, Als er nun ſein Kriegßvolck in eine Ordnung hette geſtellt, nam er ſich an, als der mit den Feinden ein treffen thun wolte, aber ſo baldt er hinauß gezogen, iſt er von jnen ſampt andern vielen abgewichen.

G

---

m

Haupttman Rymaldus[1]) ainen frid mit den türcken diepliche vor ſeinem volcke, dann er wollt lieber zeittlich leben, Dann vmb Criſtenlichen glauben In die martter gōn Vnd machet mitt den ſeinen ain ſchicke zů gleicher weiſe als ob er mit den feinden treffen wöllte Aber als pald er herauß kome, Da floch er mitt uil andern *der ſeinen* vnder die türcken vnd belaib bey In als er uor mit Inen das hett betragen vnd angelegt.

[1]) Dazu am Rand: „raynardus".

B

was ſol ich ſagen. Es iſt kein kürczweil da kein hif (!) iſt dann der tod ¶ Zůletſcht traff der criſten hauptman Reynardüs einen frid mit den türcken dieplich vor ſeinem volck. wann er wolt lieber zeitlich leben dann vmb criſten glauben in die marter gon Vnd machet mit den ſeinen ein ſchick zů gleicherweiß als ob er mit den veinden treffen wőlt Aber als bald er herauß kam do floch er mit vil der ſeinen vnder die türcken Vnd er beleyb mit jnen als er vor mit in het angeleget [1]).

[1]) Ende der Seite. - Bl. 8a O du verzagter ritter etc.

Z

iſl (!) [1]) kein kurtzweil do kein hilff iſt dann der tode. ¶ Zůletſt traff der criſten haubtman ein frid mit den tűrcken dieplich vor ſeinem volck. dann er wolt lieber zeitlich leben dann vmb criſtenlichs gelaubens willen in die marter gon. Vnd macht mit den ſeinen ein geſchick vnd ordnung zů gleicherweiſe als ob er mit den veinden treffen wőlt. aber alſbald er heraus kam do floch er mit vil der ſeinen vnder die tűrcken. vnd er belibe bey yn als er vor mit yn het angelegt.

[1]) ſl ist Ligatur, die an Stelle von ſt verwandt worden ist.

Beilage 6, b.

Robertus (Rec. III. 761 Z. 28)

... ardescunt animo, et sicut aquila fertur in praedam,

Quam vox pullorum stimulat jejuna suorum,
Sic, ira accensa, penetrarunt agmina densa.

O quantus ibi fragor armorum, quantus strepitus confringentium lancearum, [S. 762] quantus clamor morientium, et quam hilaris vox pugnantium Francorum, militare signum suum altis vocibus conclamantium! Congeminantur illae voces, dum eas recipiunt et recipiendo emittunt concava vallium, cacumina montium scissurae rupium. Miseri quos primum inveniunt, quia nunc homines, nunc sola cadavera fiunt, quos non tegit lorica vel clypeus et quos non adjuvat sagitta vel sinuatus arcus. Ululant, gemunt, terram morientes calcibus terunt, aut procumbentes herbam mordicus scindunt. Hos repentinos sonitus dum longe positi percipiunt, alii gratulantur, alii moesti fiunt. Franci intelligunt militare signum suorum pugnantium; Turci vero lamentabiles gemitus suorum morientium. Torpescit stupefacta manus iniquorum; convalescit jam fatigata manus Christianorum.

Cap. XII. De adventu Podiensis episcopi et comitis Raimundi.

Interea dum Turci, qui nostros impugnabant, ad montana respiciunt, conspiciunt Podiensem Episcopum et comitem Raimundum cum reliquo exercitu militum et peditum de montibus descendere, suosque invadere: obriguerunt timore magno prae multitudine bellatorum, putantes quod aut supernis de sedibus bellatores compluissent, aut de ipsis montibus emersissent. Iterum praelia innovantur, recenterque plurima Turcorum millia prosternuntur.

Quid faceret Turcus populusque per omnia [spurcus,
Ni sua terga daret, quo venerat et remearet:
Sed qui cauda prius fuerat caput incipit esse;
Sicque caput caudam sequitur, fugiens fugientes.

Cap. XIII. De nostrorum resumpta audacia, et quanta fuerit strages Turcorum.

Nostri quoque, qui jam prope in suis erant

h (Bl. 99a' Z. 17)

... Dŏ wurden ſy enzündet vnd begirlich als ain adler ylet zefachent ſinen hungrigen kinden die ſpys Alſo durchdrungen ſy die türggen her mitt gewaltt do hortte man clingen [99a''] die wauffen vff den den (!) wauffen vnd ſechen die lantzen brechen durch die türggen Die frannzoſen die erſt kamen die lieſſen frölich Ir kryd erklingen gott wills gott wills Där by die die by boemundum wauren hortten dz in was hilff von gott komen vnd ſy ſchrüwen hin wider gott wils gott wils ſo kecklich Das die göttlich kryd erfult berg vnd tal die türggen vielen toud nider kain wauffen halff ſy daufür In dem ſo ſachen die türggen an dem berg erſt komen ain groß volck das wauren der biſchoff von boden Vnd gräff rainmundus mitt [99b'] dem v̂brigen züg manlicher ritter vnd knecht Do erſchracken die türggen ſer vnd übel von der mengy der criſtenlicher ritter vnd gedächten aintweders dz volck iſt in von himel herab geſendt oder uß dem berg entſprungen Do wurden uff ain nüwes uil türggen zetod er-

I (Bl. 19a Z. 6)

. . . Da wurden ſy entzündt vnd begirlich Als ain adler eyllet zevachen ſeinen hungrigen kinden die ſpeiß Alſo durch trang er der türcken hör mit gewalt, Da hört man klingen manigvalt / Als ſy mit in trauffen / Die wauffen auf den wauffen / Die lantzen wurden prechen / Der türcken vil erſtechen / Frölich ward er franckreichiſchen ſtym / Den türcken ward der tod ſo grym / Got wils got wils die vnßern rüften / Darbey poemundus ritter prüften / Da jm was hilf von got komen / Als bald ſy aber das vernomen / Got wils got wils die wider ſchryen, so käcklich das die götlich kreyen/Ward erfüllet berg, vnd tal / Die türcken viellen über al / Nach beim leben was der tod / kain wauffen half für dißе not / Die vnßern wurden friſch vnd fro / Die turcken ſchryen Mardayo / Der bößen hand ward nider gedruckt / Der criſten macht ward auf geruckt / In dem ſachen die türcken an den berg erſt koment ain groſse ſchar Das was der piſchof von bodem vnd grauf roymündus mit dem übrigen züg man-

B (Bl. 22b Z. 11)

. . . da wurden ſy entzůndet vnd begirlich als ein adler eylet zeuahen ſeinen hungerigen kinden die ſpeyß. ◐ Alſo durch trang er der tůrcken hőr mit gewalt Do hőrt man klingen manigualt Die waffen auf den waffen Die lancz [Bl. 23a] en wurden ſeer prechen Vnd der tůrcken vil erſtechen Frőlich ward der franczoſiſchen ſtymb Den tůrken ward der tod ſo grymb Got wils got wils die vnſern růfften Dabey Boamundus ritter průfften Das jn waß hilff von got kummen Als bald ſy aber dz vernummen Got wils got wils ſy wider ſchryen So kecklich dz die gőt(!) kreyen Ward erfüllet jn berg vnd tal Dye tůrcken vielen ůberal Nahent bey dem leben was der tod Kein waffen hallff für dieſe nott Die vnſern wurden friſch vnd fro Die tůrcken ſchryen mordayo Der bőſen hand ward nider gedruckt In dem ſahent die tůrcken an Den berg da koment dye man Der biſchoff von Bodem mit einer groſſen ſchar Der graff Raymund koom mit dem ůbrigen zug dar.

Z (Bl. 24a Z. 4)

. . . do wurden ſy entzündt vnd begirlich recht als ein Adler eilt zefahen ſeinen hungrigen iungen die ſpeis. Alſo durchtrang er der tůrcken heer mit gewalt. do hőrt man klingen manigfalt. Die waffen auff den waffen. Die lantzen wurden ſeer vnd vaſt prechen. vnd der tůrken gar vil erſtechen. Frőlich ward do der frantzoſen ſtymme. dem tůrkiſchem volk ward der tod ſo grymme. Gott wills gott wills die vnſern rüfften. darbey boadmundus ritterſchafft wol průfften. Das yn was hilff von gott dem herren kummen. als pald ſy aber das nun vernummen. Gott wills gott wills ſy hin wider ſchreyen. ſo kecklich das die gőtlich kreyen. Wart erfült überal in perg vnd tal. die tůrcken die vielent überal. Nahent bey dem leben was yn der tod. kein waffen halff ſy für diſe not. Die vnnſern wurden friſch vnd fro. die tůrcken ſchryent mordayo. Der bőſen hand ward nider getruckt. vnſer volck ſich zůſamen ſchmuckt. In dem ſahent die tůrcken an. den perg do kament die

Robertus

inclusi tentoriis, iterum resumpto spiritu animantur, et sua vulnera gravesque injurias de hostibus ulciscuntur.

Qui prius instabant, fugiunt per devia quaeque:
Nec curant quorsum, vel in antea sive retrorsum;
Sed miles Christi prosternit eos nece tristi:
[763] Sanguine terra madet, montis rubet un-
[dique clivus,
Completurque simul fluctanti sanguine rivus
Corpora caesorum tot erant prostrata per agrum,
Quod nisi vix ullus currere quibat equus.

Ab hora igitur diei tertia usque noctis crepusculum conflictus ille continuus fuit; et mirum esse poterat unde tanta gens aggregata fuerat. Sed ut asserebant qui se melius scire arbitrabantur, Persae, Publicani, Medi, Syri, Candei, Sarraceni, Agulani, Arabes et Turci ibi convenerant, et superficiem terrae cooperuerant, sicut locusta et bruccus, quorum non est numerus.

Cap. XIV. De pugnae victoria et Christianorum laude et laetitia.

Nox quippe litem diremit magnoque fuit illis praesidio; quoniam, nisi tenebrae eos occuluissent, pauci ex tanta multitudine superfuissent.

Gloria magna Deo, tali tantoque trophaeo,
Qui perimit nocuos, glorificatque suos!

Nostri itaque, compellentibus tenebris, ad sua tentoria reversi sunt .....

h

ſchlagen wz hilff mocht do der türgg ſüchen wann die flucht der wallſtatt was bedecket foller tötter türggen dz nieman kunnd dă ritten noch gŏn vnd das ſtrytten weret bis zü aubend dz man wunder hette darab von wannen das volck alles wer [99b''] komen. Aber die das wiſten die ſagtenn wie ſy ſich do geſamelt hetten die von perſen publicani medani ſyren Caldeyen Sarraceni aguliani arabyar vnd türggenn Ir was ăch ſouil das ſy das ertrich bedackten vnd erfulten recht als die höſchrickell vnd die kefer die man nitt gezelen mag Die nacht machet ain ennd des ſtrytes vnd halff den übrigen türggen vß Irer nŏt wann hetten ſy die vinſterin der nacht nit bedeckt es werenn wienig Inen engangen //

[A]Ch lob vnd ere vnd danck ſy gott zügelegt der do ſine vyend veriagt [100a'] durch dz volck der criſtenhait des loben wir die raine(n) maid Maria die Criſtum rain vnd künſch gebar die helff vns ăch an der engel ſchar Alſo wurden (!) criſten von übrig*er* vinſterin getzwungen dz ſy wider müſt*en* Ir leger ſüchen.

I

licher ritter vnd knecht, Da erſchracken ſy vil ſere von der mangin der Criſtenlichen ritter Vnd gedachten die von himel her ab geſendt ſein gächlingen Oder aus dem berg entſprungen wären Da wurden auf ain newes vil taußent türcken zetod erſchlagen Was hilf mocht da der türck erfünden / Wann das er floch zů weib vnd zů kinden / Hinwider [19b] haim in ſein haus / Wann ir vechten was gar aus / Alſo ward der erſt der leſt / Wer wol floch der ward der peſt / Die vor hin hinder wurden getruckt / Poemundus höt die ſelben her für ruckt / Die wurden frölich got wils ſprechen / Vnd ir laid an den türken rechen / Die fluchen berg vnd wilde tal / Die criſten eyltens über al / Das veld ward rot von türcken plůt / Alſo ward gevärbt des waßers flůt / Die wallſtat ward bedecket wol / Totter türcken was es ſo vol / Daz da nyemant kund gan noch reitten / Von frů bis zů aubent wert das ſtreitten / Das man wunder het genomen / Von wannen das volck wär alles komen / Aber die es wiſten die ſagten / Wie ſich da geſamelt hetten / Perßen publicany

B

mit manlichen rittern vnd knechten Da erſchrackent die tůrcken von jrem vechten Von der criſtenlichen ritter ſchare Vnd gedachtent ſy wårent von hymel dare Geſenndet oder auß dem berge entſprungen Do warde ſo gar vaſt auff dye tůrcken gedrungen Waß hilffe mocht da der tůrck erfindeu(!) Wenn das er floch zů weyb vnd zu kinden Hin wider heym ju (!) ſein hauß. wann jr vechten was gar auß Alſo ward der erſt erlőſt. wőlcher wol floch der ward der beſt Dye vor hin hinder waren getruckt Boamundus hőr die ſelbigen her für ruckt Die wurden frőlichen got wils ſprechen Vnd jr leid an den tůrcken rechen Die fluben berg vnd wilde tal Dye criſten eyltens ůberal Dz veld warde gar rot von tůrckenn blůt. Alſo warde gefårbet des waſſers flut Dye walſtat ward bedeckt wol Toter [23b] tůrcken was es ſo vol das da niemant kund gan oder reyten von frů biß ze abencz werot daß ſtreiten. das man wunder het genomen von wannen das volck alles wår komen Aber die es weſten die ſagten wie

Z

man. Der biſchoff von podem mit einer groſſen ſchar. der graff raymund kam mit dem überigem zůg dar. Mit gar manlicher ritterſchafft vnd vil knechten. do erſchrackent die tůrcken vaſt übel [24b] vor irem vechten. Das do geſchach von der criſtenlichen ritter ſchar. vnd gedachten ſy werent von himel dar Geſendet worden oder aus dem perg entſprungen. do ward ſo gar vaſt auff die tůrcken getrungen. Was hilffe mocht do der tůrck erfinden. dann das er floch zů weibe vnd zů kinden. Hinwider heime in ſein haus. wann ir vechten das was do garaus. Alſo wurden ſy do erleſt. welicher wol floch der was der beſt. Die vor hinhinder wurden getruckt. boadmundus heer dieſelbigen herfür ruckt. Sy wurden frőlich gott wills ſprechen. vnd ir layde an den tůrcken rechen. Sy fluhent hohe perg vnd wilde tal. die criſtenleute übereiltens überal. Das veld ward gar rot von der tůrcken plůt. alſo ward geferbet deß waſſers flůt. Vnd die walſtat ward bedecket wol. Toter tůrcken was es ſo vol. Das do niemant kund gegon oder reiten. von

I

medien Syren Caldeyen Saraceny Angulany Die von Arbayci vnd türcken Ir was auch ſo vil das ſy das ertrich bedackten vnd erfülten Als die häſchrickel vnd die köffer die man nit erzellen mag Die nacht machet ain ende des ſtreittes Vnd half den übrigen türcken aus jrer not Wann hette ſy die vinſtern nacht nit bedeckt jr wären lützel von in ergangen Oder von in komen Gros lob vnd ere ſey got geſagt / Der da ſein veind alſo verjagt / Des loben wir die raine maid / Die criſtum rain vnd küſch gepar / Die helf vns an der engel ſchar. Alſo wurden die vnſern von übriger vinſtrin bezwungen das ſy wider můſten ir leger ſůchen.

B

ſich da geſamnot heten Perſen Publicany Medien Syrien vnd Caldeyen Sarraceny Angulany Arabes vnd türcken. Ir wz auch ſo vil überal Dz ſy bedackten berge vnd tal Als die hewſchrecken auff den velden Das man nit erzelen mag noch melden Die nacht macht ein ende des ſtreiten Vnd halb (!) den übrigen türcken von dannen reiten Auß jrer not von der criſtenlichen ſchar Sunſt weren ſy all beliben gar Lob vnd eer ſey dir got geſagt Der da ſein veind alſo veriagt Des loben wir die reinen magt Die aller eren ein kron auf tregt Vnd die jheſum rein vnd keüſch gepar Die helff vns an der engel ſchar. Amen. ¶ Alſo wurden die vnſern von übriger vinſternuß bezwungen dz ſy wider jr leger můſten ſůchen.

Z

morgentz frů biß zů abentz ſpat weret das ſtreiten. Das man wunnder hett genummen. von wann das volk alles wer kummen. Aber die die es westen. die ſagten wie ſich do geſamlet hetten. Perſen Medien Siren vnd Publicany. Caldeien Sarraceni vnd auch Angulany. Arabes vnd Tůrcken der was auch ſouil überal. das ſy bedeckten perge vnd tieffe tal. Als die heüſchrecken auff den velden. das man nit mag ertzelen noch melden. Aber die nacht macht ein ennde [25a] deß ſtreiten. vnd halb (!) den überigen tůrcken von dannen reiten. Aus irer not von der criſtenlichen ſchar. ſunſt weren ſy beliben all gar. Lob vnd eer ſey dir gott herr geſagt. der ſo ſein veind alſo veryagt. Deß loben wir auch die reinen magt. die aller eren ein kron auff tragt. Vnd die iheſum criſtum rein vnd keüſch gepar. die helff vns an der engel ſchar. Amen ¶ Vnd alſo wurden die vnſern von überiger vinſternuß betzwungen das ſy wider ir geleger můſten ſůchen.

Beilage 6, c.

Robertus (Rec. III. 786 Z. 11).

Ibi Turco nec toxicata sagitta proficiebat, nec equi velocitas subveniebat. Ibi majorem stragem pedites egerunt [1]), quam qui equis praesidebant [2]), quoniam seriatim, ut falcator prata vel messem, detruncabant. Illic satiari possent [3]) enses et tela aliarum gentium Turcorum sanguine; sed quia Francigenarum erant, nec obtundi poterant, nec repleri cruore. Nostri tantum pugnabant illi patiebantur; nostri percutiebant, illi moriebantur. Nec tantum infatigata manus dilaniare poterat, quantum quod dilaniaret [4]) repperiebat. Inter vivos mortui stabant, quia, suffulti densitate vivorum, cadere non poterant; et tanta calamitas eos oppresserat, quia [5]) alter alterum ad [6]) mortem opprimebat. Tantus illos timor invaserat, quia subsequens praecedentem, ut fugere posset, prosternebat [7]).

---

[1]) *Agebant*] T. — [2]) *Insidebant*] Z. — [3]) *Poterant*] V. *Potuissent*] Z. — [4]) *Laniaret*] D. F. K. T. Y. — [5]) *Quod*] Z. hic et infra. — [6]) *In*] Z. — [7]) *Praecedentem, ne fugeret, prosternebat*] D. *Impellebat*] Z.

h 116 a″ Z. 10.

vnd do mochtent den türggen nit hilfflich ſin weder ir giftigen pfil noch ſchnelle pfert vnd do möchten alle wauffen vnd ſchwert der criſten an den türggen vrdrütz worden ſin von der türggen blüt die criſten tatten anders nitt denn fechten die türggen ließen alſo in ſy flachen wann vor groſſen gedreng kunden ſy ſich nitt weren die tötten ſtünden alſo zwiſchen den lebenden vnnd mochten vor den dring-[116 b′]enden nit niderfallen Sy wären in föllichen nötten das ſy vnder in ſelbs fil erdruckten vnd erdrungen vnd die hindren die vordren erſtachen där vmb dz ſy deſter bas gefliehen möchten Es halff ſy aber alles nit ſy wauren in gotes zorn [1]).

---

[1]) **Es halff ..... gotes zorn] Zusatz von h wie oft am Kapitelende.**

l 30 b. letzte Z.

Da mochte [31 a] den türcken nicht hilflich ſein weder ſeine giftigen pfeille noch jre ſchnelle pfärde Da machten die füßknecht vil größer manſchlacht Wann die reittenden Wann was ſy an komen Das ſchlůgen ſy der nider Als die ſchnitter dem korn tond Da mochten alle wauffen vnd ſchwert an dem volck vrtrüczig worden ſein von der turcken plůt Aber der franczoßen ſchwert hetten kain benügen Sy mochten auch von jrem ſchweiß nicht erfüllet werden Die vnßern tätten anders nicht dann vechten Die türcken lytten die vnßern ſchlůgen Jene ſtarben Es möcht auch nit ain růette hand nit ſo vil der nider reißen Als ſy kom zerißen Die totten ſtonden zwiſchen den lebendigen vnd mochten vor den tringenden nicht nider vallen ſy waren in folichen nötten das ſy vnder in ſelber vil der nider trungen Sy waren in follichen ſorgen das die hindern die vordern erſtachen das ſy deſter bas geſliechen möchten.

DRUCKFEHLERVERZEICHNIS.

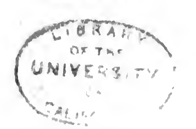
Seite 39 Zeile 13 kein Anführungszeichen hinter „Heerzugs".
„ 51 „ 11—15 sind, weil rot, in eckige Klammer zu setzen.
„ 54 „ 23 fehlt nach „umfassend" das auf die Fußnote verweisende [1]).
„ 77 „ 29 lies „er" statt „es".
„ 80 „ 12 lies „Annahme" statt „Annahmen".
„ 81 „ 21 lies „der kaiſer" statt „derkaiſer".
„ 89 „ 28 lies „solchen" statt „solches".
„ 94 „ 6 lies „oben [1])" statt „oben [2])".
„ 99 „ 17 kein Fragezeichen nach „Praedicatorum".
„ 102 „ 24 füge ein „nur" nach „Ich beabsichtige".
„ 104 „ 4 füge ein „für" nach „machen".
„ 104 „ 5 kein Anführungszeichen hinter „rome geleich".
„ 107 „ 24—25 lies „ab- gedruckten" statt „ab.- gedruckten".
„ 120 „ 17 keine Klammer vor „Formen".
„ 129 letzte Zeile lies „vf" statt „f".
„ 138 Zeile 4 der Fußnote lies „heißen" statt „heissen".
„ 144 „ 21 zwischen „richtiger" und „der" schiebe ein „durchläuft".

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
ZUR
SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE
DER GERMANISCHEN VÖLKER.
HERAUSGEGEBEN VON
A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.
97. HEFT.

DIE BEGRÜNDUNG DER ERNSTEN BALLADE DURCH G. A. BÜRGER.

VON

VALENTIN BEYER.



STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN VON

A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.

1.—95. Heft. 1874—1905. ℳ 392.20.

I. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von Wilhelm Scherer. I. Zu Genesis und Exodus. 8. VIII, 77 S. 1874. M. 2.—

II. Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi, mit einem Abriss seines Lebens und seiner Dichtung hrsg. von Ernst Martin. 8. 97 S. 1874. M. 2.40

III. Über die Sanctgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls des Grossen. Von R. Henning. 8. XIII, 159 S. 1875. M. 4.—

IV. Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Eine litterarhistorische Untersuchung von Erich Schmidt. 8. 122 S. 1875. M. 3.60

V. Die Vorreden Friedrichs des Grossen zur Histoire de mon temps. Von Wilhelm Wiegand. 8. 86 S. 1875. M. 2.—

VI. Strassburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im XIII. Jahrhundert von Gustav Schmoller. 8. 35 S. 1875. M. 1.—

VII. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von W. Scherer. II. Heft. Drei Sammlungen geistlicher Gedichte. 8. 90 S. 1875. M. 2.40

VIII. Ecbasis captivi, das älteste Thierepos des Mittelalters. Herausgegeben von Ernst Voigt. 8. X, 105 S. 1875. M. 4.—

IX. Über Ulrich von Lichtenstein. Historische und litterarische Untersuchungen von Karl Knorr. 8. 104 S. 1875. M. 2.40

X. Über den Stil der altgerman. Poesie von Rich. Heinzel. 8. VI, 54 S. 1875. M. 1.60

XI. Strassburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert von Gustav Schmoller. Mit einem Anhang: enthaltend die Reformation der Stadtordnung von 1405 und die Ordnung der Fünfzehner von 1433. 8. IX, 164 S. 1875. M. 3.—

XII. Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrh. von Wilhelm Scherer. 8. X, 146 S. 1875. M. 3.50

XIII. Die Nominalsuffixe a und â in den germanischen Sprachen. Von Heinrich Zimmer. 8. XI, 316 S. 1876. M. 7.—

XIV. Der Marner. Herausg. von Philipp Strauch. 8. 186 S. 1876. M. 4.—

XV. Über den Mönch von Heilsbronn. Von Albrecht Wagner. 8. 92 S. 1876. M. 2.—

XVI. King Horn. Untersuchungen zur mittelenglischen Sprach- und Litteraturgeschichte von Theod. Wissmann. 8. 124 S. 1876. M. 3.—

XVII. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur v. L. Hirzel. 8. 46 S. 1876. M. 1.—

XVIII. Flandrijs. Fragmente eines mittelniederländischen Rittergedichtes. Zum ersten Male herausgegeben von Johannes Franck. 8. IX, 156 S. 1876. M. 4.—

XIX. Eilhart von Oberge. Zum ersten Male herausgegeben von Franz Lichtenstein. 8. CCV, 475 S. 1878. M. 14.—

XX. Englische Alexius-Legenden aus dem XIV. und XV. Jahrh. Herausgegeben von J. Schipper. I: Version I. 8. 107 S. 1877. M. 2.50

XXI. Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Eine Kritik von Wilh. Scherer. 8. 103 S. 1877. M. 2.50

XXII. Ludwig Philipp Hahn. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit von Rich. Maria Werner. 8. X, 142 S. 1877. M. 3.—

XXIII. Leibnitz und Schottelius. Die Unvorgreiflichen Gedanken. Untersucht und hrsg. von August Schmarsow. 8. VI, 92 S. 1877. M. 2.—

XXIV. Die Handschriften und Quellen Willirams deutscher Paraphrase des hohen Liedes. Untersucht von Josef Seemüller. 8. VIII, 117 S. 1877. M. 2.50

XXV. Kleinere lateinische Denkmäler der Thiersage aus dem XII. bis XIV. Jahrhundert. Herausgegeben von E. Voigt. 8. VII, 156 S. 1878. M. 4.50

XXVI. Die Offenbarungen der Adelheid Langmann hrsg. von Phil. Strauch. 8. XLII, 119 S. 1878. M. 4.—

XXVII. Über einige Fälle des Conjunctivs im Mittelhochdeutschen. Ein Beitrag zur Syntax des zusammengesetzten Satzes. Von Ludw. Bock. 8. VIII, 74 S. 1878. M. 1.50

Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL, ERNST MARTIN, ERICH SCHMIDT.

XCVII.

DIE BEGRÜNDUNG DER ERNSTEN BALLADE DURCH G. A. BÜRGER.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

DIE BEGRÜNDUNG DER ERNSTEN BALLADE DURCH G. A. BÜRGER.

VON

VALENTIN BEYER.

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1905.

M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

HERRN PROFESSOR

Dr. RUDOLF HENNING

IN

VEREHRUNG UND DANKBARKEIT

GEWIDMET.

INHALTSÜBERSICHT.

ERSTES KAPITEL.

DIE BEGRÜNDUNG DER ERNSTEN BALLADE.

Mit dem Beginn des neuen Aufschwungs unserer Literatur zu Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts kommt auch eine bis dahin vergessene oder verachtete Dichtungsart zu neuer Blüte, die Ballade. In ihrer Entwickelung scheint etwas Gewaltsames, Anormales zu liegen. Ohne deutliche Vorbereitung tritt sie auf und erreicht mit ihrer ersten Vertreterin gleich einen sehr bedeutsamen Höhepunkt. Bürgers Lenore ist noch heute einzig und unübertroffen in ihrer Art. Da müssen ganz eigenartige Umstände zusammengewirkt haben. Welche dies auch waren: sie bedürfen noch einer genaueren Bestimmung, wenn es gilt, die literarische Tat des Dichters richtig zu würdigen.

1. Percys Reliques of ancient English poetry.

Man hat bisher fast allgemein, dem Vorgange A. W. Schlegels folgend[1], den Percyschen Reliques of ancient English poetry für die Entstehung der ernsten Ballade eine entscheidende Bedeutung beigelegt und wie jener gemeint, daß Bürger „ohne diese Anregung wohl schwerlich seinen Beruf inne geworden wäre.“ Nur vereinzelt und ohne Beweisführung ist man neuerdings dieser Annahme entgegen getreten[2]. Eine eingehende Nachprüfung der wichtigen Frage ist unerläßlich.

---

[1]) Schlegel. Charakteristiken und Kritiken. II. 1801. Über Bürgers Werke. S. 25: „Es ist wahr, Bürger verdankt den Englischen Balladensängern und besonders der Percyschen Sammlung sehr viel. Ohne diese Anregung wäre er wohl schwerlich seinen Beruf inne geworden . . .“

[2]) So schon Grisebach in der Einleitung zur 5. Aufl. der Gedichte Bürgers 1894 und noch entschiedener Hönig in seiner Recension des Wurzbachschen Werkes G. A. Bürger. Sein Leben und seine Werke. Anz. f. d. A. 29 S. 244 ff.

Die Zeugnisse für Bürgers Verhältnis zu Percy. Kritik derselben. Die Quelle unserer Kenntnis über das Verhältnis Bürgers zu Percy ist zunächst des Dichters erster Biograph, Althof [1]). Er schreibt S. 28: „Percys Relicks, welche nachmals so sehr auf seinen Geist einwirkten, wurden um diese Zeit sein Handbuch" und an einer anderen Stelle (S. 37): „In dem ersten Winter, den er auf dem Lande zubrachte, mochte die Einsamkeit Funken entflammen, die noch aus den Reliques in ihm glommen, und welche Herders Blätter von deutscher Art und Kunst neu belebten." Doch ist Althof in diesen Angaben nicht original; er stützt sich direkt auf den an ihn gerichteten Brief Boies vom 2. Nov. 1794 [2]): „Mein Handbuch waren damals Percys Relicks, und sie wurden auch das seinige, ohne noch auf seinen Geist zu wirken, wie sie nachher getan haben ... Die Einsamkeit auf dem Lande zündete den Funken, der aus den Relicks noch bei ihm glomm [3]), als er einmal bei Mondenschein ein Mädchen das

Der Mond scheint helle,
Die Toten reiten schnelle,
Feins Liebchen, graut dir nicht?

singen hörte." In demselben Sinne äußert sich Voß in einer Anmerkung zur Korrespondenz Bürgers und Boies über die Lenore im „Morgenblatt" vom Jahre 1809: „Den Ton der Ballade hatte Bürger mit seinen Göttingischen Freunden weit früher aus Percys Relicks aufgefaßt. Herders Aufsatz in den fliegenden Blättern erhöhte des gleich empfindenden Dichters Begeisterung, daß er seine Lenore schneller und so vollendete [4])." Diese Voßsche Angabe kann jedoch, nachdem

[1]) L. C. Althof. Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen G. A. Bürgers nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Göttingen 1798.

[2]) A. Strodtmann. Briefe von und an G. A. Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. IV. S. 257 ff.

[3]) Hönig gibt diese Briefstelle ungenau, wenn er bemerkt: „Boie teilt uns ausdrücklich mit, daß Percys Balladen vor der Schöpfung der Lenore geringen Eindruck auf ihn (Bürger) gemacht hatten."

[4]) Vgl. Strodtmann I. S. 122.

Althof 1798 erschienen war, nicht mehr als selbständige Quelle gelten. Somit reduziert sich das ganze urkundliche Material vorerst auf jenes Schreiben Boies.

Wann also soll danach Bürger mit den alten englischen Balladen bekannt geworden sein? In dem Zusammenhang des Briefes ist gemeint: als 'das Dörfchen' gedichtet ward, d. h. im Frühjahr 1771. Daß wir es aber mit dieser Angabe so streng nicht nehmen dürfen, lehrt der gleich darauf folgende Satz: „Zu dieser Zeit entstand das Lied an die Hoffnung und die Nachtfeier der Venus," von welch letzterer es heißt, daß sie in der neuen, gereimten Form an Ramler geschickt wurde; dies geschah aber erst im Juli 1772[1]), als Bürger schon einige Monate dem direkten und täglichen Einfluß des Freundes entzogen war. Auch sonst unterlaufen dem alternden Boie noch mancherlei Ungenauigkeiten. So setzt er die schon Ende März 1772 erfolgte Übersiedelung Bürgers nach Gelliehausen ins Jahr 1773; er läßt ferner den Hofrat Listn den unmittelbaren Vorgänger Bürgers im Gericht Altengleichen sein, während in dieser Zeit Listn längst nicht mehr Amtmann war usw.[2]). So darf auch die einzige bisher als authentisch geltende Angabe über Bürgers Verhältnis zu Percy nicht ohne Weiteres verwertet werden, so lange sie nicht von anderer Seite gestützt wird, wenn sie mit anderen Tatsachen in Widerspruch tritt. Eine chronologische Verschiebung der Angaben ließe sich leicht erklären aus der mit der Zeit immer mehr hervortretenden Bedeutung der englischen Relicks für unsere Literatur sowie aus Bürgers später bezeugter Begeisterung für Percy, welche Boie sicher stark in Erinnerung blieb.

Der Hainbund und Percy. Der Göttinger Auszug. Boie selbst hat vor 1773 die Relicks nicht besessen, was aus dem Brief an Merck vom 26. Jan. 1773 erhellt: „Ich besitze jetzt auch das Tea Table Miscellany und erwarte mit nächster Ge-

---

[1]) Auch das Lied an die Hoffnung wird kaum früher entstanden sein (Strodtmann Nr. 36. 37).

[2]) Vgl. weiter Strodtmanns Anm. zu diesem Briefe.

legenheit die Reliques aus England" [1]). Und dennoch soll Percy schon vorher Boies und Bürgers Handbuch gewesen sein? das stimmt schlecht zusammen.

Allerdings hatte Hölty, wie Goedeke[2]) aus dem Ausleiheregister der Göttinger Bibliothek nachwies, am 23. Nov. 1770 [3]) die Reliques entliehen. Die Schlußfolgerung, die Goedeke daraus zog, daß die Göttinger Dichter durch ihn mit Percy bekannt wurden, bedarf aber noch des Beweises. Wir wissen, daß er von den Balladen kein großes Aufheben machte, und er scheint sich in das Studium dieser Sammlung nicht sehr vertieft zu haben. Auch Rhoades, der die Beziehungen Höltys zur englischen Literatur behandelt [4]), kann in dieser Hinsicht nicht viel Positives bieten, und das Wenige, was er mitteilt, kann nicht als einwandfrei gelten. So bleibt immer noch festzustellen, ob Hölty die Anregung zu „Adelstan und Röschen" (1771) wirklich aus den Reliques oder aus Mallets Werken (die er auch entlieh, vgl. Rhoades S. 14) oder gar aus dem Göttinger Musenalmanach (GMA) von 1772, aus „Lykas und Myrtha" (S. 166 von Eschenburg) [5]) empfing. Der letzteren Annahme würde die von Rhoades (S. 26) ausgeführte Parallele zwischen Hölty und Mallet nicht widersprechen. Im übrigen aber ist bei seinem ganzen Verhältnis zur Ballade, dem geringen Verständnis für diese Dichtungsart kaum anzunehmen, daß er für die Reliques unter seinen Freunden Propaganda machte. Wir können über den Umfang dieser Bekanntschaft

---

[1]) Wagner. Briefe an Merck. Nr. 14. — Wagener (Das Eindringen von Percys Reliques in Deutschland. Heidelberger Diss. 1897) zitiert diesen Brief mit dem auf einem Druckfehler beruhenden Datum: 26. Januar 1775, worauf schon Lohre „Von Percy zum Wunderhorn" (Palästra XXII. 1902. S. 34) aufmerksam machte.

[2]) G. A. Bürger in Göttingen und Gelliehausen. Aus Urkunden. Hannover 1873. S. 17.

[3]) Wagener, der übrigens die Angabe Bonet Maurys (S. 61 Anm. 2), nach der Bürger selbst die Reliques entliehen hätte, korrigiert, gibt irrigerweise den 23. Nov. 1771 an.

[4]) Höltys Verhältnis zu der englischen Literatur. Göttinger Diss. 1892. S. 22 u. 25 ff. — Weiter vgl. S. 26 Anm. 1 unserer Ausführung.

[5]) Vgl. zu „Lykas und Myrtha" Wagener a. a. O. S. 23. — Der MA pflegte im Sept. oder Okt. des Vorjahres zu erscheinen.

gar nicht im Zweifel sein, wenn wir erfahren, daß Hölty bereits am 8. Dezember, also nach 14 Tagen, Percy wieder zurückgab.

Außer Hölty hat keiner der Göttinger Dichter die Reliques entliehen[1]). Johann Martin Miller scheint sie eingesehen zu haben. Aber wenn er sich daraus zur Übersetzung das kunstmäßige Schäferliedchen „The Passionate Shepherd to his Love" auswählte (LMA 1773. S. 142)[2]), so sehen wir, daß die populäre Anregung, die er aus Percy hätte schöpfen können, jedenfalls keine stärkere war.

Voß hat vor 1773 von den alten englischen Balladen kaum etwas gewußt (vgl. S. 14 Anm. 3 u. 4). Seine erste Übersetzung aus der Percyschen Sammlung ist 25 Jahre später.

So sind wir in keiner Weise berechtigt, mit Lohre den Göttinger Dichterbund als „vornehmste Pflegestätte eines warmbetriebenen Studiums der Reliques" hinzustellen[3]).

Außer der Percyschen Originalausgabe bestand schon seit 1767[4]) ein Göttinger Auszug von 11 Gedichten: „Ancient and Modern Songs and Ballads." Göttingen Printed for Victorinus Bossiegel[5]). Über das Verhältnis der Göttinger Dichter zu diesem Auszug ist gar nichts bekannt. Einige Autoren, besonders Tittmann (Bürgers Gedichte. 1869. S. XIII),

---

[1]) Die letzteren Angaben nach privaten Mitteilungen der Göttinger Königlichen Universitätsbibliothek.

[2]) Wagener S. 17 u. 25; Ursinus' Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart. Berlin 1777. S. 251 u. 337. — Eine merkwürdige Konfusion unterläuft Wagener in bezug auf dieses Liedchen. Er schreibt auf Seite 23: „The passionate Shepherd GMA 1772 S. 138, gleichzeitig mit Herders Why so pale und Jou Meaner Beauties und ebenfalls mit M. unterzeichnet, aber von Johann Martin Miller." Hierzu ist zu bemerken: The passionate Shepherd findet sich nicht im GMA von 1772; auf Seite 138 aber steht „Der Verliebte" (Why so pale). Ein drittes mit M. unterzeichnetes Gedicht und ebenfalls von Herder steht auf S. 160: Süßer Wahn (vgl. Suphan XXIX. S. VII u. S. 59) — auch Lohre (a. a. O. S. 4) hat nicht nachverglichen und schreibt den Irrtum Wageners übernehmend: „Millers gewandte Übersetzung erschien zuerst im GMA 1772. S. 138."

[3]) Lohre S. 2. Vgl. S. 14 Anm. 2.

[4]) Bürger lebte in Göttingen seit Ostern 1768. Vgl. Goedeke a. a. O. S. 12.

[5]) Wagener gibt S. 13 die Überschriften dieser Balladen an.

Grisebach (a. a. O. S. XXIV), Bonet Maury und Wurzbach[1]) nehmen an, daß Bürger hieraus seine erste Kenntnis der englischen Balladen schöpfte. Dieser Ansicht trat schon Holzhausen[2]) entgegen, und mit Recht macht Wagener (S. 16) geltend, daß für eine solche Annahme kein Anhalt besteht. Andererseits verdient Wagener denselben Vorwurf, wenn er es als „vielmehr höchst unwahrscheinlich" bezeichnet, daß Bürger zuerst diesen Auszug kennen lernte; denn der Satz: „Jedenfalls enthält die Sammlung nur eine der von Bürger bearbeiteten Balladen (The Child of Elle)" kann doch wohl nicht als Stütze seiner neuen Behauptung dienen[3]). Es läßt sich in dieser Richtung nichts Bestimmtes aussagen.

Die Stellung der Autoren in der Percy-Frage. Bonet Maury. Die bisher besprochenen Angaben über Bürgers Verhältnis zu Percy während der Göttinger Studentenzeit gehen auf Boie-Althof zurück; alle späteren Auslassungen sind Um- und Ausdeutungen dieser ältesten, und, wie wir gesehen, nicht ohne Weiteres kritiklos hinzunehmenden Zeugnisse. Sauer[4]) schreibt die Läuterung der Bürgerschen Ansichten von volksmäßiger Poesie dem Studium der echten englischen Volkslieder zu; Wagener (S. 28) will nach dem Beispiel Holzhausens die Lenore als erste Frucht einer erneuten Beschäftigung mit Percy hinstellen. Noch 1900 erzählt Wurzbach (a. a. O. S. 39 f.) wahre Märchen von dem Percyschen Einfluß. Lohre (S. 2) läßt nach dem Vorgang E. Schmidts[5]) Percy dem Dichter „geradezu zum Retter" werden, läßt ihn weiter (S. 6) „Kraft und vor allem Bewegung gründlichst" aus ihm schöpfen. Auch Berger[6]) denkt sich Bürger seit 1770 mit den Reliques in steter Fühlung. Die Konsequenz, die sich aus solchen

---

[1]) G. A. Bürger. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1900. S. 39.

[2]) Die Ballade und Romanze von ihrem ersten Auftreten in der deutschen Kunstdichtung bis zu ihrer Ausbildung durch Bürger. ZfdPh XV. S. 298: „Warum mit Grisebach für die erste Zeit das Medium des schwächlichen Auszugs annehmen" usw.

[3]) Derselbe Einwand auch schon bei Holzhausen (a. a. O.).

[4]) Gedichte von G. A. Bürger. 1883. Einleitung S. LV.

[5]) Charakteristiken II. S. 203.

[6]) Berger. Bürgers Gedichte. 1891.

Annahmen notwendig ergeben mußte, war, daß wir die Begründung der deutschen Literaturballade dem direktesten Einfluß der englischen Volksballade verdanken[1]).

Diese These wissenschaftlich zu fundamentieren unternahm Bonet Maury: G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. Paris 1889. Nach ihm ist Einfluß vom deutschen Volkslied ausgeschlossen; denn „les ballades allemandes sont en général des mythes ou des chants amoureux“ (S. 42). Die Untersuchungen, die den Verfasser zu diesem Resultate führten, sind jedoch zu wenig eingehend und die Beweisstücke durchaus unzulänglich, wenn er den getreuen Eckart, die beiden Königskinder oder den Tannhäuser als hauptsächlichste Typen der deutschen Volksballade heranzieht. Bonet Maury verknüpft den Ursprung der deutschen Literaturballade mit dem Aufkommen des Namens in unserer Literatur: „L'édition du recueil de Percy publié à Göttingue (1767) fut comme un trait de lumière et vient révéler aux poètes allemands les vrais caractères de la ballade en même temps qu'il leur en apportait le nom.“ Aber wie wenig der Name mit der Sache sich zu decken braucht, zeigt gerade Bürgers ganz in der alten konventionellen Manier gehaltene „Stutzerballade“ (Hamburger Unterhaltungen März 1770), die nach Bonet Maury (S. 45. Anm. 2) als erstes deutsches Gedicht unter diesem Titel erschien.

Bürgers wirkliches Verhältnis zu Percy. So konnte denn bis jetzt in der Percy-Frage, soweit sie die Göttinger und besonders Bürger betrifft, nichts Entscheidendes zur Stütze der alten Boie-Althofschen Angabe beigebracht werden. Die Anlehnung der Lenore an „William's Ghost“ findet in der noch rechtzeitig erschienenen Herderschen Übersetzung[2])

[1]) Vgl. noch Boyd, dessen Artikel [in The Modern Language Quaterly VII. 1904: The influence of Percy's „Reliques of ancient English Poetry“ on German Literature (S. 85)] in bezug auf Bürger nichts neues bietet. — Auch Hönig meint „Die englischen Balladen wirkten mit . . . . bei der Bildung der dichterischen Individualität, der wir die Ballade verdanken.“

[2]) In den Blättern von Deutscher Art und Kunst 1773 (vgl. Strodtmann Nr. 89).

eine genügende Erklärung. Ganz unberechtigt ist aber die Anmerkung Bergers (Einleitung S. 25): „Den auch aus dem Lear bekannten Vers Edgars 'Den Hagedorn durchsaust der Wind' nahm Bürger aus dem Friar". Weshalb aus Percy und nicht aus Shakespeare? Nimmt doch auch Berger zur Erklärung des „Ich wittre Morgenluft" Shakespeare zu Hilfe [1]). Und wie viel will man von dem Namen Wilhelm abhängig machen? Wilhelm hieß der Geist, noch ehe Herders Aufsatz bei Bürger angekommen war (vgl. Strodtmann Nr. 79 u. 89). Aber wenn Berger (S. 406) in dem gleichzeitigen Gedicht „Des armen Suschens Traum" die Namengebung auf die von Boie übersetzte Ballade John Gays, The Sailor or Sweet Williams farewell to blackeyd Susan, zurückführt, so ist nicht einzusehen, warum der Name Wilhelm nicht ebensogut von hier stammen soll [2]).

Die Umstände, in denen sich Bürger damals befand, scheinen eine größere Vertrautheit mit den Reliques völlig auszuschließen. Der ganze Entwicklungsgang von Bürgers poetischer Kunst spricht gegen eine solche. Als der Dichter etwa zu Anfang des Jahres 1771 den Percy kennen gelernt haben soll, stand er mitten in der ironisierenden Romanze. Wir sehen ihn unter französischen und modern-englischen Einflüssen. Er studiert spanisch zu dieser Zeit, betreibt ernster denn je seine juristischen Studien und ist im Übrigen ganz zu den griechischen Mustern zurückgekehrt [3]). Nirgend ein Zeichen des populär-englischen Einflusses! In den Briefen des sonst so redseligen Dichters ist bis 1775 von Percy

---

[1]) Vgl. Hamlet I., 5. But, soft! methinks I scent the morning air .... Daß sich Bürger in der Tat damals gerade mit Hamlet befaßte, zeigt sein Brief vom 8. August, wo die Worte des Geistes: I have a tale unfold whose lightest word etc. zitiert sind, und daß er selbst Shakespeare besaß, erhellt aus dem Brief vom 13. Sept. 1772.

[2]) Im GMA 1771 S. 157 „Die gute Antwort" erscheint schon eine Wilhelmine. In diesem Gedicht spielt die Hauptrolle ein Wildgraf (vgl. Wilde Jäger: Der Wild- und Rheingraf), dessen Reitknecht Matz dem Postillon des Bürgerschen Raubgrafen den Namen geborgt hat. — Wie der Geist in dem deutschen Volkslied hieß, ist nicht bekannt.

[3]) Vgl. Den Brief Boies an Gleim vom 28. Jan. 1771 und Goedeke a. a. O. S. 15ff. u. S. 79—83.

überhaupt nie die Rede, weder direkt noch indirekt[1]). Der feurige Student, dem stets der Mund überfloß, wovon sein Herz voll war, zitiert und paraphrasiert Stellen aus dem Gesangbuch und der Bibel, aus Shakespeare, aus dem Musenalmanach und schweigt von den Reliques. Auch die chronologisch genau zu fixierenden Gedichte zeigen keine Spur Percyscher Einwirkung.

Es fällt schwer ins Gewicht, daß Bürger weder in dieser Zeit noch einige Jahre später Nachahmungen aus Percy aufzuweisen hat[2]), während doch in der Lyrik z. B. Parnell und Walker ihn zu solchen veranlassen konnten. Wie ist dies zu verstehen?

Gegen Ende Februar 1777 ging er für einige Wochen zu Boie nach Hannover auf Besuch. An Allem verzweifelnd kam er hin, und an Leib und Seele gestärkt kehrt er anfangs April wieder nach Wöllmershausen zurück. Welchen neuen und rühmlichen Flug er auch tun mag, Alles dankt er jetzt dem Freund. Schon am 7. dieses Monats „lebt und webt“ er in den Reliques. Sie sind seine „Morgen- und Abendandacht“[3]). Boie muß ihn mit größtem Nachdruck auf Percy hingewiesen haben; denn der neue und rühmliche Flug, den er nun tat, war die Bearbeitung englischer Balladen (Bruder Graurock war vollendet im Mai 1777, vgl. Strodtmann 19. Mai 1777). Bis dahin hatte sie Bürger gar nicht besessen[4]), sondern erhielt jetzt erst von Boie ein Exemplar geschenkt: „Ich habe mit dem Kurier die Reliques wieder bekommen und Du

---

[1]) Ich gehe jetzt im ganzen Ernst darauf aus, die alten deutschen Volkslieder zusammenzubringen usw. (19. Aug. 1775).

[2]) Es ist falsch, wenn Wagener (S. 29) schreibt: „1777 werden auch die Übersetzungen Bürgers aus den Reliques zahlreicher.“ — Der Bruder Graurock (Mai 1777) ist die erste Übersetzung Bürgers aus Percy.

[3]) Es ist Sitte geworden, diese und ähnliche Stellen aus den Briefen von 1777 ohne Datumangabe zu zitieren, wenn von Bürgers Verhältnis zu Percy während der Göttinger Zeit die Rede ist. Dies ist durchaus nicht angängig.

[4]) Eine Angabe wie die Holzhausens (a. a. O. S. 316), daß Bürger nach seiner Übersiedelung nach Wöllermshausen (Sept. 1775) sich mit erneutem Fleiß den alten von der Universität her liebgewordenen Percy-Studien wieder zugewandt habe, entbehrt jeder Grundlage.

kannst mein Exemplar nun behalten" (Strodtmann 8. Juni 1777). Diese Tatsache ist sehr lehrreich. Wären sie ihm gewesen, als was man sie hinstellen will, so würden sie sicher diese sechs oder mehr Jahre nicht in seiner Bibliothek gefehlt haben. Es kann unter solchen Umständen keine Rede davon sein, daß sie schon seit 1771 oder 1770 oder gar vorher Bürgers Handbuch gewesen. Lesen wir nur vorurteilsfrei den Erguß seiner Begeisterung vom 19. Juni 1777: „Deinen Brief mit den Old Ballads habe ich erhalten und bin darüber hergefallen wie die Fliege auf die Milch . . . Seit ich die Reliques lese, ist ein gewaltiges Chaos balladischer Ideen in mir entstanden", so ist daraus nie und nimmer die Überzeugung zu gewinnen, daß er mit den englischen Balladen schon auf bekanntem Fuße stand oder in ihnen eine alte Bekanntschaft erneuerte. Was will es dagegen bedeuten, wenn er den Daniel Wunderlich (1775/76) nach einem deutschen Percy ausschauen läßt, oder wenn er am 30. Mai 1776 glaubt, daß eine deutsche Volksliedsammlung der englischen nichts nachgeben sollte. Solche Überlegungen sind auf Grund seines angeborenen Hangs zur Volkspoesie und der Herderschen Anregung speziell (in den Blättern von deutscher Art und Kunst) wohl zu verstehen. Wie hätte er doch gerade in Daniel Wunderlich Gelegenheit gehabt, ein rühmendes Wörtchen über die englischen Volksballaden zu sagen. Er erwähnt sie nicht.

Vor 1777 ist jedes intimere Verhältnis zu Percy ausgeschlossen. Damit soll aber Bekanntschaft mit einigen Gedichten natürlich nicht bestritten werden. Kenntnis davon vermittelten ihm schon die Musenalmanache [1]) und Herder. Auch auf anderen Wegen, die wir heute nicht mehr so genau verfolgen können, mag ihm hie und da noch etwas zugeflossen sein. So scheint auch mir die Bergersche Vermutung, daß in Lenardo und Blandine die Ballade „Little Musgrave and Lady Barnard" benutzt ist, begründet zu sein [2]). Aber immer

[1]) Vgl. Wagener a. a. O.

[2]) Little Musgrave and Lady Barnard lieben sich. In einer Messe findet sie Gelegenheit sich dem Geliebten zu entdecken, und ihn zu sich in ihr Sommerhaus zu laden. Ein gewissenhafter Page,

muß man sich davor hüten, daraus auf ein Studium Percys zu schließen. Wäre für diese Zeit (Sommer 1775)[1]) schon eingehendere Beschäftigung mit den Reliques anzunehmen, so könnten wir an der Hand von Lenardo und Blandine nur konstatieren, daß sie noch in keiner Weise im Stande waren, die Bürgersche Manier zu beeinflussen, ihre Auswüchse zu verhindern oder zu korrigieren, und müßten mit Pröhle bekennen, daß sie in der fremden Sprache dem Dichter die

---

der ihr Gespräch belauscht, verrät seine Herrin an ihren Gatten, der das Paar überrascht und den Nebenbuhler im ehrlichen Zweikampf tötet. — Die äußerliche Ähnlichkeit der Fabel (vgl. auch Boyd a. a. O. S. 84) mit der von Lenardo und Blandine würde nichts beweisen (Bürgers eigentliche Quelle war die deutsche Bearbeitung einer Novelle Boccaccios), wenn nicht die Ausführung an einer Stelle eine offenbare Parallele zu der Bürgerschen aufwiese: so sagt der das Paar belauschende Page: My lord Barnard shall knowe of this, der „spanische Molch“ in Lenardo und Blandine ruft aus: „Zur Stunde soll's wissen der Fürst von Burgund“ — der Page meldet:

Asleep or awake, thou lord Barnard etc.
Lo! this same night at Bucklesford-Bury
Little Musgrave abed with thy wife.

der spanische Prinz in seiner wenig feinen Art: „Hallo! Wach auf, du Fürst von Burgund . . . Zur Stunde jetzt schwächt sie ein schändlicher Knecht“ — Lord Barnard wird den Pagen belohnen, wenn er wahr gesagt, doch:

But and it be a lye, thou little footpage etc.
On the highest tree in Bucklesford-Bury
All hanged shalt thou bee.

So droht auch der Fürst von Burgund dem Verräter:

Dein Blut mir's entgelte, das trinke Burgund.
Wofern mich belogen dein giftiger Mund.

Auch das Versmaß von Lenardo und Blandine erinnert an die englische Ballade. Doch ist hier auch das Metrum des Goetheschen Zigeunerliedes „Im Nebelgeriesel“ in Betracht zu ziehen.

[1]) Soweit müssen wir mit Lenardo und Blandine zurückgehen. Bürger schreibt am 15. April 1776, daß er die ersten 2 oder 3 Strophen „schon lange“ fertig hatte. Nach der Anspielung auf Robert (Juni 1775) gleich im ersten Vers: Blandine sah her, Lenardo sah hin (vgl. Robert: ich freundlich hin, sie freundlich her) schließen wir auf Gleichzeitigkeit des Entstehens. Daß wir an solchen Parallelstellen mitunter eine chronologische Handhabe besitzen, geht aus dem Kapitel 3 unserer Abhandlung hervor.

Sicherheit des Tones nicht geben konnten [1]). Doch sind wir grade der entgegengesetzten Meinung. Hätte er sich Percy auf Grund eines warmbetriebenen Studiums zur Richtschnur genommen, so wäre eine solche Verirrung wie sie Lenardo und Blandine darstellt, unmöglich gewesen. Nur die oberflächlichste und unvollkommenste Kenntnis dieser Muster konnte ihn auf solche Abwege kommen lassen. Als er aber im Jahre 1777 die Reliques auf den Schild erhob, hatte sein Talent seine Schmiegsamkeit bereits eingebüßt; seine Manier war fest geworden.

Die nun einsetzende Percyschwärmerei hatte für Bürger ihre eigene, höchst traurige Vorgeschichte. Sie ist aus dem Zwang sehr unfreiwilliger Verhältnisse herausgeboren. Es war am Schluß des Jahres 1776 und Anfang 1777 Alles zusammen gekommen, um über den armen Dichter hereinzubrechen. Zur selben Zeit, wo das Verhältnis zu Molly schwer wie ein Alp ihn drückte, wo er an seinen dramatischen Talenten zu verzweifeln begann, wo er innerlich den Homer aufgab, mußte er auch seine lautesten und sehnsüchtigsten Wünsche nach dem von ihm zu schaffenden großen Nationalepos dem Schoße einer ungewissen Zukunft anvertrauen. Er hatte hinlänglich Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß er für das große Genre der Dichtung zu schwach war. Ja, auch im Kleinepischen, in der Ballade, wollte es aus eigener Kraft nicht mehr vorwärts gehen. In diesem Augenblicke verstehen wir es, wenn er, um poetisch nicht ganz abzusterben, mit solcher — Krampfhaftigkeit, möchte man sagen, an die Reliques sich anklammerte. Sie waren in der Tat nun — und jetzt erst! — seine Rettung geworden. Nicht ausgegangen ist er von Percy, aber durch ihn wird er der Ballade wieder zurückgewonnen. Solch bittere Erfahrungen mußte er erst machen, um zu entdecken, daß kein poetisches Buch seinem Geiste so verwandt sei, als gerade dieses. Und was er schon früher einmal ausgesprochen, wird ihm jetzt endgültig klar: daß die

[1]) Pröhle, G. A. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig 1865. S. 13 — ähnlich auch schon Schlegel [illegible] 37. — Woher aber dann die „Sicherheit des Tones“ in [illegible]



Ballade vorzüglich sein bescheiden Los sei, und daß es besser wäre, mit dem Strom zu schiffen (17. Okt. 1776).

2. Das Volkslied.

Wo aber haben wir den Ursprung der mit Bürger beginnenden, ernsten deutschen Literaturballade zu suchen? Meine Auffassung begegnet sich mit derjenigen Hönigs, welcher von der „Folgerichtigkeit in historischer und psychologischer Beziehung“ redet, „mit der die Ballade als Frucht einer inneren Entwicklung des Dichters sich zeigt“. Hat er auch recht, wenn er als „Kern dieser Frucht“ das Volkslied bezeichnet, so läßt sich andererseits doch das Problem nicht so abstrakt darstellen, wie er es formuliert: „Erzählen, wie die Ballade entstanden ist, heißt die geistige Entwicklung Bürgers im Zusammenhang betrachten: Die pietistische Gemütsbewegung, die Aufklärung durch die Antike, die Wiedererweckung des Deutschen, des Genies der Vorzeit durch Homer“. Die Ballade will vor allen Dingen auch als literarischer Typus verstanden sein.

Bonet Maury hat als erster die Möglichkeit eines wirklichen Einflusses des deutschen Volksliedes auf die Begründung unserer Ballade erwogen; vielmehr — er stellt sich (S. 37) die Frage, ob die Deutschen vor Bürger dieses Genre episch-lyrischer Poesie gekannt haben. Wir wissen, zu welchen Resultaten er gekommen ist: On se rappelle que nous avons trouvé en Allemagne, avant le 18me siècle, seulement un petit nombre de chansons épiques ou de légendes mythiques qui pourraient à la rigueur recevoir le nom de ballades[1]); mais à l'époque où parut la Lénore, elles étaient encore entièrement ignorées. L'Almanach de Nicolai (1777) et les „Voix des peuples“ de Herder (1778) furent les premières publications qui les firent connaître. Ce n'est donc

[1]) Anderer Meinung ist Wurzbach (a. a. O. S. 74): der Charakter der Ballade und Romanze findet sich in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert in Bürger-, Bauern-, Landsknecht- und Studentenliedern ziemlich deutlich vorgebildet.

pas là que notre poète a puisé. Und dabei blieb es auch. Wenn auch andere Autoren ihn von früh auf in Zusammenhang mit dem heimatlichen Volkslied sein ließen [1]), so zögerten sie doch stets, daraus für die Entstehung unserer Ballade ernstlich Schlüsse zu ziehen.

Es ist nicht richtig, wenn Lohre (S. 2) meint, daß das Interesse am Volkslied sich erst am Studium Percys entzünden mußte [2]), sicherlich nicht richtig für Bürger und Voß, die auf dem Lande unter Bauern aufgewachsen waren und einige Kenntnisse vom Volkslied mitbrachten. Die Stellung Voßens ist charakteristisch. Kaum mochte Percy bei Boie angekommen sein [3]), macht Voß schon die Nutzanwendung auf die alten deutschen Gesänge und schickt seinen Freund und Landsmann Brückner nach Gassenliedern und alten Abenteuern auf die Suche [4]). Der leichteste Anstoß genügte hier, die populäre Bewegung in Gang zu bringen.

Erst recht aber ward Bürger, der von der alten Sprache und Poesie eine so hohe Meinung hatte, der in den Minnesingern und im Gesangbuch nach Schätzen grub, von der Begeisterung fürs Volkslied ergriffen. Schon jetzt horcht er, wie er später in Daniel Wunderlich sich ausdrückt, auf dem Dorfplatz unter der Linde, auf der Bleiche, in der Spinnstube den Liedern der Bauern. Er ist mit Fleiß und Absicht hinter dem Volkslied her, wenn er die Romanzengeschichte — aufstört (19. April 1773). Daß Bürger schon ein allgemeineres

[1]) Holzhausen (a. a. O. S. 297): „So lernte er in Aschersleben noch lebende Volksliederdichtung kennen, die neben der Bibel und den alten Kirchenliedern sein Gemüt schon früh anregten“ und Berger (Einleitung S. 21): „von Kind auf berührt von dem Nachhall alter Volkslieder“, vgl. noch Althof S. 20.

[2]) Lohre S. 2: „Nachdem dann noch 1767 ein dürftiger Auszug (11 Lieder) in Göttingen erschienen war, wurde eben dieses halbenglische Göttingen und der Bund der dort studierenden jungen Dichter zu der vornehmsten Pflegestätte eines warm betriebenen Studiums der Reliques und eines daran entzündeten weitergreifenden Interesses am Volkslied.“

[3]) Vgl. den schon zitierten Brief an Merck vom 26. Jan. 1773. Im Nov. 1772 muß sich Voß (vgl. seine Briefe) im Verkehr mit Engländern noch der französischen Sprache bedienen.

[4]) Voß' Briefe I. 24. Febr. u. 13. Juli 1773.

Interesse dafür hatte, daß er mehr als jenes einzelne Fragment kennen gelernt hat, daß er sich damit nicht hat begnügen können, ist durchaus anzunehmen. So ist die Lenore auch nicht das erste, was er vom Volkslied aufgefaßt hat. Schon vor der Lenore beginnt es auf ihn deutlichen Einfluß auszuüben in „Des armen Suschens Traum“ (März 1773), das ganz in diese Sphäre gehört. Wir brauchen dies Gedicht wohl nicht bloß mit Berger von „verwandten Volksliedern“ herzuleiten, sondern können seinen Quellen näher kommen, indem wir auf das Liedchen Rosmarin des Wunderhorns verweisen. Das letztere ist sicherlich kein altes originelles Volkslied, sondern von den Herausgebern zurecht gemacht. Aber will man selbst soweit gehen, in ihm gewisse Bürgersche Einflüsse wiederzufinden, so bleibt dennoch für Bürger eine mehr lyrische Fassung, ganz oder in einzelnen Wendungen, von der Art derjenigen des Wunderhorns vorauszusetzen, aus der er seine gekünstelte epische „Ballade“ formte. Die gemeinsamen, sich berührenden Wendungen können beiderseits schon älteren Datums sein.

Des armen Suschens Traum [1].	Rosmarin [2].
Drauf ging ich wol ans Gartenbeet,	Es wollt die Jungfrau früh aufstehn,
zu schaun mein Myrtenreis,	wollt in des Vaters Garten gehn,
Das ich zum Kränzchen pflanzen tät,	Rot Röslein wollt sie brechen ab,
Und pflegen tät mit Fleiß.	Davon wollt sie sich machen
	Ein Kränzelein wohl schön. . . .
	Es sollt ihr Hochzeitskränzlein sein.
Ich suchte wol mit Angst und Schweiß,	Sie ging im Grünen her und hin,
Fand keine mehr; da schien	Statt Röslein fand sie Rosmarin
Verwandelt mein geliebtes Reis	
In dunklen Rosmarin.	
Nun brich, o Herz! der Ring ist hin. . .	So bist du, mein Getreuer, hin? . . .
Statt Myrt erwuchs dir Rosmarin. . .	Statt Röslein brach sie Rosmarin.
Zur Totenkron	Lieg bei dir unter Linden,
Erwuchs dir Rosmarin.	Mein Totenkränzlein schön.

Er hat seine Ballade in ein traumhaft zartes Gewand gekleidet: „Ich träumte, wie um Mitternacht, Mein Falscher

---

[1]) Nach der Fassung im GMA 1774 S. 155 („Ballade“). Die Lesarten sind bei Sauer und Berger nicht angegeben.

[2]) Das Metrum dieses Liedchens hat Bürger später in Ritter und sein Liebchen mit geringer Freiheit aufgenommen.

mir erschien“ und ist hierin vielleicht von Lykas und Myrtha (GMA 1772) angeregt worden: „Es war schon tiefe Mitternacht ... Als Myrthas grauser Schatten sich Ans Lager ihres Lykas schlich“. In dem „Perlenband“ macht er sich wieder populäre Vorstellungsart dichterisch zu nutze:

Was schickt sie mir denn wieder?
Von Perlen ein Kränzelein:
„Sieh da, du feiner Ritter,
„Dabei gedenk du mein!“

(vgl. Uhland Abhdlg. über die deutschen Volkslieder. S. 239)[1]. Ein Beweis, daß stärkere Fühlung mit der populären Poesie vorlag[2]. Wie weit diese Bekanntschaft ging, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Doch das ist besonders zu betonen: Das deutsche Volkslied spielt eine tatsächliche Rolle bei der Begründung unserer Ballade; es gibt den Anstoß zur Lenore[3]) und liefert dem Dichter manches wichtige Detail. Aus dem Volkslied läßt sich sodann für Daniel Wunderlich „gar herrlich und schier ganz allein“ der Vortrag der Romanze und Ballade erlernen, und im Volkslied sucht der Dichter zu gleicher Zeit den Zauberstab des Epos.

3. Kirchenlied und Bibel.

Die Einflüsse des Volksliedes wurden bei Bürger vorbereitet und ergänzt durch das Studium des Kirchenliedes Diese Quelle populärer Poesie floß für ihn reichlicher, und

[1]) Zu dem Traum von den Perlen vgl. auch Emilie Galotti 2, 7: „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Tränen!“

[2]) Auch auf eine Parallele mit dem Millerschen Klagelied einer Bäuerin 1772 (GMA 1775 S. 79 f.) sei aufmerksam gemacht:

Und in der Nacht kam Traum auf Traum,
Mein armes Herz zu quälen.
Du guter Himmel allzusehr
Ist alles eingetroffen.
Was kann ich nun auf Erden mehr
Als, auch zu sterben, hoffen.

[3]) Am 28. Juni teilt Boie dem Freund auch eine alte Romanze mit (die er von Herders Frau erhalten), von der wir aber weiter nichts wissen.

er kannte sie gründlich[1]). Auch Herder studierte die ältesten Kirchenlieder; er spricht gelegentlich davon in den „Fragmenten über die deutsche Literatur“, und Bürger zitiert eben diese Stelle in seinen „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer“[2]). „Gebt auf die ältesten Kirchenlieder acht“, sagt Herder; dieser Wink war für ihn, der im Gesangbuch lebte, deutlich genug.

Neben dem Gesangbuch war es vor Allem die heilige Schrift, die den Knaben anzog. Außer dem religiösen Inhalt mußte ihn das Populäre darin, ihre Poesie und besonders ihre Sprache reizen. Schon 1769 in der ersten Fassung jener Abhandlung, die er als Probeschrift der Göttinger deutschen Gesellschaft vorlegte[3]), scheint ihm die Bibelsprache vorzüglich geeignet, die Sprache einer Homerübersetzung abzugeben; schon damals spricht er mehrfach in biblischen Ausdrücken zwischen seine Ausführungen hinein[4]). Die kräftige Sprache Luthers war neben derjenigen Shakespeares zu einer Art höheren Umgangssprache geworden, deren die neue Generation von Sturm und Drang sich zu bedienen nicht müde wurde[5]). Besonders Bürger gefällt sich lange Jahre hindurch in Briefen und Prosaschriften in Paraphrasen aus der heiligen Schrift[6]). Auch in seiner Poesie hat er sich biblische Ausdrücke und Vorstellungen nach Kräften nutzbar zu machen gewußt. So in der einleitenden Apfelgeschichte in Lenardo und Blandine. Im St. Stephan 1778 ist nicht nur der Stoff der

---

[1]) Althof S. 11 f. u. S. 14.

[2]) In Klotzens deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften VI, Halle 1771.

[3]) Kluckhohn in Schnorrs Archiv XII S. 61 ff.

[4]) Vgl. die Anmerkungen Kästners, des Vorsitzenden der Gesellschaft (a. a. O. S. 82 ff.).

[5]) Es sei auch an Goethe erinnert.

[6]) „Bleib den Musen getreu bis in den Tod, so wird dir Apoll die Krone des ewigen Nachruhms geben“ (Strodtmann 6. Febr. 1772); „. . . sollte meine Muse wieder zu mir treten und mir dienen, damit ich jenen Spruch anwenden könnte: der Teufel verließ ihn und die Engel traten zu ihm. . . . Aber ich hoffe, die Fesseln werden endlich abfallen und die Muse wird sagen: Steh auf und wandle!“ (18. Mai 1772). — „Denn hier haben uns Farren umgeben und fette Ochsen halten uns umlagert, wie der Psalmist sagt“ (18. März 1773) usw.

Apostelgeschichte entnommen, sondern fast jedes Wort, jede Formulierung des Gedankens hat er sich daraus mit bewundernswertem Geschick angeeignet. Das herrliche Gleichnis in der Schlußstrophe von Schön Suschen (1776): „Drum Lieb ist wohl wie Wind im Meer“ ist biblisch. So gehen auch im Ritter und sein Liebchen (1775): „Wenn ich kam anzupochen, Ward mir schon aufgetan“ und in der Frau Schnips (1777): „Verdammet nicht, daß man nicht euch verdamme“ auf Verse des Evangeliums zurück. Besonders in seiner Lyrik begegnen uns biblische Vorstellungen und Bilder mannigfach, so in der Elegie (1776), den Elementen (1776), dem Hohen Liede usf.

Einfluß des Kirchenliedes. Zum ersten Male tritt uns der Einfluß des Kirchenliedes in „Lust am Liebchen“ entgegen. Gleim schreibt darüber (Okt. 1771) an seinen jungen Freund: „Ist der erste Vers (Er ist in seinem Gott vergnügt), weil er in einem geistlichen Liede von Wort zu Wort vorkommt, nicht anstößig?“ Bürger änderte, in der jetzigen Fassung heißt es: „Und kräht vergnügt in seinem Gott“. Ich konnte den betreffenden Kirchenliedvers nicht finden, wohl aber in Nr. 534 [1]) einen jener ersten Lesart nahestehenden: „Denn sie ist in Gott vergnügt“. Außer von dem geistlichen Gedicht, welches Gleim im Sinne hatte, ist „Lust am Liebchen“ von dem deutsch-lateinischen „In dulci jubilo, Nun singet und seid froh“ [2]) beeinflußt: „Er fühlt sich frei und froh . . . In dulci jubilo“. Noch zweimal wirkt es auf Bürger ein:

An Agathe (1772).	
Zeuch mich dir, geliebte Fromme, an der Liebe Bande nach: Daß auch ich zu Engeln komme, Zeuch, du Engel, dir mich nach!	Durch alle deine Güte, O princeps gloriae! Trahe me post te, Trahe me post te!
Umarmung (1776). O des Himmels voller Freuden . . . Eia! wären wir schon da!	So hat er uns erworben Coelorum gaudia. Eia! wären wir da!

---

[1]) Ich zitiere nach dem Halleschen neu eingerichteten Gesangbuch von 1712.

[2]) Hoffmann von Fallersleben, In dulci jubilo. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie 2. Aufl. 1861 S. 46 f.

Bürger ist im Frühjahr 1772 Amtmann geworden und „genießt" die Einsamkeit auf dem Lande. Man erwartet von seiner Muse ein kräftiges Räuspern, aber seine Phantasie ist noch an Bildern zu arm. Ein originelles Frühlingslied soll er singen und kann keinen gesunden Gedanken auftreiben. Den Brief vom 18. Mai, in welchem er diese Jeremiaden singt, schließt er mit dem Gesangbuchvers „Von nun an bis in Ewigkeit". Und es ist nicht Zufall, daß in dem ganz und gar geistlich gefärbten „Psalm" 1772 (später „Danklied") dieser Vers sich wiederfindet. Nicht bei Percy, sondern im Gesangbuch sucht er poetische Hülfe und Förderung, nicht an der Hand der englischen Volkslieder, sondern an der Hand des deutschen Kirchenliedes, will er eine neue Art von Gesang sich schaffen. Den äußeren Anlaß zu dieser Wendung gab seine fromme, engelgute Wirtin, die Hofrätin Listn, welcher auch dies neue unbefleckte Harfenspiel geweiht sein sollte [1]). Der wahre, tiefere Grund aber lag in Bürger selbst, in seiner alten Neigung zum Kirchenlied, dessen populärem Geist er sich verwandt fühlte. Und nun hofft er, seine Poesie verjüngen, ihr neues Leben zuführen zu können. Bald darauf im September übersendet er auch Boie den „Psalm", und diesem wieder folgte die religiös-rhetorische „Agathe." Mit diesen beiden Gedichten durfte zwar der Versuch einer Neugestaltung seiner Lyrik auf diesem Wege als gescheitert gelten, aber das Kirchenlied hörte deshalb nicht auf, in dem Dichter zu wirken. Wenn er in dem Briefe vom 18. März 1773 zitiert: „Ach! Gott vom Himmel sieh darein, Und laß es dich erbarmen" und „Wenn wir in höchsten Nöten sind", so sehen wir, daß ihn das Gesangbuch immer noch beschäftigt. So auch noch während der Arbeit an der „Lenore"; deshalb sind so viele Anlehnungen an dasselbe eingeflossen [2]). Aufmerksam machen

[1]) „Das Frauenzimmer, welches Ihre ganze Hochachtung vereinigt, soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden. Auf Erden aber soll ein neues unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang, so ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweihet sein" (Strodtmann 2. Aug. 1772).

[2]) Herder (a. a. O.) gab hierzu noch einmal Anregung: „Alle unsere alten Kirchenlieder sind voll dieser Würfe" usw.; vgl. auch Berger S. 412.

uns schon die wörtlich aufgenommenen Zeilen: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“ und „Laßt uns den Leib begraben“ (Nr. 576), sowie die Verse „Laß fahren, Kind, sein Herz dahin, Er hat es nimmermehr Gewinn“, die auf die Lutherschen „Laß fahren dahin, Sie habens kein Gewinn“ zurückweisen[1]). Der dritte und vierte Vers der Eingangsstrophe lautete in der ältesten uns bekannten Fassung: „Denn Wilhelms Bildnis prägte sich Ins Herz ihr unvergeßlich“. Dieses Bild entfernt sich vom naiv Dichterischen weit genug, daß wir wohl fragen dürfen, woher Bürger es nahm. Ein ähnlicher Ausdruck findet sich in Nr. 222 (u. ö.) „Und druck in Gnaden Mir dein Bild ins Herz hinein“[2]). Verse aber wie „Ach, daß sich Gott erbarme“ oder „Bei Gott ist kein Erbarmen. O weh, o weh mir Armen!“ stehen fast auf jeder Seite des Gesangbuchs. Ich führe unter vielen ähnlichen Stellen nur an „Ach Gott tu dich erbarmen“ (Nr. 589) oder aus dem oben schon erwähnten Lied Luthers (mit dem gleichen Reim):

„Ach! Gott vom Himmel sieh darein,
„Und laß es dich erbarmen . . .
„Verlassen sind wir Armen“.

Dem „Hilf, Gott, hilf“ der Lenore können wir „Hilf, Helfer, Hilf“ (Nr. 449), „Hilf, Vater, hilf“ (Nr. 325) gegenüberstellen. Ausdrücke wie „Wenn Seel und Leib sich trennen“ oder „Der Tod ist mein Gewinn“ sind sehr häufig: „Bis Leib und Seele

---

[1]) Götzinger, Deutsche Dichter I S. 271, 275, 291 die betreffenden Anmerkungen. Im Anschluß an Grisebach (4. Aufl. 1872 S. XXVI) und Götzinger hält auch Holzhausen (a. a. O.) einen Einfluß vom Kirchenlied her durchaus nicht für unwahrscheinlich. E. Schmidt (a. a. O. S. 231) spricht von einem „trefflichen Anklang ans protestantische Kirchenlied“.

[2]) Vgl. GMA 1772 S. 139. An Kallisten:

Dein Bild drängt mit dem letzten Blute
Noch in mein sterbend Herz sich ein.

Näher aber kommt den Bürgerschen Versen eine Stelle aus Günther (B. Litzmann, Reklam S. 68):

Hier wird, so oft das Herze schlägt,
Dein Bildnis fester eingeprägt.

An Güntherschen Einfluß werden wir auch sonst noch erinnert. Zu den Namen Lenore und Magdalis vgl. E. Schmidt S. 230 u. Berger S. 437.

scheiden" (Nr. 94 u. ö.) oder: „Sterben ist mein Gewinn" (Nr. 548 u. ö.); „So muß uns . . . Der Tod sein ein Gewinn" (Nr. 503); „Denn sieh, der Tod ist mein Gewinn" (Nr. 559). „Verloren ist verloren! . . . O wär ich nie geboren" sind Verse, wie sie heute ähnlich noch im Volkslied zu treffen sind und auch mehrmals im Gesangbuch sich wiederholen. So in Nr. 520: „O wär ich nie geboren", in Nr. 589 mit dem gleichen Reim: „Sonst bist ewig verloren . . . Wär besser nie geboren". In Inhalt wie in Form weisen „Geh nicht ins Gericht . . . Behalt ihr nicht die Sünde" auf Nr. 228: „Ach Gott! zürne nicht, Geh nicht ins Gericht" oder Nr. 486: „O aber, Herr, Herr! denke nicht, Gedenke nicht der Sünden, So wir getan, laß im Gericht . . ." [1]). Der Seelenbräutigam, oder Wendungen wie „Nun ist's nicht mehr von nöten" sind dem Kirchenlied geläufig. Nur nebenbei sei erwähnt, daß sogar von „Haarausraufen" darin die Rede sein kann, so in Nr. 546: „Es hilft nicht Haar ausraufen" (Lenore: „Zerraufte sie ihr Rabenhaar"). Auch in Bürgers späteren Balladen finden sich noch mehrfach Anklänge. Vgl. zu Lenardo und Blandine: „Ihr Herzblut verklagt dich vor Gottes Gericht, Das dir dein blut'ges Urtel schon spricht" Nr. 578: „Daß mich nicht treffe dein Gericht, Welch's das erschrecklich Urteil spricht". Desgleichen dürfte auch ein bei Bürger beliebter Vergleich: Rauschen oder Brausen wie ein Meer (vgl. St. Stephan, Entführung, Wilde Jäger) dem Kirchenlied entstammen: „Dein Gericht und Eifer brausen Wie das tiefste, weite Meer" (Nr. 508). Die Verse der Entführung: „Wohlauf, wohlan, seit fertig Und meines Horns gewärtig" [2]) erinnern in Reim und Wendung an: „Macht eure Lampen fertig Und seid des Heils gewärtig" (Nr. 611).

Wir können aus dieser Zusammenstellung immerhin eine Vorstellung davon gewinnen, was Bürger in sprachlichem Ausdruck und Wendungen aus dem Gesangbuch lernen konnte

---

[1]) Vgl. auch St. Stephan, Schlußstrophe resp. Apostelgeschichte 7,89 und Hölty „An Gott" (Halm S. 90): „Du Gott der Langmut gehe nicht ins Gericht Mit deinem Knechte!"

[2]) Vgl. noch GMA 1772 S. 130 ff. im Blaubart von Gotter:

Jene dort sind dein gewärtig,
Mache dich zur Reise fertig.

oder gelernt hat. Aber auch sonst ist er ihm noch verpflichtet. Schon Holzhausen hebt die große Ähnlichkeit mancher Bürgerschen Maße und besonders Strophen mit denen bekannter Kirchenlieder hervor. Auf diese Tatsache ist noch mehr Gewicht zu legen. Das Metrum des Raubgrafen, der Weiber von Weinsberg und des Wilden Jägers (4 füßige Jamben, Schema a b a b c c) war zwar in der ironisierenden Romanze (bei Löwen besonders) schon beliebt, aber irgend welche Energie in der Handhabung der metrischen Form ist in ihr nicht zu finden, wohl aber im Kirchenlied. Es braucht für diese Strophe nur an das bekannte: „Mir nach spricht Christus unser Held" erinnert zu werden. Ebenso hat der 7 zeilige „Hechelträger" (a b a b c c d) ein im Gesangbuch sehr geläufiges Metrum, einige der bekanntesten Kirchenlieder sind in ihm abgefaßt[1]). Es ist daher ebenso willkürlich wie unrichtig, wenn Berger meint, die Strophe sei der der Lenore nachgebildet „mit Weglassung der Schlußzeile". — Sie ist übrigens schon in der ironisierenden Romanze gebräuchlich (vgl. u. A. Geißlers „Raub der Sabinerinnen"). Zum Lenorenmetrum, für das man Günther verantwortlich macht (vgl. E. Schmidt a. a. O.), wäre noch zu erinnern, daß es Paul Gerhard und Johann Rist ebenfalls bekannt war[2]), und daß Nachklänge von hier sicher mit herein gespielt haben. Bei der Behandlung der Bürgerschen Technik werden wir auf den Einfluß des Kirchenliedes noch einmal zurückkommen müssen (vgl auch S. 35 dieser Abhdlg.).

4. Homer.

Zu einem kleinen lyrischen Stücke, wie des „Armen Suschens Traum", mochte die Anregung des Volksliedes ausreichen. Die kräftige und populäre Sprache von Bibel und Kirchenlied und die metrischen Maße des letzteren gaben seiner Ballade einen stärkeren Rückhalt. Was aber Bürger

[1]) Aus tiefer Not schrei ich zu dir; Ich steh an deiner Krippe hier; Allein Gott in der Höh' sei Ehr; Es ist gewißlich an der Zeit.

[2]) Also hat Gott die Welt geliebt; Ermuntere dich, mein schwacher Geist.

im Gesangbuch nicht finden und ihm im Volkslied in dem Maße nicht zugänglich sein konnte, war der große epische Stil — und den hatte er in Homer.

Seine Beschäftigung mit Homer datiert spätestens aus dem Jahre 1769, geht also der Romanzen- und Balladendichtung voraus. Es ist bezeichnend für den epischen Grundzug seiner Natur, daß ihn gerade die rede- und schlachtenbewegte Ilias zur Übersetzung begeisterte. Er singt den unseligen Groll des Achilles und läßt hin und wider donnern die zornigen Reden der trotzigen Helden (1. Rhaps. 1771, 303 Verse des Originals). Er lebt und webt „mitten im Getöse der Heldenschlachten" (9. März 1776, vgl. die Übersetzung der 5. Rhaps. im Deutschen Museum 1776 I. 357 V. und der 6. Rhaps. im Deutschen Merkur 1776 II.). Auch während der Arbeit an der Lenore taucht Homer auf (18. Juni 1773); doch können wir besonderen homerischen Einfluß in ihr nicht erkennen. Nur auf einen Ausdruck wie „Hader, hadern" sei hingewiesen, der in dieser Ballade 3mal vorkommt und dem Dichter durch die Übersetzung der 1. Rhaps. (vgl. V. 10, 118, 367, 426) längst vertraut war. Bei „König Friedrichs Macht" denken wir an der Griechen oder Troier „Macht". Zu den Weibern von Weinsberg: „Da ließ er hoch von Grimm entbrannt" vgl. 1. Rh. V. 150: „Sein schwarzes Herz war hoch mit Grimm erfüllt"; zu Lenardo und Blandine: „So triefet mein Leben am blutigen Speer" 1. Rh. V. 424 f.: „wie so stracks mein Speer von deinem schwarzen Blute triefen soll", und zu „drauf hüllte sein brechendes Auge sich ein" 5. Rh. V. 83: „Todesschatten hüllt ihn ein". Wirksamer wird die Ilias erst im Lied vom braven Mann. „Der Sturz von tausend Wassern", das „Wiesental" und die „Brücke", deren Pfeiler „fortschießen", erinnern auffällig an das Bild 5. Rh. V. 104 ff.:

wie ein empörter Strom,
Deß Wassersturz die Brücken niederwirft . . .
Wie jach, wenn Gottes Regen nieder rauscht,
Er hinschießt, und durchs Talgefilde fort
Den blühenden Fleiß der Pflüger schleift.

Echt homerisch ist auch der Vergleich „Wie wenn der Wolf die Herde scheucht", vgl. u. a. 5. Rh. V. 165 ff.:

Gleich wie der Leu, der in die Hürden sprang . . .
Zu Stalle dringt, das unbewehrte Vieh zerscheucht.

und V. 198: „Wie wenn der Leu in Rinderherden springt". Zu dem in mehreren späteren Balladen gebrauchten Bild vom Stampfen der Kämpfer oder der Pferde vgl. 5. Rhaps. V. 618 ff.:

So deckte die Achäer weißer Staub,
Der unter ihnen von dem Hufgalopp
Herumgeschwenkter Rosse losgewühlt
Empor zum Firmament des Himmels stieg.

Die in der „Entführung" von A. W. Schlegel getadelte Lanze verdankt ebenfalls der Beschäftigung mit der Ilias ihren Ursprung. Am meisten steht er im Wilden Jäger unter ihrem Eindruck, wo wir besonders viele Ausdrücke, wie er sie gleichzeitig oder früher in seiner Übersetzung formulierte, finden. Zu „Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß" und „Stürzt einer tot dahin" vgl.: „Jach stürzt' er vorwärts hin zu Grund, und laut errasselte die Rüstung" 5. Rh. V. 69 f.; zu „schnaubt fürchterlich der Graf" vgl.: „schnob dies donnernde Gebot" 5. Rh. V. 38. Die Stelle, wo Pandarus (5. Rh. 332 ff.) sein Gespann peitschend heransprengt und Diomedes laut anruft: „Verwegener, kriegerischer Tydeussohn!" erinnert an das Gebaren des wilden Jägers: „Verwegner Hund!" Zu dieser stark beschimpfenden Anrede, die sich im Lied von Treue wiederholt und schon in Lenardo und Blandine sich findet, vgl. 1. Rh. 225. Zu „bluttriefend" und „Blut besprengt" vgl. 5. Rh. 558, 6. Rh. 350, 617; zu „lautheulend" 5. Rh. 82. Für Worte wie „jach" und „stracks" finden sich in seiner Ilias fast allzuviel Belege. Im Lied von Treue vgl. zu dem „Donnergaloppschlag des Hufs" 6. Rh. 655: „So donnert durch die Flur sein Huf dahin". Mit der Verwünschung des Marschalls von Holm: „Verschlänge doch stracks dich ihr glühender Schlund!" vgl. die Hektors 6. Rh. 369: „Ha! schläng ihn nur der Abgrund tief hinab" Lassen wir uns mit diesen Beispielen genügen. Wir verstehen Bürger nunmehr, wenn er am 17. Okt. 1776 an Boie schreibt: „Achte du meine Übersetzung Homers für keinen Zeitverlust. Ich fühl es am besten, was mich das nährt".

Wir sind weit davon entfernt, mit Hönig zu behaupten, daß die deutsche Kunstballade durch Homer geschaffen wurde.

Wir stimmen bei, daß er bei der Bildung der Individualität des Dichters wesentlich mitbeteiligt war. Doch erst seit 1776 (vgl. S. 37 Anm. 1) gewinnt er greifbaren Einfluß auf seine Poesie. Bürgers Begeisterung für die Ilias gehört mit zu Sturm und Drang, der die Grundstimmung des neuen Balladentones bildet. So bedeutungsvoll aber die homerischen Studien für letzteren gewesen, so sehr sie alles Kleinliche von ihm fernhielten, so unumgänglich sie bei einer richtigen Auffassung der neuen Dichtungsart berücksichtigt werden müssen, kommen sie bei der Begründung der Ballade nicht an erster Stelle in Betracht. Homer, Shakespeare und Götz stehen in dieser Hinsicht auf einer Linie (vgl. Einleitung zu Kap. 2). Was der Dichter an ihnen gelernt, läßt sich mehr dem allgemeinen Geiste nach begreifen, als mit Einzelbelegen ausmachen. In Shakespeare fand er das Große und Dämonische der Leidenschaften, das seine besten Balladen auszeichnet, er fand in seinen Dramen und besonders im Macbeth, für den er am meisten schwärmte, die meisterhafte, hinreißend dramatische Komposition. Für die ganze dialogische Ausgestaltung seiner episch-lyrischen Dichtung war ihm ihr Studium von größtem Nutzen.

5. Die ironisierende Romanze.

Die Schauerromanze. Mit allen diesen, wenn auch im Einzelnen noch so mächtigen Einflüssen ließe sich die Entstehung eines neuen literarischen Typus nicht erklären. Von der ironisierenden Romanze ist Bürger in seiner Balladendichtung ausgegangen. Von hier aus müssen wir auch versuchen, zum Verständnis der neuen Ballade zu kommen. Entscheidend hat auf ihn die Schauerromanze gewirkt. Das Spukhafte in der Romanzengeschichte der Lenore versetzte ihn in Entzücken[1]). So ist es durchaus kein Zufall, daß die erste große, ernste Ballade eine Gespensterballade geworden.

[1]) Bonet Maury (S. 2) meint: „Notre poète fut frappé par le sentiment tragique, le caractère dramatique, l'accent de tendresse passionnée que respirait cette légende“.

Ja, wir können sagen, der Gespensterglaube hat die Brücke geschlagen von der ironisierenden zur ernsten Gattung.

Die ironisierende Romanze hatte schon Geister eingeführt, aber ganz rationalistisch, meist als bloße Mummerei. Erst Hölty begründete mit „Töffel und Käthe" (1771), dann besonders mit „Adelstan und Röschen" (1771) und später mit der „Nonne" (1773) die eigentliche Schauerromanze in Deutschland[1]). Aber er, der schon als Kind als Gespenst verkleidet auf Gräbern umherwandelte[2]), um seine Respektlosigkeit vor diesem Aberglauben zu beweisen, konnte auch jetzt in dem Gespenstischen keinen würdigen Stoff finden; für eine Romanze war es immerhin noch gut genug. In direkter, ausgesprochener Rivalität zu diesen Gedichten ging Bürger ans Werk: „Nun hab' ich eine rührende Romanze in der Mache, darüber soll sich Hölty aufhängen" (22. April 1773).

Die Mythologie der Griechen und Römer war Bürger innerlich eine fremde Welt, der gegenüber er sich wohl spottend verhalten durfte. Von ihr konnte er nicht zur ernsten Behandlung getrieben werden. Anders verhielt es sich mit dem Gespensterglauben: dieser galt ihm nicht als Torheit oder Abgeschmacktheit, er selbst glaubte an Gespenster[3]). Sobald also

---

[1]) Rhoades weist die Ansicht Holzhausens, daß Hölty hierin von Bürger angeregt wurde, richtig zurück. Falsch aber ist, wenn Rh. meint, daß Hölty sich die Idee einer Geistererscheinung aus Percy aneignen mußte. Hölty hatte ja persönliche Beziehungen zum Gespensterglauben (s. u.) und Anregung zu dichterischer Verwendung desselben war längst in Shakespeare (vgl. Strodtmann 13. Sept. 1772), dann auch in der ironisierenden Romanze selbst genugsam vorhanden, so schon in ihrer ersten Vertreterin, der berühmten Marianne von Gleim:

Der Mann hat keine frohe Stunde,
Des Nachts erscheint
Das treue Weib, zeigt ihre Wunde
Dem Mann und weint:
Ein klägliches Gewinsel irret
Um ihn herum; usw.

[2]) Vgl. Voß, Einleitung zu Höltys Gedichten.

[3]) „Als eine kleine Verirrung seines sehr gebildeten Verstandes . . . betrachte ich seinen Hang, Gespenster und Spukereien nicht bloß zu fürchten, sondern in gewissen Stunden wohl gar zu glauben. Er meinte überhaupt, eine gewisse Art von Aberglauben liege so tief in

die Romanze auf dieses Gebiet hinübergespielt wurde, sah er sich auf einmal zu ihr in ein anderes inneres Verhältnis gesetzt, und er mußte mit der Tradition der ironisierenden Gattung brechen. — In der Lenore ward der Kampf gegen die Aufklärung aufgenommen, in ihr wird der Volks- und Aberglaube in seine alten Rechte eingesetzt.

Man hat sich, und zwar zu Unrecht, bis jetzt damit begnügt, Gleim und Genossen nur für Bürgers niedere Dichtungen verantwortlich zu machen. Abgesehen davon, daß die ironisierende Romanze ihn überhaupt erst zum kleinepischen Genre geführt, verdankt er ihr auch die Übung und Entwickelung seines Talentes. Sie ward ihm zur bedeutungsvollen Durchgangsstufe. Denn indem sie durch Heranziehung des Absonderlichen, Abenteuerlichen, Abgeschmackten und Gespenstischen das Volkstümliche verspottet, hatte sie in Stoff und Form selbst den Weg zum Volksmäßigen vorbereitet; und indem sie in Verstellung und komischer Übertreibung mit hohen Affekten arbeitet, half sie wieder die neue Balladensprache mitbegründen. Bei Schiebelers „Ariadne“:

Sie fluchte dem Geschicke,
Zerriß das goldne Haar.
Sie schlägt bis zum Zerschmettern
Die weiße Brust.

oder Höltys „Leander und Ismene“:

Zerriß die Haare, weinte sich
die Wangen bleich und hager ....
und wand die Hände jämmerlich ....
und rang die welken Hände ....

---

der menschlichen Natur, daß die Philosophie ihn wohl bestreiten, aber selbst bei ihren Eingeweihten nicht ganz vertilgen könne“ (Althof S. 114); vgl. hierzu noch eine direkte Auslassung Bürgers. In seiner „Beherzigung an die Philosophunculos“ beruft er sich auf Shakespeare:

There are more things in heaven and earth
Than are dreamt of in your philosophy;

und zum Schlusse dieses Aufsatzes ruft er aus: „Gottlob! des Menschen Herz ist stärker, als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eueres Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wenn ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt“.

denken wir an das wilde Betragen der Lenore:

Zerraufte sie ihr Rabenhaar;
Zerschlug den Busen und zerrang
die Hand . . . .

Den Einfluß von Höltys Nonne: „Riß ihm das Bubenherz heraus, recht ihren Zorn zu büßen“ spüren wir noch in Lenardo und Blandine: „Und riß ihm vom Busen das zuckende Herz Und kühlte sein Mütchen mit gräßlichem Schmerz“, wie überhaupt das wüste, wütige Gebahren der Nonne zum guten Teil für die wahnsinnige Blandine vorbildlich geworden ist. So sind auch die grellen Effekte in der Schlußpartie des Wilden Jägers auf sie zurückzuführen[1]). Man erinnere sich dabei an Verse wie:

Sein schwarzer, falscher Geist entfährt
Wie Schwefeldampf der Hölle;
Er wimmert durch die Luft, wo sein
Ein Krallenteufel harret;

und ferner an das „sprühende, düsterrote Feuer“, an die „glühenden Schwefelflammen“, an den „dunklen Totenflimmer“ usw. Mit „Kunz im Monde“[2]) vgl. die Stelle:

Und aus der Erd' empor, huhu!	Schnell war da eine Hand,
Fährt eine schwaze Riesenfaust . . .	Die seinem Lachen lohnte,
Hui, will sie ihn beim Wirbel packen.	Sie faßt ihn — husch! und er stand . . .

Bei der Schilderung der wilden Jagd ist sonst vielleicht noch an Geißlers[3]) „Antiope und Telemach auf der Hetze“ zu denken:

Tief in dem Jagdgetümmel . . .
Die Hunde los der Koppel
Revieren überall.
Auch schießt man in die Stoppel
Mit großem Donnerknall . . . .
Laut schnaubend Rache schwor usw.,

wobei auch auf den gemeinsamen Reim „Koppel: Stoppel“ aufmerksam gemacht sei. Das „Rasseln“ und „Prasseln“ in der Lenore läßt sich aus der ironisierenden Romanze wohl be-

[1]) Berger will noch in der Pfarrerstochter ihren Einfluß erkennen.

[2]) Romanzen der Deutschen, Leipzig 1774 S. 46 f.

[3]) Eine andere Romanze Geißlers, „Held Telemachs Höllenfahrt“, hat deutlich auch den Hechelträger beeinflußt.

legen, und auch in Gleims Grenadierliedern fliegen Roß und Mann mit Geprassel dahin. Daß Bürger in diesen Gedichten wohl zu Hause war und sie zu nutzen verstand, ist aus manchem Lenorenvers zu erweisen[1]).

Weiter hat er für den ganzen Gespensterapparat dieser Ballade starke Anleihen bei der ironisierenden Romanze gemacht. So erkennen wir deutlich Höltyschen Einfluß in der Beschreibung des gespenstigen Leichenzugs:

Horch, Glockenklang! Horch, Totensang . . . .
Und näher zog ein Leichenzug
Der Sarg und Totenbahre trug . . .
Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!

Die dumpfe Totenglocke schallt
Drauf in das Dorf. Man bringt
Den Sarg daher; der Küster wallt
Der Bahre vor, und singt.
Der Pfarrer hält ihr den Sermon,
Und wünscht dem Schatten Ruh.
(Adelstan und Röschen.)

Wenn aber Bürger den schaurigen Totensang zu malen sucht: „Das Lied war zu vergleichen dem Unkenruf in Teichen“, so arbeitete vor ihm die Schauerballade mit ähnlichen Mitteln: „Rauh wie der Eulen Totenlied, und wie des Uhus Stöhnen, schallt der entsetzliche Sang . . . .“ (Schiebelers „Wettstreit der Töchter des Königs Pierus mit den Musen“). In der Einführung der Galgengespenster: „Sieh da, sieh da! Am Hochgericht tanzt um des Rades Spindel“ scheint Bürger auf eine Romanze von Denis (Mutterlehren an einen reisenden Handwerksburschen[2]), GMA 1773 S. 17 ff.) zurückzugreifen:

---

[1]) Vgl. zu: Mit Paukenschlag und Kling und Klang; Daß Roß und Reiter schnoben; Bald wird der Sand verrinnen; Erweichten ihren harten Sinn etc. Gleim: Bei Pauken- und Trompetenklang; Schnob Rache Mann und Roß; Im Stundenglase fällt der Sand; Weich ist der harte Held.

[2]) In dieser Romanze ist auch von spukhaften alten Schlössern die Rede:

So mancher Schatz liegt hier begraben
Und tief versenkt (vgl. Bürgers Raubgrafen);

ebenso ist schon die Wilde Jäger-Sage in einer Strophe herangezogen:

Führt einst um Mitternacht die Reise
Dich durch den Wald,

Da pflegt ein Licht den Weg zu weisen, Das irre macht.
Oft tanzen sie in bunter Menge Ums Hochgericht [1]).

Gleim und Lenore. Gleim vor Allen hat auf die Lenore noch einen tieferen Einfluß ausgeübt. Was dem Dichter an Motiven aus der deutschen Volkssage zugeflossen oder zufließen konnte, ist im weitesten Umfang zusammengestellt worden [2]); der Anteil der englischen Sage von Wilhelms Geist ist ebenfalls oft behandelt und läßt sich bei Vergleichung mit der Herderschen Übersetzung schnell erledigen. Damit war für Bürger der Stoff im Allgemeinen gegeben. Nun entstand die Frage nach der Ausgestaltung. Da wird sich wohl seiner eine gewisse Rat- und Hülflosigkeit bemächtigt haben: „Schade nur! daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann" (20. April); und nach dem vom 22. April datierten Briefe scheint es, als ob er von irgend einer Seite her kräftige Unterstützung und Begeisterung zu seinem Werke erwarte. Dabei wird uns das Sekundäre seiner dichterischen Fähigkeiten so recht deutlich: wir vermissen gerade bei seinem größten Gedicht die Unmittelbarkeit des Genies [3]). Er fühlte eine Aufgabe an sich herangetreten, der er ohne Weiteres nicht gewachsen war.

Zunächst die einführende Situation und das Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Dieser Teil der Ballade war in dem niederdeutschen Volkslied, zumal bei seiner sehr frag-

---

So kreuze dich und horche leise,
Wenns Hifthorn schallt:
Dann mußt du dich zu Boden werfen,
Nur nicht verzagt,
So wird sie dir nicht schaden dörfen,
Die Wilde Jagd!

[1]) Zu der Stelle: „Rund um herum im Kreise . . . Und heulten diese Weise" (Lenore) vgl. auch Goethes Zigeunerlied: „Sie heulten im Kreise mich an".

[2]) Wackernagel, Kleine Schriften II S. 399. Pröhle a. a. O. S. 77 ff. und E. Schmidt a. a. O.

[3]) Anders Bonet Maury. Ihm offenbart sich in jener Episode von der Auffindung der Lenorengeschichte „le caractère original et primesautier du génie de Bürger" (S. 2).

mentarischen Überlieferung wohl kaum gegeben (s. u. S. 32). Er entsprang dem Bedürfnis, das Erscheinen des Geistes (und die spätere Katastrophe) zu motivieren, wofür er sich wieder den Volksglauben zunutze machte [1]). Vielleicht gab ihm auch das Lied der Christine, aus deren Mund er die Sage aufgefaßt, hiezu den Wink. Die Situation ist kurz die. Das Mädchen weint nach ihrem Bräutigam, der schon lange fort ist, ohne einmal geschrieben zu haben. Die ersten vier Zeilen (der ersten Fassung) [2]) kommen über den hergebrachten Romanzenton nicht hinaus, die ganze Strophe aber hat bei Gleim ihr direktes Muster und zwar in dem Gongoraschen „Schönen Bräutigam“:

Die kleine Doris weinte laut;
Sie hatte recht zu weinen!
Vom schönen Daphnis eine Braut,
Liebt sie nur ihn, sonst keinen.
Und dieser schöne Bräutigam
War Jahre weggeblieben . . .
. . . .
Denn ach, nicht einmal schrieb er ihr!

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelms Bildnis prägte sich
Ins Herz ihr unvergeßlich.
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Die beiden Strophen decken sich im Inhalt und Aufbau genau. So steht in der ersten und dritten Zeile die Nennung der Namen ganz parallel; in dem Schlußreim haben wir beidemal dasselbe Reimwort „geblieben“; statt „Nicht einmal schrieb er ihr“ heißt es in der Lenore: „Und hatte nicht geschrieben“. Auch metrisch sind die Strophen einander gleich, bis auf die Reimstellung in V. 4—8: Schon nach diesen auffälligen Übereinstimmungen kann von Zufälligkeit kaum mehr die Rede sein. Bei Gleim heißt es weiter: „Sie saß auf ihrer Kammer“ (auch Lenore haben wir uns nach Str. 12 in ihrer Kammer zu denken), und nun vergleiche man:

Weint allen ihren Jammer,
Saß einsam, saß, verschloß die Tür,
Die ganze Nacht hindurch weint sie.
Der Mond fängt an zu scheinen.

Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die gold'nen Sterne zogen.

---

[1]) Den Glauben, daß übermäßiges Trauern und Weinen die Ruhe der Toten störe, und sie zur Rückkehr zwinge.

[2]) Vgl. Strodtmann 6. Mai 1773 und E. Schmidt.

In beiden Fällen haben wir das ungeberdige Betragen der Verlassenen, ihr Jammern bis in die Nacht hinein und den Hinweis auf die aufgehenden Gestirne.

Und nun das Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Auch diese Partie wurde dem Dichter durch Gleim nahe gelegt, und das ist der tiefere Grund, daß er den Dialog, wenn er den Göttinger Freunden nicht gefiele, aufgeben wollte: „Alsdann wäre vielleicht nichts Mattes und Überflüssiges im ganzen Stück mehr“ (9. Sept. 1773). Dieselbe Situation, wo das Mädchen wegen ihres Geliebten mit der Mutter in Widerspruch kommt, findet sich außer im „Schönen Bräutigam“ noch im „Guten Tag“ und in der „Marianne“ — durchweg mit stärkeren Ansätzen zum Dialog [1]). Wäre uns die erste Fassung dieses Teiles erhalten, so wäre der Gleimsche Einfluß wohl ganz anders zutage getreten. Herder und Götz haben ihn zurückgedrängt, ohne ihn jedoch ganz verwischen zu können. Zu „Ach Mutter, beste Mutter“ oder „Nein, Mutter, liebste Mutter, nein“ (im Guten Tag) vgl. in der Lenore die fünfmalige Wiederholung von: „O, Mutter, Mutter!“ Die Marianne aber jammert: „Herrn Velten soll ich? Ach ich Arme! ... Ach, daß der Himmel sich erbarme“. Und so klagt auch Lenore: „Bei Gott ist kein Erbarmen. O weh, o weh, mir Armen“. Die folgenden vier Verse des „Schönen Bräutigam“ kehren in direkte Rede übersetzt in der Lenore wieder:

Die gute Mutter, welche sieht,
Wie Gram ihr Kind verzehret,
Singt ihr zum Trost ein frommes Lied,
Das Unglück tragen lehrt.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, Daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?...
Kind bet' ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan“.

Die verlassene Braut im „Guten Tag“ sucht in der Kirche Trost, findet aber ihre Ruhe nicht; den Schmerz der Lenore vermag kein Sakrament zu lindern. Im „Schönen Bräutigam“

---

[1]) So ist das spanische Original des „Guten Tags“ rein monodramatisch. Gleim hat etwas Dialog eingearbeitet. Dagegen ist „Marianne“ an Umfang wie an Kraft des Dialogs hinter dem Montcrifschen Vorbild zurückgeblieben. — Zum „Schönen Bräutigam“ und „Guten Tag“ vgl. in Jacobis „Romanzen aus dem Spanischen des Gongora“ (1767) die siebente der zärtlichen und die erste der lyrischen Romanzen.

wie in der „Marianne“ wird, um die Tochter von ihrer Liebe zu heilen, die Untreue des Geliebten ins Feld geführt: „Ein andrer, dir getreuerer, Soll sich in dich verlieben“ oder „Der ew'ge Treue dir geschworen, hat sie verfehlt; Leander ist für dich verloren, Er ist vermählt“, so auch in der Lenore: „Hör, Kind, wie wenn der falsche Mann .... sich seines Glaubens abgetan, zum neuen Ehebande?“ Weiter im Schönen Bräutigam: „Laß ihn, mein Kind“, in der Lenore: „Laß fahren, Kind, sein Herz dahin“. Im „Guten Tag“ will die Tochter gerne sterben und Lenore wütet: „Stirb hin, stirb hin!“ (Zu „O Mutter, Mutter, hin ist hin!“ vgl. noch „Damon und Ismene“: „Ach, er ist hin ... Ach, der ist hin!“).

So finden sich alle Motive des Gespräches: Das fromme Lied, die Tröstung der Kirche, die Untreue des fernen Geliebten, das Anwünschen des Todes der Verlassenen schon bei Gleim und sind in geschickter Steigerung verwertet. Eine Abhängigkeit anzunehmen, sind wir berechtigt, da für Bürger die engste Bekanntschaft mit Gleim vorauszusetzen ist, und da alle diese Romanzen mit der Lenore dieselbe Situation gemein haben.

Hieraus sehen wir jedenfalls, — und wir werden darauf zurückkommen, — daß die Lenore keineswegs so ohne Voraussetzungen dasteht. Der Schritt von der ironisierenden Romanze zur ernsten Gattung als solche war in mancher Hinsicht nicht so groß. Die Gleimsche Romanze war der Absicht nach populär, ihre zufällige Form ein Mißverständnis, das sich aber heben mußte, sobald ein wirklicher Dichter sich dieser Gattung bemächtigte, um gar darin seine sichere, ja fast ausschließliche Begabung zu erkennen. Die Neugeburt der deutschen Ballade ist in erster Linie eine von Bürgers eigener Individualität geforderte dichterische Verernstigung der ironisierenden Romanze, eine Verernstigung sowohl in der allgemeinen poetischen Auffassung wie in der Auffassung des Volkstümlichen. Die Möglichkeit zu einer solchen Wendung war bei ihm durch seine von Kind auf vorhandene Vertrautheit mit dem populären Kirchenliede vorbereitet; bei der ersten engeren Bekanntschaft mit dem deutschen Volkslied mußte sie zum Austrag kommen. Daß das Bewußtsein von

der Existenz der englischen Balladen in etwas mitgewirkt hat, muß angenommen werden. Von hier ab handelt es sich aber nur noch um eine Steigerung von Bürgers eigener Kunstübung, die in der Lenore so rasch sich zusammenfaßt, und die in den Einzelheiten weiter zu verfolgen ist. Wie sehr er aber noch immer im Banne der ironisierenden Romanze blieb, beweisen seine mehrfachen Rückfälle in den früheren Ton (Menagerie der Götter 1774, Frau Schnips 1777, Fortunens Pranger 1778).

ZWEITES KAPITEL.

DER NEUE TON.

Die Frage nach der Begründung der deutschen Ballade ist ganz wesentlich eine Stilfrage. Eine Untersuchung der Bürgerschen Technik muß also über den Ursprung dieser literarischen Gattung den sichersten Aufschluß geben. Wodurch die Lenore sich gleich himmelweit über die ironisierende Romanze hinaushob, das war, um es in einem Wort, mit einem damals sehr beliebten Ausdruck zu sagen — der Ton. Obwohl Herder diesen Ton erst zur bewußten Technik auferweckte[1]), hatte er doch vorher schon lange in des Dichters Seele aufgetönt, nicht als ein Echo vorhergegangener Percy-Studien, wie Boie und Voß vermuten, sondern eher als Nachhall des populären Kirchengesangs. Sagt doch Bürger selbst, daß bei einigen Strophen des Liedes „Es ist gewißlich an der Zeit usw.“ schon in seiner Jugend ganz dumpf die Saiten seiner Seele tönten, welche nachher ausgeklungen haben (Althof S. 12). Daher konnte er auch von der Lyrik des Volkes schon längst dunkel empfinden und denken, was Herder deutlicher und bestimmter lehrte (18. Juni 1773). Die neue, stärkere Anregung des Volksliedes mußte ihn vollends auf die richtige Fährte bringen, und er fühlt, wie sich bei ihm der neue Ton herausarbeitet, wenn er am 10. Mai nach Mitteilung der 2., 3. und 4. Strophe der Lenore an Boie bemerkt: „Praeterpropter können Sie hieraus den Ton erraten, welcher, wie ich mir schmeichle, in der Folge noch populärer und balladenmäßiger ist und sein wird. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Komponisten mit der Stimme angeben!“ Seine „Nachtfeier der Venus“ ist ihm schon so fremd geworden, tönt ihm schon so weit hinten in der Ferne, und so dunkel, daß er kaum noch drüber urteilen und entscheiden kann. Nun aber führte ihn Herder erst in die Geheimnisse, in die geheime Technik und

---

[1]) In den Blättern von Deutscher Art und Kunst 1773.

Rhythmik der Volkspoesie ein und gibt ihm zugleich typische und wertvolle Muster zur Hand.

Die der neuen Ballade zugrundeliegende Stimmung. Bevor wir zur Erläuterung des Tones und der Technik übergehen, müssen wir noch die Stimmung erfassen, aus der diese Kunstart bei ihm hervorging. Bürger hat mehr sein wollen als ein Balladensänger. Die Shakespeareschwärmerei mußte auch ihn auf das Drama lenken. Aber erst nachdem Götz von Berlichingen erschienen war, wagt er mit dramatischen Plänen umzugehen, die ihn nun jahrelang nicht mehr ruhen ließen. Im Gefühl stolzen Selbstbewußtseins hatte er schon seine Lenore mit den Skakespearisch erhabenen Strophen kühn dem Goetheschen Drama zur Seite gesetzt, und es mag ihn nicht wenig gereizt haben, dem Dichter des Götz seine Kongenialität mit solchem Nachdruck zu beweisen. Daneben übersetzt er die Ilias. Diese Beschäftigung nährte seine episch dichterische Kraft und weckte in dem begeisterten Jüngling bald den heimlichen Wunsch, ein deutscher Homer zu werden. Klopstocks Messias muß ihn in diesem Ehrgeiz noch bestärkt haben. Schon zu Beginn des Jahres 1773 ist ihm zu Mute, als ob er ein großes, ewiges Gedicht beginnen sollte [1]). Immer lauter und umgestümer wird mit der Zeit sein Drängen nach literarischen Großtaten, — aber das Drama wie das große Nationalepos, von dem Daniel Wunderlich mit so großer Sicherheit redet, gingen über seine Kraft.

Sturm und Drang ist dies ganze gewaltige Streben, dies maßlose Wollen eines beschränkten, aber eigenartigen Talentes. — „Ach ein schöner Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätte — und die goldene Rüstung — Das ist ein garstiger Drach — Jetzt schieß ich nach Sperlingen — Heiliger Georg, mach mich groß und stark, gib mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!" So läßt Goethe im Götz den kleinen Georg zu seinem Schutzpatron beten. Und dieser brave Junge in Hansens, des Reitknechts, Küraß mit dem alten Schwert seines Vaters, der in

[1]) Jan. 1773 Cramer an Bürger u. B. an Klopstock 2. Apr. 73.

allzu großem Tatendrang auf die Wiese hinauszieht und mit Hecken und Dornen ficht, muß uns lebhaft an Bürger erinnern. Als ein echter Vertreter der Genieperiode charakterisiert er sich selbst am besten: „Ich wandle wieder in der Kraft Gottes ... O, daß ich jetzt zu kämpfen hätte mit Drachen, Riesen und Ungeheuern der Körper- und Geisterwelt, was wollt ich nicht mit dieser Kraft, mit diesem Gefühl der Unüberwindlichkeit tun“ (9. März 1776). Dem entsprechend ist auch seine Auffassung von der Poesie. Ein gut Teil von dieser „Kraft“ und diesem „Gefühl der Unüberwindlichkeit“ spiegelt sich in seinen Balladen wider. Dies genialische Selbstbewußtsein ist es vor Allem, was ihn zu seiner so oft getadelten, ungebührlichen Heftigkeit verführte.

„Gott, Gott! wie lebendig!“ ruft er bei der Lektüre des Götz aus (8. Juli 1773). *Lebendigkeit* war ihm das Hauptmerkmal der neuen Poesie, und auch er strebt gleich nach diesem Ideale. So schreibt er schon gelegentlich seiner „Agathe“ (14. Aug. 1773): „Und wenn Bewegung da ist, was verliert man dann an dem Wohllaut“. Ebenso ist ihm der Erfolg seiner Lenore Bürge dafür, daß Bewegung drinnen ist (27. Sept. 1773). Er wird immer mehr der Ansicht, in der Poesie müsse alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt und vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt werden (Daniel Wunderlich 1776). Im Wilden Jäger soll es den Freunden gar um die Ohren sausen, als wenn 100 Teufel in Sturm und Wetter sie durch die Lüfte führten (29. Juni 1775). Während er in der Entführung seinem Ideale von veredelter lebendiger, darstellender Volkspoesie sehr nahe kommt, hat er dort seinen ganzen Eigensinn darauf gesetzt, alle ihm höchst mögliche, lebendige, darstellende Kraft hineinzulegen (5. Jan. 1778). Wie und wo er von Volkspoesie oder der wahren Poesie spricht, fordert er Lebendigkeit (Strodtmann 19. Aug. 1775, 19. Dez. 1776, 19. Mai 1777 usw.); eine Lebendigkeit, wie sie ihm praktisch aus Homer [1]), aus Shakespeare und Götz, theoretisch aus Herder entgegenzutreten schien. Dieser wies darauf hin, wie stark

[1]) Es ist hier besonders darauf aufmerksam zu machen, daß Bürger selbst mit Beziehung auf seine Balladen bis zum Daniel Wunderlich nie von Homer spricht.

und fest sich die Wilden ausdrücken, immer die Sache selbst sinnlich, klar, lebendig anschauend, den ganzen Gedanken mit dem ganzen Worte erfassend. „Sie schweigen entweder oder reden im Momente des Interesses mit einer unvorbereiteten Festigkeit, Sicherheit und Schönheit [1]), die alle Europäer allezeit haben bewundern müssen, und — müssen bleiben lassen!" Und müssen bleiben lassen! Hier mußte sich Bürger herausgefordert fühlen, wenn er nicht zu den „gelehrten Pedanten" wollte geworfen werden. Am „gutem Naturverstande" fehlt es ihm nicht, und er mag den heimlichen Entschluß gefaßt haben, es den Herderschen Wilden an Kraft des Ausdrucks gleichzutun. „Ich weiß nicht, wie die Leute mit einer so schlaffen, wackelnden Sprache sich behelfen können. Da müssen lauter Stahlfedern sein, die an Ohr und Herz schnellen, daß man's fühlt" (18. Aug. 1777).

Die höchste Bewegung und äußerste Lebendigkeit konnte sich aber erst in der wildesten Leidenschaft erreichen lassen. Daher seine Neigung zum Grausigen. Er schwelgt in den Schauerlichkeiten Shakespearischer Dramen, und als echter Stürmer und Dränger nimmt er Bezug auf Macbeth als auf ein Vorbild, wenn er von der Gräßlichkeit der Lenore spricht. Gelegentlich seiner Macbeth-Übersetzung macht er die Entdeckung, daß die Lady in Shakespeare zu kurzweg stirbt. Er läßt sie erst „ein bischen zappeln, daß einem die Haare zu Berge stehen" (2. Jan. 1778)[2]). Wir gewinnen aus seiner Theorie wie aus seiner Praxis die Überzeugung, daß er sich große Dichtung ohne wuchtige Grausigkeiten gar nicht mehr

---

[1]) Vgl. auch Breitinger, Kritische Dichtkunst 1740 II. Von der herzrührenden Schreibart S. 355 f. — Er wird noch öfters heranzuziehen sein. Breitingerschen Einfluß bei Bürger erkannte schon Kestner 1769 in der erwähnten Probeschrift. Er bemerkt zu der Stelle, wo Bürger für Einführung der expressiveren alten Sprache eintritt: „Ist das nicht ganz der Gedanke, den die Züricher schon längst geäußert haben, veraltete Machtwörter in der Poesie wieder einzuführen?" (Schnorrs Archiv XII S. 72).

[2]) Sauer meint (S. LXI), Bürger habe diese Szene in seinen gedruckten Macbeth nicht aufgenommen. Dies ist nicht ganz richtig. Bürger hat in diesem Punkte wohl sein Original erweitert, wenn auch nicht in dem Umfange, als er es anfangs mochte willens gewesen sein.

vorstellen mochte. Nur in der Geniezeit konnten Lenore, Frau Schnips und Frau Magdalis ein solch ungeberdiges Betragen an den Tag legen, nur in der Geniezeit findet das Wüten des Wilden Jägers seinen Platz, aus der Geniezeit heraus ist die Pfarrerstochter zu verstehen, und nur aus Sturm und Drang erklärt sich die große Stillosigkeit und Unnatur von Lenardo und Blandine. „Jedes Ding in der Natur hat sein Maß und Ziel, und jedes Ding, welches Maß und Ziel überschreitet, ist Mißgeburt", so ruft er bei einem Schönbornschen Gedichte aus und erinnert uns dabei, besonders wenn er weiterhin von den „gewaltsamen Kontorsionen und dem schäumenden Geschrei der Raserei und Besoffenheit" spricht, das ihn mit Ekel und Grausen erfülle, lebhaft an seine eigene Dichtung. Auch hier tanzet die Begeisterung nicht mehr ihren, „obwohl kühnen, dennoch immer melodisch schwebenden Tanz, sondern mit Aufzucken und Niederstürzen und hundert krampfhaften Gestikulationen einen wahren St. Veitstanz". Glücklicherweise hat er sich in solchem Grade wie in Lenardo und Blandine nicht mehr gehen lassen.

Trefflich mit dieser Forderung der Lebendigkeit harmonierte auch jene andere der *Volksmäßigkeit*, wie Bürger sie verstand. Denn um das Volk wirklich oder tiefer affizieren zu können, mußte ein in stärksten Affekten sich bewegender Ton angeschlagen, mußten die stärksten Mittel hervorgesucht werden. Er glaubte jede Empfindung mit einem Extrazusatz von Leidenschaft und Heftigkeit versehen zu müssen, um die weniger sensiblen Nerven des Volkes in den gewünschten Zustand poetischen Mit- und Nachempfindens zu versetzen. Und er hatte keine Ahnung, wie schnurstracks er der wahren Volksballade entgegen arbeitete. Er wußte nicht, daß die Seele des Volkes so fein und zart schwingen kann, wenn man nur das „Herz dieser Volksrührung" kenne. Auch hier müssen wir wieder betonen: hätte Bürger die englischen Balladen studiert, nie und nimmer hätte er zu solchen Ansichten kommen können; aber er hatte eben nur eine unvollkommene Idee vom wirklichen Charakter dieser Volkszeugnisse. Das Mißverstehen Homers, Shakespeares und Herders und das Studium der Kirchenlieder über jüngstes Gericht, Verdammnis

und Hölle konnten aber wohl solche Früchte zeitigen. Zuletzt fehlte es ihm selbst, und das bleibt die Hauptsache, an der nötigen Feinfühligkeit und an der Sicherheit des Geschmacks. Seine Vorliebe fürs Extreme, für die Kraftausdrücke usf. war eben so sehr seine eigene, als die natürliche Konsequenz seiner Theorien. So wurde schließlich der Name der Popularität nur ein anderer, der neuen volkstümlichen Bewegung rechnungtragender Ausdruck für „Sturm und Drang". Obwohl bei Bürger Lebendigkeit und Popularität im Grunde genommen ein und dasselbe war, dürfte es sich der praktischen Anordnung zuliebe doch empfehlen, das Studium seiner Technik nach diesen zwei, von ihm selbst immer in den Vordergrund gestellten Hauptgesichtspunkten seiner Poetik zu gliedern. Es wird sich hier auch, ohne besonderen Zwang, im Wesentlichen Alles unterbringen lassen, was über seinen Balladenstil zu bemerken ist.

a) Lebendigkeit.

1. Leben und Poesie. Lautmalerei.

Die Losung der Lebendigkeit ward von Herder gegeben[1]) in seinem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" (in den schon mehrfach zitierten Blättern von deutscher Art und Kunst): „Wissen Sie also, daß je wilder, d. i. je lebendiger, je freiwirkender ein Volk ist, desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder sein" oder: „Je länger ein Lied dauern soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen diese Seelenerwecker sein, daß sie der Macht der Zeit und den Veränderungen der Jahrhunderte trotzen". So ward die anschaulichste Lebendigkeit auch Bürgers höchstes Ziel. Was aber konnte anschaulicher und lebendiger sein, als das Leben selbst. Daher das Streben, soviel als nur

[1]) Aber schon Breitinger (a. a. O. II S. 211f.) ereifert sich gegen die „gewohnten matten und seichten Umschreibungen", und stets und überall tritt er ein für Nachdruck der Rede, für „natürliche Kraft", für Bewegung.

immer möglich aus der Natur getreu in die Dichtung hinüberzunehmen, das Geräusch des Lebens in der Kunst wiederzugeben[1]). „Du mußt das Wilde Heer in meinem Liede ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Peitschen ebenso knallen hören und bei allem dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wäre es die Sache selbst" (5. Jan. 1778). Daher die vielen Anrufe und Interjektionen, daher die Onomatopöien. So glaubte der Dichter die höchste Unmittelbarkeit poetischer Wirkung erreichen zu können. „Denn das Nachbild der Kunst muß, wenn alles ist, wie es sein soll und kann, die nämlichen Eindrücke machen, wie das Vorbild der Natur". Naturgetreu ruft so Wilhelm mit „Holla, Holla!" sein Liebchen herbei. Im Wilden Jäger geht es mit „Hallo, Hallo!" zur Jagd (vgl. das Goethesche holla! ho!), unter „Hallo! Gesellen drauf und dran!" verübt der Graf seine Missetaten, und dieser Ruf kehrt noch in fünf anderen Balladen wieder. (In Frau Schnips ist er zweimal substantivisch gebraucht). Im Neuseeländischen Schlachtlied, das mit seinem „Risch, rasch, ihr Gesellen, rischan überall" und dem „Hallo, ihr Gesellen, empor und hervor" an den Wilden Jäger erinnert, wird das „Hallo" durch ein „Halloha! Halloha!" noch überboten.

Ohne großen Lärm geht es selten ab. „Mit Sing und Sang, mit Paukenschlag und Kling und Klang" kehren in Lenore die Heere heim, Kaiser Conrad rückt mit Reisigengetöse vor Weinsberg und aus der „Kuh" klingt uns Schellen- und Hirtenhorngetön und Horngeschmetter entgegen usw. Klirren und Rasseln sind dem Dichter willkommene Balladenwörter: Klirrend steigt Wilhelm zu Pferde, sein Sporn klirrt, und klirrend fliegen die Kirchhofstore auf. Durch dürre

[1]) Dies empfahl auch Breitinger (a. a. O. II S. 271 f.) bei einer Anmerkung über das Wort stridere, „welches das Gezische eines glühenden Eisens, wenn es in das Wasser getauchet wird, nicht allein bedeutet, sondern in dem Tonlaut nachmachet . . . Diese Zusammensetzungen der Wörter tauget für die Poesie auf eine besondere Weise, nicht nur weil solche Schreibart erhöhet und verherrlichet, sondern auch weil dadurch der Tonlaut mächtig verstärkt wird, mehr Klang und Pomp überkömmt, und die Bilder desto mehr Nachdruck erhalten, indem sie durch den Ton nachgeahmet werden".

Blätter rasselt der Wind; rasselnd stürzt der Troß dem Wilden Jäger nach; in der Laube von Taubenhain rasselt es, und Rosette bettet auf rasselndem Laube sich[1]). Ausdrücke wie krachen, dröhnen, brausen gesellen sich bei: „Es dröhnt' und dröhnte" im Lied vom braven Mann, und krachend stürzen die Bogen der Brücke. Dem König in Lenardo und Blandine „kracht es ins Gehör", dem Marschall von Holm dröhnt es durch Mark und Bein, wie ein Meer braust es dem Ritter Karl zu Ohren usw. Ein stärkstes Geräusch aber liefert der Donner. Daher donnerten die Brücken in der Lenore; in der Entführung hören wir einen „Donnerton" und im Lied von Treue gar einen „Donnergaloppschlag". Dort donnert der Reichsbaron durch Hof und Haus, hier erschallt vom Donner des Fluchs das Schloß, und eine Donnerstimme verkündet dem Wilden Jäger sein Urteil.

Seiner ganz besonderen Vorliebe erfreuen sich Adjektive oder Adverbien wie dumpf und laut. Mit dumpfen Geschrei wird Lenardo niedergebohrt, dumpfes Rufen und dumpfer Lärm wird in der Entführung vernommen, dumpf ruft der Feierklang der Glocke im Wilden Jäger. Vor Allem aber hat es das Wörtchen „laut" dem Dichter angetan: Laut rief Kind und Gattin in der Lenore, lautes Zetermordio gab's in den Weibern von Weinsberg, laut erscholl das Zetergeschrei in Lenardo und Blandine. Im Lied vom braven Mann heulten Sturm und Woge laut, der Zöllner heulte noch lauter, immer lauter schnob der Wind, und laut krachten die Bogen. Mit lauter Stimme bittet St. Stephan. In der Entführung wird laut geweint und laut geflucht und laut schreit Frau Schnips. Laut rasselt der Troß im Wilden Jäger, laut klifft und klafft es, lauter stieß der Graf ins Horn, laut schlägt er an die Hüfte, laut wird er vor Gericht gefordert, laut heulend flieht er, laut angehetzt. Laut wird Rosette gescholten, laut schallt es, als ihr Vater sie schlägt, und laut soll der Junker der Pfarrerstochter am Altare schwören. Schließlich warnt auch

[1]) Der Hain tadelt schon in der Lenore (Str. 26) das „Rasseln und Prasseln". Bürger gesteht, daß er diese Worte nur aus Not genommen (Strodtmann Nr. 117).

noch der Dichter im Lied von Treue die Männer der Treue — laut. Ähnlich bevorzugt wird das Adverb „hoch“. Im Sinne von laut steht es z. B. in: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann“ und in „Nun rief er hoch im Jubelton“ (St. Stephan).

Geräuschvoll wie die Bürgersche Poesie nun einmal ist, muß jedes Geräusch noch besonders durch einen Ausruf wie „horch“ angekündigt werden. So in der Lenore: Und außen, horch! gings trap trap trap, Und horch! Und horch! den Pfortenring, Und horch! es brummt die Glocke noch, Horch Glockenklang! horch Totensang! oder in Lenardo und Blandine: Horch, König, da flüstert's, Horch auf, Prinzessin, da wirbelt ein Ton, Horch! Horch! da knarrte die heimliche Tür. Ähnlich im St. Stephan, Bruder Graurock und Frau Magdalis, viermal auch in der Entführung.

Parallel dem „Horch!“, im Sinne der Überraschung, gebraucht er „Sieh da!“ (resp. Ha sieh! Und sieh! Sieh hin! Sieh her!), das gelegentlich noch in verstärkender Gemination steht.

Fast ebenso aufdringlich wie mit diesen Mitteln ist Bürger in der *Lautmalerei*. Mit klinglingling, hurre hurre, hop hop hop, husch husch, hui und huhu! (Lenore) hat er sie in seine Balladen eingeführt. Im Wilden Jäger wurden diese Onomatopöien zum Teil aufgenommen und durch Rischrasch, Jo! doho, Horridoh und Hussasa überboten, und von da wirkten sie weiter, auch in seine Lyrik hinein. Im Juni 1775 ist „seine Meduse wieder hinterm Wilden Jäger her und hört im dunklen grauenvollen Forst sein Halloh! seines Hornes Klang, seiner Peitsche Knallen und das Gekläffe seiner losgekoppelten Hunde“. Damit waren auch die Klangmalereien wieder lebendig geworden, und wie hoch sie eben in seiner Gunst standen, beweist das im selben Juni 1775 gedichtete Spinnerlied „Hurre, hurre“ und das „Trallierum larum leier“ des Ständchens. Schon zu Anfang des Jahres kündigte sich mit „Hopsasa“ und „Trallala“ im Ritter und sein Liebchen diese Manier wieder an. Im Juli dichtete er den „Spatz“; auch hier fanden die alten Onomatopöien wie „husch husch“ und „huhu“ ein Plätzchen. Im Januar 1776

kam das „klifft und klafft“ des Wilden Jägers als „Kliffklaff“ in ein anderes Gedicht (Hund aus der Pfennigschenke), und einige Zeit später läßt Bürger „Die schönste Prinzessin der Welt“, Blandine, mit „Juchheisa! Trallala! Huchheisa Tralla!“ zum Sange springen und zum Sprunge singen. Auch in der Entführung geht es ohne diese Klangmalereien nicht ab: „Trara! trara! durch Flur und Wald ließ Karl sein Horn nun schallen“ und mit „Hop hop!“ kommt das Vasallenheer herangesprengt. Noch in der Zeit der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Gedichte brachte er das stärkste, was in dieser Hinsicht geleistet werden konnte, in den glücklicherweise Fragment gebliebenen Balladen „Ines von Kastro“ und „Hechelträger“: „Husch hin und her, husch huscht ein Traum“ oder „Trom- paukenklang und -petenschall“; vgl. hierzu noch Macbeth (B.s Sämtl. Werke, K. v. Reinhard 1823 IV S. 176): „Horch, es trommelt, trom-trom-trommelt“. Um die wildeste Bewegung zu versinnlichen, gebraucht er die Interjektion „Hui!“ So in der Lenore: „Und hui! war's unter ihr hinab“ oder in der Europa: „Und hui! tat er hinab den Sprung“, in Lenardo und Blandine: „Hui, sprangen die beiden vom Winkel herbei“, in der Entführung: „Hui, saß er selber auf“ oder „Hui auf, der Freiherr, hui heraus“, im Wilden Jäger: „Hui, schwinden Mann und Hütte vorn“ oder „Hui, will sie ihn beim Wirbel packen, Hui steht sein Angesicht im Nacken“, im Lied von Treue: „Hui tummle dich, Senner“, im Grafen Walter: „Hui sprang Graf Walter auf“ usw.

Schiller in seiner strengen Kritik der Bürgerschen Gedichte hatte diese Lautmalereien, „welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen“, scharf gerügt, und sie haben auch seitdem noch keinen Verteidiger gefunden. In Untreue über Alles gefiel Boie das „Eia, Popeia“ nicht, „es ist und bleibt ein Mißton, dergleichen du Dir nicht erlauben solltest“ (vgl. Strodtmann 15. Okt. und 11. Sept. 1779). Aber Bürger konnte sich nicht für die Streichung entschließen, was umsomehr zu beachten, als er sonst gern dem verständigen Rat des Freundes gehorchte.

Und doch scheint ihm der poetische Wert des Klinglingling mit der Zeit etwas zweifelhaft geworden zu sein,

wenn er in der erwähnten Vorrede schreibt, daß er seinen Ruf und Ruhm als Volksdichter schwerlich seinem Hop hop, hurre hurre, huhu usw. zu verdanken habe. Zu keiner Zeit aber sind ihm solche Onomatopöien als verwerfliche, rhetorische Kunstgriffe erschienen. Sie waren ihm nicht nur ein gelegentlich höchst brauchbares, sondern immer ein sehr ernsthaftes, mit Fleiß gesuchtes, poetisches Mittel[1]). Und nie ist sich Bürger klar darüber geworden, welch kindische Unberedtheit — trotz aller Lebhaftigkeit — hinter dieser Manier steckte (vgl. Schlegel). So konnte er es sich noch im Grafen Walter 1789 nicht versagen, das „Lullaby" des Originals in einem „Susu, lullull" oder „Susu, lullull, susu" zu parodieren.

Die Einführung dieser Lautmalereien dürfen wir vielleicht auf die unmittelbare Anregung des Götz zurückführen, auf den Refrain des Zigeunerliedes:

Wille, wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu![2])

Doch schloß sich Bürger eng an das volkstümlich Gegebene an. In dem „Klinglingling" und „hop hop hop" erinnern wir uns unserer alten Kinderreime. Aber auch sonst ist das Volkslied (noch mehr das französische Gesellschaftslied) mit der Onomatopöie vertraut[3]). Die ironisierende Romanze verwendet sie nur in beschränktem Maße und nur in der Interjektionsform wie etwa „Husch"! und „Hui"!

---

[1]) Vgl. noch Bildungen wie Schnirrschnarr (Fragment); Kliff und Klaff und Gickelgack (Prolog); Gick- und Gackgeschlecht, Papelpachen (für Papagei) und Kritikakel (Vogel Urselbst); Schlickerschlacker, trippelt, trappelt, Tripp und Trapp, Tritt und Trott (Macbeth).

[2]) Vgl. auch das Lied Liebetrauts; „Hei, ei o! Popeyo!" und Claudine, Weim. Ausg. 38, 132.

[3]) Vgl. des Knaben Wunderhorn: „Kling, kling, Glöckchen", den „Stolzen Schäfersmann" (Hopp hopp hopp entgegenritt), das Lied:

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Und alles, was er blies, das war verlor'n
Hop sa sa sa
dra ra ra ra

oder das „Tralali, tralalei, tralala" in „Rewelge". — Auch an das „tandaradei" Walters von der Vogelweide sei erinnert.

Feinere Mittel der Klangmalerei fand er in der *Assonanz.* Obwohl er sonst sich häufenden Gleichklang des Wohllauts wegen meidet, müssen solche Rücksichten doch der malenden Harmonie seiner Verse zulieb zurücktreten. So steht in Lenore in der Strophe: „Sie frug den Zug wohl auf und ab“ durch sechs Zeilen hindurch die a-Assonanz im Reim, desgleichen die i-Assonanz in der Strophe: „Sieh da, sieh da! Am Hochgericht“ und vier Zeilen hindurch die o-Assonanz in den dreimal wiederkehrenden Versen „Und hurre hurre, hop hop hop“. Vielfach verwendet er vokalischen Gleichklang auch in den späteren Balladen (Lied vom braven Mann, St. Stephan usw.). Wir heben nur zwei bedeutende Beispiele dieser höchst wirksamen Technik heraus. Um Mitternacht will Ritter Karl vor Trudchens Fenster sein (Entführung 1777), um sie zu befreien:

> Als nun die Nacht Gebirg und T*a*l
> Vermummt in Rabensch*a*tten,
> Und Hochburgs Lampen über*a*ll
> Schon ausgeflimmert h*a*tten,
> Und alles tief im Schlafen w*a*r;
> Doch nur das Fräulein immerd*a*r
> Voll Fieberangst noch w*a*chte,
> Und seinen Ritter d*a*chte:

Die sich stetig steigernde Erwartung kommt trefflich durch diese Häufung der a-Reime zum Ausdruck. Wie glücklich aber die Auslösung dieser Spannung durch die nun einsetzende o-Assonanz:

> Da horch! Ein süßer Liebest*o*n
> Kam leis emporgefl*o*gen
> „Ho, Trudchen, ho! Da bin ich sch*o*n!
> Risch auf! Dich angez*o*gen“.

Ähnlich wirkungsvoll gebraucht er dieses Mittel im Wilden Jäger, wenn er den Gegensatz zweier Situationen und Stimmungen mit verschiedenem Vokalton zu malen sucht [1]). In der dumpferen o-Assonanz schildert er den lärmenden Aufbruch der Wilden Jagd:

---

[1]) Vgl. Holzhausen a. a. O. S. 338 Anm. 1.

„Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn;
„Hallo, hallo zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft und klafft es frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid und Stoppel.

in der helleren a-Assonanz das friedliche Bild des Sonntagmorgens:

Vom Strahl der Sonntagsfrühe w*a*r
Des hohen Domes Kuppel bl*a*nk,
Zum Hochamt rufte dumpf und kl*a*r
Der Glocken ernster Feierkl*a*ng;
Fern tönten lieblich die Ges*ä*nge
Der andachtsvollen Christenm*e*nge.

Wie er auch innerhalb der Verse damit zu arbeiten versteht, zeigt ebenfalls schon die Lenore. So malt er den nächtlich gespenstischen Leichenzug im a-Klang:

W*a*s kl*a*ng dort für Ges*a*ng und Kl*a*ng,
W*a*s fl*a*tterten die R*a*ben?
Horch, Glockenkl*a*ng! Horch, Totens*a*ng!
„L*a*ßt uns den Leib begr*a*ben“.
Und näher zog ein Leichenzug
Der S*a*rg und Totenb*a*hre trug . . .
N*a*ch Mittern*a*cht begr*a*bt den Leib
Mit Kl*a*ng und S*a*ng und Kl*a*ge . . .
Mit Kl*a*ng und S*a*ng . . . Die B*a*hre schw*a*nd.

Man vergl. hierzu eine Strophe des Wilden Jägers, wo der a-Ton auch durch den Reim sich zieht:

Ges*a*gt, get*a*n! Der Wildgr*a*f schw*a*ng
Sich übern H*a*gen r*a*sch vor*a*n
Und hinter her, bei Kn*a*ll und Kl*a*ng,
Der Troß mit Hund und Roß und M*a*nn;
Und Hund und M*a*nn und Roß zerst*a*mpfte
Die H*a*lmen, d*a*ß der *A*cker d*a*mpfte.

Diese Hartnäckigkeit im Beharren auf einem Ton durch mehrere Verse hindurch zielte sowohl auf malerische Harmonie, als auch auf steigende Lebendigkeit oder Heftigkeit im Vortrag ab.

Den stark verwendeten *Stabreim* gebraucht Bürger nicht nur der äußeren Veranschaulichung wegen, wie in „Kam's *h*urre, *h*urre nachgerannt, *H*art *h*inter's Rappen *H*ufen“ oder in

„Die *Fl*ügel *fl*ogen[1]) klirrend auf" usw., sondern am häufigsten und hauptsächlich als Bindemittel sowohl des einzelnen Verses als der Verse untereinander. An den Konsonanten hat die Betonung einen natürlichen und festen Widerhalt. Die deklamatorische Akzentuation erhält in der Alliteration eine vorzügliche Hülfe. Das Übergreifen des Stabreims aber von einem Vers in den anderen gibt der Rede einen eigentümlich bewegten, kaskadenmäßig lebendigen Fluß. Wir brauchen aus der Unzahl der Fälle nur wenige Beispiele herauszuheben. Aus der Lenore:

Doch *k*einer war, der *K*undschaft *g*ab
Von allen, so da *k*amen . . .
Und *w*arf sich hin zur Erde
Mit *w*ütiger Gebärde . . .
Mit schwanker Gert ein *Schl*ags davor
Zersprengte *Schl*oß und Riegel . . .
Zum *Sch*ädel ohne Zopf und *Sch*opf,
Zum nackten *Sch*ädel ward sein *K*opf,
Sein *K*örper zum Gerippe . . . .

Aus dem Lied vom braven Mann:

Der Sturz von tausend *W*assern scholl;
Das *W*iesental begrub ein See;
Des Landes Heerstrom *w*uchs und schwoll;
Hoch rollten die *W*ogen entlang ihr Gleis
Und rollten ge*w*altige Felsen Eis . . .

Aus St. Stephan:

Bald *r*iß ihn vor den hohen *R*at
Die *R*achgier seiner *F*einde.
Die *f*alschen Zungen stiegen auf usw. usw.

Für diese Feinheiten der dichterischen Technik hat ihm Herder Auge und Ohr geöffnet, wenn er spricht von der Symmetrie der Worte, der Silben und sogar der Buchstaben,

---

[1]) Die billige Art der Alliteration, wo zwei Wörter gleichen Stammes sich verbinden, ist bei Klopstock beliebt. Herder hat dafür eine Vorliebe (vgl. Waag, Über Herders Übertragungen englischer Gedichte, Heidelberg 1892). Auch Bürger machte diese Mode mit. In der Lenore stehen noch: großes Leid erlitten, Was klang dort für Gesang und Klang, näher zog ein Leichenzug. Sonst sind in seinen Balladen die Beispiele nur sehr vereinzelt, während sie in seiner Lyrik häufiger vorkommen.

wovon „das Wesen, der Zweck, die ganze wundertätige Kraft" der Volkslieder mit abhängt. Er weist besonders auf die altnordische Poesie hin. „Wieviel Silbenmaße! wie genau jedes unmittelbar durch den fühlbaren Takt des Ohres bestimmt! ähnliche Anfangssilben mitten in den Versen symmetrisch aufgezählt, gleichsam Losungen zum Schlage des Takts, Anschläge zum Tritt, zum Gange des Kriegsheers. Ähnliche Anfangsbuchstaben zum Anstoß, zum Schallen des Bardengesangs in die Schilde. Disticha und Verse sind entsprechend; Vokale gleich; Silben konson; — wahrhaftig eine Rhythmik des Verses, so künstlich, so schnell, so genau, daß es uns Büchergelehrten schwer wird, sie nur mit den Augen aufzufinden". Diese Herdersche Lehre von der Rhythmik hat sich Bürger zur Richtschnur gesetzt. Auch die Aufmerksamkeit Voß', der in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst „manches güldene Sprüchlein" fand, ward besonders auf diesen Punkt hingelenkt: „Die Strophe ist ein Maß und, wie Herder sagt, ein Tanz von Tönen . . . Hast Du in dem Period Rundung genug? Hast Du die Wortfüße sorgsam aneinandergereiht? Hast Du auf die Vokale gesehen?" (17. Okt. 1773 an Brückner)[1]. Doch ist zu bemerken, daß bei Bürger schon vor Herder in des Armen Suschens Traum der der Ramlerschen Schule entstammende Begriff des Wohlklangs, der sich auf Mannigfaltigkeit der Vokale und Diphthonge stützt, eine starke Einschränkung erleidet. Hier schon fällt uns die Ökonomie im Reim und seinen Vokalen, wie überhaupt im ganzen Wortapparat, auf[2].

---

[1]) Wie auch Goethe Konsonanten und Vokale wohl im Auge behielt, zeigt u. a. das Zigeunerlied im Götz:

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geschrei usw.

[2]) Unter 16 Reimpaaren stehen 4 in a-, 3 in ei- und 6 in i-Assonanz und darunter wieder 2 and-Reime (zweimal das Wort Perlenband), 2 eis-Reime (2mal das Wort Reis) und 4 in-Reime (je 3mal Rosmarin und hin, 2mal das Wort schien). — Vgl. auch Schön Suschen: Hier zählen wir unter 24 Reimpaaren 8 in a-, 6 in ei-, 5 in i- und 4 in e-Assonanz; darin wieder 3 eit-Reime (3mal das

2. Die syntaktischen Mittel der Verlebendigung.

Der Ausdruck der Bürgerschen Balladen ist durchweg affektisch. Es ist daher natürlich, daß auch seine Syntax ein eigentümliches Gepräge erhalten hat. So gebraucht er in verschwenderischer Fülle die Interjektionen, die schon in der ironisierenden Romanze eine große Rolle spielen und auch bei Klopstock häufig sind, dann aber in den Bardengedichten und in der Sturm- und Drangpoesie besonders beliebt wurden. Traurige Affekte haben für ihn die besten Wirkungen; sie können in ihrer größten Stärke geschildert werden, und dann reißen sie uns durch ihre Heftigkeit selbst mit fort [1]). Am häufigsten unter diesen Ausbrüchen des Affektes sind: Ach! oh! o weh! und o in Verbindung mit einem Substantiv (o Mutter!). In der Lenore stehen 19 dieser Interjektionen, in Lenardo und Blandine 34, in der Entführung 14, im Bruder Graurock 20 (gegenüber 2 alas! 1 ah und 8 o des Originals). Zeichnet sich schon Lenore keineswegs durch Sparsamkeit aus, so geht die „Entführung" darin am weitesten. Da wimmelt es von Interjektionen wie: Ha! Ho! Wohlauf! Wohlan! Fort! Fort! Mord! Bei Gott!, von verkürzten Sätzen wie: Sieh da! Gertrudchens Zofe! — So stolz von Ehrenstamme! — der Ritter hinten, Trudchen vorn. — Hervor vom Hinterhalt, hop hop! sein Heer Vasallen. — Vor Zorn der Freiherr heiß und rot usw.[2]). Bei der außerordentlichen Lebendigkeit der Bürgerschen Ballade konnte periodischer Satzbau nicht wohl bestehen. Jeder Gedanke hatte seine besondere Wichtigkeit, die keine Subordination unter einen Hauptgedanken duldete. Bürger arbeitet vorzüglich mit Hauptsätzen und gibt dadurch dem Ausdruck eine lapidare Wucht: „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an! Kind, bet' ein Vater-

---

Wort Zeit, 2mal Sittsamkeit) und 2 ein-Reime. In den 3 am-Reimen steht „kam" 5mal und 2mal der Reim „See: weh".

[1]) Lehrbuch der Ästhetik I S. 349.

[2]) Vgl. auch Lenore: Und horch! und horch! den Pfortenring, Ganz lose leise klinglingling! — Ach, Wilhelm, erst herein geschwind. — Still Klang und Sang! usw.; oder Wilden Jäger: Hallo, hallo zu Fuß und Roß! — Was Glockenklang? Was Chorgeplärr? — Ha! wohl gesprochen, linker Mann! — Verderben hin, Verderben her! usw. usw.

unser! Was Gott tut, das ist wohlgetan. Gott, Gott erbarmt sich unser! . . . Wir satteln nur um Mitternacht. Weit ritt ich her von Böhmen". In der Strophe „Rapp! Rapp! Mich dünkt der Hahn schon ruft" ist jeder Vers syntaktisch selbständig. Ein Gedanke nach dem anderen wird wie in atemloser Hast ausgestoßen, ohne Absicht irgend welchen Zusammenhangs. Noch elementarer ist die Wirkung, wenn gar zwei Hauptsätze in einen Vers sich drängen: „Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn" (Lenore), oder: „Er stößt ins Horn, es tönt nicht mehr; — Das Grausen weht, das Wetter saust. — Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu" (Wilde Jäger). In den kräftigsten Stücken oder Partien finden sich Relativsätze oder konjunktionale Verbindungen kaum. Wo sie aber vorkommen, tritt meist Ellipsis ein. Lenore: „Nicht einer so da kamen" (Strodtmann 12. Sept. 1773), „Der weiß, er hilft den Kindern"; Entführung: „Gotteslohn! kann ich's Dir nicht bezahlen" usw. Am meisten werden die Relativsätze betroffen. Vgl. „Soll haben, fromm und klug gewiegt, viel Weiberchen" (W. v. Weinsberg) und alle die zahlreichen Fälle, wo die Adjektive zwischen Kommata den Substantiven nachgestellt sind (s. S. 77 Anm. 1). Aber auch der Hauptsatz kann bis auf ein Wort zusammenschrumpfen: „Wie, wenn der falsche Mann" für: 'Wie dächtest du': „Ich bringe dich, zur Wette" für: 'Ich setze es zur Wette, daß ich' usw.; ähnlich in den ohne syntaktischen Zusammenhang stehenden Formeln (s. u.). Starke Ellipsis zeigt in Lenore auch der Vergleich: „nachgeprasselt, wie Wirbelwind am Haselbusch durch dürre Blätter rasselt". Im Lied vom braven Mann ist: „Wie wenn der Wolf die Herde scheucht" aufzulösen in: 'Wie die Herde, wenn der Wolf sie scheucht' usw. Solche Lizenzen und „Rostflecken", die so recht eigentlich zum Stil des Sturm- und Drang-Dramas gehören, glaubte Bürger in der Ballade sich gestatten zu dürfen, wenn es sich um Erreichung „höherer Zwecke" handelte. Sehr häufig und mit Nachdruck verwendet sind zusammengezogene Sätze mit dem koordinierenden „und":

Jetzt in der Kammer zagt die Braut,
Und zuckt vor Herzenswehen,
Und ächzet tief und weinet laut,
Und wünschet zu vergehen (Entführung).

Doch auch dies „und“ kann wegfallen: „Hoch bäumte sich, Wild schnob der Rapp“ usw. Mit Glück gebraucht er den Satzanfang mit „und“, der, ohne logische Berechtigung, sich ausnimmt wie ein neues Atemholen in der unaufhaltsam sich drängenden Erzählung (vgl. auch S. 70 dieser Abhandlung).

Ein anderes, geläufigeres Mittel lebendiger Ausdrucksweise ist die nachdrucksvolle Voranstellung des Adverbs oder der adverbialen Bestimmung. Sie ist schon in der Lenore durchaus üblich: „Und klirrend stieg ein Reiter ab, Weit ritt ich her von Böhmen“ usw., wird aber später noch häufiger, so im Lied vom braven Mann: „Hoch rollten die Wogen, Laut heulten Sturm und Wog, Hoch hielt der Graf, Vergebens durchheulte“ usw., weiter im Wilden Jäger: „Fern tönten lieblich die Gesänge, Lichthehr erschien“ usw. usw. Gern treten diese Adverbien in den Strophenanfang, wo ihnen womöglich noch mehr Wichtigkeit zukommt; vgl. Lenore, Lied vom braven Mann, Wilden Jäger. In den übrigen Balladen Bürgers, die Entführung ausgenommen, ist dieser Gebrauch weniger hervortretend.

Eine hervorragende Rolle spielen ferner in der Bürgerschen Ballade

3. Die rhetorischen Mittel.

Die Frage. Sie will entweder Überraschung oder Verwunderung ausdrücken:

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? (Lenore),
Horch, Liebchen, Horch? — Was rührte sich? (Entf.),
Gebt Achtung! Was geschieht? (W. v. Wbg.);

oder mit besonderem Nachdruck auf etwas hinzuweisen:

Was hielt des Grafen Hand empor? (Br. Mann),
Wer waren Reiter links und rechts? (W. Jäger).

Noch in anderer Weise mußte die Frage mithelfen, den nachdrücklichen, oft feurigen und enthusiastischen Ton zu bestimmen oder zu erhöhen[1]). So z. B. indem er seinen eigenen Gesang apostrophiert:

[1]) Ästh. I 264 f.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann? —
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?

Nach Bürger ist weiter das Fragen ein gutes Mittel, die ästhetische Unleugbarkeit darzustellen, und er meint, die Zuversicht, mit der man sich auf das Urteil des Lesers beruft, muß der Rede ein überaus großes Gewicht beilegen (vgl. Breitinger a. a. O. II S. 394 f.).

Wer ist der Brave? Ist's der Graf? —
Wer ist, wer ist der brave Mann?

Die Frage entsteht aus der Fülle der Überzeugung, die keinen Widerspruch fürchtet. Sie ist die kräftigste Bejahung:

Doch tat er's wohl um Goldes Klang? —
Sag an, war das nicht brav gemeint?

Schlimme Ahnungen, Angst und Verzweiflung oder sonstige Aufgeregtheit läßt er auf diese Weise meist effektvoll zum Ausbruch kommen:

Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst Du säumen? (Lenore),
Mein Busen! Was ahndet wohl dir? (Len. u. Bl.),
Was hab' ich getan? (Pfarrerstochter),
Was hab' ich, bist Du erst verzehret? (Kuh) usw.

Bürger kennt genau die stürmende Wirkung, die eine Häufung der Fragen auf das Gemüt tut:

O Henne, wer hat dich heruntergezerrt?
Wer hat so vermessen hier ein dich gesperrt?
Wer? (Lied von Treue),
Wo seid ihr Augen blau und klar?
Ihr Wangen rosenrot?
Ihr Lippen, süß wie Nelkenduft? (Br. Graurock).

Wie bewußt er nach dieser wirksamen Redefigur strebte, wird recht deutlich durch den Vergleich seiner Bearbeitungen englischer Balladen mit den betreffenden Originalen. So entsprechen die eben angeführten Verse des „Bruder Graurock“ folgenden englischen:

His cheek was redder than the rose,
The comliest youth was he![1])

---

[1]) Vgl. auch Graf Walter:

O Graf, was ist für Lieb und Treu
All, all dein rotes Gold?

Shee says, I had rather have one kisse,
Child Waters of thy mouth.

So bricht er ferner in der zweiten Strophe die Konstruktion der indirekten Frage ab und geht zur direkten über: „Weilt nicht mein Herzgeliebter hier In Klostereinsamkeit?“ Die ruhigere, mehr epische Erzählung des Originals wird zur dramatischen Lebendigkeit gesteigert:

Siehst dort in Immergrün verhüllt, Das Zellenfenster nicht? —	Within these holy cloysters long He languisht, and he dyed. —
Kennst du den Bruder Graurock nicht? Dein Liebster, ach! bin ich. —	For see beneath this gown of gray Thy owne true-love appears. —
Feins Liebchen, hast Du wahr bekannt?	Might I still hope to win they love, No longer would I stay.

Noch weiter geht er hierin in „Frau Schnips“. Wie konnte auch ihre Empörung über den ihr im Himmel zuteil gewordenen Empfang kräftiger zum Ausdruck gebracht werden:

Was? schrie Frau Schnips ihm laut ins Ohr,
Fickfacker? Ich zum Teufel? —
So einer? Schrie Frau Schnips, ei schaut!
Was bin ich denn für eine?

Wie sollte andererseits Salomo sein Staunen und seine Entrüstung über die Unverschämtheit der Schnips überzeugender zu erkennen geben:

Was, Seiner Majestät also — — —
So — — — hundsföttsch anzukommen?

Der Kontrast. So wie die Frage, befördert und unterstützt auch der Kontrast die ästhetische Kraft. Denn indem der Satz von einem Gegenteil zum anderen überspringt, muß auch beim Hörer oder Leser eine gewisse Raschheit der Auffassung sich einstellen. Körper und Seele werden in größere Tätigkeit gesetzt [1]). Auch hier war Bürger stets bewußt darauf aus, solche Gegensätze herauszuarbeiten. Dies zeigt sich deutlich in mannigfachen Veränderungen, die er bei der ersten Sammlung an seinen Gedichten vornahm. Oft waren dem Sinne nach Gegensätze schon vorhanden, dann strebt er danach, sie in je einem Worte zuzuspitzen. Extrem wird gegen Extrem gesetzt. Die Deklamation erhält dadurch stäker her-

[1]) Ästh. I S. 297.

vortretende Momente, und der Vortrag wird lebendiger. In diesem Sinne stehen Änderungen wie:

Selbst arm bis auf den letzten Deut,
Dünkt er sich krösusreich.
statt: Und wenn er keinen Kreuzer hat,
Dünkt er sich krösusreich. (Lust am Liebchen). —

Welche Dich vom Zwang entbunden,
Zu der Freiheit wird erhöhn.
statt: Dich vom Irdischen entbunden,
Zu den Engeln wird erhöhn. (An Agathe).

Ganz neu aber arbeitet er Gegensätze ein, wie im Danklied: „Vernichtet Welten, Welten schafft" statt „Sich Welten wie sie will, erschafft" oder: „Sich senken und erheben kann" statt „Sich leichten Schwungs erheben kann". Schon in der Lenore ist dies Streben deutlich, wenn er „Bewegten ihren harten Sinn" in „Erweichten ihren harten Sinn" umändert oder in Str. 27 sich zuerst noch nicht klar ist, ob er setzen soll: „Wie flog was unten Mond beschien ... Wie flogen oben überhin" (Strodtmann Nr. 111) statt: „Wie flog was rund der Mond beschien". Noch mehrmals stehen in der Lenore diese Gegensätze:

Schläfst, Liebchen, oder wachst Du? ...
Und weinest oder lachst Du? —
Geheul! Geheul aus hoher Luft
Gewinsel kam aus tiefer Gruft usw.

In fast allen Balladen wiederholt sich diese rhetorisch-dialektische Kontrastierung:

Gott schuf ja aus Erden den Ritter und Knecht.
Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht. (Len. u. Bl.),

Es wird mir hier zu eng im Schloß,
Ich will und muß ins Weite. (Entführung),

O mach es nun gut, was du übel gemacht —
Bist du es, der mich in Schande gebracht.
So bring mich auch wieder zu Ehren. (Pfarrerstochter),

ebenso in dem lyrischen Gedicht Schön Suschen:

Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb und Flut zur See.
Ganz wohl mir tat es, wann ich kam,
Doch, wann ich ging, nicht weh usw.

Ganz auf Gegensätzen aufgebaut ist der „Wilde Jäger", dessen Handlung auf der Aktion des rechten und linken, des guten und bösen Ritters beruht. Im Einzelnen vgl. noch: Das verfolgte Wild und die zahme Herde, der wilde Schwarm und der sanfte Kläusner, oder Verse wie:

Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Welchen Spaß Bürger daran haben konnte!

Doch diesmal spielt die Lügenbrut
Ihr Stückchen ehrlich und auch gut. (Raubgraf),

Einstmals der Kaiser Conrad war
Dem guten Städtchen böse. (Weiber von Weinsberg),

Ihr Weisen hoch- und tiefgelahrt. (Schön Suschen),

Sie zechten Eimershumpen leer,
Und voll sich bis zur Krause. (Hechelträger).

Steigerung. Sehr wirksam im Sinne der Verlebendigung erweist sich die Steigerung, die auf Grund des ihr innewohnenden Prinzips ganz besonders geeignet ist, den poetischen Ausdruck zu verstärken. So veränderte er in „Des armen Suschens Traum" die ursprüngliche Lesart: „Ich suchte wohl mit Angst und Schweiß" in „Ich sucht und sucht in Angst und Schweiß" und erzielt auf dem Wege der Wiederholung des Verbs eine Intensivierung der Tätigkeit, die es ausdrückt. Dies wiederholt sich noch öfter:

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug . . . (Lenore),

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran. (Br. Mann).

Vor Allem sei auf eine Stelle der Pfarrerstochter verwiesen:

Er hieb sie mit knotigen Riemen,
Er hieb, das schallte so schrecklich und laut!
Er hieb ihr die samtene Lilienhaut usw.

Daneben gebraucht er mit größtem Glück die grammatische Komparation:

Und immer weiter hop hop hop! —
Und weiter, weiter hop hop hop! (Lenore),

Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Mut. (Br. Mann),

Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flogs zu Fuß und Roß. —
Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer wie ein Grab. (W. Jäger) usw.

Wiederholung. Aber es standen ihm noch andere Mittel zu Gebote, so die Gemination. Durch diese Wiederholung geht die „Ruhe oder doch die gemäßigte Leidenschaft in eine ungehörige Unruhe, in eine fast ungestüme Heftigkeit über", tadelt der Dichter später in seiner „Rechenschaft" eine verworfene Lesart der „Nachtfeier". Da er aber diese Unruhe suchte, diese ungestüme Heftigkeit seinen Balladen mitzuteilen stets bestrebt war, mußten ihm solche Wiederholungen jederzeit willkommen sein. Und daß er schon in der Lenore ihre Bedeutung und Wirkung erkannte, beweist die Zahl (30), in welcher sie hier gleich auftreten. Er arbeitet sie mit Bewußtsein heraus. So ist ihm in Str. 6 „Und er erbarmt sich unser", wie er Boie gegenüber bemerkt (Strodtmann Nr. 109), zu schleppend; er setzt dafür „Gott, Gott erbarmt sich unser". In Str. 11 ändert er „Bei Wilhelm nur ist Seligkeit" um in „Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit". Welche ängstliche, zum Ende drängende, unaufhaltsame Raschheit in dieser Technik liegen konnte, zeigt die Strophe: „Rapp, Rapp! Mich dünkt, der Hahn schon ruft". Nach der Lenore finden sich diese Wiederholungen am häufigsten (mehr als 20 mal) in der Entführung.

Versverbindung. Die rhetorische Lebhaftigkeit, welche die ganze Bürgersche Technik beherrscht, kommt ferner zum Ausdruck in der Art der Versverknüpfung, wonach ein Vers mit irgend einem bedeutenden Worte auf den vorhergehenden zurückgreift. Dies ist in der Lenore schon durchaus ausgeprägt. Das Verb mit Bezug auf dasselbe Subjekt wird wiederholt:

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen,

oder es tritt ein anderes Subjekt dazu:

Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor . . . .
Komm, Pfaff, und sprich den Segen.

Das Subjekt oder irgend ein anderes Satzglied wird wiederholt, in derselben oder häufig auch in erweiterter Form:

Das lindert mir kein Sakrament,
Kein Sakrament mag leben —
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf.

Recht geschickt und mannigfaltig, durch Heranziehung der verschiedensten Satzglieder, weiß er so seine Verse zu ketten und ihnen auf diese Weise eine vorzügliche Wirkung zu verschaffen, so vor Allem später im Lied vom braven Mann, in der Entführung, im Wilden Jäger und in der Pfarrerstochter. Am Wirkungsvollsten stehen die wiederholten Worte im Versanfang, — und da sind sie bei Bürger meist auch zu suchen — wo ihnen mehr Nachdruck und dem Vortrag mehr Lebendigkeit verliehen wird. Nirgend mehr als gerade hierin gibt sich zu erkennen, wie sehr seine Poesie auf Deklamation zugeschnitten ist. Seine sämtlichen Balladen stehen nur halb auf dem Papier, „die andere Hälfte muß der Rhapsodist durch Deklamation hinzufügen".

Ganz zur ermüdenden Manier aber wird diese Versverbindung in Lenardo und Blandine. Die Wiederholungen werden zur Eselsbrücke und wirken unnatürlich in ihrem Verweilen auf Nebensächlichem und ihrem ewigen Betonen des Gleichgültigen, Unbedeutenden:

Da bot die Prinzessin ein Äpfelchen rar,
Ein Äpfelchen, rosicht und gülden und rund. —
Horch auf, Prinzessin! Da wirbelt ein Ton,
Da wirbelt die Schwalbe das Morgenlied schon. —
So weint der König, so reut ihn zu spat,
Schwer reut ihn die Himmel anschreiende Tat usw.

Das rüstige Fortschreiten der Handlung wird auf diese Art Schritt für Schritt verhindert, und dem Dichter ist es nicht gelungen, etwas von dem Eigensinn der Leidenschaft (wie z. B. in der Lenore) hineinzubringen. Zu ganz anderer Energie brachte er es früher schon in „Des armen Suschens Traum", wo er das schwermütig Träumerische:

Fast schwür ich, daß ich hell gewacht,
So hell erblickt ich ihn . . . .
Das ich zum Kränzchen pflanzen tät,
Und pflegen tät mit Fleiß . . . .

Erfüllt ist längst das Nachtgesicht,
Ach längst erfüllt genau . . .

oder in Schön Suschen, wo er das Nachdenkliche:

Da fühlt' ich ganz an Seel und Leib
Und fühlte nichts als sie . . .
Sah nirgends blühen Blum und Laub,
Nur Suschen blühte mir . . .
Ich sah wie in die Sonn hinein,
Und sah mein Auge blind . . .
Ich selber sann oft Nacht und Tag
Und wieder Tag und Nacht usw.

trefflich durch solche Wiederholungen zu geben weiß. Versucht er dagegen in „Lenardo und Blandine" den Zustand der Unentschlossenheit bei Lenardo zu malen, so erdrückt und erstickt er durch unmäßigen Aufwand jede Natürlichkeit:

Das dauchte dem Diener so wohl und so bang,
So bang und so wohl! er zweifelte lang,
Viel zweifelt er her, viel zweifelt er hin . . . .

Wurde bisher das wiederholte Wort auch in seiner grammatischen Funktion, die es im vorangehenden Vers hatte, übernommen, so emanzipierte er sich nunmehr von dieser natürlichen Fessel. Dadurch wird die Versverknüpfung meist rein äußerlich und stützt sich nur auf den äußern Gleichklang, und dadurch wird diese Technik erst recht zur kalten, gekünstelten, ja kindischen Manier:

Den Baum, der den Apfel der *Liebe* dir trug.
Dein harret was *Liebes*, nun weißt du genug. —
Hier flimmert ein *Lämpchen*, es zog ihn entlang,
Beim Schimmer des *Lämpchens*, den heimlichen Gang. —
In *Schlummer* gehüllt war jedes Gesicht,
Doch ach! Das Verräteraug' *schlummerte* nicht. —
Die *Halle* war wenigen Augen bekannt,
Doch, wer der *Halle* war kundig, der fand . . .

So sehr er sich auch Mühe gibt, er vermag uns — trotz der Wortarmut — von der Leidenschaft der „Königin aller Balladen" nicht zu überzeugen.

Was an volkstümlich lebendiger Poesie in seiner Seele auftönte, hatte Bürger zum größten Teil dem Kirchenlied zu verdanken. Hier hat er sich eingelebt in den Ton rhetorischer

Eindringlichkeit und Aufdringlichkeit, und hier finden wir auch seine Technik bis zu einem gewissen Grade vorgebildet. Interjektionen spielen hier eine große Rolle. Sehen wir daraufhin nur eines seiner Lieblingslieder an:

O Ewigkeit, Du Donnerwort,
O Schwert, das durch die Seele bohrt [1]),
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit . . .
Ach Gott, wie bist du so gerecht.

Man gebe auch auf die Wiederholungen acht:

O Ewigkeit! Du machst mir bang:
O Ewig, ewig ist zu lang,

und auf die Versverknüpfungen, wie wir sie bei Bürger hervorgehoben:

So manches Jahr als an der Zahl,
Hie Menschen sich ernähren,
Als manchen Stern der Himmel hegt,
Als manches Laub die Erde trägt usw.

Man nehme ein anderes Gedicht desselben Dichters (Joh. Rist), das Lied „Ermuntre dich, mein schwacher Geist“, welches im Lenorenmetrum abgefaßt ist, und vergleiche mit Lenore:

Komm, schönster in mein Herz hinein,
Komm, eilend, laß die Krippen sein,
Komm, komm, ich will beizeiten
Dein Lager dir bereiten.

Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen.

Noch leidenschaftlicher und diesen Gesangbuchversen ähnlicher ist der Ton in der Strophe:

Rapp! Rapp! Mich dünkt der Hahn schon ruft.
Bald wird der Sand verrinnen.
Rapp! Rapp! Ich wittre Morgenluft,
Rapp! Tummle dich von hinnen! —

Man braucht im Gesangbuch nicht lange zu suchen, um Verse zu finden, wie die folgenden:

Drum, Dank, ach Gott! Drum dank ich dir,
Ach danket, danket Gott mit mir,
Gebt unserm Gott die Ehre.

---

[1]) Vgl. zu diesem Bilde noch: „Mag doch der Schmerz Durch eure Busen fahren, wie ein Schwert“ (Prolog zu Sprickmanns „Eulalia“) oder: „so durchbohrt das Herz mir wie ein Schwert“ (Heloise und Abelard).

Welche Bedeutung auch die Frage hatte, mag eine Strophe aus dem Gerhardschen „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl“, illustrieren:

Durch wessen Kunst steht dein Gebein
In ordentlicher Fülle?
Wer gab den Augen Licht und Schein,
Dem Leibe Haut und Hülle?
Wer zog die Adern hier und dort,
Ein jed an ihre Stell und Ort?
Wer setzte hin und wieder
So viel und schöne Glieder?

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Rhetorik der Bürgerschen Poesie ganz wesentlich durch den Stil des Kirchenliedes beeinflußt ist, mit dem er von Kind auf bis zu seinem Tode in engster Beziehung stand.

Es ist klar, einzelne Seiten seiner Technik waren auch bei anderen Dichtern vor ihm ausgebildet. So gehören bei Klopstock die Wiederholungen, die Frage und, wie schon erwähnt, die Interjektionen zu seinem besonderen Stil. Aber wie anders als bei Bürger stehen und wirken sie hier. An stilistischen Einfluß bei so verschiedenem Ton darf kaum gedacht werden.

Auf die Wiederholungen ist Bürger von Herder durch die beigegeben Proben nachdrücklich aufmerksam gemacht worden. Man erinnere sich an das Liedchen aus Shakespeare:

Come away, come away, death . . .
Fly away, fly away, breath . . . .
Not a Flow'r, not a Flow'r sweet . . .
Not a Friend, not a Friend greet usw.

Auch „Wilhelms Geist“ mußte sich ihm in diesem Sinne aufdrängen, dank der manierierten Übersetzung Herders. Waag machte (S. 12) besonders darauf aufmerksam und bringt zahlreiche Belege dafür, daß Herder die Anwendung dieser Mittel vermehrt hat, ebenfalls um den leidenschaftlichen, wirkungsvollen Ausdruck noch mehr zu steigern. Hierin ist er nicht weniger als 8mal über sein englisches Original hinausgegangen:

1. Und drückt am Schloß und kehrt am Schloß . . .
2. Hör, süßes Hannchen, höre mich,
   Hör und willfahre mir.

3. Ausstreckt sie ihre Lilienhand,
   Streckt bebend sie ihm zu.
4. Und geh, und geh zur Ruh.
5. Und ging dem Geiste nach,
   Die ganze lange Winternacht
   Ging sie dem Geiste nach.
6. So gib, o gib ihn mir.
7. Der Geist und mehr, mehr sprach er nicht.
8. Und sie, sie stand allein [1]).

Wir hätten die einzelnen Momente der Bürgerschen Technik, wie sie sich innerhalb des Verses und der Strophe darbieten, und soweit sie der Verlebendigung dienen, erschöpft. Es bliebe noch übrig eine Betrachtung über

4. Die verlebendigenden Mittel der Komposition.

Die refrainartige Wiederholung [2]). Sie kann einzelne Verse und ganze Strophen umfassen. Daß sie aber im Sinne größerer Lebendigkeit gebraucht ist, erklärt Bürger selbst: „Die Verzweiflung und jeder hohe Affekt ist arm an Ausdrücken und wiederholt ein und dasselbe öfter". So stehen in Lenore: „O Mutter, Mutter, hin ist hin!" zweimal und je zweimal die Verse: „Bei Gott ist kein Erbarmen, O weh, o weh, mir Armen!" und „Lisch aus mein Licht auf ewig aus! Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!" [3]). Zweimal fordert der Geist sein Liebchen auf: „Komm, schürze, spring und schwinge dich!", und dreimal kommt er auf das Hochzeitsbett zurück, wohin er Lenore bringen will. Dreimal kehren die Worte des Gesprächs: „Graut Liebchen auch?" und dreimal die Verse: „Und hurre, hurre, hop hop hop!" usw.; denn auch der Dichter hat damit in der Malung des Ritts das Äußerste gesagt und kann sich hierin nur wiederholen. Von nun an blieb dieses periodische Wiederkehren einzelner bemerkenswerter Verse ein wichtiger

---

[1]) Herder hat sich übrigens bei der späteren Überarbeitung für die "Volkslieder" an 5 Stellen (2, 5, 6, 7, 8) wieder korrigiert.

[2]) Schon am 2. Aug. 1772 macht Bürger die Entdeckung, daß diese Wiederholung bei ihm gute Wirkung habe.

[3]) Auch im „Guten Tag" (s. Jacobi a. a. O.) wiederholt sich die Verlassene in ihrem Schmerz in dem Refrain: „Drum laßt mich weinen, ihr Küsten des Meeres".

Bestandteil seiner Technik und wurde wie Alles bei ihm zur Manier. In Schön Suschen weiß er zwar reizvoll noch diese Art Refrain zu verwenden und ihn auf natürliche Weise trefflich aus dem Stoff heraus zu motivieren. Wie es ihm hier und vorher in der Lenore gelang, gelang es ihm nicht mehr, nicht einmal im Wilden Jäger, wo von vorn herein die Absichtlichkeit zu stark sich aufdrängt. Die hohe Begeisterung von Sturm und Drang hat ihn nie wieder so ganz wie in der Lenore erfüllt, die Begeisterung ward immer mehr eine gekünstelte, eine forcierte, ja verzweifelte. Sie wird immer mehr zum Schematismus der äußeren Form, mit Lenore als Muster. Und indem er so nach den Gesetzen leidenschaftlicher Poesie arbeitet und sich abarbeitet, glaubte er die Leidenschaft ersetzen zu können, die ihm selbst abging.

Zu schönster Rhetorik dagegen bringt er es im Lied vom braven Mann mit Hülfe dieser Mittel. Die Bewegung und die Leidenschaft dieser Ballade liegt in der Lebhaftigkeit, womit er die sich abspielenden Vorgänge begleitet. Es sind auch hier nicht die beteiligten Personen, die sich in ihren Reden wiederholen, es ist Bürger selbst. Ganz ungehörig aber ist die Teilnahme und Aufregung in Lenardo und Blandine. Da der Stoff an und für sich nicht genug natürliche Bewegtheit abgeben mochte, kommt statt dessen der Dichter immer mehr in jenen „hohen Affekt“ und jene „Verzweifelung“, wo die Sprache arm an Ausdrücken wird. Nur in der Wahnsinnsszene, soweit man mit dieser selbst sich aussöhnen will, erhält seine Manier wieder einige Berechtigung, wenn man nicht umgekehrt sagen will: nicht Blandine, sondern seine Manier ist toll geworden. Es fehlt nicht an den müßigsten Wiederholungen. So wenn mit Str. 74: „O Jammer! Nun gleichest du Wasser und Wind“ auf Str. 40: „Wie Wasser und Wind ist mein liebender Sinn“ zurückgegriffen wird, oder wenn der Alte in Str. 79: „Dein Blut mir's entgelte! das trinke Burgund!“ usw. seine Worte aus Str. 26 wiederholt. Das einzig Bemerkenswerte ist nur, daß diese refrainartige Wiederholung einmal im Sinne teuflisch grausamer Ironie verwendet ist. So wenn der „spanische Molch“ dem armen Lenardo das Herz aus der Brust haut:

Weis her mir dein Herzchen! Ach! pochst ja so sehr!
Hast lieb gehabt, Herzchen? Hab's morgen Nacht mehr. —
Da hab ich dich, Herzchen! Ach pochst ja so sehr!
Hab lieb nun, du Herzchen, hab's morgen Nacht mehr!

und eben darin auf das Liebesgespräch zwischen Blandine und dem Opfer anspielt. Speziell bei diesem Gebrauch der periodischen Wiederholung könnte man an Einfluß der englischen Reliques denken, an die schottische Ballade „The Jew's daughter". Die Judentochter ruft den spielenden Knaben zu sich. Er antwortet:

I winnae cum in, I cannae cum in
Without my play-feres nine.

Mit einem Apfel gewinnt sie ihn aber und schlachtet ihn „like a swine":

And laughing said, Gae nou and play
With zour sweit play-feres nine.

Obwohl wir für den Dichter, wie früher dargelegt, vor 1777 Bekanntschaft mit einigen altenglischen Balladen annehmen, ist doch in diesem Falle eine solche Vermutung entschieden zurückzuweisen. Er steckt hier schon so tief in seiner Manier, daß es durchaus ungerechtfertigt wäre, diesen besonderen Fall auf die Reliques zurückführen zu wollen. Eine ähnliche Verwendung findet sich noch einmal im Lied von Treue. In den strophenweisen Wiederholungen des „Kaiser und Abt" zur Erzielung rein komischer Wirkung[1]) folgt Bürger lediglich dem englischen Original „King John and the Abbot".

Hervorzuheben wären noch die Wiederholungen, sofern sie in den Strophenanfang treten. Doch hat er hierin nicht übertrieben, nur im Dialog (s. u.) gewinnt sie stärkeren Einfluß. Bemerkenswert aber bleiben die Übergänge in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", wo fast die Hälfte der Strophen mit dem Subjekt beginnt, was sonst bei Bürger durchaus nicht geläufig ist.

Und woher hat er nun den periodischen Aufbau, diese ganze wiederholende und variierende Manier? Schon in der alten Ballade fragt, wie wir von Boie erfahren (Strodtmann Nr. 109), der Reiter ein paarmal: „Schön Liebchen, graut

[1]) Holzhausen a. a. O. S. 323.

dir nicht?" Der Anstoß zu einer solchen Behandlung war hier also schon gegeben. Aber schon vorher tritt uns in des Armen Suschens Traum unter der Einwirkung des Volksliedes diese Technik entgegen. Man vergleiche besonders die beiden letzten Strophen miteinander:

Nun brich, o Herz, der Ring ist hin!	Brich, armes Herz! Zur Totenkron
Die Perlen sind geweint!	Erwuchs dir Rosmarin.
Statt Myrt erwuchs dir Rosmarin!	Verweint sind deine Perlen schon,
Der Traum hat Tod gemeint.	Der Ring, der Ring ist hin!

Mit besonderem Nachdruck wurde Bürger noch einmal von Herder darauf aufmerksam gemacht in dessen Proben. So wiederholen sich in „Odins Höllenfahrt" dreimal die Verse[1]):

Noch ruhe nicht, Jungfrau!
Ich forsche weiter
Und lasse nicht ab,
Bis ich alles weiß!

in „Wilhelms Geist", der Übersetzung des „Sweet William's Ghost", dreimal die Strophe:

Hör, süßes Hanchen, höre mich,
Hör und willfahre mir.
Gib mir zurück mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir.

Als der Dichter später in Herders „Volksliedern" und im Studium Percys vollständigere Muster hierfür hätte haben können, hatte er sie nicht mehr nötig. Den Nutzen haben sie ihm gebracht, daß sie das Ausschweifende seiner Manier, wie es uns in Lenardo und Blandine entgegentritt, korrigierten und so seine großen Originalballaden, wie den Wilden Jäger und die Pfarrerstochter, vor Unnatur und Stillosigkeit bewahrten. Tiefer vermochten sie ihn nicht mehr zu beeinflussen, dazu war er schon zu sehr er selbst geworden. Die Reliques mußten dem an Erfindung und Phantasie armen Dichter die Stoffe liefern, und indem er sich auch dem inneren Gang der Handlung fügte, waren seiner Manier die nötigen Fesseln angelegt.

Dialog. Neu war diese ganze Lebendigkeit, diese ganze Technik der Ballade. Neu ward durch Lenore auch der

[1]) So auch im altnordischen Original; vgl. (Detter und Heinzel S. 67) Balders Draumar Str. 8, 10, 12 V. 1 - 4 (nach Bugge).

Dialog eingeführt. Wohl hatte schon Gleim nach dem Vorbild Montcrifs — doch nicht in demselben Umfange — den Dialog in seine Romanzen aufgenommen, ohne es aber darin zu irgend welchen kraftvolleren Wirkungen zu bringen. Die dramatisch-dialogische Ausgestaltung gleich in so vollendeter Form in die Ballade eingeführt zu haben, ist Bürgers Verdienst[1]). Die Anregung dazu lag für die Lenore zum Teil schon in dem Volksliedfragment (s. o.). Von dem Gleimschen Einfluß, der vorbereitend einiges mitgewirkt hat, haben wir schon gesprochen. Durch den Götz aber war er erst recht auf die gewaltige Kraft dieser poetischen Form aufmerksam gemacht, und durch ihn mag ihm überzeugend die Idee zur dramatisch-dialogischen Behandlung gekommen sein. Ausschlaggebend aber wurde Herder hinsichtlich der Art der Ausführung, wonach die Antwort (resp. Gegenrede) oft sklavisch die Worte der Frage (resp. Rede) wieder aufnimmt[2]). Vgl. Odins Höllenfahrt:

Sprich, wer wird Baldern Den Tod bereiten? Und Leben berauben Odins Sohn? —	Der wird dem Bruder Den Tod bereiten? Und Leben berauben Odins Sohn.

oder William's Ghost:

Ist's Vater Philipp! Der ist da? Bist's, Bruder! Du, Johann? Oder ist's Wilhelm, mein Bräutigam! Aus Schottland kommen an? —	Dein Vater Philipp, der ist's nicht, Dein Bruder nicht Johann! Es ist Wilhelm, dein Bräutigam, Aus Schottland kommen an usw.

Diese Form des Dialogs ist nicht etwa für die englischen Balladen typisch, sondern auch dem deutschen Volkslied durchaus eigentümlich, und konnte sich hier bei nur oberflächlicher und geringer Kenntnis der Proben dem Dichter leicht aufdrängen. So ganz besonders in dem von Herder ebenfalls in den Blättern von deutscher Art und Kunst schon mitgeteilten Jägerlied (Suphan V, 186):

Ich bin ein Jäger und fang dich schier —
Bist du ein Jäger und fangst mich nicht . . .
Mein hohe Sprüng, die weist du nicht —
Dein hohe Sprüng, die weiß ich wohl . . . .

[1]) Holzhausen a. a. O. S. 333.
[2]) Davon spricht Holzhausen nicht.

Weiter vergleiche „Das Mädchen und die Hasel“ (in Herders „Volksliedern“):

Warum bist du so schöne?
Warum, daß ich so schöne bin . . .
Ich eß weiß Brod, trink kühlen Wein,
Davon bin ich so schöne.
Ißt du weiß Brod, trinkst kühlen Wein,
Und bist davon so schöne:
So fällt alle Morgen kühler Tau auf mich,
Davon bin ich so grüne.
So fällt alle Morgen kühler Tau auf dich,
Und bist davon so grüne? . . .

oder das Lied vom alten Hildebrandt:

Mein Mutter heißt Frau Utte,
Die edle Herzogin,
Und Hildebrandt, der Alte,
Der liebste Vater mein.
Heißt deine Mutter Utte,
Die edle Herzogin,
So bin ich Hildebrandt, der Alte,
Der liebste Vater dein usw.

Wenn auch Bürger oft über diese engeren Grenzen der Dialogbehandlung hinausbraust, so ist das zugrundeliegende Prinzip doch nicht zu verkennen:

Ach, daß sich Gott erbarme! —
Bei Gott ist kein Erbarmen.
Was Gott tut, das ist wohlgetan. —
Gott hat an mir nicht wohlgetan!
Den Hagedorn durchsaust der Wind —
Laß sausen durch den Hagedorn usw.

Auch der Dialog ward in diesem Umfange nur der Lebendigkeit zuliebe aufgegriffen. Die einfache Erzählung ist ihm zu schleppend, der Dialog erscheint ihm „dem raschen, lebendigen Ton des Stückes angemessener“ (Strodtmann 9. Sept. 1773). Charakteristisch ist, daß die Rede oder Frage immer mit denselben Worten anhebt, die dann gewöhnlich die Strophe beginnen. Dreimal ruft die Mutter: „Hilf Gott, hilf!“, und dreimal folgt die Erwiderung der Lenore mit „O Mutter, Mutter!“ Im Ritter und sein Liebchen beginnt der Treulose stets mit: „Ho, ho!“, und das Liebchen nimmt zweimal mit „O weh!“ die Gegenrede auf. Desgleichen wiederholen sich

Lenardo und Blandine in ihren Anreden dreimal: „O Lieber! mein Lieber!" (das dritte Mal: „Ach Lieber!") resp. „O schönste Prinzessin!" (das zweite Mal: „O Schönste der Schönsten!"). Ähnlich, nur mit etwas mehr Variation in der Abschiedsszene:

Er: Wach auf (schau auf, horch auf), Prinzessin!
Sie: Ach, Lieber (ach, Trauter, ach, Süßer), ach, bleib noch![1])

Dieselbe Erscheinung — und darin über das englische Original hinausgehend — zeigt der Bruder Graurock, wenn er sechsmal seine Rede mit „Kind Gottes" resp. „Geduld, Kind Gottes" einleitet, oder wenn das Pilgermädchen ihm viermal widerspricht: „O nein, Ehrwürdiger, o nein!"[2]). Auf diese Weise werden nicht nur Rede und Antwort, sondern auch Rede und Rede, Antwort und Antwort untereinander fortwährend in die bestimmteste Parallele gebracht. Diese Eigentümlichkeit ist ebenfalls in Herders Proben vorgebildet in Odins Höllenfahrt und Wilhelms Geist.

Rascher, abgerissener und nicht in dieser wiederholenden Manier ist der Dialog in der Strophe der Lenore:

Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitsbettchen? —
Weit, weit von hier! — Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen! —
Hat's Raum für mich? — Für dich und mich!...

ganz entgegen der betreffenden Stelle in „William's Ghost". Ist er jedoch hier noch genugsam schattiert, so geht in Lenardo und Blandine die unterscheidende Klarheit völlig verloren:

Ach, Süßer! — Leb wohl dann! — Nein, bleib noch! — Ade!
O weh mir! Wie tut mir's im Busen so weh!
Weis her mir dein Herzchen! — Ach! Pocht ja so sehr!

---

[1]) Die Absicht, recht innig und minniglich zu sein, ist zu auffallend und seine Art so gekünstelt, daß sie Widerwillen erwecken muß. Ähnlich wirkt auch der Dialog in Untreue über Alles, wo Bürger mit „O Molly" oder „Lieb Liebchen" oder „O Molly, lieb Liebchen!" sein bekümmertes Mädchen um Rat fragt und dieses dreimal mit „O Lieber" oder auch mit „Geliebter" oder „O Lieber, O Süßer!" antworten läßt.

[2]) Vgl. auch im Grafen Walter die fünfmalige in den Strophenanfang gestellte Anrede: „O Maid!", womit Bürger ebenfalls von seinem englischen Vorbild abweicht.

und damit hat der Dichter das Äußerste, was er an Lebendigkeit sich leisten durfte, überschritten. Ihr zuliebe vermeidet er es nach Kräften, den Dialog durch „sprach er", „sprach sie" zu unterscheiden, weil ihm bei richtiger Behandlung „dieser Fingerzeig überflüssig und schleppend ist" (Strodtmann 17. Okt. 1776).

Sprünge. Wo es einem Stücke der Natur des Stoffes gemäß an Dialog fehlt, greift Bürger zu anderen Mitteln, um nur um jeden Preis seinen Zweck zu erreichen. Da erweist sich der Monolog und dessen sprunghaftes Abwechseln mit der Erzählung als ganz besonders wirksam[1]):

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen.
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?"
Er war usw.
Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn.
„Hallo! Hallo! zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst usw.

Auf die „Kuh" ist besonders hinzuweisen:

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab ich, bist du erst verzehret?"
Denn Jammer ihr Eins und ihr Alles war hin usw.

Dialog hat sie keinen, dafür aber kommen diese unvermittelten Übergänge außer hier noch sechsmal vor. Herder wieder machte auf solche Dinge aufmerksam:

„Deine hohe Sprüng, die weiß ich wohl,
Weiß wohl, wie ich sie dir stellen soll usw.

„und sehen Sie, plötzlich, ohne weitere Vorbereitung erhebt „sich die Frage:

Was hat sie an ihrem rechten Arm?

„und plötzlich, ohne weitere Vorbereitung, die Antwort:

Nun bin ich gefangen usw.
Was hat sie an ihrem linken Fuß?
Nun weiß ich, daß ich sterben muß!

„Und so gehen die Würfe fort, und doch in einem so gemeinen, populären Jägerliede!" Bürger versucht der sprung-

---

[1]) Vgl. Breitinger a. a. O. II S. 391.

haften Art des Volksliedes nachzuarbeiten und freut sich, daß seine Lenore „ohngeachtet der Sprünge und des abwechselnden Dialogs" ganz verstanden wird.

Je mehr der Dialog zurücktritt, desto stärker drängen sich andere Mittel der Verlebendigung vor. So sehen wir in den Stücken oder Partien, wo zu leidenschaftlichem Hin und Her der Rede kein Anlaß vorliegt, ein anderes Mittel mit Kraft einsetzen: das Überspringen von der Vergangenheits- in die Gegenwartsform[1]). Hier haben wir es mit einem neu eingreifenden poetischen Mittel zu tun, das die Lenore noch nicht kannte, das erst nach dem dichterischen Bankerott in Lenardo und Blandine auftaucht, zum ersten Male im Lied vom braven Mann (Juni 1777):

Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, einer Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor —

mit voller Wucht alsdann im Wilden Jäger und noch einmal mit guter Wirkung im Lied von Treue.

Trefflich im Sinne der Lebendigkeit ließ sich der Strophenanfang mit „Und" verwenden. Ist doch diese Verknüpfung ein im Affekt ergriffenes Mittel. Sie ist ein Notbehelf des Übergangs im Drang der Leidenschaft und führt das Empfinden des Dichters eindrucksvoll in den Hörer über[2]). Dieser Gebrauch ist durchaus volksmäßig und entspricht bestens der sprunghaften Art des Volksliedes. Die Verbindung mit „und" spielt in der natürlich populären Ausdrucksweise eine sehr große Rolle. Bürger zeigt diesmal jedoch eine außerordentliche Mäßigung und gebraucht sie in keiner Ballade mehr als dreimal. Nur Lenardo und Blandine macht wieder eine unglückliche Ausnahme. Ungefähr ein Fünftel (17) der Strophen beginnt mit „Und". Dagegen ist im Bruder Graurock und in der Entführung kein Fall zu verzeichnen, während ihn doch die betreffenden englischen Originale 5 resp. 7 mal aufweisen. Im Grafen Walter übernimmt er ihn zweimal:

---

[1]) Breitinger empfiehlt ebenfalls die Gegenwartsform, um den Leser in „beständiger Unruhe" zu halten (a. a. O. II S. 389 f.).

[2]) Vgl. Waag, Über Herders Übertragungen englischer Gedichte 1892. S. 27; — und an dieser Stelle den Hinweis auf Schiller.

„Und als er überm Wasser war", „Und als er vor die Stalltür trat"; viermal dagegen weicht er von seiner Vorlage ab, um nur noch in einer Strophe zu dem „Und" zu greifen: „Und flugs ging sie hinab zur Stadt" (Ellen is gone into the towne)[1]).

b) Popularität der Poesie.

Suchte der Dichter unter der Losung der Lebendigkeit auf mehr indirektem Wege zu seinem Ideale zu gelangen, so handelte es sich jetzt um das mehr positiv Volkstümliche. Bezog sich dort Alles ausschließlich auf die Form, so war hier auch der Inhalt mitbeteiligt.

Die populäre Richtung seines Geistes zeigt sich schon seit seiner Jugend in der großen Vorliebe für Bibel und Gesangbuch. Zu seiner „Göttin Popularität" ist er erst durch Gleim hindurch gekommen. Es ist schier unverständlich, weshalb man bis jetzt gezaudert hat, zwischen Gleim und Bürger diese Verbindungslinie herzustellen, man sollte doch glauben, der Schritt vom Jahrmarkt in die „hölzerne Bude bei der Dorfschenke" sei nicht so groß, um davor zurückschrecken zu lassen. Gelegentlich der Lenore spricht er zum ersten Male die Forderung der Volksmäßigkeit aus, aber noch ganz im Verstande Gleims nur für die Ballade. Populär und balladenmäßig sind ihm noch synonyme Begriffe. Allerdings ging er weit über Gleim hinaus, wenn er bald für die ganze Poesie die Forderung der Volkstümlichkeit aufstellt, und unter dem Begriff des Volkes das ganze Volk wollte verstanden wissen. Es wird ihm immer gewisser, daß wahre Poesie für Jedermann ist (Strodtmann 17. Okt. 1776)[2]). Wenn nun auch diese Definition von Volk mit der Zeit eine gewisse Einschränkung erfuhr, und er 1789 (in der Vorrede) nur noch

---

[1]) In „The Wanton Wife of Bath" und in „King John and the Abbot" findet er sich 3mal, in den Bürgerschen Bearbeitungen dieser Gedichte je 2mal.

[2]) Man vgl. damit eine Äußerung Voß' vom 17. Nov. 1774: „Der Dichter, der nur Eine große Seele, die wiederwirken kann, stark rührt, tut mehr, als der, der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert".

das „ganze gebildete Volk“ damit meinte, so änderte dies praktisch an seiner Poesie nicht das Geringste: weder seine Manier hatte sich veredelt, noch sein Geschmack sich verfeinert[1]). Und wenn er in den letzten Jahren vollends an dem Beifall des großen Haufens, weil er ihm nicht Beurteilungskraft genug zugestehen konnte, irre geworden war[2]), so hatte er doch damals schon aufgehört, produktiv zu sein, und Popularität war und blieb Zeit seines Schaffens die Achse, um welche seine Poetik sich drehte.

Zunächst der Stoff. Wenn Bürger glaubt, sich dagegen verwahren zu müssen, daß er den Ruhm, ein Volksdichter zu sein, dem Umstand verdanke, ein paar Volksmärchen in Reime gebracht zu haben, so ist nicht zu vergessen, wie sehr gerade die Begeisterung für eben diese „Volksmärchen“ ihn in die Popularität hineingetrieben, und ihm gerade diese Balladen vorzüglich gelangen. Die Anregung, die Volkssage und den Aberglauben für die Ballade nutzbar zu machen, gab die ironisierende Romanze, und auf sie ist auch das Pikante und Sensationelle seiner Themen zurückzuführen.

Der volkstümliche Stoff forderte volkstümliche Behandlung; denn es bleibt immer und ewig, sagt Herder, „daß der Teil der Literatur, der sich aufs Volk bezieht, volksmäßig sein muß, oder er ist klassische Luftblase“[3]). Freilich schoß auch hier Bürger wieder über das Ziel hinaus, wenn er meint, es sei kein Gegenstand der Poesie, der nicht volkstümlich behandelt werden könnte (Strodtmann 29. Sept. 1777). Während er so in seiner Lyrik gelegentlich plump und unnatürlich wirkt, vermeidet er doch in der Ballade unpopuläre Stoffe.

---

[1]) Schiller in der bekannten Rezension.

[2]) „Der Künstler, welcher der Schönheit und Vollkommenheit nachstrebt, richte sich daher minder nach dem großen Schwarm, der sich oft widersprechenden Kunstbeurteiler, als vielmehr nach den Forderungen der Kunst selbst, sowie er sie nach genauer Erwägung erkannt zu haben glaubt, damit er, wenn auch sonst niemanden, doch wenigstens sich selbst so weit befriedige, als es ihm seine Kräfte und die Schwierigkeiten sowohl des Stoffes als der Form gestatten“ (Rechenschaft, Werke VII S. 95).

[3]) Von der Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst 1777.

1. *Popularismen.* Volkstümliches sich nutzbar zu machen, der populären Vorstellungs- und Ausdrucksweise sich zu bedienen, Stimme des Volkes zu nützen: dies hatte auch die ironisierende Romanze in der ihr eigenen Art versucht, um dadurch das volkstümliche Kolorit — d. i. die komische Wirkung — zu erhöhen, wenn sie in ihrer Theorie vorschreibt: „Ja, der Romanzendichter kann oft sogar eine Verbindlichkeit haben, veraltete Wörter und Redensarten, gewisse gangbare Sprichwörter usw. hervorzusuchen und mit Verstand zu gebrauchen“. Wie sehr Bürger mit der ironisierenden Romanze zum Teil diese „Verbindlichkeit“ mit übernommen, ist aus seinen komischen Romanzen (Raubgraf, Weiber von Weinsberg usw.) bekannt. Neben allerlei groben Redewendungen sind sie noch mit den derbsten Einzelausdrücken ausgestattet, — „aber weniger feine Rücksichten, ja grob ausgedrückt, mehr Rohheiten muß man sich gefallen lassen“, meint Dühring[1]). Etwas feiner und manierlicher ist „Kaiser und Abt“, wo diese Popularismen Ton und Wirkung des Ganzen nicht beeinträchtigen, im Gegenteil der komischen Wirkung dieses lustigen Schwankes eher zugute kommen[2]). Wie glücklich ist die boshafte Ironie des Kaisers, der dem Abt gern etwas „am Zeuge flicken“ will, oder das Selbstbewußtsein des Schäfers, der ohne „lateinische Brocken“ den „Hund doch vom Ofen zu locken“ weiß, zum Ausdruck gebracht! In seinen ernsten Balladen begegnen wir nur noch vereinzelt solchen Redewendungen wie: „sein Mütchen kühlen“ (Lenardo und Blandine), „kein Seelchen vernahm was“ (Untreue über Alles), „kein Seelchen erwiderte drauf“ (Lied von Treue), „Und wenn's im dritten Himmel wär“ (Wilde Jäger), „das Blättchen muß schrecklich sich wenden“ (Des Pfarrers Tochter von Taubenhain) usw.

2. *Formeln.* Einen glücklichen Griff machte Bürger mit der Aufnahme der Formel, die zum Ältesten gehört, was

¹) Eugen Dühring, Die Größen der modernen Literatur I S. 211.

²) Breitinger (II S. 227) zitiert aus „Longin“, dem Schriftchen von dem Erhabenen: „Gemeine und pöpelhafte Redensarten dienen öfters, eine Sache weit deutlicher und nachdrücklicher vorzustellen, als die zierlichsten Ausdrücke“.

an poetischer Formulierung in der Sprache des Volkes sich durch alle Zeiten hindurch gerettet. Sie mußte einem Volksdichter durchaus zu Paß kommen, denn er fand in ihr ein Stückchen der lebendigsten Sprache. In der ironisierenden Romanze war sie keineswegs selten, sie erfreut sich hier sogar einer besonderen Beliebtheit. Gleims Romanzen enthalten zahlreiche Gegenüberstellungen wie jung und alt, Tag und Nacht, spät und früh oder geläufige Bindungen wie Hab und Gut, Geld und Gut, angst und bang, Angst und Not, kurz und gut oder Reime wie weit und breit, Knall und Fall usw. Die „Prinzessin Europa" macht noch nicht starken Gebrauch davon, doch schon im Raubgrafen wird die Vorliebe für die Formeln deutlich. Seit der Lenore aber sind sie, sei es nun, daß sie reimen, alliterieren oder assonieren, oder daß die Koppelung eine bloß traditionelle ist, für ihn ein auffallendes und sehr zu beachtendes Stilmittel geworden. Er bricht in dem Vorbericht zur hexametrischen Ilias (1784) über sich selbst den Stab: „Nichts aber ist dem Homerischen und überhaupt allem poetischen Ausdruck mehr entgegen, als die aus stillschweigendem Übereinkommen entsprungenen, sogenannten Sprachredensarten. Alles das sind flatternde Troddeln an dem goldenen Schwert Apollons, welche den Schwung und schärferen Einhieb hemmen". Denn daß er beim Gebrauch dieser „Troddeln" nicht bloß unbewußt verfährt, sondern sie mit Fleiß hervorsucht, beweisen die mannigfachen Änderungen, die er in diesem Sinne unternahm. So verbessert er in Gabriele: „aller Flecken bar" in „fehllos ganz und gar"; im Großen Mann: „daß ich des Dünkels spotten kann" in „der Ruhmverschwendung Acht und Bann". In der Lenore ist die Reimformel „Auf Wegen und auf Stegen" (statt: „gedrängt auf allen Wegen") auch erst nachträglich hinzugekommen. Bewußt ist er schon damals darauf aus, neue Formeln dieser Art zu schaffen, wenn er „diesen Kuß" in „Gruß und Kuß" umwandelt und den Schädel des Geistes ohne „Zopf und Schopf" sein läßt. Auch das von Schlegel mit Recht getadelte „Korn und Dorn"[1]) tritt hier

[1]) „Der Reim, der allerdings in unserer Sprache in manchen sprichwörtlichen Redensarten Begriffe entgegensetzt und verbindet,

zum ersten Mal auf (Strodtmann 16. Sept. 1773). Es wird jedoch nicht aufgenommen, geht aber bald darauf in den Wilden Jäger über, um später in der Entführung eine neue Auflage zu erleben. Wie sehr Bürger diese Reime liebte, beweist die Häufigkeit ihres Vorkommens. Es stehen Dach und Fach, Ach und Krach, weit und breit, Hüll und Füll, Laub und Staub, schlecht und recht, hegen und pflegen neben Neuprägungen wie Rang und Drang, Knall und Schall, Scheuel und Greuel. Auch ein Ausdruck wie „zerriß und zersplißˮ muß hierher gezählt werden. Seiner besonderen Gunst erfreuen sich identische Formeln wie Glied vor Glied, Stück für Stück, Schuß auf Schuß, Weh auf Weh, Pfeiler bei Pfeiler, Mann bei Mann, Herz und Herz usw.

Auch der Alliteration und Assonanz weiß er neben häufigem Gebrauch herkömmlicher Bindungen wie frank und frei, Stock und Stein, drauf und dran, Haus und Hof, Land und Leut, Nacht und Nebel eine Menge neuer Formeln abzuzwingen. So bildet er Stiel und Stein, Sing und Sang, Kling und Klang, Wuchs und Wesen, Angst und Ahndung, flimmt und flammt (Wilde Jäger) und mit Anlehnung daran „flimmert und flammertˮ (Pfarrerstochter). Eine interessante Bildung ist „enger und bängerˮ (Lenardo und Blandine), welche von „angst und bangˮ eine Art Komparativ machte. Dieselben Formeln kehren oft wieder in gleicher Form oder synonymer Umschreibung. Mit welcher Zähigkeit er aber an ihnen festhalten konnte, zeigt das Beispiel von hin und her. Hin und her wird geraten im Raubgrafen; hin und her gezweifelt in Lenardo und Blandine; hin und her das Roß geschwenkt in der Entführung; hin und her verfolgt im Wilden Jäger; hin und her gejagt im Lied von Treue. Daneben stehen noch Ausdrücke wie: „Sieh hin, sieh her!ˮ (Lenore), „Ich freundlich hin, sie freundlich herˮ oder „Ich konnte weder her noch hinˮ (Robert), „Blandine sah her, Lenardo sah hinˮ, „Verderben hin, Verderben herˮ (Wilde Jäger).

Unermüdlich variierend ringt er mit den schon gebrauchten Formeln, um aus ihnen andere oder neue zu gewinnen. Einige

---

hat den Dichter verleitet, und Korn und Dorn ist nur eine andere Art von Sang und Klangˮ.

Beispiele mögen dies veranschaulichen. Im Raubgrafen geht es „Über Stock und Stein und Dorn“. In Lenardo und Blandine fällt „Stock“ und damit die Formel. Ein neues Element wird aufgenommen. Blandine führt ihren Lenardo: „Durch Dornen und Nesseln und Stein“. Noch in demselben Gedicht schwindet das zweite Element der alten Formel, abermals tritt dafür ein Wort ein, und eine andere, ihm übrigens aus Bibel und Sprichwort bekannte Alliteration ist gewonnen. (Der Keller in Lenardo und Blandine ist verborgen von „Nessel und Distel und Dorn“). Nunmehr kann sie freie Verwendung finden, und so läuft die Pfarrerstochter „Mit blutigen Füßen durch Distel und Dorn“. — „Sang und Klang“ wird noch in der Lenore in „Klang und Sang“ und „Glockenklang und Totensang“ variiert, es kommt als „Trauersang und Klang“ in den Bruder Graurock und ward auch im Wilden Jäger aufgenommen in der Veränderung „Knall und Klang“, um weiter in dieser Ballade den neuen Reim „Knall und Schall“ zu liefern. — In Herders Übersetzung des „Why so pale“ (GMA 1773 S. 138) heißt es: „Wie so stumm und dumm, o Jüngling?“ [1]). Bürger hat in der Entführung noch das geläufige „taub und stumm“, im Wilden Jäger „schwül und dumpf und taub“, woraus in der „Aufgegebenen Liebeserklärung“ die neue Reimformel „dumpf und stumpf“ erwächst.

Auch andere nicht durch Reim gebundene, geläufige Redensarten sucht er auf: Weh und Ach (Europa, W. Jäger, Graf Walter); Hals und Bein; Schloß und Riegel; Mark und Bein (W. Jäger, Kuh, L. v. Treue); Angst und Not, Angst und Schweiß oder traditionelle Bindungen verwandter oder stets zusammengenannter Begriffe wie Fasten und Beten, Sonne, Mond und Sterne, Szepter und Krone. Am häufigsten sind die Koppelungen, die auf dem Prinzip des Gegensatzes beruhen: Tag und Nacht (Sch. Suschen, Len. u. Bl., Br. Graurock, Entführung), jung und alt, groß und klein, Leib und Seel (Raubgraf, Lenore, Sch. Suschen), Tod und Leben.

Auch wo es nicht direkt auf eine Formel abgesehen ist, strebt Bürger nach solchen Substantivverbindungen,

[1]) Herder hat diesen Reim neu eingearbeitet; vgl. Percy: „Why so dull and mute, young sinner?“

und ihnen zuliebe schafft er oft nachträglich noch die attributiven Adjektive weg, um sie durch Hauptwörter zu ersetzen [1]), so in den nachstehenden Veränderungen: „Der Lieb und Schönheit weihen“ statt „Der holden Minne weihen“ (Liebesdichter), „Im Aufruhr und im Streite“ statt „Im erbosten Streite“ und „Erquickung oder Frieden“ statt „beseligenden Frieden“ (Lied an die Hoffnung), wobei er vor Tautologien nicht zurückschreckte. Obwohl Boie „Erquickung oder Frieden“ als schleppend und ausfüllend tadelt (Strodtmann 22. Aug. 1777), behauptet er dennoch diese Lesart. In der Nachtfeier wurde „Seht, wie seine Schläfe glühen“ umgewandelt in „Seht, wie Stirn und Wang ihm glühen“. Die Stirn kam hinzu, um das Bild vollständiger zu machen (Rechenschaft, Werke VII S. 153). Denselben Grund hat die Änderung „allen Lanzen“ in „Schild und Lanzen“ (Lob Helenens). An einer anderen Stelle der Nachtfeier:

Über kräutervollen Rasen,
Über Hainen schwebet er,

scheint ihm das Bild zu fern von der Totalität zu bleiben, und er sucht ihm durch Hinzufügung der „Saat“ und des „Gartens“ mehr Ausdehnung und Fülle zu geben (a. a. O. S. 154):

Über Saat und Kräuterrasen,
Hain und Garten schwebet er.

---

[1]) Die Beiwörter verstehen sich nicht auf die „ungestümen Leidenschaften“ (Breitinger II S. 286). — So sind denn auch in Bürgers ersten Balladen die Adjektive selten. In den Weibern von Weinsberg kommt auf 6, im Armen Suschen und Raubgrafen auf 8, in Lenore und im Ritter und sein Liebchen auf 10, in Schön Suschen und Entführung erst auf 12 Zeilen ein Adjektiv. Aber mit Lenardo und Blandine trat ein Umschwung ein. Hier stehen in 5 Zeilen schon 2 Eigenschaftswörter, und in keiner der übrigen Balladen, auch im Wilden Jäger nicht, sinkt die Zahl derselben unter 25% der Verszahl. Mit dieser Zunahme steigt auch die Häufung in derselben Zeile. Besonders auffallend aber wird die Stellung hinter den Substantiven, wodurch sie (ähnlich diesen) in formelhafte Verbindungen treten: trüb und feucht, groß und klein, voll und straff, hoch und hehr (L. v. br. Mann); jung und schön, lieb und treu, schlank und fein, blau und klar (Br. Graurock); lachend und hold, düster und still (Pfarrerstochter). Gleichzeitig mit den Adjektiven mehren sich auch die Adverbkoppelungen: dumpf und klar, sanft und gut (W. Jäger); traulich und süß, übel und weh, hohl und düster, bleich und molkicht (Pfarrerstochter) usw.

So muß im Raubgrafen „Gert und Sporn“ in Bewegung sein; in „Gehirn und Adern“ muß Lenoren die Verzweiflung wüten und mit „Stundenglas und Hippe“ der Tod erscheinen. Bei „Schwert und Spieß“ wird in der Entführung geflucht und „Lanze und Schwert“ wird zur Hand genommen. Durch „Moor und Geröhricht“ muß die Pfarrerstochter hindurch, und ihr Lager besteht in „Reisicht und Laub“. Im Lied von Treue sind „Panzer und Helme“ mit „Schweiß und Blut“ betaut.

Welch unbedeutende und überflüssige Ausmalung steckt öfter hinter dieser Manier! So wenn im Bruder Graurock der Regen an „Dach und Fenster“ schlägt, in der Entführung das Horn von „Dach und Zinne“ schallt, und der Freiherr vor „Aug und Stirne“ sich's klar reibt. Der Kuh ist das Blatt Papier gar um „Stirn und Hörner“ gewunden; „Lippen und Kinn“ umschnobern die Hunde dem Marschall von Holm; mit „Arm und Bein“ muß die Geliebte Graf Walters rudern; der Junker von Falkenstein ist in „Mantel und Kappe“ vermummt; in „Lenardo und Blandine“ erscheint ein Page in „Flor und Trauergewand“, das goldene Geschirr ist mit „Henkel und Deckel und Knauf“ versehen, und ohne „Beicht und Nachtmahl und Absolution“ fliegt die verzagende Seele Lenardos davon. An müßigen und versfüllenden Wiederholungen fehlt es in diesen Substantivverbindungen nicht. So wenn in Arm Suschen die Perlen in „Erd und Sand“ entrollen, wenn im Raubgrafen die Hexe in „Kett und Banden“ sitzt, und der Graf mit „Kratzfuß und Reverenz“ empfangen wird, wenn Lenardo „Schlummer und Traum“ lassen soll, wenn in der Entführung der Freiherr aus „Bett und Kammer“ hervorkommt oder „Schwert und Hand“ den Junker Plump andere Sitten lehren sollen, wenn im Grafen Walter dem Fluß „Brück und Steg“ gebricht usw.

Seine Vorliebe für diese Zusammenstellungen geht soweit, daß er dabei mitunter den Sinn des Satzes außer acht läßt. In den Versen des Bruder Graurock:

An dem gröbsten härern Rock,
An Geißel, Gurt und Weidenstock,
Die seinen Leib kastei'n —

sind die beiden ersten Zeilen die Antwort auf die Frage des Bruders: „Wie soll kenntlich mir dein Herzgeliebter sein?“ Aber zu dem letzten Vers, einem bloßen strophenfüllenden Anhängsel, passen die vier Substantive nicht als Subjekt, sondern nur die einzige „Geißel“. Der „Weidenstock“ ist das „staff“ (Pilgerstab) des Originals. Er gehört nicht mehr hierher, weil sich das Mädchen den Geliebten nicht als Pilger, sondern als Mönch denkt. Der Weidenstock wird sinnlos aus dem Englischen herübergenommen. Bürger wollte ein möglichst totales Bild des Mönches geben und vernachlässigte darüber die Konstruktion des Satzes. Nicht sehr geschickt ist: „Noch mehr an Wuchs und Angesicht, Wie Morgenrot im Mai“, weil man den Vergleich leicht auf Wuchs und Angesicht bezieht, während er nur für Angesicht gilt. Im Lied vom braven Mann: „An Wuchs und Antlitz hoch und hehr“ ist hoch wohl auf Wuchs, hehr auf Antlitz zu beziehen. Auch die Präposition an ist nicht gut gewählt. Mancherlei Schiefheiten laufen bei dieser Kettung mit unter. „Kriegesschar und Reisigengetöse“ und „daß Ruh und Kost dich pflege“ sind gekünstelt. Ebenso paßt in

Bald hätt in Klostereinsamkeit,
Mein Leben und mein Herzeleid
Ein hoher Schwur verbannt

verbannen mehr zu „Leben“ als zu „Herzeleid“. Ähnlich in Schön Suschen: „Sah nirgends blühen Blum und Laub“.

Syntaktisch zusammenhanglos stehen „Mund und Brust“, „Galopp und Trott“ in der Entführung:

Ach, welch ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust. —
Kam fürchterlich, Galopp und Trott,
Der Nachtrab angeritten.

Die letzten Auswüchse dieser Manier sind die jedenfalls originell sein sollenden Verknüpfungen wie „Er gab Pardon und ein Banquet“ oder „Vor Wehmut brach ihm Herz und Blick“ oder „Auf, wechselt Ring und Hände“ [1]). Diese oft

---

[1]) Vgl. noch Königin von Golkonde: „Hin, fuhr sie fort, sind meine Milch und Ehre“ oder „Zum Spatz“: „Da wird nicht Hund noch Hahn nach krähn“; hierzu vgl. auch Lenz, Hofmeister (1774) 5,2: „und kräht nicht Hund oder Hahn nach“.

absurde Zusammenkoppelung fremdester Begriffe sind noch ein Stückchen Erbgut der ironisierenden Romanze, wo dergleichen Blüten willkommen sein mußten[1]).

Diese Substantivverbindungen, welche nicht nur dem einzelnen Bild, sondern der ganzen Diktion mehr Ausdehnung und Fülle geben, tragen nicht wenig zu dem rhetorischen und deklamatorischen Charakter von Bürgers Poesie bei. Der außerordentliche Trieb dazu beruht auf seiner großen Vorliebe für die Formel. Wie diese werden sie meist ohne Artikel und Flexion gebraucht, in einen Begriff zusammengedacht und entsprechend behandelt[2]).

Nirgend sonst als im Kirchenlied finden sich die Formeln in solcher Fülle und Aufdringlichkeit. Sie gehören durchaus zur Manier unserer ältesten und besten Kirchenlieder[3]), und Paul Gerhard, der populärste unter ihnen nach Luther, konnte ganz besonders auf Bürger in diesem Sinne einwirken. Man vergegenwärtige sich eine Strophe wie die folgende:

Ich bin ja von mir selber nicht
Entsprungen noch formieret;
Mein Gott ist's, der mich zugericht,
An Leib und Seel gezieret,
Der Seele Sitz,
Mit Sinn und Witz,
Den Leib mit Fleisch und Beinen.
Wer soviel tut,
Des Herz und Mut
Kann's nimmer böse meinen.

(Lied: Ich hab in Gottes Herz und Sinn) oder die an anderem Orte schon zitierten Verse:

---

[1]) Schiebeler im Rübezahl: „Kein Mohnsaft und kein schlechtes Buch" usw. Auch bei Günther sind sie hie und da zu treffen („weinte Bett und Bibel voll"), der ebenfalls eine ausgesprochene Neigung für die Formeln bekundet.

[2]) Vgl. im Hohen Liede die Verse: „Der nun frei und wohlgemut Vor des Tadels Ernst und Spotte", wozu schon Schlegel in seiner Rezension (Deutsches Museum 1790) bemerkt: „Die Präposition vor paßt zu keinem der vorhergehenden Adjektive, die es regieren sollen. Man kann nur sagen: frei von und wohlgemut bei des Tadels Ernst und Spotte. Das Wort sicher hat der Dichter, wie es scheint, im Sinne behalten".

[3]) Luther ausgenommen.

Durch wessen Kunst steht dein Gebein
In ordentlicher Fülle?
Wer gab den Augen Licht und Schein,
Dem Leibe Haut und Hülle?
Wer zog die Adern hier und dort,
Ein jed an ihre Stell und Ort?
Wer setzte hin und wieder
So viel und schöne Glieder?

3. *Vergleiche.* Der Geist der Popularität, das ist, sagt Bürger, der Geist der Anschaulichkeit und des Lebens (Vorrede 1789). Lebendige Anschauung, Natur und Deutlichkeit fürs Volk, das war schon in der Lenore sein Streben (Strodtmann 27. Sept. 1773). Diese Anschaulichkeit zu erreichen, greift er gern zu einem sehr wirksamen Mittel, zum Vergleich. Es galt nur das Volk im Ganzen kennen zu lernen, seine Phantasie und Fühlbarkeit zu erkunden, um, wie er sich im Daniel Wunderlich ausdrückt, jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das richtige Kaliber zu treffen. Am sichersten ging er nun zunächst darin, wenn er an solchen Vergleichen hevorsuchte, was in der lebendigsten Muttersprache schon vorhanden war. So wenn er in Anlehnung an das „cruel heart of stone“ des Englischen im Bruder Graurock schreibt:

Und wärst du wie sein Marmelstein [1]),
Wärst dennoch nicht zu hart —

oder wenn er über sein Original hinaus den Wankelmut der Jugend in Parallele bringt mit den Launen des April, wenn er den Geliebten lauter, treu und echt wie Gold sein läßt, oder wenn er spricht von dem Leid, das schwer wie Blei das Herz zerpreßt. Daneben stehen andere echt populäre, im Volke gang und gäbe Vergleiche: schuldlos wie ein Täubchen (Pfarrerstochter), glatt und blank wie ein Spiegel, weiß wie Schnee (Kuh), volksmäßige Bilder: „Fiel ab wie mürber Zunder“ (Lenore), „Wie Ebb und Flut zur See“ (Sch. Suschen), „Hier schlug ihr … das bebende Herz wie ein Hammer“ (Kuh),

[1]) Der Marmelstein wird auch im deutschen Volkslied oft genannt.

„Verlöschend wie ein Licht[1]) (Bruder Graurock). Schon etwas gesucht sind in der Pfarrerstochter die gehäuften Vergleiche für das Schloß Falkenstein:

Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel,

treffender und von reizender Symbolik dagegen im Eingang derselben Ballade die Verse:

Da rasselt, da flattert und sträubet es sich,
Wie gegen den Falken die Taube[2]),

von vorzüglicher, populärer Anschauung und zugleich an komischer Wirkung ihresgleichen suchend im Kaiser und Abt:

Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht . . .
Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.

Im Lied vom braven Mann:

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht —

bereiten die personifizierenden „kam" und „schnob" wirksam auf den homerischen Vergleich vor (s. S. 23/24).

Nur poetisch traditionell, ohne volkstümlichere Wurzel sind; „himmlisch wie ein Engel" (Robert), „süß wie Nelkenduft" oder „Wuchs und Angesicht Wie Morgenrot im Mai" (Bruder Graurock). Sie sind übrigens in den Balladen sehr selten, während sie in seiner Lyrik schon häufiger auftreten, wo das Letztere noch in fünf verschiedenen Variationen vorkommt[3]).

---

[1]) In Erinnerung an das „Lisch aus mein Licht" der Lenore und mit Anlehnung an das populär geläufige „Jemandem das Lebenslicht ausblasen".

[2]) Vgl. zu dieser Stelle Schlegel (a. a. O.).

[3]) Schön wie die Morgenstunde,
Mit rosichtem Gesicht (An die Hoffnung),
Die Wang ist Morgenröte (Lob Helenens),
Dann schmückt mit hohem Morgenrot
Mein Kuß die jugendliche Wange (Die beiden Liebenden),
Rosicht wie die Morgenstunde (Elegie),
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt (Hohe Lied).

Die ganze Kraft und die ganze Schwäche der Bürgerschen Manier wird durch seine Vergleiche illustriert. Wenn es in der Lenore heißt:

Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen,

so ist das für eine Gespensterballade passend[1]), aber wenn das Lied vom braven Mann „wie Orgelton und Glockenklang“ klingen soll, so ist der Mund zu voll genommen. Ebenso übertrieben rhetorisch ist:

Ich sah wie in die Sonn hinein,
Und sah mein Auge blind (Sch. Suschen). —
Jetzt tat sich ihr blutiger Tränenquell auf
Und strömte, wie Regen vom Dache, darauf (Len. u. Bl.).

Im Stil der Kraftausdrücke bewegen sich:

Zu Ohren braust ihm wie ein Meer
Die Schreckenspost der Dirne. —
Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert —
Vor Zorn der Freiherr heiß und rot,
Glich einer Feueresse (Entführung).
Und wie von Sturm und Wogen
Ward er hinweggezogen (St. Stephan).
Schoß Blitz vom Aug wie Ungewitter (Wilde Jäger).

Gelang ihm hier nicht immer die natürliche Klarheit und Deutlichkeit, so erschreckt er uns ein anderes Mal durch ein Übermaß von Veranschaulichung:

Es packt ihn wie mit Krallen an,
Und schüttelt ihn, wie Fieber,
Hinüber und herüber (Entführung).

Weiter aber als in dem Lockengeschenk: „Mit einem Blicke scharf wie Dorn“ konnte er es kaum treiben. Die ganze und noch dazu recht unpopuläre Derbheit seiner Manier kommt zum Ausdruck in:

Nun harrt er und harrte mit schäumendem Mund,
Wie vor der Höhle des Wildes ein Hund (Len. u. Bl.). —
Wir hau'n, als hackten wir Fleisch zur Bank (L. v. Treue).

---

[1]) Zu dem Vergleich:

Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt —

vgl. die ironisierende „Warte“ (Anthologie der Deutschen, Leipzig 1772):

Wie wenn durch bebend Espenlaub
Gewitterwinde pfeifen.

Da der Dichter stets nach solchen Vergleichen jagt, verfällt er mitunter in Künstelei:

Wie Beeren zu Beeren an Trauben des Weins,
So reihten wir Küsse zu Küssen in eins —
Und zwischen den Trauben von Küssen hin schlang
Sich, ähnlich den Reben, Gespräch und Gesang (Untr. ü. A.).

Zu weit hergeholt und nicht allzu treffend ist die Stelle, wo Frau Magdalis den Verlust ihrer Kuh beklagt:

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen.

Vollends an den Haaren herbeigezogen und durch umständliche Konstruktion und Enjambement noch geschädigt, ist im Lied von Treue:

Er sah sein Schlößchen bald nicht mehr fern,
Und wie den Stern
Des Morgens das Fensterglas flimmern.

Eines seiner herrlichsten Gleichnisse ist das biblische

Drum, Lieb ist wohl wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher,
Wißt nicht, wohin er fährt (Schön Suschen),

aber es wird gekünstelt und verdorben, wo er es in Lenardo und Blandine noch einmal aufgreift und variiert.

Diesen Vergleichen stehen nahe die zusammengesetzten, echt volkstümlichen Worte wie: wasserhell, himmelblau, rosenrot, kohlschwarz, schwefelgelb, feuerfarben, totenstill, totenblaß. Die äußere Form des Vergleichs ist gefallen. Die Eigenschaft ist mit dem Gegenstand, für welchen sie im Volke allgemein als typisch betrachtet wird, in Eins zusammengezogen. Substantivkompositionen wie Rabenhaar [1]) (Lenore) oder das nach diesem Muster gebildete Rabenschatten (Entführung), Lilienhand [2]) (Lenore) oder das darnach gebildete Lilienhaut (Pfarrerstochter), Schwanenhand usw. gehören nicht eigentlich zu den populären.

---

[1]) Nicht, wie Holzhausen (a. a. O. S. 336 Anm.) meint, von Bürger geschaffen, — das Wort findet sich schon in der Lutherbibel.

[2]) Herders Übersetzung von „William's Ghost".

4. *Diminution.* Es ist nicht zu leugnen, daß die Verkleinerung als Koseform beim Volk eine große Rolle spielt; sie mag auch in Kinderliedern und Kinderreimen in Ansehen stehen, — die gute, echte Volkslyrik aber kommt trefflich ohne sie aus. Daß die höchste Lyrik nicht auf sie angewiesen ist, hat das Beispiel Goethes gezeigt[1]). Lieder wie das „Litthauische Brautlied" oder das Schweizerliedchen „Dusle und Babele" (die Herder in seine Sammlung aufgenommen), in denen die Diminution eine starke Verwendung findet, sind keineswegs typisch für die allgemeine Volkslyrik. — In seinen komischen Romanzen hat Bürger die Verkleinerung reichlich ausgenützt, mit wirklichem Erfolge aber nur im Kaiser und Abt. Die meisten seiner anderen und besonders seine großen Balladen sind davon fast ganz frei. Eine unrühmliche Ausnahme macht wieder Lenardo und Blandine. Wie hier die häufige Diminution uns dies Gedicht noch mehr verleidet, kommt sie auch in der Kuh, im Lied von Treue und im Grafen Walter, wo sie wieder mehr Einfluß gewinnt, der populären Wirkung in nichts zugute; man müßte denn das „goldene Härlein" oder das gebärende „Weiblein" für poetische Ausdrücke halten. Hatte der Dichter das Bedürfnis neben dem Harten und Rauhen, leidenschaftlich Brutalen, in seinen Balladen auch das Minnigliche, Gefühlsinnige zur Geltung zu bringen, so war es damit allein nicht getan. In der Pfarrerstochter ist die Koseform stärker verwertet, aber hier dem Tone des Stückes angemessener, wenn auch nicht durchweg wesentlich oder zu rechtfertigen. Bei

Dem Jüngferchen lacht in die Augen das Schloß,
Ihm lacht in das Herzchen der Junker zu Roß —

ist die Verkleinerung das erste Mal entschieden ein guter Griff, weil sie zugleich eine treffliche Ironie einmischt, welche durchaus am Platze ist. Das zweite Mal aber hat sie keinen solchen Sinn und zerstört die Wirkung der ersteren.

Diese Diminution ist weniger ein beabsichtigtes, volkstümlich-poetisches Mittel, als eine Nachwirkung aus dem Bänkelsang und der verfallenden Anakreontik.

---

[1]) Vgl. andererseits wieder Heine.

5. *Das Wörtchen „wohl“* ist in der späteren Volkspoesie sehr gebräuchlich. So beliebt es ist, bleibt es doch meist ein Flickwort, und die echte populäre, wie jede gute Poesie wird solche, wenn dem Ohr auch schön klingende Schnörkel vermeiden. Bürger hat dieses „wohl“ sicher aus dem Volkslied aufgegriffen (vgl. des Armen Suschens Traum). Doch während es das Volkslied, wie überhaupt die ältere Sprache nur vor Präpositionen meist bei Zeitwörtern, die eine Bewegung angeben, gebraucht[1]), so findet er viel ausgedehntere Verwendung dafür. In der Lenore ist es schon mehrmals zu treffen: Sie frug den Zug wohl auf und ab, Die Mutter lief wohl hin zu ihr, Wohl um den trauten Ritter schlang, Nun tanzten wohl beim Mondenschein, — und seitdem ist es ihm ein gern gebrauchtes, vermeintlich volkstümliches Balladenwort geblieben. Wenn er in Lenardo und Blandine es auch zweimal tilgt, ist doch nicht richtig, daß es fast überall ausgemerzt wurde, wie Sauer meint. Ja, es ist die Frage, ob Bürger die betreffenden Änderungen dem „wohl“ zuliebe gemacht hat. In dem Vers „Er hielt sie wohl höher“ dürfte ihm eher die unbeholfene h-Alliteration oder der Ausdruck „hoch halten“ den Anstoß gegeben haben, da er ihn in: „Er schätzte sie höher“ umändert. Das „wohl“ wäre einfacher zu ersetzen gewesen. In dem anderen Vers aber: „Drauf ließ er wohl machen ein'n silbernen Sarg“ hat das synkopierte „ein'n“ schon genügt, Bürger zu der Änderung „Drauf wurde bereitet ein silberner Sarg“ zu bewegen. Ein weiterer Fall ist in des Armen Suschens Traum: „Ich suchte wohl mit Angst und Schweiß“. Hier mußte das „wohl“ der bei Bürger so sehr beliebten Wiederholung (Ich sucht' und sucht') Platz machen. Hätte er übrigens mit diesem Worte auf dem Kriegsfuße gelebt, würde in derselben Ballade „Drauf ging ich wohl ans

[1]) Vgl. Herders Volkslieder:

Und da sie vor jen's Kloster kamen,
Wohl vor das hohe Tor (Lied v. jungen Grafen),
Es wollt' ein Mädchen Rosenbrechen gehn,
Wohl in die grüne Haide (Mädchen u. Hasel),
Es reit der Herr von Falkenstein,
Wohl über eine breite Haide (L. v. H. v. Falkenstein).

Gartenbeet“, in Lenardo und Blandine: „Wohl in der Prinzessin ihr Sommerlosier“ oder gar „Er warb wohl, und warb wohl vergebens manch Jahr“ stehen geblieben sein. Auch später erfreut es sich noch einer ziemlichen Beliebtheit. Die weitestgehende Verwendung findet es im Grafen Walter:

Wohl auf und ab am Rhein,
Sie kamen wohl zum blanken Schloß,
Sie sah'n wohl die zwölf Jungfrau'n schön,
Sie sank wohl an die Kripp im Stall etc.

6. *Sprache.* Im durchaus populären Sinne bemüht sich Bürger um die deutsche Sprache. Wollte er ein Volksdichter sein, so mußte vor allen Dingen seine Sprache dem Volke verständlich werden. Er konnte im „Traumgott“ nicht mehr schreiben: „Den Schatten gleich an Lethens Sträuchen“, sondern mußte sich alltäglicher ausdrücken. Er läßt also den mythologischen Schnörkel fallen und sagt einfach und besser: „Den Schatten laß mein Bildnis gleichen“. Ähnlich wird im Lied an die Hoffnung „der Tellus Riesensohn“ in „des Lasters Riesensohn“, im Danklied „Äonenlang“ in das bescheidenere „lebenlang“ umgewandelt, und das ganz unpopuläre „Minne“ nachträglich fast vollständig ausgerottet. Auch die damals in der Lyrik noch gang und gäben Schäfer- und mythologischen Namen werden in gleichem Sinne abgelehnt, worin übrigens schon die ironisierende Romanze, — wenn auch nicht konsequent, — Bürger vorausgegangen war. Eine solche Sprachsäuberung hat der Dichter in seinen komischen Romanzen nicht für nötig gefunden, in denen uns die Fremdwörter durch ihre Zahl unangenehm auffallen.

Auch nach der positiven Seite hin betätigt er seinen Eifer für die Muttersprache. Denn suchte er einerseits die Sprache von fremden Elementen reinzuhalten, so wühlte er andererseits um so eifriger im eigenen Sprachschatz. Mit Breitinger[1]) lobt er die größere Ausdrucksfähigkeit der älteren

[1]) Breitinger a. a. O. II S. 50/60: „Zur Erhaltung dieser eigentümlichen Habe würde vortrefflich dienen, wenn ein sprachkundiger Mann die Mühe auf sich nehmen wollte, alle diejenigen Machtwörter und nachdrücklichen Redensarten, die in den Schriften Opitzens, Dachs, Tchernings, Flemmings . . . häufig vorkommen und seither

Sprache, doch hat er veraltete Wörter nur in beschränkter Zahl aufgenommen [1]). Mit Breitinger teilt er die Vorliebe für die „Machtwörter", und expressive Wortkompositionen mit ent-, ver- und zer- sind bei Bürger sehr häufig [2]), wie er auch sonst nach wirksamen Zusammensetzungen strebt. Wir heben unter den zahlreichen Beispielen nur Alliterationen hervor wie Wirbelwind, Windeswirbel, Feuerfunken, Feuerfarben, Todestaumel, Todestau, Glockenklang, Goldesklang, Ritterruhm, Heerhorn, Hirtenhorn. Mit entschiedener Energie sucht er auch die niederdeutsche Volkssprache heranzuziehen [3]), und manches Wort schien ihm würdig, die Büchersprache zu bereichern [4]).

Selten wohl hatte ein Dichter einen größeren Respekt vor seiner Muttersprache: „Wenn etwas in dem ganzen Ge-

großenteils ins Vergessen geraten sind, aus dem Staube hervorzuziehen, . . . und sie also den jetztlebenden Verfassern zur Wahl und zum Gebrauche vorlegte"; vgl. hierzu Bürger in seinen „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer": „Ein fleißiger Sprachforscher müßte unsere neuere Sprache mit den vortrefflichsten Schätzen aus den Schriften dieses bewunderungswürdigen Mannes (Luthers) . . . bereichern können. Solche Schriften, . . von den Minnesingern an bis nach Opitz herunter, studiere der Übersetzer des Homer ebenso fleißig als sein griechisches Original".

[1]) Neben Gift = Gabe (Danklied), Genieß = Genuß (Schwanenlied), seien aus seinen Balladen folgende angemerkt: lechen = lechzen und Losier (Lenardo und Blandine, vgl. Strodtmann 15. April 1776); Bis = sei (Entführung), Kunft = Wiederkunft (St. Stephan), kosen = reden, schwätzen (Untr. ü. A.). — So sucht auch Voß aus den Minneliedern und Luther „die alte Nerve der deutschen Sprache" wieder zu gewinnen (Briefe I S. 130 u. 151).

[2]) Entreißen, entrollen, entraffen; verwehen, verrinnen, verriegeln, verschreien, verschüchtern, verwürzen; zerraufen, zerschlagen, zerringen, zersprengen (Lenore), zerbrechen, zerhauen, zerwerfen, zermalmen, zerdrücken, zerquetschen (Len. u. Bl.), zerborsten, zertrümmern, zerstoßen; durchsausen, durchheulen; erreiten, erjagen, erwittern usw.

[3]) Klopstocks Frau übersetzt das „Deutsche Mädchen" ins Plattdeutsche: „Ik bin 'ne dütsche Deeren".

[4]) Zusammenstellung bei Holzhausen S. 337f. Anm 2. — Auch Voß fahndet nach altmecklenburgischen Wörtern und Redensarten und macht sich kein Gewissen daraus „aus jedem anderen Dialekte die kernhaftesten Wörter anzunehmen" (Voß a. a. O. I S. 231).

biete der Wissenschaften wert ist, daß sich Männer damit beschäftigen, so ist es die Muttersprache". Jede andere gelehrte Sünde ist ihm verzeihlicher als eine Sprachsünde. Er wettert gegen die sprachverhunzenden Poeten[1]) und rechnet sich sein unablässiges Streben nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit zum besonderen Verdienst an. Er ist streng bis zur Pedanterie. Ein Druckfehler in seinen Werken verdirbt ihm gleich die Hälfte der Lust. Er selbst hatte einmal „Zeichniß" statt „Zeugnis" geschrieben, entdeckte aber das Versehen noch rechtzeitig und meint: „Wäre dieser Schnitzer stehen geblieben, er wäre ein Nagel zu meinem Sarge gewesen".

Dies Streben nach Korrektheit steht in schroffem Gegensatz zu dem allen Regeln spottenden Gebaren von Sturm und Drang. Boies Kritik hatte Bürger gelehrt, „de faire difficilement des vers". Oft hat er zwar in seinem Herzen die Feile des Freundes „verwünscht und verwettert"; aber seit 1776 wird es ihm selten mehr sauer, „so ziemlich genau und korrekt zu sein" (Strodtmann 2. Febr. 1776).

Jedoch hielt er, wie wir gesehen (s. S. 50f. u. 78f.) in der Ballade nicht dieselbe Sorgfalt für nötig, wie in den lyrischen Stücken (s. u. Anm.). Für seine Balladensprache gilt, was er in der „Königin von Golkonde" (Bearbeitung nach Boufflers Prose) sagt:

Ich schätze zwar der edlen Feile Fleiß,
Doch wird ein Höckerchen nicht meiner Lust gleich schaden.

War er schon in den Weibern von Weinsberg mit dem rostigen Kolorit „nicht gar übel" zufrieden, so ist er noch zwei Jahre später der Meinung, daß die Balladensprache hie und da ein „Rostflecken wohl zieren" mag. Nur dürfen solche Lizenzen nicht zu Eselsbrücken werden. Man darf sich ihrer nur im äußersten Notfalle bedienen zur Erreichung höherer Zwecke (Strodtmann 23. Jan. u. 18. Aug. 1777). Hierin zeigt er wieder, daß er von der ironisierenden Romanze ausgegangen und sich ihrem Einfluß nie ganz entziehen konnte: denn auch dort haben kleine Nachlässigkeiten, die der Wir-

[1]) Auch Goethe trieb es ihm manchmal zu arg.

kung des Ganzen nicht nachteilig sind, oft einen vorzüglichen Wert[1]).

---

[1]) Daß es Bürger in der Ballade nicht auf höchste Korrektheit ankam, zeigt besonders deutlich der Reim. Mit Ausnahme von d : t im männlichen Ausgang, welche 43mal gebunden sind (in der Lenore z. B. Leid: Seligkeit, Kind: gesinnt, schwand: gerannt), erlaubt er sich in konsonantischer Hinsicht keine großen Freiheiten; dagegen läßt er sich bezüglich der Vokale die größten Ungenauigkeiten zuschulden kommen. Er bindet lange und kurze Vokale, trotzdem ihm selbst diese Reime so „unrein und widerwärtig als möglich" sind. So reimt er: Herr mit her und er, Gruß mit Kuß und muß, schnitt mit Glied, hin mit beschien und Rosmarin, Kinn mit zieh'n, zuwider mit nieder, tot mit Gott, wohl mit soll, toll und voll, Brot mit Loth (Fr. Schnips), los mit Schloß und Roß. Davon ist stets (4mal) mit Länge gereimt. Diese Unreinheit ist noch häufiger in den a-Reimen, wo er bindet: Mann mit getan, Stadt mit trat und Rat, Graf mit straff usw. Die Präposition an ist meist mit Länge gebunden (getan, Wahn, Kahn, Plan, Bahn), doch mehrmals auch mit Kürze (Mann, begann, wann, dann). Die gleiche Unsicherheit zeigen die Komposita: daran (getan), heran (Mann). Auch sonst treten im Reim noch öfters Schwankungen in der Aussprache hervor. So reimt Gras mit Kürze auf blaß und naß, mit Länge auf saß; nach steht gewöhnlich mit kurzem, zweimal aber mit langem a; Jagd reimt mit Länge auf behagt, mit Kürze auf Nacht, ebenso Magd auf gesagt und Nacht. Jedoch sind diese Schwankungen nicht so sehr auf Unsicherheit der Aussprache zurückzuführen, als auf Notgebrauch zugunsten des Reims, so auch wenn er gab oder Grab auf ab, hinab oder herab reimt.

Die Reime ä auf e auf ö oder i auf ü sind für Bürger keine ganz richtigen Reime, und in den lyrischen Stücken nimmt er sie nur, „wenn durchaus kein anderer Ausweg" mehr vorhanden ist. Umsomehr finden sie sich in seinen Balladen. Wir zählen hier nicht weniger als 90 ä : e : ö-Reime und nicht weniger als 75 i : ü-Reime. Der Reim eu : ei, der ihm ebenfalls nicht als rein galt, steht 35mal, das macht hier allein 200 von der eigenen Kritik des Dichters beanstandete Reime, d. h. mehr als 12 % der Gesamtzahl.

Den reichen Reim, den Bürger lieber den armseligen Reim nennen möchte, verwirft er. „Wenn es aber die Umstände erfordern, daß einerlei Begriff in zwei Versen an das Ende zu stehen kommen, so ist nichts billiger, als daß er auch mit eben demselben Worte bezeichnet werde". In Bürgers leidenschaftlicher Poesie, in ihrer wiederholenden, oft eigensinnig beharrenden Manier treten diese Umstände recht häufig ein, und daß er dem identischen Reim dabei nicht aus dem Wege geht, beweist sein 54maliges Vorkommen.

Zu den dichterischen Freiheiten muß auch die Elision gerechnet werden. Herder war in den „Blättern von deutscher Art und Kunst“ mit Feuer dafür eingetreten: „Aber wer wird zu elidieren wagen“? Er selbst ging in seinen Proben mit dem Beispiel voran, und Bürger folgte ihm. Die Elisionen gehören zur schnellrollenden Rede, zur starken und heftigen Leidenschaft, sie gehören auch mit zum populären Sprachgebrauch. Bürger unterdrückt die vielen schleppenden „e“, die ihm so oft den Rhythmus verderben, wo nur möglich, besonders in der Flexion des Substantivs und des Zeitworts. Er elidiert das Endungs-„e“ der schwachen Präterita, nicht achtend, daß dadurch Imperfekt und Präsens in der Form zusammenfallen. Auch wo das „e“ der Flexionssilben durch nachfolgendes „n“ geschützt ist, fällt es häufig: hau'n, sah'n, Jungfrau'n, und besonders im Reim: frei'n, entfloh'n, erfreu'n, seh'n, schau'n, kastei'n usw. Auch bei einer Präposition wie ohne, einem Adverb wie heute schwindet das „e“ (Lenore). Bedenklicher ist die Unterdrückung des Plural-„e“ in Nüss' (Kaiser und Abt). Synkopierte Formen wie „goldnen“ (Lenore), „Wütrich“ (Wilde Jäger), „wackrer“ (Pfarrerstochter), verrätrisch“ (Lied von Treue), oder „blut'gen“ (Lenardo und Blandine) sind schon seltener; ganz vereinzelt Verhunzungen wie „trompet't“ (Weiber von Weinsberg), „Un'vers'täten (Kaiser und Abt). Bevorzugt aber werden alle Zeit verkürzte Formen wie drauf, dran, drob; mehrmals gebraucht populäre Verstümmelungen wie 'nein (Weiber von Weinsberg) oder 'mal (Lenardo und Blandine, Kaiser und Abt).

Das unpersönliche „es“ tritt mit Vorliebe in Elision. Die Zusammenziehung des Artikels mit dem vorhergehenden Worte ist nicht selten: Wenn's Herz auch bricht; hinter's Rappen Hufen; quer über'n Kreuzweg usw. In den lyrischen Gedichten macht Bürger viel weniger Gebrauch von solchen Lizenzen. In seinen Balladen traten sie nur beim anapästischen Metrum etwas zurück, wo die sonst überflüssigen „e“ zur Füllung der Takte notwendig werden. Im übrigen aber gehören diese Freiheiten ohne Unterschied der Gedichte oder Perioden von Anfang an durchaus zu seinem festen Stil.

7. ***Metrum.*** Wie Bürger für die Übersetzung Homers die volkstümliche Sprache der Bibel verwendet, greift er auch nach dem populärsten Versmaß, dem Jambus. Die Jamben sind dem Deutschen, was dem Griechen der Hexameter ist. Der Jambus ist uns die natürlichste Versart. Das deutsche Ohr ist nichts anderes gewöhnt. Zu dieser Ansicht kam er durch Herders „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", auf die er sich in seiner „Beschaffenheit einer Übersetzung des Homer" beruft. In steigenden Metren sind auch seine Balladen abgefaßt (vgl. Holzhausen a. a. O. S. 339), und er kann sich „immer nicht erwehren, den Anfang der Verse anapästisch auszusprechen" (Strodtmann 17. Okt. 1776). Von den lateinisch-griechischen Versmaßen, mit denen sich im Göttinger Dichterbund besonders Voß und Hölty (nach dem Muster Klopstocks) abmühen, bleibt er unberührt; er hält sich an die heimische Tradition. Wenn er sich so in metrischer Beziehung durch Verwerfen des Trochäus und Dactylus stark einschränkt, so sucht er andererseits im Strophenbau um so größere Abwechselung zu erzielen. Seine Balladen zeigen 4-, 5-, 6-, 7- und 8zeilige jambische, 4- und 5zeilige anapästische Strophen mit den verschiedensten Reimstellungen. Bei den geläufigen Versmaßen der vierzeiligen Strophe mit 4- (Robert) oder abwechselnd 4- und 3füßigen Jamben (Des armen Suschens Traum) brauchen wir uns nicht aufzuhalten[1]). Metrischen Einfluß des Volksliedes erkannten wir im Ritter und sein Liebchen (vgl. Rosmarin), und solchen haben wir auch in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" zu suchen (vgl. „Prinzenraub" in Herders Volksliedern). Das Metrum des Bruder Graurock hatte z. B. schon Schiebeler in Gebrauch (vgl. Pyreneus und die Musen), und ebenso waren die nur wenig von einander abweichenden Strophen des Raubgrafen, der Weiber von Weinsberg und des Wilden Jägers schon in der ironisierenden Romanze beliebt (vgl. Löwens Lucretia), desgleichen die 7zeilige Strophe des Hechelträgers (vgl. Geißlers „Raub der Sabinerinnen"). Besonders bei diesen

[1]) Mit Robert hat Frau Schnips, mit Arm Suschen hat Graf Walter gleiches Versmaß.

beiden letzten Maßen ist auch an Einwirkung des Kirchenliedes zu denken (vgl. „Mir nach spricht Christus, unser Held“ und „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“). Bezüglich des Lenorenmetrums haben wir schon an das Kirchenlied erinnert (vgl. das Ristsche „Ermuntre dich, mein schwacher Geist“). Das Versmaß von Lenardo und Blandine geht, wenn die Beziehungen dieser Ballade zu „Little Musgrave“ als erwiesen gelten können, auf dieses Gedicht zurück[1]). Zur metrischen Erklärung würde übrigens der Hinweis auf das Zigeunerlied im Götz: „Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee“ ausreichen. Die Strophe des Kaiser und Abt ist die des englischen Originals. So stellen sich auch in den Maßen der Bürgerschen Balladen noch einmal äußerlich die hauptsächlichsten Einflüsse dar, die der Dichter als Begründer dieser neuen Dichtungsart erfahren hat.

Ergebnis. Das Studium seiner gesamten Technik zeigt uns, daß Bürger stets nach bewußten und klaren Regeln, nach den Gesetzen leidenschaftlicher, volkstümlich lebendiger Poesie arbeitet. Er ist ein großer Theoretiker, der sich von Allem, was er schreibt, in jedem Moment Rechenschaft gibt. Des „heiligen Kondorgeistes“ ist er seit der Lenore (Strodtmann 16. Sept. 1773) nie mehr voll gewesen, und von der Inspiration des Genies hat er kaum etwas erfahren. Der Ton seiner Ballade ist als Ganzes nicht irgend woher aufgegriffen, sondern mit großer Absichtlichkeit und ungeheuerem Fleiß mit Hülfe der Winke und Lehren Breitingers und Herders neugeschaffen. Alle die einzelnen Momente seiner Technik stehen für sich, sie werden oft nachträglich selbständig eingearbeitet und haben unter sich nur die eine Beziehung der populären Lebendigkeit. Wir erkennen keinen festen, übernommenen Ton; fest sind nur seine poetischen Mittel, — und je nachdem er künstlerisch maßvoll und geschickt oder ungeberdig und unklug verfuhr in ihrer Handhabung, hat er eine Lenore, ein Suschen oder eine Blandine

[1]) Diese Strophe wird in Untreue über Alles wieder aufgenommen und noch einmal variiert in der „Kuh“. — Zum Metrum des Liedes von Treue vgl. die Anmerkung Bergers.

gedichtet. Wir müssen auch auf die Bürgersche Technik jede unmittelbare Einwirkung der englischen Reliques auf das Entschiedenste verneinen.

Ein dritter Weg, die Vergleichung der einzelnen Balladen untereinander wird uns indirekt zu demselben Resultate führen. Isoliert wie Bürger in Gelliehausen und Wöllmershausen stand, war er ausschließlich auf literarische Anregungen angewiesen. Daß ihm aber auch diese die ganze Zeit hindurch, besonders aber bis zum Jahre 1777, nicht beschert waren, darüber hören wir ihn oft genug in seinen Briefen klagen. Dieser Mangel mußte sich naturgemäß in seiner Poesie höchst nachteilig bemerkbar machen. In welcher Weise, wollen wir im nachfolgenden Kapitel zusammenstellen.

DRITTES KAPITEL.

DER UMFANG SEINES KÖNNENS.

Die mit dem Bewußtsein seiner dichterischen Kraft allmählich durchbrechende Verernstigung seiner Poesie mußte sich bei ihm natürlich auch auf die Romanze erstrecken, umsomehr als er eben anfing, sich für die epischen Gedichte überhaupt zu entscheiden (Strodtmann 2. Nov. 1772), welche ihm (neben den dramatischen) allein Gedichte zu sein schienen. Weiter aber hat ihm Herders Bewunderung der ernsten Ballade in England von dieser Dichtungsart einen höheren Begriff gegeben und ihn gelehrt, sie als berechtigte und wirksame Kunstgattung zu schätzen, die es wohl verdiente, daß man sein ganzes Können aufbot.

Komposition. Lenore als Muster. Wenn Schlegel den „Bellin" als sprechendes Beispiel dafür anführt, wie sorglos Bürger über Plan und Anlage eines Gedichtes sein konnte, während ihn die Ausputzung des Einzelnen bis ins Feinste hinein beschäftigte, so findet dieser Tadel gewiß auf seine Balladen keine Anwendung. Im Gegenteil hat man ihren planmäßigen Aufbau stets anerkannt und ihn sogar mit dem fünfaktiger Dramen verglichen [1]). („Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" ist aus dramatischen Plänen hervorgegangen!). Und durch diese architektonisch strenge Gliederung (der Komposition sowohl wie der Strophen) unterscheiden sich Bürgers große Originalballaden ganz besonders von seinen Nachahmungen und den Reliques überhaupt. Auffallend ist auch, daß die Periode und refrainartige Wiederholung in seinen Bearbeitungen englischer Gedichte (Kaiser und Abt ausgenommen) so gut wie keine Rolle spielen, während sie doch, abgesehen von den komischen Romanzen, zum Hervorstechendsten seiner Technik gehören. Sein Muster hat sich

---

[1]) Vgl. Holzhausen a. a. O. S. 332.

der Dichter selbst geschaffen in Lenore; und bezeichnend ist es für sein Kompositionsvermögen, daß sie im Aufbau auch für die Mehrzahl seiner Balladen maßgebend geworden ist. Es ergibt sich ohne Zwang folgendes, einheitliches Grundschema der Disposition:

1. Rasche, vorläufige Einführung (Thema).
2. Schilderung der allgemeineren Verhältnisse.
3. Ausführung in drei Abschnitten.
4. Katastrophe und Ausgang.

Zwei große Originalballaden stehen zunächst im Mittelpunkt seines Schaffens: Lenore und der Wilde Jäger. Die Lenore hielt ihn fünf volle Monde in Atem; die Arbeit am Wilden Jäger aber erstreckt sich über mehr als vier Jahre. Die Konzeption dieser Ballade fällt in die Zeit, wo Bürger ganz im Banne seiner Lenore stand[1]), und ward begonnen am 11. Oktober 1773 in direkter Rivalität zu ihr. Sein ehrgeiziges Streben ging dahin, die Lenore zu übertrumpfen[2]). Das war von vornherein ein sehr kühnes und gefährliches Unternehmen. Schon die Wahl des Themas beweist die Abhängigkeit von Lenore. Sollte diese geschlagen werden, so mußte eben ein mehr oder weniger verwandter Stoff gewählt werden; denn der Dichter glaubte, sich wiederholen zu müssen, um sich vervollkommnen zu können. War es ihm gelungen, Leben und Bewegung in die Poesie zu bringen, so setzt er nun seinen ganzen Eigensinn darauf, alle ihm mögliche lebendige, darstellende Kraft im Wilden Jäger zu vereinigen (Strodtmann Nr. 336 u. 421). So sollte vor Allem der großartige Geisterritt der Lenore, von dem er an die Grafen Stolberg schreibt: „Ist ein Ritt, wo einem deucht,

[1]) Die Zigeunerszene des Götz (vgl. auch Berger S. 430 und Wurzbach S. 146) mag den Anstoß zur Behandlung der Wilden Jäger-Sage gegeben haben: „Hört ihr den Wilden Jäger! Er zieht grad über uns hin. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau! Die Peitschen knallen. Die Jäger jauchzen, holla! ho!" — Man vgl. hierzu auch den Brief Bürgers an Goethe (Juni 1775): „Meine Meduse ist hinterm Wilden Jäger her und hört im dunklen grauenvollen Forst sein Halloh! seines Hornes Klang seiner Peitsche knallen und das Gekläffe seiner losgekoppelten Hunde".

[2]) „Wenn ich's erreiche, so wird hinfort Lenore nur mein Mond, dies aber meine Sonne sein" (Strodtmann 19. Aug. 1775).

daß das ganze Firmament mit allen Sternen oben überhin fliegt, nicht eine Shakespearesche Idee?" — noch überboten werden. Daß es ihm dabei nicht gelingen würde, sich selbständig zu halten, war vorauszusehen. So verläuft denn auch die Wilde Jagd jenem ganz parallel. Die Darstellung zerfällt beide Male gleichmäßig in drei unter sich wieder ganz symmetrische Perioden; am Schlusse jeder Periode tritt eine Unterbrechung ein, die letzte führt zugleich auch die Katastrophe herbei,

> Lenore: Huhu! ein gräßlich Wunder,
> Wilde Jäger: Und aus der Erd empor, huhu! —

die in der Bestrafung des schuldigen Individuums besteht und an das Hereinragen einer höheren Welt geknüpft ist. In der Lenore wie im Wilden Jäger wird die Unterbrechung zunächst für das Individuum, dann in Wirklichkeit aufgehoben, worauf der Ritt aufs Neue fortgesetzt wird. Am deutlichsten zeigt diese Gleichheit im Aufbau das folgende Schema[1]):

A. Der Geisterritt der Lenore.

	I.		II.		III.
Ritt	19,5-8	=	23,5-8	=	26,5-8
Szenerie	20,1-4		24,1-4		27,1-4
Dialog	„20,5-8"	=	„24,5-8"	=	„27,5-8"
Unterbrechung	21		25,1-4		—
Aufhebung derselben					
für das Individuum	„22"		„25,5-8"		„28"
in Wirklichkeit	23,1-4		26,1-4		29
Katastrophe					30 f.

B. Der Ritt des Wilden Jägers.

	I.		II.		III.
Ritt, Verfolgung, Szenerie	9,10		15,16		21,22
Unterbrechung	11 („11,4-6")		„17"		„23"
Warnung	12	=	18	=	24
Aufhebung der Unterbrechung					
für das Individuum	„13"		„19"		„25"
in Wirklichkeit	14		20		26
Katastrophe					26 ff.

---

[1]) Die römischen Ziffern (I—III) bedeuten die 3 Perioden, die arabischen die Nummern der Strophen resp. der Verse, die Anführungsstriche die direkte Rede, das Gleichheitszeichen die wörtlich gleiche Ausführung.

Wenn der Wilde Jäger im Aufbau dergestalt beeinflußt werden konnte, so stand zu erwarten, daß Bürger auch im Detail der Ausführung manches aus der Lenore mit herüber nahm. Doch hat er sich dank dem langsamen Fortschreiten der Arbeit ziemlich selbständig gehalten.

Einen sehr starken Einfluß hat die Lenore auch auf die „Kuh" ausgeübt[1]), besonders auf den ersten Teil. Gleich in der Eingangsstrophe erinnert die kummervolle Witwe an die verlassene Lenore. Und wie in Lenore das Heer mit Sing und Sang und Kling und Klang heimzieht, so kommt jetzt mit lieblichem Schellengetön die Herde heim. Wie dort Wilhelm nicht zurückkehrt, — „hin ist hin!" — so macht auch keine Kuh vor Magdalis Stalle mehr halt; denn „ihr Eins und ihr Alles ist hin!" Wenn die trostlose, verzweifelte Braut den Busen zerschlägt und die Hand zerringt bis Sonnenuntergang und mit Gott im Himmel hadert, so klagt auch die tiefgeschlagene Witwe „Abend und Nacht den Verlust", und ihr Schmerz zürnt und hadert dem Vater der Witwen und Waisen entgegen. Der Umschwung tritt ein: Wilhelm kommt (Und außen horch!); die Kuh steht wieder im Stalle (Und horch!). Sogar Anklänge an den Gespensterspuk der Lenore machen sich bemerkbar. Denn wenn Frau Magdalis „wähnt, es erhübe sich Geistertumult, ihr sträfliches Zagen zu rächen", so sind das dieselben Geister, die schon in der Lenore heulend ihren Kettentanz aufführten.

Wiederholung derselben Motive, Situationen etc.

Lenore. In Einzelheiten hat die Lenore auf die Mehrzahl der späteren Balladen eingewirkt. So wiederholen sich die extremen Momente, wo in Angst und Verzweiflung „Erbarmen!" geschrieen wird, nach der Lenore in neun anderen Gedichten[2]), und daneben kehrt noch fünfmal die Situation

[1]) Holzhausen a. a. O. S. 315.

[2]) Ach! daß sich Gott erbarme! (Lenore). — O Jesus Maria! erbarme dich mein! (Len. u. Bl.). — Barmherziger Himmel! erbarme dich! Verloren! verloren! wer rettet mich? (L. v. br. Mann). — Hilf, Jesu, hilf! erbarme dich! O Pedro, Pedro, rette mich! (Ines von Castro). — Barmherziger Himmel, erbarme dich mein! (Kuh). — O Vater,

wieder, wo das schuldige Individuum (oder ein anderes an seiner Statt) in höchster Not Gott und den Himmel um Verzeihung anfleht[1]). Das wilde Gebaren der Lenore:

Und warf sich hin zur Erde . . .
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand . . . .

ist auch für Trudchen (Entführung) vorbildlich geworden:

Und Trudchen warf sich auf den Grund
Und rang die schönen Hände wund —,

und ähnlich geberdet sich die Pfarrerstochter. In der ersten Fassung der Lenore „taumelte" die Arme von Wut und Schmerz überwältigt zur Erde; diesen Affekt macht sich Bürger noch dreimal zunutze (Len. u. Bl., Pfarrerstochter, Lied v. Tr.). So wiederholt sich auch (neben Arm Suschen und Lenore) das Brechen des Herzens oder Blickes nochmals in Lenardo und Blandine, ferner im Bruder Graurock und in der Entführung, worin der Dichter beide Male über seine englische Vorlage hinausgeht.

Der Wilde Jäger. Von ihm aus können wir auf seine Umgebung einen ähnlichen Einfluß konstatieren. So ist das

---

habt Barmherzigkeit . . . O weh! o weh! Erbarm' es Gott! (Entf.). — Erbarmen! ach Erbarmen! (Fr. Schnips). — Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen! (W. Jäger). — Wohin nun, wohin? Barmherziger Gott! (Pfarrerstochter). — Die Pastores schrien: Kyrie eleison! (W. v. Wbg.).

[1]) Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde . . .
Behalt ihr nicht die Sünde (Lenore). —

Behalt, o Herr, für dein Gericht
Dem Volke diese Sünde nicht (St. Stephan). —

Lenardo, du Armer! Blandine, mein Kind!
O heiliger Himmel, verzeih mir die Sünd! . . .
Verklage mich nicht auch vor Gottes Gericht (Len. u. Bl.). —

Mit eurem armen Kinde.
Verzeih Euch, wie Ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde! . . .
Nunwohl, verzeih mir Gott die Schuld,
So wie ich euch verzeihe (Entführung). —

O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht meine Verbrechen (Kuh).

Gedicht „Der Bauer, An seinen durchlauchtigen Tyrannen" ganz aus der Wilde Jäger-Stimmung herausgeboren. Im Sommer 1775 hatte Bürger mit aller Kraft diese Ballade wieder aufgenommen (Strodtmann Nr. 173), und einige Tage später übersendet er seinem Freund Boie den „Bauern"[1]). Ohne Zweifel war er damals gerade an der Ausarbeitung der Stelle, wo der Graf dem armen Landmann die Peitsche um die Ohren knallt. In kräftigem Tone macht der Dichter seinem Tyrannenhaß Luft, und so wurde aus Strophe 11—14 des Wilden Jägers ein kleines, selbständiges Bild. Die direkte Anlehnung geht genugsam aus den wörtlichen Anspielungen hervor[2]).

Wie für den Bauern mag auch der erste Anstoß zur „Kuh"[3]) im Wilden Jäger zu suchen sein. Wenn der Hirte dem Wildgrafen entgegenruft:

Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!

so wird der tief das menschliche Elend mitempfindende Dichter gefragt und parallel zum „Bauern" sich ausgemalt haben, wie einer solchen armen Witwe, die ihre Kuh verloren, zumute sein mag. Und wie er dort dem ersten Opfer des grausamen Fürsten ein besonderes Gedicht widmet, so singt er nunmehr das Lied von Frau Magdalis:

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab ich, bist du erst verzehret?"
Denn Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Auf welche Art Frau Magdalis ihre Kuh eingebüßt, verschweigt Bürger, ebenso wie im „Bauern" die Verfolgung des Landmanns nicht motiviert und nur im Zusammenhang mit dem Wilden Jäger verständlich ist.

---

[1]) Wie Grisebach, 1894 S. XXVI (mit Pröhle S. 7) dazu kommt, diese „markigen Dreizeiler" in „denselben Sommer, da die Lenore entstand", zu verlegen, ist rätselhaft.

[2]) Vgl. auch das Gedicht „Der Spatz" aus dieser Zeit, das im Ausdruck mehrmals an den Wilden Jäger erinnert und ganz in diese Stimmung hineingehört.

[3]) Vgl. Holzhausen a. a. O. S. 315 Anm.

Wie Lenore, so hat auch der Wilde Jäger in seinen kräftigen Situationen für die anderen Balladen sich fruchtbar erwiesen. Das auffällige Bild:

Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte (vgl. den Bauern) —

kehrt mit nur geringer Variation in der Entführung und im Lied von Treue wieder[1]). Das „Angst rieselt ihm durch Mark und Bein" geht fast wörtlich in die „Kuh" über und findet sich etwas verändert noch einmal im Lied von Treue[2]). Folgende Verse dieser Ballade:

Und steh dem Mann,
An dem du Verdammnis erfrevelt.
Verschlänge doch stracks dich ihr glühender Schlund,
Und müßtest du ewig da flackern, o Hund,
Vom Zeh bis zum Wirbel beschwefelt....

sind ganz dem Vorstellungskreis des Wilden Jägers entnommen. Sie erinnern sowohl in ihrem Verdammungston an ihn, wie auch im Einzelnen an den „Frevelmut" des Rheingrafen, an das „Feuermeer", das ihn umwallt, an den „Höllenschlund", der sich auftut, und an den „schwefelgelben Wetterschein".

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain steht ganz abseits von Bürgers größten Balladen, der Lenore und dem Wilden Jäger. Sie hat er am längsten mit sich im Busen herumgetragen, in ihr steckt am meisten gefühltes und erlebtes Leben, am meisten Poesie[3]). Im Gegensatz zu den ersteren gab hier das Leben selbst den tieferen Gehalt. Es ist ein Stückchen echt menschlicher Tragik, das uns tiefer und gewaltiger ergreift, als alle Lenoren und Wilde Jäger, die wir wohl bewundern, aber doch nicht in dem Maße fühlen und miterleben können.

---

[1]) Auch das Roß der Dido „stampfet zu Funken den Grund"; vgl. noch S. 24 und S. 111 dieser Abhdlg.

[2]) Vgl. weiter „Nymphe des Negenborns" (aus der Zeit des Bauern) die „originelle" Variation: „Schauert durch das Mark der Beine".

[3]) Krembs (Über G. A. Bürgers Stellung zur Literatur seiner Zeit, Jenaer Diss.) hält die Pfarrerstochter für „bloß geschmacklos".

Am 27. September 1776 fragt Boie nach der „Kindesmörderin“ (so lautete der ursprüngliche Titel). Im Januar waren Bürger und er zum letzten Male zusammen gewesen, und nun war der Freund mittlerweile nach Hannover verzogen. Die Korrespondenz zwischen beiden zeigt zwischen Januar und September keine Lücke, und es ist in diesen Briefen von einer solchen Ballade nie die Rede gewesen. Boie mußte also schon von früher her von der Kindesmörderin wissen [1]). So kommen wir mit ihr spätestens bis in den Anfang des Jahres 1776. Aber wir möchten noch weiter gehen. So wie der „Bauer“ aus dem Wilden Jäger herausgeboren und zu einem selbständigen Gedichte abgerundet wurde, so ist aus der Kindesmörderin „Der Ritter und sein Liebchen“ hervorgegangen (Febr. 1775). Der Ritter und sein Liebchen sind niemand anders als der Junker und die Pfarrerstochter. Schon zu Anfang des Jahres 1775 würde demnach die Ballade in den Umrissen vorgelegen haben [2]). Der große Flug gelang ihm damals noch nicht, und er suchte in der Ausarbeitung und Verselbständigung einer Episode seine Flügel zu stärken. Nur so können wir uns den starken Einfluß, den diese kleine Romanze später rückwirkend auf die Pfarrerstochter ausübte, erklären. Das Liebchen hofft, daß der Ritter es zur Gemahlin nehme, doch der Verführer will nichts davon wissen. Mit Schmeichelei hatte er sie gewonnen und ihr die Unschuld geraubt, nun läßt er sie zu „Betrug und Hohn“ sitzen und zieht leichten Sinnes davon. Dies ist auch der Inhalt der

---

[1]) Ein dramatisches Sujet unter dem Titel hat er schon lang im Busen herumgetragen, schrieb er an Boie (15. Sept. 1776) gelegentlich Wagners Kindermörderin, die nach E. Schmidt „in mehreren Haupt- und Nebenmotiven ein sehr vergröberter Abklatsch der ungedruckten Gretchentragödie Goethes“ ist (s. Seuffertsche Neudrucke 13. Heilbr. 1883, Einleitung S. III). Im Übrigen vgl. zur Kindermörderin-Literatur: E. Schmidt, H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse 2. Ausg. 1879 S. 76 ff., S. 89 ff.

[2]) Die erste Idee zur poetischen Behandlung des Kindermords kam ihm vielleicht schon im Jahre 1772. Bei seiner Bewerbung um die Gerichtsstelle Uslar Alten Gleichen hatte Bürger als Probeschrift unter anderem eine Relation über einen angeblichen Kindermord zu machen (vgl. Goedeke S. 27 f.).

betreffenden Strophen in der Pfarrerstochter[1]). Nur ist hier das Verhältnis viel tiefer gefaßt und im tragischen Sinne ausgeführt. Immerhin ist der gemeinsame Untergrund der beiden Fassungen recht deutlich zu erkennen[2]).

Ganz im Stillen, ohne Lärm reifte die Pfarrerstochter heran, im Gegensatz zu Bürgers anderen Balladen. Aber umsomehr lebte er in seinem Stoff. Das Verhältnis zu Molly (seit Beginn des Jahres 1776) hat eine stärkere Verinnerlichung zur Folge.

---

[1]) Das Thema vom ungetreuen Ritter behandelt Hölty in der Romanze von Adelstan und Röschen 1771. Sie dürfte in dieser allgemeinsten Idee auf Bürger gewirkt haben. Auch bezüglich des Namens Rosette, Röschen ist auf diese Romanze zu verweisen. — Ferner wäre „Lykas und Myrtha von Eschenburg, GMA 1772 S. 161 ff. (Übersetzung von Margarets Ghost), in Betracht zu ziehen:

Meineidiger, O! sagtest du
Mir nicht auf ewig Liebe zu,
Und konntest mich verschmähen? . . .
Was nanntest du, der mich verließ,
Die Küsse meiner Lippen süß,
Wenn du sie kühn geraubt?
Und, ach! warum ward doch von mir
Unschuld'gem, jungen Mädchen dir
Die Schmeichelei geglaubt?

und diese Ballade hat noch die Pfarrerstochter beeinflußt:

Die volle Wang entfärbte sich,
Die Lipp ist nicht mehr rot.
Der Auge milde Glut verschwand . . . .
(Da bleichten die rosigten Wangen zu Schnee;
Die funkelnden Augen verglühten)

[2])

Der Ritter und sein Liebchen:	Pfarrerstochter:
Daß uns umschling' ein schönres Band, . . .	So laß auch an Gottes Altare nun laut
Gewirkt von Priesterhand.	Vor Priester und Zeugen es hören.
Ho ho! Käm ich auch wieder hier,	Arm Närrchen, versetzt er, das tut mir ja leid . . .
Du, Närrchen, du! was hülf es dir? . .	
Ho ho! du Närrchen, welch ein Wahn.	Ho, Närrchen, so hab ich es nimmer gemeint.

Ferner aber erinnern:

Ho ho! Jüngst flog in jenen Hain,
Ein kirres Täubchen zu mir ein —

an das schuldlose Täubchen von Taubenhain, das der Junker so gut versteht „zu seinem Gelüste zu kirren“.

Schon war sein Herz so voll, daß ihm in Lenardo und Blandine der Mund übergehen durfte. Die Parallele mit der Pfarrerstochter ist auffällig genug: Blandine ist wie Rosette viel begehrt und viel umworben, und so wie jene ihren Lenardo mit einem Briefchen lockt, so lockt der Junker die arme Rosette:

> Zur Mitternachtsstunde laß Schlummer und Traum —
> Lieb Mädel, um Mitternacht bin ich nicht weit;

und die Erzählung wird beidemal mit Rückbeziehung auf diese Stelle weitergeführt. Blandine zog ihren Geliebten in das Sommerlosier, der Junker „zog sie (Rosette) zur Laube", und in beiden Balladen wird die „liebeflötende Nachtigall" resp. ihr „lieblich tiefaufflötender Laut" vernommen[1]) Diese Übereinstimmungen sind nicht zufällig, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir sie auf dasselbe Erlebnis, auf das Verhältnis mit Molly, zurückführen[2]). Noch in einem anderen Punkte zeigt sich uns der intime Zusammenhang zwischen der Pfarrerstochter und Lenardo und Blandine. So wie, durch den Wilden Jäger veranlaßt, Bürger plötzlich seinem persön-

---

[1]) Vgl. „An die Nachtigall" von F. R. Schmitt: „Deinem sanft flötenden Ton, Philomele!" (GMA 1773 S. 23).

[2]) Ganz in dieselben Stimmungen hinein gehört die kleine Ballade „Schön Suschen" (Januar 1776), was auch aus der Analogie mit der „Elegie" erhellt:

So wohl mir, wann ich kam,
Da hat ich keinen Zeitvertreib
Und kein Geschäft, als sie;
Da fühlt ich ganz an Seel und Leib
Und fühlte nichts, als sie . . .
Ihr hohen Weisen, sagt mirs an!
Ergrübelt, was mir da,
Ergrübelt mir, wo, wie und wann,
Warum mir so geschah?
Ich selber sann oft Nacht und Tag,
Und wieder Tag und Nacht,
So wundersamen Dingen nach,
Doch hab ich nichts erdacht.

Alles, alles das wie selig,
O wie selig fühl ich das!
Fühlt es so, das ich allmählich
Alles außer ihr vergaß . . .

Oft gedacht und oft gelesen
Hab ich viel und mancherlei,
Ärzte, Priester, Weis' und Toren
Hab ich oft um Rat gefragt,
Doch mein Forschen war verloren,
Keiner hats mir angesagt.

Der Dichter wähnte zur Zeit Schön Suschens, daß die Liebe zu Molly vergehen werde, und in diesem Sinne klingt auch das gleichzeitige „Schwanenlied" ganz resigniert.

lichen Zorn gegen den tyrannischen, fürstlichen Wüterich im „Bauern“ sich Luft macht, so äußert sich seine demokratische Natur jetzt ein zweites Mal gegen den Adel [1]).

Ho, Närrchen, so hab ich es nimmer gemeint!
Wie kann ich zum Weibe dich nehmen?
Ich bin ja entsprossen aus adligem Blut.
Nur Gleiches zu Gleichem gesellet sich gut;
Sonst müßte mein Stamm sich ja schämen!

So spricht der Junker zur bürgerlichen Rosette. Da brach es bei Bürger in gewaltigem Unmute los. Schon Rosette flucht:

So müsse dereinst dein niedrigster Knecht,
Dein adliges Bette dir schänden.

Dies wird nun bis zu einem gewissen Punkte auch in Lenardo und Blandine praktisch: „Dein Königsgeschmeide besudelt ein Hund!“

Blandine liefert schon an und für sich das Gegenstück zum Junker:

Gott schuf ja aus Erden den Ritter und Knecht,
Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht.

Aber sie sollte dem Herrn von Falkenstein indirekt noch eine kräftigere Antwort geben; wenn sie in rasender Leidenschaft und toller Wut schreit und tobt:

Weg, Edelgesindel! Pfui! stinkest mir an,
Du stinkest nach stinkender Hoffahrt mir an [2]). —
Mein Schönster trägt hohen und züchtigen Mut
Und speiet in euer hochadliges Blut.

Erst im Zusammenhang mit der Tragik in der Pfarrerstochter wird überhaupt das wilde Gebaren Blandinens recht klar, erhalten wir erst den richtigen Einblick in des Dichters damaligen Empfindungsgehalt.

Das versöhnende Gegenstück zu der Pfarrerstochter ist der spätere Graf Walter (nach dem englischen „Child Waters“). Daß dieser als solches von Bürger beabsichtigt resp. in diesem

---

[1]) Vgl. auch Berger in seinen Anmerkungen S. 430, 435 und Einleitung S. 32.

[2]) Vgl. Junker Hans (GMA 1773 S. 195ff.):

Elender! Pfui! hinweg von mir!
Dein Leben stinkt mir an.

Sinne aus Percy ausgewählt war, zeigen am besten die Übereinstimmungen im Einzelnen. Dabei ist es sicher, daß Child Waters zuerst auf die Pfarrerstochter eingewirkt hat, so in den Versen:

Da wurde dem Mädchen das Brüstchen zu voll,
Das seidene Röckchen zu enge.
(My gowne of greene it is too straighte). —
Mit blutigen Füßen durch Distel und Dorn,
Durch Moor und Geröhricht . . .
(Ran barefoote thorow the broome . . .
That has run through mosse and myre).

Andererseits kam dann rückwirkend das „seidene Röckchen" der Pfarrerstochter in den Grafen Walter (gowne of greene)[1], und so stehen auch die Verse:

So soll mein Land und Leut und Burg
Dein und des Kindleins sein —

mit Anlehnung an:

Ich achte des stattlichen Ritters dich wert,
Beliehen mit Leuten und Landen.

Und wenn die Geliebte Walters auf „rauhem Stroh" (nicht im Englischen) niederkommt, dann denken wir wieder an Rosettens ärmliches Lager „von Reisicht und rasselndem Laube". Ferner erinnert das „Ho, Maid!" des Grafen Walter an das „Ho, Närrchen!" des Junkers.

Lenardo und Blandine. Überall ist der Dichter von Gedanken und Bildern beherrscht, die er schon einmal ge-

---

[1]) Zu Graf Walter:

Mein goldner Gurt war sonst so lang,
Nun ist er mir zu kurz . . . .
Mein seidnes Röckchen, sonst so weit,
Zu eng ist mir es nun —

vgl. Ritter und Maid, Nicolais Alm. 1777 I Nr. 2:

Daß dir dein Rock von vorn so klein
Und hinten viel zu lange.

Zu den Versen der Pfarrerstochter:

Und wenn dir mein wackrer Jäger gefällt,
So laß ich's mir kosten ein gutes Stück Geld —

vgl. dasselbe Lied:

Ich will dir geben den Reitknecht mein,
Dazu dreihundert Taler.

braucht; überall stoßen wir auf Motive, die wir in anderer Variation schon einmal getroffen. Die Worte Arm Suschens:

Er zog den Treuring von der Hand
Und ach! zerbrach ihn mir . . .
Da riß entzwei mein Perlenband —

lauten aus Lenardos Munde: „Die Bande zerreißen, der Treuring zerbricht". Und wie Arm Suschen von seinem Perlenband träumt, so träumt Blandine: „Von blutigen Perlen im blutigen Kranz". Der Eingangsvers: „Blandine sah her, Lenardo sah hin" aber geht direkt auf Robert zurück[1]): „Ich freundlich hin, sie freundlich her". Fernerhin haben die Zeilen:

So mußt du dein Leben, verriegelt allein,
Tief unter dem Turm im Gewölbe verschrein —

den Anstoß gegeben zu:

Wo Karl dir noch gelüstet,
So sollst du tief ins Burgverließ,
Wo Molch und Unke nistet (Entführung),

worin Bürger über sein englisches Original hinausgeht.

---

[1]) Robert, ein Gegenstück zur „Phidile" von Claudius (GMA 1772 S. 77ff.). Göckingk schreibt bezüglich dieses Liedchens an Bürger: „In ihrer Romanze find ich eine Strophe, die mit einer Stelle aus einem Liede von Hölty, welches auch in den Almanach kömmt, so viel Ähnlichkeit hat". Man vergleiche:

Bürger.	Hölty.
Da sah ich übern grünen Zaun,	Ich sah sie, wenn der Abend floh,
Im lichten Frühlingsgarten,	Im kleinen Frühlingsgarten
Ein Mädchen rosicht anzuschaun,	Der Frühlingsblumen warten.
Der Schwesterblumen warten.	

Strodtmann meint in einer Anmerkung zu obigem Briefe (27. Juni 1775), daß das erwähnte Gedicht von Hölty (Erinnerung) im GMA 1776 fehle, was nicht zutrifft. Es findet sich da S. 56f. und ist mit P unterzeichnet (vgl. Halm S. 142). Auch sind es nicht, wie Berger angibt V. 9—12, die Göckingk aus dem Höltyschen Liede zitiert, sondern die Verse 13, 15 und 18. Außer auf diese sind für Robert auch auf Verse eines anderen Höltyschen Liedes („Traumbild"), das schon im GMA 1775 (S. 49ff.) steht, zu verweisen:

Jetzt seh ich dich . . . . . .
Und bald darauf, im kleinen Blumengarten
Wie Eva schön,
Des Rosenbaums, des Nelkenstrauchs zu warten.

Neben zahlreichen Anspielungen auf „Phidile" findet sich noch Anlehnung an das Millersche „Klagelied eines Bauern" (GMA 1773 S. 35).

Im Lied von Treue erinnert das „heimliche Pförtchen“ an die „heimliche Tür“ von Blandinens Sommerlosier. Schließlich dürften die Liebesszenen in Lenardo und Blandine das Gedicht „Untreue über Alles“ veranlaßt haben, denn auch hier ist das Thema:

Sie koseten[1]) traulich von diesem und dem —

oder in die Sprache des Lenardo übersetzt:

Sie trieben bei Küssen und tändelndem Spiel
Des süßen Geschwätzes der Liebe gar viel.

Schon das Metrum, dann aber Ausdrücke wie „Labsal“, „Schönste der Schönsten“ oder Strophen wie: „O Molly, lieb Liebchen, wie wär es bestellt“ usw. weisen auf Lenardo und Blandine zurück.

Das stark Affektische, das Extreme der Situation, drängt sich Bürger am meisten auf. Bei der Lektüre des Götz empfindet er „Grausen, kaltes Grausen, wie wenn einen kalter Nordwind anweht“ (Strodtmann I S. 130). Und dies Bild gefiel ihm so gut, daß er es in seinen Wilden Jäger und in die Pfarrerstochter aufnahm. Wir finden dasselbe noch einmal in Macbeth[2]), und auch Trudchen (Entführung) „graust es durch die Glieder“. In fünf Balladen ist von dem „Schwinden“ oder „Zerrüttetwerden“ der Sinne die Rede. Obwohl sein Wortschatz durchaus nicht arm ist, so hilft doch alles Variieren nichts, wenn dieselben Situationen und Motive sich immer aufs Neue wiederholen. Die allgemeineren Ausdrücke wie Schmerz, Leid, Gram, Kummer, Jammer, Elend, Not stehen in 9, daneben die Äußerungen des Schmerzes

---

[1]) Vgl. S. 88 Anm. 1.

[2]) Wie übrigens der Dichter in seiner Bearbeitung des Macbeth seinen ganzen Balladenapparat mobil zu machen sucht, zeigt besonders auch die Stelle, wo er die Lady Macbeth, bevor sie stirbt, „noch ein bischen zappeln“ läßt: „Hilfe! Hilfe! dann gab's Ach und Krach (Entführung), als ich herzulief, zuckte, röchelte und schnappte sie zum letzten Male (Lenardo und Blandine). Was für Klauen ihr das Gesicht auf den Rücken gedreht (Raubgraf, Wilde Jäger) usw. mag der allmächtige Gott wissen“. Vgl. weiter Seite 285: „Ich muß fechten. Das will ich! Bis mir das Fleisch von den Knochen abgehackt ist“ mit dem Verse aus dem Lied von Treue: „Wir hauen als hackten wir Fleisch zur Bank“.

wie seufzen, schluchzen, ächzen, stöhnen, heulen, wimmern zusammen in 8, Gemütsbewegungen wie Ahnden, Zagen, Bangen, Angst, Schrecken (einschließlich ihrer verschiedenen Ableitungen) in 10, Worte wie beben und starren (starr) in 8, die heftigsten Affekte Entsetzen, Graus, schaurig, gräßlich in 6, aktive, stärkste Ausbrüche wie Knirschen, Zorn, Grimm, Wut, Verzweiflung, Wahnsinn in 8 Balladen, wobei jedesmal Lenore, Lenardo und Blandine, Entführung, Wilde Jäger, Pfarrerstochter, Kuh und Lied von Treue fast regelmäßig (mit mehreren Wiederholungen oder Ableitungen) vertreten sind. Bedeutend ärmer ist sein Wortschatz für das Minnigliche. Die geläufigsten und sehr häufigen Ausdrücke neben schön sind: traut und traulich, lieb und lieblich, süß, hold, zärtlich, wobei es sich der Hauptsache nach nur um Lenore, Lenardo und Blandine, Bruder Graurock, Untreue über Alles und Graf Walter handelt.

Ritt, Entführung, Kampf. Einen Ritt bringt Bürger in seinen Balladen viermal. Jedesmal aber ist seine Darstellung in der Lenore in etwas vorbildlich geworden.

Lenore: Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort . . . . .
Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's . . . . .
W. Jäger: Und hurre hurre, vorwärts ging's . . .
Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's . . .
Risch ohne Rast.

Entführung (von der Lenore und dem Wilden Jäger beeinflußt):

Risch geht's nach meiner Mutter fort . . .
Hop hop! sein Heer Vasallen.

Doch die Übereinstimmungen beschränken sich keineswegs auf diese onomatopoetische Ausmalung. Wilhelm spornt sein Pferd: „Rapp, tummle dich von hinnen“[1]), der Marschall von Holm: „Hui! tummle dich, Senner!“ In der Lenore „Ging's

[1]) Vgl. auch in der Entführung die Worte des Ritters an die Zofe resp. an Trudchen:

Bis wolgemut und tummle dich!
Flugs tummle dich von hinnen! —
Um Gottes Willen! tummle dich!

mit verhängtem Zügel", und „Wild kam Plump, den Zaum verhängt" in der Entführung.

Daß ein großer Ritt auch mit großem Lärm vor sich zu gehen habe, hat sich Bürger aus Höltys „Leander und Ismene" gemerkt:

Es rasselten die Schimmel
Stracks über Stock und Stein davon
Mit donnerndem Getümmel —

(vgl. Lenore, Entführung und Lied von Treue). Ferner. So wie in Lenore „Kies und Funken stoben", so sprengte auch der Ritter Karl „daß es Funken stob". Der Ausdruck aber „Daß Roß und Reiter schnoben" ward im Lied von Treue mit den „Stürmen der Nase" ins Extreme verzerrt.

Und nun die Szenerie, in welcher der Ritt sich abspielt. Im Raubgrafen ging es (s. o. Hölty) „Über Stock und Stein und Dorn", in einer verworfenen Lesart der Lenore durch „Korn und Dorn", im Wilden Jäger und in der Entführung wird ebenfalls durch „Korn und Dorn" gejagt, und so noch einmal im Macbeth. Fliegt Lenore über „Anger, Haid und Land" dahin, so geht es dafür im Wilden Jäger durch „Haid und Stoppel", im Lied von Treue durch „Haid und Wald"; und weiter geht es im Wilden Jäger durch „Wald und Feld" und „Flur und Wald", im Bauern durch „Saat und Forst", in der Entführung durch „Flur und Wald" und „Feld und Forst", und auch im Lied von Treue jagt der Marschall „das Feld entlang".

Zweimal schildert Bürger eine Entführung, und auch hier finden sich die auffälligsten Parallelen. Angekündigt wird dieselbe im „Ritter Karl" mit: „Hallo, Hallo! Herr Reichsbaron!" Hierauf „bewehrt" sich der Freiherr zum Streite „Und donnerte durch Hof und Haus"[1]). Ganz ähnlich im Lied von Treue:

Wie Wetterschein[2])
Entlodert sein Sarras der Scheide . . . . . .
Vom Donner des Fluches erschallet sein Schloß.

[1]) Vgl. Lenardo und Blandine:
Hallo! wach auf du Fürst von Burgund . . . .
Da rannte der Alte mit blinkendem Dolch.

[2]) Vgl. Männerkeuschheit: „Sein Schwerthieb ist wie Wetterstrahl" oder Ossian (B.'s Werke V S. 121): „Ein Wetterstrahl ist sein

Die Verfolgung schließt sich nun an:

> Halt an, halt an, du Ehrendieb,
> Herbei vor meinen Klingenhieb (Entführung).
>
> Verruchter Räuber, halt an, halt an,
> Und steh dem Mann (Lied von Treue).

Der Kampf beginnt:

> Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert . . . .
> Sah hoch die Säbel schwingen (Entführung).
>
> Wie Wetter erhellt sich der grimme Kampf . . .
> So hoch er das Schwert, so sausend [1]) er's schwingt (L. v. Tr.).

und weiter mit enger Anlehnung an den Wilden Jäger [2]):

> Von ihrer Ferse Stampfen
> Begann der Grund zu dampfen (Entführung).
>
> Das Stampfen der Kämpfer zermalmet zu Dampf
> Den Sand und die Schollen der Erde (Lied von Treue).

Schwert" oder „Dein Schwert wie Gewitterstrahl" (S. 128). Daß Bürger hier von Ossian beeinflußt ist, zeigt auch das andere Bild in der Entführung: „Vor Zorn der Freiherr heiß und rot, Glich einer Feueresse", welches ebenfalls in Ossian sich findet: „Wie die Esse glüht dein Blick" (S. 128).

[1]) In der Entführung war schon vorher die Lanze vorbei „gesaust".

[2]) Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

SCHLUSS.

So sehen wir, welch eine Fülle von Beziehungen die einzelnen Balladen Bürgers untereinander verbindet, und erkennen nicht zum Wenigsten gerade hierin die große Enge seines dichterischen Könnens. Bürger selbst sagt (Strodtmann 6. Febr. 1772), daß er wie Lessing nicht die lebendige Quelle in sich fühle, die unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern daß er jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung heraufpumpen müsse. Doch das wäre so schlimm nicht gewesen, aber es fehlte ihm auch die Vielseitigkeit und reiche Bildung des Geistes, wie sie z. B. Lessing besaß, und schließlich fehlte es Bürger am Erlebnis. Hätte er in engerer Beziehung zu den Reliques gestanden, welche Fundgrube hätten sie ihm werden, welche Unmenge von Stoffen hätten sie seiner armen Phantasie reichen können, welchen Apparat würden sie seinem Talente zur Verfügung gestellt, welches Chaos balladischer Ideen in ihm erzeugt haben, da es noch Zeit war.

Bürger hat vor 1777 die Reliques nicht studiert, sonst könnte er heute nicht in dieser Dürftigkeit dastehen. Und es ist fast rätselhaft, daß er mit Percy solange in kein näheres Verhältnis kam. Der Grund aber lag darin: Seit der Lenore trat bei dem Dichter die Ballade mehr und mehr in den Hintergrund. Wohl war der Wilde Jäger begonnen, aber er blieb liegen. Fast 2 Jahre ward nichts getan. Wie könnte man aber die nächsten Stücke mit einem Studium der englischen Balladen in Zusammenhang bringen? Der Ritter und sein Liebchen (Jan. 1775) ist eine zufällige Verselbständigung einer Episode aus der geplanten Kindermordtragödie. Robert (Juni 1775) gilt uns als ein müßiges Gegenstück zu Claudius' „Phidile“. Mit den Weibern von Weinsberg (August 1775) aber fällt Bürger bedenklich in den Ton der ironisierenden

Romanze zurück. Alles das aber war nur Nebenwerk, das nicht die Aufwendung der besten Kräfte verdiente; ja auch seine großen Balladen, wie Lenore und Wilde Jäger, hatten für ihn immer mehr nur vorbereitende Bedeutung. Wozu hätte er die englischen Balladen studieren sollen, was hätten sie ihm zu der großen bürgerlichen Tragödie, zu dem großen Nationalepos helfen können? Und nur darnach stand sein Sinn, wenn er Shakespeare, Homer und Ariost „coram“ nimmt. Noch reichte seine Kraft nicht hin. Versuche er es also noch einmal mit einer großen Ballade, daß er seine Flügel stärke. Das Experiment war unternommen und gescheitert in Lenardo und Blandine (April 1776). Kein lebendiger Balladenton, dessen Führung er sich hätte anvertrauen können, erfüllte des Dichters Seele. Er hatte zwar als Kind des Volkes und durch die frühe Beschäftigung mit dem Kirchenlied und durch seine, wenn auch mangelhafte Kenntnis des Volksliedes einen richtigen, aber nicht unfehlbaren populären Instinkt, der ihm wesentliche Dienste leistete. Im Übrigen blieb seine einzige Richtschnur die kühl berechnende Technik, wie sie gleich von Anfang an in der Lenore sich uns offenbart. In den durch die Lehre Herders und den Erfolg der Lenore gleichsam sanktionierten, poetischen Mitteln sehen wir Bürger eigensinnig verharren.

Voraussetzung für die ernste Ballade ist seine epische Begabung, die ihn zu Homer führt und in die ironisierende Romanze treibt, seine populäre Geistesrichtung, die besonders in der Begeisterung für Gesangbuch, Bibel und Volkslied zum Ausdruck kommt, seine Sturm- und Drang-Natur (mit dem Zug zum Dramatischen), die ihn für die gewaltige Anregung seiner Zeit bereit sein läßt, und ihn mit innerer Notwendigkeit zur literarischen Großtat fortreißt.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
ZUR
SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE
DER GERMANISCHEN VÖLKER.
HERAUSGEGEBEN VON
A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.
98. HEFT.

UNTERSUCHUNGEN
ZUR
NEUENGLISCHEN LAUTGESCHICHTE.

VON

DR. WILHELM HORN
AO. PROFESSOR DER ENGLISCHEN PHILOLOGIE
AN DER UNIVERSITÄT GIESSEN.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN VON

A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.

1.—95. Heft. 1874—1905. ℳ 392.20.

I. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von Wilhelm Scherer. I. Zu Genesis und Exodus. 8. VIII, 77 S. 1874. M. 2.—
II. Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi, mit einem Abriss seines Lebens und seiner Dichtung hrsg. von Ernst Martin. 8. 97 S. 1874. M. 2.40
III. Über die Sanctgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls des Grossen. Von R. Henning. 8. XIII, 159 S. 1875. M. 4.—
IV. Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Eine litterarhistorische Untersuchung von Erich Schmidt. 8. 122 S. 1875. M. 3.60
V. Die Vorreden Friedrichs des Grossen zur Histoire de mon temps. Von Wilhelm Wiegand. 8. 86 S. 1875. M. 2.—
VI. Strassburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im XIII. Jahrhundert von Gustav Schmoller. 8. 35 S. 1875. M. 1.—
VII. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von W. Scherer. II. Heft. Drei Sammlungen geistlicher Gedichte. 8. 90 S. 1875. M. 2.40
VIII. Ecbasis captivi, das älteste Thierepos des Mittelalters. Herausgegeben von Ernst Voigt. 8. X, 105 S. 1875. M. 4.—
IX. Über Ulrich von Lichtenstein. Historische und litterarische Untersuchungen von Karl Knorr. 8. 104 S. 1875. M. 2.40
X. Über den Stil der altgerman. Poesie von Rich. Heinzel. 8. VI, 54 S. 1875. M. 1.60
XI. Strassburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert von Gustav Schmoller. Mit einem Anhang: enthaltend die Reformation der Stadtordnung von 1405 und die Ordnung der Fünfzehner von 1433. 8. IX, 164 S. 1875. M. 3.—
XII. Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrh. von Wilhelm Scherer. 8. X, 146 S. 1875. M. 3.50
XIII. Die Nominalsuffixe a und â in den germanischen Sprachen. Von Heinrich Zimmer. 8. XI, 316 S. 1876. M. 7.—
XIV. Der Marner. Herausg. von Philipp Strauch. 8. 186 S. 1876. M. 4.—
XV. Über den Mönch von Heilsbronn. Von Albrecht Wagner. 8. 92 S. 1876. M. 2.—
XVI. King Horn. Untersuchungen zur mittelenglischen Sprach- und Litteraturgeschichte von Theod. Wissmann. 8. 124 S. 1876. M. 3.—
XVII. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur v. L. Hirzel. 8. 46 S. 1876. M. 1.—
XVIII. Flandrijs. Fragmente eines mittelniederländischen Rittergedichtes. Zum ersten Male herausgegeben von Johannes Franck. 8. IX, 156 S. 1876. M. 4.—
XIX. Eilhart von Oberge. Zum ersten Male herausgegeben von Franz Lichtenstein. 8. CCV, 475 S. 1878. M. 14.—
XX. Englische Alexius-Legenden aus dem XIV. und XV. Jahrh. Herausgegeben von J. Schipper. 1: Version I. 8. 107 S. 1877. M. 2.50
XXI. Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Eine Kritik von Wilh. Scherer. 8. 103 S. 1877. M. 2.50
XXII. Ludwig Philipp Hahn. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit von Rich. Maria Werner. 8. X, 142 S. 1877. M. 3.—
XXIII. Leibnitz und Schottelius. Die Unvorgreiflichen Gedanken. Untersucht und hrsg. von August Schmarsow. 8. VI, 92 S. 1877. M. 2.—
XXIV. Die Handschriften und Quellen Willirams deutscher Paraphrase des hohen Liedes. Untersucht von Josef Seemüller. 8. VIII, 117 S. 1877. M. 2.50
XXV. Kleinere lateinische Denkmäler der Thiersage aus dem XII. bis XIV. Jahrhundert. Herausgegeben von E. Voigt. 8. VII, 156 S. 1878. M. 4.50
XXVI. Die Offenbarungen der Adelheid Langmann hrsg. von Phil. Strauch. 8. XLII, 119 S. 1878. M. 4.
XXVII. Über einige Fälle des Conjunctivs im Mittelhochdeutschen. Ein Beitrag zur Syntax des zusammengesetzten Satzes. Von Ludw. Bock. 8. VIII, 74 S. 1878. M. 1.50

Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL, ERNST MARTIN, ERICH SCHMIDT.

XCVIII.

UNTERSUCHUNGEN ZUR NEUENGLISCHEN LAUTGESCHICHTE.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

UNTERSUCHUNGEN

ZUR

NEUENGLISCHEN LAUTGESCHICHTE.

VON

DR. WILHELM HORN

AO. PROFESSOR DER ENGLISCHEN PHILOLOGIE
AN DER UNIVERSITÄT GIESSEN.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

M. DuMont Schauberg, Strassburg.

INHALT.

EINLEITUNG.

Die gradlinige Lautentwickelung in der neuenglischen Schriftsprache ist wesentlich gestört worden durch eine starke Einwirkung des Schriftbildes auf die Aussprache und außerdem durch eine starke Einwirkung der Mundarten auf die Schriftsprache. Und die englischen Mundarten ihrerseits sind in ungewöhnlichem Maß von der Schriftsprache beeinflußt worden. Diese drei Tatsachen zusammengenommen — der starke Einfluß des Schriftbildes auf die Aussprache, der Mundart auf die Schriftsprache und umgekehrt der Schriftsprache auf die Mundart — scheinen mir charakteristisch für die neuenglische Lautentwickelung.

Daß die hochenglische Aussprache unter der Einwirkung des Schriftbildes steht, weiß man schon lange; aber eine rechte Vorstellung von der Stärke dieses Einflusses hat uns erst die Abhandlung von E. Köppel gegeben: *Spelling-Pronunciations, Bemerkungen über den Einfluß des Schriftbildes auf den Laut im Englischen,* Straßburg 1901. Es ist ganz natürlich, daß die Erforschung der Geschichte von Lauten und Lautgruppen, die seither noch nicht hinlänglich untersucht waren, neue *Spelling-Pronunciations* aufdecken kann.

Wohlbekannt ist auch die von den Sprachforschern oft beklagte Tatsache, daß in England die Volksmundarten von der Schriftsprache stark beeinflußt sind, bedeutend stärker als etwa in Deutschland. Aber den lehrreichen Erscheinungen, die die Einwirkung der Schriftsprache auf die Mundart zur Folge hat, den Mischungen zwischen Schriftsprache und Mundart, ist man selten nachgegangen, obwohl die von der Schriftsprache stark beeinflußten Mundarten im Süden des Landes geradezu dazu herausfordern.

Auch der mundartliche Einfluß auf die Schriftsprache ist noch nicht genügend untersucht. Zwar sind schon längst ein paar schriftsprachliche Wörter als 'dialektische Einschläge' erkannt, so z. B. *beri* 'bury', neben frühneuenglischem *biri*, *būri*; frühneuenglisches *mīs* (< *mēs*), *kīn* (< *cēn*), neben *məis* 'mice', *kəin* 'kine'; *vane*, *vat*, *vixen* mit anlautendem *v* für *f*. K. Luick hat dann in seinen *Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte*, Straßburg 1896, eine Reihe weiterer dialektischer Eindringlinge in der Schriftsprache nachgewiesen (vgl. die Zusammenstellung §§ 599—603). Es handelt sich da immer um vereinzelte Wörter, die in mundartlicher Aussprache ins Hochenglische aufgenommen worden sind.

Wichtiger ist die Erkenntnis, daß in ganzen Gruppen von Wörtern mit zwei verschiedenen Aussprachen im Frühneuenglischen die Doppelheit in der verschiedenen lautlichen Entwickelung zweier Dialektgebiete begründet ist. So ist bei den Wörtern mit westgermanischem *ā* neben der Dialektgruppe mit *ẹ* die mit *ę* in der Schriftsprache zur Geltung gekommen. Dazu fügt Luick die wertvolle Beobachtung, daß in einer anderen Gruppe von Wörtern das frühneuenglische Schwanken zwischen alter und neuer Aussprache auf verschiedener mundartlicher Entwickelung beruht: „Bei der Wiedergabe des me. *ā* (und *ai*) spiegelt die in der Schriftsprache herrschende Doppelheit zwei verschiedene dialektische Entwickelungen wider: die fortschrittliche Richtung entspricht der Lautgebung des Südens und Ostens, die konservative der des Mittellandes".

Diese Art des mundartlichen Einflusses, die Vermischung von mehreren nach Dialektgruppen verschiedenen Lautentwickelungen in der Schriftsprache hat im Englischen eine beträchtliche Rolle gespielt. Das soll an der Geschichte einiger Laute und Lautgruppen gezeigt werden.

Zu diesen Untersuchungen sollen alle Arten von Quellen herangezogen werden, die uns über die neuenglische Lautentwicklung Aufschluß geben. Das ist eigentlich eine selbstverständliche Forderung, sie ist aber selten erfüllt worden.

Unter unsern Quellen stehen die direkten Quellen obenan:

1. Die Ausspracheangaben der alten Grammatiker. Auf diese Quelle allein ist die Darstellung der neuenglischen Lautentwickelung in dem großen Werk von Alexander J. Ellis aufgebaut; und der neuenglische Teil von Henry Sweet's *History of English Sounds* beruht bekanntlich ganz auf Ellis' Material. Die Einseitigkeit in der Auswahl der Quellen wird noch dadurch vergrößert, daß Ellis nur eine bestimmte Gruppe von Orthoepisten zu Wort kommen läßt: nämlich, abgesehen von wenigen Ausnahmen, nur die bedeutenderen englischen Sprachmeister.[1]

Aber gerade die besseren, die denkenden Orthoepisten sind oft einseitig in ihren Ansichten und Angaben, wollen oft die Sprache nach ihrer Theorie meistern, während die weniger originellen Sprachmeister häufig ihre Auskunft unbefangen, objektiv geben. Die Ausländer sind manchmal bessere Beobachter der englischen Sprache als die Engländer selbst, sie lassen das Bild, das sie von der Sprache zeichnen, nicht von Theorien und Tendenzen beeinflussen. Der französische Kaufmann Mason lehrt in seiner *Grammaire angloise* 1622 eine viel fortschrittlichere Sprache als sein gelehrter Zeitgenosse, der Engländer Gill in der *Logonomia Anglica* 1621 (vgl. Brotaneks Neudrucke I, Einleitung), und manche von Masons Angaben treffen wir sogar schon 1580 in dem englischen Lehrbuch eines Franzosen (vgl. Verf., *Litbl.* XXV, 10).

Wir haben unser Augenmerk besonders auf die Schwankungen in der Aussprache zu richten. Darüber geben uns die meisten älteren Orthoepisten keine Auskunft: jeder hält eine Aussprache für die richtige; nur selten stellt man eine andere daneben, um davor zu warnen. Wenn wir verschiedene nebeneinander bestehende Aussprachen kennen lernen wollen, müssen wir den Kreis der Orthoepisten recht weit

---

[1]) Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man sich auf Ellis' Interpretationen der Grammatikerangaben in den bekannten Wortlisten (im 3. und 4. Band) nicht in jedem Fall verlassen darf (vgl. auch Luick, *Anglia* XVI, 451 und E. Hauck, *William Bullokar*, Progr. Marburg 1905, S. 12). Ich habe deshalb die Werke der alten Orthoepisten selbst zu Rate gezogen, soweit sie mir zugänglich waren.

ziehen. Unter den älteren Aussprachelehrern unterrichtet nur einer über die Ausspracheverschiedenheiten: John Jones (1701). Er beschreibt die Aussprache in ihrer Vielfältigkeit, während die anderen nur eine Aussprache auswählen. Darum ist seine *Practical Phonography* trotz mancher Unklarheit für uns wertvoll.

Über die hervorragendsten phonetischen Gewährsmänner, ihre Eigenart und ihren Wert für die neuenglische Lautgeschichte hat Luick *Untersuchungen* §§ 14 ff. einen kurzen, guten Überblick gegeben. Unter die wertvollen Quellen stelle ich noch Richard Hodges, nicht wegen des schon bekannten Büchelchens *A special Help to Orthography* (1643), sondern wegen seiner in Vergessenheit geratenen *English Primrose, the Easiest and Speediest-way, both for the true spelling and reading of English* (London 1644). Dieses Lesebuch ist in gewöhnlicher Orthographie gedruckt, die Aussprache wird durchweg durch phonetische Hülfszeichen – ‌| ◡ ⌒ usw. über und unter den Buchstaben angedeutet; das kleine Buch bietet uns mehr für die Lautgeschichte brauchbaren Sprachstoff als die meisten Grammatiken, die gewöhnlich nur einzelne Wörter phonetisch transskribieren.[1])

Von anderen unbekannten Grammatiken hebe ich seines Alters wegen den *Maistre d'Escole Anglois* von *J. B. Gen. Ca.* (1580) hervor. Der Inhalt dieses Büchelchens ist wörtlich aufgenommen in *Grammaire Angloise, pour facilement et promptement apprendre la langue angloise*, Paris 1625.

Den Orthoepisten und Grammatikern reihe ich als Zeugen für die ältere englische Aussprache die Stenographen an. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts blühte in England eine Kurzschrift, die auf halbwegs phonetischer Grundlage aufgebaut war, aber besonders in der Vokalbezeichnung häufig die historische Orthographie beibehielt.[2]) Die stenographischen Lehrbücher machen auch einige Bemerkungen über die Aussprache. Über die älteren englischen Stenographiebücher vgl.

---

[1]) Eine Bearbeitung der *Primrose* ist in Vorbereitung.

[2]) T. Bright's *Characterie*, London 1588 ist nicht eine phonetische Kurzschrift: die Schriftzeichen bezeichnen nicht Laute, sondern ganze Wörter.

J. Westby-Gibson, *Bibliography of Shorthand*, London 1887, Hans Moser, *Allgemeine Geschichte der Stenographie*, I, Leipzig 1889, S. 115 ff.

2. Unter den indirekten Quellen verdienen die Schreibungen besondere Beachtung, mehr als sie seither gefunden haben. Schriftstücke, die nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren (Briefe, Tagebücher), sind für uns bedeutend wertvoller als Druckwerke, da Drucker und Verleger in frühneuenglischer Zeit die Orthographie einigermaßen normalisierten. In solchen Quellen treffen wir wertvolle phonetische und umgekehrte Schreibungen unter der großen Masse der historischen Wortbilder. Die Aussprache, wie sie sich aus der Orthographie (besonders der Briefe und Tagebücher) erkennen läßt, ist bedeutend fortschrittlicher als die von den englischen Orthoepisten gelehrte. In Briefen südenglischer Kaufleute aus den Jahren 1475—1488[1]) finden wir moderne Sprachformen, die der gelehrte Gill anderthalb Jahrhunderte später noch nicht anerkennt.

Wenn wir uns vorwiegend auf die Grammatiker verlassen, laufen wir Gefahr, die Lautwandlungen zu spät anzusetzen: das ist der Hauptmangel der Darstellungen der neuenglischen Lautgeschichte von Ellis und Sweet.

Viel noch nicht ausgenütztes Material an frühneuenglischen Schreibungen bietet das *Oxforder Wörterbuch* (*N. E. D.*). Am Kopf der Artikel werden nach Jahrhunderten geordnet die Schreibungen zusammengestellt, leider aber ohne Belege. Für seltenere Schreibungen sollte wenigstens die Fundstelle angegeben werden; nach ungewöhnlichen Schreibungen sucht man meistens auch in der langen Reihe der Beispielsätze vergebens. Das ist ein empfindlicher Mangel in dem sonst so trefflichen Werk.

3. Hinter den Grammatikerzeugnissen und Schreibungen treten die Reime als Quelle für die neuenglische Lautgeschichte

---

[1]) *The Cely Papers, Selection from the Correspondence and Memoranda of the Cely Family, Merchants of the Staple*, ed. for the Royal Hist. Soc. by H. E. Malden, London 1900. Ich habe diese Briefsammlung untersucht, bevor die Berliner Dissertation von K. Süßbier, *Sprache der Cely-Papers* (1905) erschien.

zurück. Erst neuerdings hat man sie zu würdigen angefangen; vgl. besonders K. Bauermeister, ***Die Sprache Spensers auf Grund der Reime in der Faerie Queene***, Diss. Freiburg i. B. 1896 und dazu Luick *E. St.* XXVI, 263 ff. Der Hauptwert dieser sekundären Quelle liegt darin, daß die Reime die Schwankungen in der Aussprache widerspiegeln, während die Grammatiker in der Regel von verschiedenen nebeneinander bestehenden Aussprachen nichts wissen wollen. Den Hauptmangel der Reime als Quelle für die Lautgeschichte bildet der Umstand, daß gerade in England in der Reimtechnik die Tradition eine so große Rolle spielt.

4. Die heutigen Mundarten schließlich sind gerade für unsere Probleme von der größten Bedeutung. Von Karl Luick sind sie nach dem Vorbild der deutschen Sprachwissenschaft zum ersten Mal planmäßig zum Ausbau der Sprachgeschichte herangezogen worden. Im allgemeinen dürfen wir den Wert der modernen englischen Dialekte für sprachgeschichtliche Untersuchungen nicht zu hoch anschlagen. Die englische Dialektforschung ist zu spät gekommen. Die heutigen Mundarten im Süden und Mittelland, d. h. in den Gebieten, die für die Ausbildung der Schriftsprache in Betracht kommen, sind nicht mit unseren deutschen Bauernmundarten zu vergleichen; sie sind vielmehr mit der Halbmundart in unseren Landstädten auf eine Stufe zu stellen: die süd- und mittelenglischen Mundarten sind das Ergebnis einer Mischung der örtlichen Mundart und der von London ausgehenden Schriftsprache. Während „fast aller Fortschritt in der Erkenntnis der mittelhochdeutschen Laute durch die Heranziehung der heutigen Mundarten gewonnen ist“ (Behaghel, *Litbl.* XXV, 2), dürfen wir von den heutigen englischen Mundarten nicht allzuviel für die Aufhellung der mittel- und altenglischen Lautverhältnisse erwarten. Dagegen geben gerade für die Frage der Dialektmischung in der Schriftsprache die heutigen Dialekte auch in ihrem zerrütteten Zustand noch hinreichend deutliche Anhaltspunkte.

H. Sweet hat eine zu geringe Meinung von dem Wert der heutigen englischen Mundarten, wenn er sagt (*The History of Language*, London 1900, S. 75): "They throw little light

on the development of English, which is more profitably dealt with by a combined study of the literary documents and the educated colloquial speech of each period as far as it is accessible to us'.

Bei fortschreitender Durchforschung der heutigen Mundarten wird man das Verbreitungsgebiet der in den folgenden Untersuchungen behandelten Erscheinungen genauer als jetzt bestimmen können. Meine Angaben über die geographische Ausdehnung der lautlichen Erscheinungen wollen nur orientieren und werden hoffentlich ausreichen für die Probleme, die für uns im Mittelpunkt stehen.[1])

In einer Gruppe von Wörtern ist die mundartliche Aussprache der schriftsprachlichen Einwirkung kaum ausgesetzt: in den Orts- und Flurnamen. Zwar kann es auch gelegentlich vorkommen, daß eine in das schriftsprachliche Lautsystem umgesetzte Namensform nachträglich die echt mundartliche verdrängt. Aber im allgemeinen ist auf dem Gebiet der Ortsnamen die Gefahr schriftsprachlichen Einflusses doch gering. Darum sind sie wertvoll zur Feststellung der von der Schriftsprache unbeeinflußten mundartlichen Entwickelung. Man hat sich dieses Hülfsmittels nur selten bedient. Eine gute Sammlung von Ortsnamen in der heutigen mundartlichen Form, in der heutigen schriftsprachlichen Form und schließlich in den alten urkundlichen Formen könnte unsere Kenntnis der englischen Lautentwickelung sehr fördern.

---

[1]) J. Wright hat die Freundlichkeit gehabt, mir aus dem Material für seine in Vorbereitung befindliche Grammatik der englischen Mundarten einige Fragen zu beantworten.

ERSTER ABSCHNITT.

VOM EINFLUSS DER MUNDARTEN AUF DIE SCHRIFTSPRACHE.

I. Kapitel.

DIE LAUTGRUPPE $a + l$ VOR KONSONANT.

In die Geschichte der Vokalentwickelung vor *l* hat Luick's Aufsatz *Anglia* XVI, 462 ff. Licht gebracht. Einen Nachtrag dazu, betreffend die Lautgruppe $u + l$, hat Köppel *Sp.-P.*, S. 58 ff. gegeben.

Die Lautgruppen *al*, *ol* werden zu *aul*, *oul*.

l bleibt erhalten im Auslaut und vor Dentalen (*all*, *salt*, *roll*, *bolt*), es fällt aus vor Gutturalen und Labialen (*talk*, *half*, *folk*, *Holborn*). Die neuen Diphthonge *au*, *ou* werden dann ebenso wie die me. monophthongiert: *au* = *ǫ*, *ou* > *ō*, daraus heute *ǫu*.

Für die Bestimmung der Chronologie der Lautwandlungen geben uns die Schreibungen einige Anhaltspunkte. Es sei darauf hingewiesen, daß schon die *Cely Papers* 1475—1488 den Einschub des *u* zwischen *a*, *o* und *l* häufig aufweisen: *aull* 15. 21. 24. 26. 32 ff., *calluys*, *cawluys* (calves) 78, *fawllyn* (fallen) 26, *hawlle* (hall) 33, *haulffe* 2. 3, *shaull* (shall) 12. 24. 34, *shawlle* (shall) 33, *bowlde* 36, *goulde* 29, *howlde* (old) 7, *sowlde* 7 usw. Das *N. E. D.* verzeichnet Schreibungen *hawlle* = *hall*, *baulk* = *balk* aus dem 15. Jh. (ohne Belege); vgl. auch *hawle* = *hall* 1507 in *Records of a London City Church* S. 23.

Die frühesten Schreibungen ohne *l* in der Gruppe $a + l +$ Lab. oder Gutt., die das *N. E. D.* verzeichnet, stammen (abgesehen vom Schottischen) aus dem 16. Jh.[1]): *half* wird im 16.—17. Jh. *hafe*, der Plural im 16. Jh. *hawves* geschrieben (genauere

[1]) Beachte *goaf* aus *golf* 'the quantity of grain stacked in one bay of a barn', seit dem 16. Jh. ohne *l* (*N. E. D.*).

Daten fehlen): für *chalked* 1597 *chaukt*. In den *Cely Papers* findet sich *chauke* für *chalk* schon 1481 (S. 72).

Seit Ende des 17. Jh. treffen wir in einer Gruppe von Wörtern eine Änderung in der hochenglischen Aussprache: vor Labialen tritt an Stelle des *ǭ* ein *ǣ*, und daraus ist heutiges *ā* entstanden.

al — *aul*	-*aul* — *ǭl*	*all*, *call*
	aul vor Dent. — *ǭl*	*halt*, *salt*
	au vor Lab. — *ǭ*, später *ǣ* — *ā*	*half*, *calm*
	au vor Gutt. — *ǭ*	*talk*, *chalk*.

Eine wichtige Frage hat Luick nicht beantwortet:

Wie kommt es, daß sich im Lauf der neuenglischen Zeit *kǣf*, *kāf* 'calf', *ǣmz*, *āmz* 'alms' usw. an die Stelle von ursprünglichem *kǭf*, *ǭmz* gesetzt hat?

Luick sagt darüber: „Es ist unmöglich, daß das *ǣ* sich aus dem *ǭ* entwickelt haben sollte, das es in unseren Zeugnissen ablöst; es muß vielmehr einem Lautwandel zu danken sein, welcher zunächst nicht bei unseren Grammatikern zutage tritt, dessen Ergebnis aber später Raum gewann und das ursprünglich geltende *ǭ* verdrängte. Es liegt nahe, an Lautungen der unteren Schichten zu denken, die zu Ende des 17. Jh. heraufkamen".

Das *ǣ* selbst hat Luick sehr schön aus *au* abgeleitet: der Diphthong *au* verlor das zweite, labiale Element vor folgendem labialen Konsonanten.[1])

I. *a* + *l* vor Labial.

Um zu veranschaulichen, wie die Aussagen der verschiedenen Quellen für die neuenglische Lautgeschichte sich gegenseitig stützen, ergänzen und verbessern, will ich hier und sonst, soweit es angängig ist, die aus den alten Grammatiken, aus der Schreibung, (den Reimen) und den heutigen Mund-

[1]) Luick verweist auf ein ähnliches Lautgesetz im bairisch-österreichischen Dialekt; vgl. Schmeller, *Mundarten Baierns* §§ 158, 159. Auch in hessischen Mundarten hat *au* vor Labialen (und der velaren Spirans) das *u* eingebüßt: *dūme* 'Daumen' > **daumə* > *dāmə*, *hūfe* > **haufə* > *hāfə* 'Haufen', *rūpe* > **raubə* > *rābə* 'Raupe', (*brūchen* > **brauxə* > *brāxə* 'brauchen').

arten gezogenen Anhaltspunkte für die Lautgeschichte getrennt zusammenstellen. Erst die Vereinigung aller Kriterien führt zu zuverlässigen Ergebnissen.

1. Grammatikerzeugnisse. Die Grammatiker des 17. Jhs. bezeugen fast durchweg in *half* denselben Laut wie in *talk*: *ǫ* oder *ā*, nicht *ǣ*. Doch finden sich gelegentlich schon Andeutungen des *æ*-Lautes in *half*. Schon E. Coote, *The Englishe Scholemaister*, 1596 kennt palatalen Vokal, warnt aber davor. Er sagt (S. 30) dem Schüler: ahme nicht 'the barbarous speech of your countrie people' nach; some people speak thus: ... *hafe* for *halfe* ... Freilich läßt sich nicht feststellen, welcher Lautwert dem *a* zukommt: entweder das *ē* von *name* oder das *ǣ* von *far*, die Vorstufe des heutigen *ā*. Dieser letzte Laut wird uns mit Sicherheit zuerst von Cooper 1685 bezeugt, mag aber schon vorher bestanden haben, wie z. B. *ǫ* < *ŏ* vor stimmlosen Spiranten.[1])

Die Schreibung *haf* für *half* finden wir bei dem Stenographen N. Bridges, *Stenographie and Cryptographie* 1659 (S. 10); gemeint ist damit entweder *hæf* oder *hǣf*.[2]) Price 1668 bezeugt *sǣv* für *salve* (Luick S. 467).

Der Skandinavier Bolling 1678 findet in *calfe* den *ǣ*-Laut; zwischen *ē* in *name* und *ǣ* in *far* weiß er nicht zu scheiden, wie viele ältere Orthoepisten (Holthausen, *Englische Aussprache* I, 5, II, 53).

Weiterhin wird ein palataler Laut bezeugt von Strong 1699. Er gibt die Anweisung, man solle schreiben: *calf* not *cafe* (78), vgl. damit *chalk* not *chauk* (78), *talk* not *tauk* (80).

2. Schreibung. Im 16. und 17. Jahrh. begegnen die Schreibungen *hafe* für *half*; *ham*, *hame* für *halm*, *haulm*; *came* für *calm* (*N. E. D.*). Auch hier ist die lautliche Interpretation unsicher. Jedenfalls liegt den Schreibungen palatale Aussprache des Vokals (*æ*, *ǣ*, *ę̄*) zugrunde.

---

[1]) Henslowe 1591—1609 schreibt (S. 43, 45 ff.) *Fostes* für *Faustus*: das deutet auf Dehnung des *ŏ* vor *st*, die von den Grammatikern Cooper 1685 erst mit Deutlichkeit lehrt. Unsicher ist eine andere *Archiv* CIV, 36 verwertete Schreibung Henslowes. Das *Alphabet Anglois* 1625 hat noch *ā* in *fast*, *farre*, aber *ǣ* (= frz. *ai*) in *parte*, *harpe* (S. 7).

[2]) Es sei darauf hingewiesen, daß auch J. Watts 1721 für *half* die Ausspracheangabe *haf* bietet (S. 84).

3. Die heutigen Mundarten. Für den Süden ist das von Ellis *E. E. P.* V gebotene Material nicht ausreichend. Und die in Einzeldarstellungen behandelten Mundarten von Westsomerset und Wiltshire sind in ihren Lautverhältnissen nicht durchsichtig. In Pewsey (Wiltshire) finden wir nach Kjederqvist § 69 einen *ę*-Laut in *half*, *calf*, *talk*, *chalk*, ebenso in den Wörtern mit me. *au*; auslautendes *-al* hat einen etwas anderen Laut: „. . . has the same position of the lips as *ǣ*, but a little lower and more retracted position of the tongue", § 6); *ǫ* schließlich erscheint in *malt*, *salt*, *wall*, *walk* (*wǫk*). Für Worcestershire im Gebiet von D. 6[1] vgl. *Malvern Hills* = *mǫvərn hilz* (*mǫlvərn* ist teilweise, *mælvern* vollständige Schriftaussprache).

Im Westen stimmt *calf* im Vokalismus mit *all*, *talk* überein: (kᴀᴀf).

Im Osten wird *au*, *aul* i. a. zu (ᴀᴀ). *half* und *calf* dagegen haben, wo sie in Ellis' Listen vertreten sind, im Gegensatz zu *all*, *talk* (aa) (D. 15, 16[4], 18[3] O, 19[2,4]), das auch in *path*, *fast* als Ergebnis der Dehnung des *ă* vor stimmloser Spirans vorliegt.

Eine Mundart im westlichen Osten hat in *half*, *calf* (ȇɐ); vgl. damit (ee) in *father*, (ȇɐ) in *maid* (D. 15, T., S. 194).

Für Essex werden (k*ĭw*f) und (h*ee*f) angegeben (D. 16[5], S. 224), vgl. *make* mit (*éi*) und (*ee*).

Im Mittelland wird *au*, *al* zu *ǫ*-Lauten: *all*, *talk*. *calf* schließt sich diesen Gruppen an. *half* dagegen hat nicht in allen Mundarten *ǫ*: *ǫ* finden wir in D. 21[b], 22[2,4,5], 24[1,3,4,5,9], 25[b], 26[1,2], 29[2c]; in anderen Mundarten hat *half* einen palatalen Laut: (èɐf) 20[1] S. Lincoln, (éɐf) 20[3] N. Lincoln, (*ee*pni) = *halfpenny* 21 Rochdale in Lanc., 22[1,2] Lanc., (èpni) 23[2] Isle of Man, (éeɐf) neben (óoɐf) 24[6] Leeds[1]), (iiv) 25[a], (*ee*f, iif) 25[c] W. S. Cheshire[2]) (èpɐth) = *halfpenny-*

[1]) Im Dialekt von Windhill in Yorkshire ist nach Wright, *Grammar* § 62 *all* = *oəl*, *talk* = *toək*, (*au* > *oə* § 63) und ebenso *calf* = *koəf*, *half* = *oəf*, *halfpenny* = *oəpni*, *halfpennyworth* = *oəpəþ*; ebenso ist *walk* zu *woəf* geworden. — Hargreaves § 30 bezeugt für seine Lancashire-Mundart *all* = *ō*, *stalk* = *stǫk*, *calf* = *kǫf*, *half* = *ǫf* mit dem Zusatz: '*ēf* is more used'.

[2]) Zum Dialekt von Süd-Cheshire vgl. auch Darlington, *Folkspeech of South Cheshire*, S. 18: *calf*, *Calveley*, *salt*, *malt* werden mit *au* ge-

worth 27 Nottingham, (EE f) 28[1] Shropsh., (îf) 28[3] S. Cheshire, (èf, èipni) 29[1], (êipeth) 29[2b] Stafford, (*ee*f) 29[4] Leic.

Diese palatalen Laute sind überall, wo man vergleichen kann, identisch mit den Entsprechungen des me. *ā* in *bake*, *name* u. dgl.

Im Norden und Schottland stimmen *half*, *calf* mit *all* überein. Auszunehmen ist zunächst *half* in einer Mundart von Süd-Northumberland (D. 32[4]) mit (h*ee*f) 'half' gegenüber (aal) 'all', (faal) 'fall', (waal) 'wall'; sodann *calf* in der nordwestlichen Ecke von Yorkshire (D. 31[1b]) mit (kAAf) gegenüber *au* > (aa) in *haw*, *saw* usw. und (aa) in *half*, *all*, *fall*, *wall*.

4. Lautentwickelung. Der eben dargelegte Lautstand der heutigen Mundarten gibt uns den Schlüssel zum Verständnis der Geschichte unserer Lautgruppe in der Schriftsprache. Gerade dieses Problem ist geeignet, die Bedeutung der Mundartenforschung für die Geschichte des Hochenglischen ins rechte Licht zu setzen.

I.

Jetzt verstehen wir, wie älteres *ǭ* durch *ǣ* ersetzt werden konnte: *hǭf*, *kǭf* durch *hǣf*, *kǣf*. *hǭf* und *hǣf*, *kǭf* und *kǣf* gehören verschiedenen Dialektgruppen an. In einer Mundartengruppe wird *al* + *Lab.* ebenso behandelt wie *al* + *Gutt.*, *hǭf* wie *tǭk*. In einer anderen Dialektgruppe ist *al* + *Lab.* zu einem anderen Ergebnis gelangt als *al* + *Gutt.*: im Osten besonders ist *au*(*l*) + *Lab.* mit Schwund des *u* zu *æ* + *Lab.* geworden (heute *ā*). Die Schriftsprache hat sich zunächst an die erste Gruppe angeschlossen. Aber gewisse Kriterien deuten schon früh auf eine zweite Aussprache, auf die Aussprache der zweiten Dialektgruppe. Diese hat sich dann im 18. Jh. allmählich durchgesetzt.

Im Anfang des 18. Jhs. herrschte noch Schwanken.

Greiffenhahn 1721 lehrt für *calm* denselben Vokal wie für *call, talk* ('langes Teutsches *a*'), dagegen spricht er 'langes *ā*' in *half* (S. 3, 4).

---

sprochen, d. h. *ǫ*; dagegen *half* = *aif*, *eef*, dh. *ēf*, *īf*. Ebenso der Eigenname *Ralph* = me. *Rāf* (aus *Rauf*). Für das Gebiet von D. 25 vgl. den Ortsnamen *Alvanly* = (AAvnli), für D. 26 *Alvaston* = (AAvestən).

Der östlichen Sonderentwickelung ist es nicht gelungen, sich in jedem einzelnen Fall in der Schriftsprache festzusetzen. Die Irländer blieben nach Sheridan (S. 59f.) bei der *ǫ*-Form in *halm*, *qualm*, *calm*, *psalm*, *calf*. In der heutigen hochenglischen Aussprache finden wir *ǫ* neben *ā* in ***halm*** (***haulm***, ***haum***) 'Halm, Stengel, Strohhalm'; *ǫ* in ***qualm*** (ae. *cwealm*) 'Übelkeit' (amerikanisch *ā*); *ǫ* in ***shalm***, ***shawm*** 'Schalmei'. Für ***malm***, ***maum*** (ae. *mealm*) 'kalkhaltiger Lehmboden', *-brick* 'gelber Backstein' gilt *ǫ* neben *ā*.

Ein starkes Schwanken in der älteren Sprache bezeugen die Orthoepisten.

Für ***qualm*** gibt Flügel Nachweise; *ā* lehrt auch Brittain 1788 (S. 9). Für ***shalm*** wird auch *ā* bezeugt. Auch ***psalm*** nahm an dem Schwanken teil: A. Fisher 1753 umschreibt es noch mit *psaum*, dagegen *calf* mit *cafe* (S. 23).

Diese Aussprache mit *ǫ* kann einfach die bewahrte Aussprache des Südens und Mittellandes sein; der Osten hat eben nur in gewissen Wörtern seinen Einfluß auf die Schriftsprache auszuüben vermocht. Bei *haulm*, das mehr den Volksmundarten als der Schriftsprache angehört, ist es besonders leicht begreiflich, daß es den Umschwung in der hochenglischen Aussprache nicht mitgemacht hat. Doch kann bei der Aussprache *hǭm*, *mǭm* auch das Schriftbild mitgewirkt haben. Dieser Gesichtspunkt kommt auch bei *shawm*, *shalm* in Betracht, dem überdies die frz. Form zugrunde liegen kann. Luick (S. 471) will auch in *kwǭm* = *qualm* Schriftaussprache annehmen, aber Köppel *Sp.-P.* S. 33 macht mit Recht darauf aufmerksam, daß wohl nur selten *quaulm* geschrieben worden sei. Er vermutet dagegen, daß bei diesem Worte der alte *ǫ*-Laut „durch die rundende Wirkung des bilabialen Gleitelautes in weiten Kreisen festgehalten wurde". Ich meine, wir brauchen dieses hypothetische Lautgesetz nicht, das zudem durch frühne. Schreibungen wie *quame*, *quaime* nicht bestätigt wird. Es ist gar nicht wunderbar, wenn in dem einen oder anderen Wort die Aussprache des Ostens nicht durchgedrungen ist.

Die Lautgruppe *al* scheint auch in *mǫlb(ə)rə* = *Marlborough* vorzuliegen. Aus *ar* erwarten wir *ā* statt *ǫ*. Kruisinga möchte in dem *ǫ* Einfluß des vorausgehenden *m* sehen (*Grammar* S. 581). Dieser Einfall wird durch *marl*, *mark*, *market* usw. ohne weiteres beseitigt. Dem heutigen *mǫlb(ə)rə* wird wohl ein älteres *Malborough* für *Marlborough* zugrunde liegen: das erste *r* ist infolge totaler Dissimilation geschwunden. Frühneuenglisch wird uns gelegentlich gerade in diesem Namen Schwund des *r* bezeugt von Gewährsmännern, die im übrigen das *r* vor Kons. sprechen.

So heißt es in *An Easy Introduction to the English Language*, London 1745, S. 39:

> *r* is commonly pronounced, except in the first syllable of *Marlborough*.

Bertram 1750 lehrt stummes *r* in *Marlborough*; außerdem in *harsh*, *purse*, in denen der Schwund durch die folgenden Konsonanten verursacht ist.

Eine Schwierigkeit ist noch zu beachten. In *Malborough* hätte *l* vor Labial lautgesetzlich schwinden sollen: **mǫb(ə)rə* oder **māb(ə)rə* (vgl. *hǫf*, *hāf* 'half'). Man könnte an Einfluß des Schriftbildes auf die Aussprache denken, aber dagegen spricht die nicht mit der Schreibung übereinstimmende Aussprache des Vokals der ersten Silbe. Ein paralleler Fall liegt vor in *almost* = *ǫlmǫust*: auch hier ist *l* vor Labial bewahrt. In der Lautgruppe *al* + *Lab.* bleibt *l* erhalten, wenn es im Silbenauslaut steht. In deutschen Mundarten ist (ebenso wie in englischen) inlautendes *tl* durch Lautsubstitution zu *kl*, *dl* zu *gl* geworden, vgl. *oasigler* 'Einsiedler', *arklei* aus *artlerei* 'Artillerie' (*Beitr.* XXX, 208); aber die Lautsubstitution ist unterblieben in *et-liche*, in hessischem *art-lich* 'eigenartig'. Die Stellung des *l* im Silbenauslaut halte ich für die Hauptursache seiner Bewahrung. Köppel *Sp.-P.* S. 11 meint: Die häufige emphatische Betonung des Wortes und das Schriftbild werden bei der Erhaltung des *l* zusammengewirkt haben.

II.

Neben *ǫ* und *ǣ* (*ā*) finden wir in mittelländischen Mundarten die Entsprechung des me. *ā*; und zwar nur in *half*,

nicht *calf* (*kêvf* im westlichen Osten ist nicht durchsichtig in seiner Lautentwickelung). Das ist eine sehr auffällige Erscheinung, die sich durch das jetzt zugängliche Material nicht völlig aufklären läßt. *half* > *hēf* ist dem Anschein nach die lautgesetzliche Entwickelung, **kēf* wäre von *kǫf* verdrängt. Daß *kǫf* über das ihm zukommende Gebiet hinausgreift, läßt sich an einer nordenglichen Mundart (D. 31[1b]) beobachten: dort finden wir neben *ā* in *half*, *all*, *fall*, *wall* *ǫ* in *calf*.

Die vorhin erwähnten frühneuenglischen Schreibungen *quame*, *quaime* (16. und 17. Jh.) für *qualm* weisen nicht mit Sicherheit auf die Aussprache *kwēm* (wie *name*); möglicherweise ist die Vorstufe des heutigen *ā* angedeutet.

half > *hēf* zeigt die Vokalentwickelung von *sauve* > *save*, afrz. *chaufer* > *chafe* : *haulf* scheint sein *l* in gewissen Strecken des Mittellandes früh verloren zu haben, sodaß *hauf* noch über *hāf* zu *hēf* werden konnte.

Auf altes *ā* deutet auch *lẹ̄ⁱf* neben *lauf* für *laugh* in Oldham, Lancashire (K. G. Schilling) : *lauf* ist me. zu *lāf* geworden, dieses zu *lẹ̄ⁱf*.

An die Aussprache *hēf* (*half*) im Mittelland knüpfe ich modernenglisches *hẹipeni* = *halfpenny* an. Wir haben es hier mit einem dialektischen Wort in der Schriftsprache zu tun.

Die älteren Grammatiker bezeugen in *halfpenny* denselben Vokal wie sonst in *half*, so Gill 1621 (*hâf*, *hâpeni*, *â* < *au*), Strong 1699 (schreibe *halfpenny* not *hafpenny*).

Unbestimmt sind Jones 1701, der den Laut *a* in *halfpenny* findet, '*sounded hapenny*' (S. 23), '*sounded ha-penny*' (S. 58), und Lediard 1725, der *halfpenny-worth* 'im geschwinden Reden *hähpoth* pronunziirt' (S. 134). Das gilt auch von der Schreibung *hapenny* 1579 (*N. E. D.*). Auch ob die frühneuenglische Schreibung *hafe*, ob die Form *hafe*, vor der Coote 1596 warnte, identisch ist mit der mittelländischen Form, ist zweifelhaft.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. steht die Vorstufe der heutigen Aussprache fest: sie wird bezeugt u. a. von Buchanan 1760, Johnston 1764 und einer langen Reihe von Orthoepisten. Andere lassen (nach Worcester) die Wahl zwischen *hēpeni* und *half-penny* oder zwischen *hăpeni* und *half-penny*

(Knowles, Webster) oder gar zwischen allen drei Aussprachen (Worcester). Vgl. die Zusammenstellung von Orthoepistenangaben in Worcesters *Dictionary.* Walker erkennt nur die heutige Form an und erklärt: sounding the *a* as in *half*, is provincial and rustick.

Ein zweites Wort mit dieser Lautentwickelung ist der terminus technicus ***came*** (*kẹim*) 'Fensterblei' (vom *N. E. D.* seit dem 18. Jahrh. neben *caum* belegt), wenn dieses Wort wirklich identisch ist mit *calm* 'a mould in which metal objects are cast; an enclosing frame, as of a pane of glass'.

Unsere Erklärung des auffälligen *hẹipeni* ergibt sich ungezwungen aus dem Studium der Quellen. Luick hat eine andere Entwickelung vermutet. Er führt *hẹipeni* zurück auf ein hypothetisches *haupenny.* Das wäre die anglonormannische Form des englischen *halpenny* (*au* für *al* Lautsubstitution), und diese anglonormannische Form wäre dann von den Engländern wieder aufgenommen worden, die **haupenny* lautgesetzlich zu *hāpenny* wandelten. „Diese doppelte Entlehnung würde sich gerade bei diesem Worte wohl begreifen lassen, denn im Verkehre zwischen Normannen und Engländern mußten Geldbezeichnungen gewiß am allerersten ausgetauscht werden" (S. 476). Diese Kombination ist mir stets höchst unwahrscheinlich vorgekommen; sie ist rein konstruktiv: ein anglonormannisches **haupenny* ist m. W. noch nicht gefunden worden.

Doppelte Entlehnungen in großem Umfang hat neuerdings Skeat angenommen, vgl. z. B. die Ausführungen in *Notes on some examples of the occurrence of initial* w *in written English,* in: *Transactions of the Cambridge Philological Society* V (1904), 197 ff. Er findet sogar französische Aussprache englischer Wörter in den Volksmundarten. Bewiesen hat er freilich seine Behauptungen nicht im mindesten.

II. *a* + *l* vor Dental.

1. Grammatikerzeugnisse. Gelegentlich finden wir Schwund des *l* auch vor Dental.

Mulcaster 1582 bezeugt stummes *l* in *halse* (S. 128): Er nennt unter *al yalp, scalp, false, halse,* with the silent, l, which is familiar to the enfranchised words and their followers.

Die Schriftsprache kennt seit dem 16. Jh. (1567 *N. E. D.*) ***hawse*** (d. h. der Teil des Schiffbugs, wo die Löcher für die Taue sind), aus spätme. *halse*, allem Anschein nach entlehnt aus altnordischem *hals*. Dieses Wort ist gelegentlich mit ***hawser*** 'Kabeltau' = afrz. *hauceour* verwechselt worden, wie das *N. E. D.* unter *hawse*, 2 und *hawser*, 1 b nachweist. Man könnte daher annehmen, älteres *ha(u)lse* sei eben durch den Einfluß des frz. Wortes zu *hawse* geworden. Vermutlich aber hat die Übereinstimmung in der Lautform erst zu der gelegentlichen Vermischung geführt.

Wallis 1653 hat unter seinen Beispielen mit stummem *l* die folgenden: *malt*, *salt*, *shalt*, *halse* (*halser*); diese Wörter werden „saepe (nec semper tamen nec ab omnibus)" gesprochen wie *maut*, *saut*, *sha't*, ebenso wie *talk*, *calm* u. dgl. = *tauk*, *caum*.

J. Bell, *A Concise and Compensive System of English Grammar*, Glasgow 1769, S. 48 kennt von *salt* eine Aussprache ohne *l*.

Anmerkung. Schwund des *l* vor *t* in der Lautgruppe *u + l + t* wird bezeugt in *poult* (me. *pulte,* afrz. *polette*): von dialektischem *pault,* das Köppel *Sp.-P.* S. 58 ff. als die lautgesetzliche Entwickelung gegenüber der Schriftaussprache *pǫult* nachgewiesen hat, sagt der Verfasser von *An Essay on the Science of Pronunciation*, London 1850, § 273:

> Poulterers and Cooks pronounce 'poult' *pout,* instead of *polt,* rhyming with *bolt, colt,* etc. and this corrupt sound is too often heard in better company.

2. Schreibung. Vor Dental fehlt *l* gelegentlich in *sawt* = *salt* 1542, vgl. E. Rudolf, *Die engl. Orthographie* S. 10. Den Schiffsausdruck *hawse* aus *halse* belegt das *N. E. D.* seit dem 16. Jh. Für *halse* 'neck' werden Formen wie *hawes*, *hause*, *hose* verzeichnet, für *halse* 'embrace' *hawse*, *hause*.

3. Die heutigen Mundarten. Die geographische Verbreitung des Schwundes von *l* in den heutigen Mundarten hat auf Grund des Ellis'schen Materials B. Grüning, *Schwund und Zusatz von Konsonanten in den neuenglischen Dialekten* S. 17 ff. bestimmt.

Vor Labialen und Gutturalen ist *l* in den Gruppen *al*, *ol* im ganzen Sprachgebiet geschwunden; Nord-Devon bewahrt *l* in *walk* (D. 11[1]).

Auch vor Dentalen ist *l* in gewissen Dialektgruppen geschwunden: in einigen südlichen Mundarten, im östlichen Osten, ferner im ganzen Westen, Mittelland und Norden. Bewahrt ist *l* in großen Teilen des Südens und im westlichen Osten.

4. Lautentwickelung. Die Schriftsprache hat sich an die Dialektgruppe mit bewahrtem *l* angeschlossen. Aber ohne Dialektmischung ist es auch hier nicht abgegangen. Die Mundart des Gebietes, in dem *l* geschwunden ist, hat sich früher gelegentlich in der Schriftsprache geltend gemacht: daher die *salt*, *malt* ohne *l*. In einem Fall, in dem der Schiffersprache entstammenden *hawse*, haben wir allem Anschein nach ein Wort aus dieser Dialektgruppe im Hochenglischen.

fǫlt aus *fǫt* (*fault*) mag veranlaßt sein einmal durch das Nebeneinander von *sǫt* und *sǫlt*, dann aber auch durch das Schriftbild; vgl. Luick *Anglia* XVI, 477 und Köppel *Sp.-P.* S. 15.

Wenn manche ältere Grammatiker lange an *l* in *walk* u. dgl. festgehalten haben, so trug daran nicht immer ihr konservativer Sinn allein die Schuld. In verschiedenen Dialektgruppen wird *l* zu verschiedenen Zeiten verstummt sein, in einer südlichen Mundart hat es sich ja bis heute gehalten.

II. Kapitel.

DER DIPHTHONG *au*.

Die Entwickelungsgeschichte des me. *au* im Neuenglischen faßt Sweet *N. E. Gr.* S. 266, gestützt auf Ellis' Untersuchungen, folgendermaßen zusammen:

16. Jahrh. (au, *ɔɔ*), 17. Jahrh. (*ɔɔ*), 18. und 19. Jahrh. (ɔɔ); danach wäre die Monophthongierung zu einem sehr offenen *ō*-Laut (*ɔɔ*) im 16. Jahrh. eingetreten, der heutige weniger offene Laut (ɔɔ) bestünde seit dem 18. Jahrh.

Vietor, der außer den von Ellis benützten englischen Grammatiken auch ausländische Grammatikerzeugnisse heranzieht, kommt (*Phonetik* § 45, Anm. 6, vgl. auch *Phon. Stud.*

III, 92 f.) zu dem Schluß, „daß sich im 16. Jahrh. der Lautwert *ā*- aus *au* . . . entwickelt, sich bis tief ins 18. Jahrh. behauptet, und erst dann zu *å* [ɔɔ] übergeht“.

Nach Sweet und Vietor ist also in der Schriftsprache eine Verschiebung in der Aussprache eingetreten, nach dem einen von (ɔɔ) zu (ɔɔ), nach dem anderen von (aa) zu (ɔɔ).

Dagegen will Luick *Anglia* XVI, 469 f. die von Vietor angenommene frühneuenglische Aussprache *ā* für *au* nicht gelten lassen, wie er auch *a* neben *ρ* aus me. *o* nicht anerkennt.

1. Grammatikerzeugnisse. Ellis *E. E. P.* I, 141 ff. erörtert ausführlich und umsichtig die ihm bekannten Grammatikerzeugnisse; Sweet *H. E. S.* § 855—860 greift nur die wichtigsten Angaben heraus. Zu den von Ellis untersuchten Grammatikerzeugnissen sind seitdem noch eine Reihe neuer Angaben hinzugekommen, namentlich von nicht-englischen Grammatikern.

Die diphthongische Aussprache wird noch gelehrt, nachdem die monophthongische schon längst üblich geworden war.[1]) Gill 1621 war der erste englische Phonetiker, der monophthongische Lautung bezeugte.

Aber schon Salesbury 1547 hatte festgestellt, daß *awe* wie *a* gesprochen werde — eine Bemerkung, auf die Ellis *E. E. P.* I, 143 ff. mit Unrecht wenig Gewicht legt.

Wie wurde nun der aus *au* entstandene Monophthong gesprochen?

Einige der von Ellis und Sweet angezogenen Grammatikerzeugnisse sprechen für einen offenen *ō*-Laut. Andere dagegen vergleichen den englischen Laut mit französischem *a* und (so Salesbury) mit welschem *a* : diese Gleichungen weisen auf *ā*. Vgl. auch Brotanek, *Mason's Grammaire angloise* S. XV ff.[2])

Dazu ist noch zu beachten, daß ausländische Grammatiker in *law* u. dgl. denselben Laut finden wie in *hard*, z. B. Offelen 1687, Beuthner 1711, Arnold 1718 (*Phon. Stud.* III, 92). Luick

[1]) Vgl. auch Holthausen, *Archiv* CXIII, 154.

[2]) Die *Grammaire angloise* 1625 setzt engl. *Aw* = frz. *a long* (S. 4). G. Delamothe N., *The French Alphabet*, London 1592, S. 28:

A [im Frz.] is pronounced plaine and long, as this English word *awe, to be in awe*, as *ma, ta, sa, la, bat, part, blanc* etc.

erklärt (S. 470) diese Angaben für „Fehler, mit denen nicht weiter zu rechnen ist". Aber einen Grund muß diese Gleichsetzung doch gehabt haben, wenn sie auch nicht ganz richtig war: man kann auch einem schlechten Beobachter nicht zutrauen, daß er *ǫ* und *ā*(*r*) gleichstelle. Dazu kommt, daß auch in der frühneuenglischen Orthographie die Gleichung *au* = *ar* zutage tritt.

2. Schreibung. Eine Doppelheit der Aussprache deuten auch die frühneuenglischen Schreibungen an.[1])

Wenn für *au* gelegentlich *o* geschrieben wird, so ist damit die Aussprache *ǫ* gemeint.

also (*aulso*) finden wir schon bei Tyndale 1525/26 als *olso*. Für *Faustus* schreibt Henslowe 1591—1609 *Fostes* (S. 43, 46 ff.). Ae. *heals*, ne. *hals*(*e*) erscheint im 17. Jh. als *hose*.

Umgekehrt wird gelegentlich *au* für *o* geschrieben: vgl. *auffer* = *offer Cely Papers* 1475—1488 (S. 50), *sauft* = *soft* bei Tyndale (*Anglia* XII, 286, 297).

Auf einen palatalen Laut dagegen weist die Schreibung *ar* für *au*. *hawser* (afrz. *hauceour*) erscheint im 17. Jh. in den Formen *harser* (*haurser*), *hasar*, *hasser* neben gewöhnlichem *hawser*. — *hawse* wird im 18. Jh. *harse* geschrieben. — Ae. *h*(*e*)*als*, ne. *hals*(*e*) treffen wir im Frühneuenglischen häufig mit geschwundenem *l* an: neben *hawse*, *hose* im 17. bis 19. Jh. auch *hass*(*e*).

Schon im 15. Jh. erscheint *lard* in der Schreibung *laurde* neben *laard*. — *charge* wird 1525/26 *chaurge* geschrieben (*Anglia* XII, 286).

Es wird nicht nur *ar* für *au* geschrieben, sondern auch umgekehrt *au* für *ar*: *lawder* für *larder* (*N. E. D.*).

Shakespeares Zeitgenosse, der Londoner *Henslowe*, schreibt den Namen des Dichters *Haughton*, der seinen Namen selbst (S. 168) in dieser Form unterschreibt, auf die verschiedensten Weisen: *Harton* 158, 166, 167, 168, 169, 171, aber auch *Horton* 104, *Hawton* 161, 165, *Hauton* 159, *Haulton* 168, 170, *Hawghton* 155, 174.

[1]) Wenn keine Citate gegeben werden, entstammen die Belege dem *N. E. D.*

Die Gleichsetzung von *ar* mit *au* war nur möglich bei einer sehr schwachen Artikulation des *r*. Darauf deuten auch andere Schreibungen. Zunächst solche mit fehlendem *r*. Vgl. außer den von Van Dam und Stoffel, *Shakespeare, Prosody and Text* S. 79 gesammelten Belegen folgende Schreibungen: in den *Cely Papers* 1475—1488 *passelles* (*parcels*) 178; aus *Machyn's Diary* 1550—1563 *saynt Bathelmuw* 3, 32, *Dassett* (*Dorset*) 57, 61. Umgekehrt wird *r* fälschlich eingeschoben, so z. B. in den *Cely Papers* in *marsters* = *masters* (S. 156).

Die Verwechslung von *au* und *a*(*r*) in der Schreibung ist sehr beachtenswert. Sie stützt die Angaben der Grammatiker, die *au* dem *ar* gleichsetzten, und beweist für *au* einen mehr palatalen Laut. Eine Verschiebung des *ar* nach der velaren Seite hin (vgl. vulgärsprachliches *Chawles* für *Charles*) kommt für die ältere Sprache in dieser Ausdehnung kaum in Betracht: ich finde sie nur von Cooper 1685 als barbarisch-dialektisch in *Chorles* für *Charles* bezeugt (S. 79).

3. Die Reime. Auf doppelte Aussprache deuten auch frühne. Reime. Man vgl. *draw*: *Tarifa* mit *stay*: *Malaga*, *fall*: *Capitol* mit *fall*: *tale* (vereinzelt) bei Dryden (Dierberger, *J. Drydans Reime*, Diss. 1895, S. 43 f.).

4. Die heutigen Mundarten. Auch die heutigen Mundarten weisen doppelte Entwickelung des *au* auf. Eine Dialektgruppe hat *ā*- oder *ē*-Laute, eine andere offene *ō*-Laute.

Im Süden finden wir in manchen Mundarten *ā* oder *ę̄*, in anderen *ǭ*; West Somerset hat neben *ǭ* einige Wörter mit *ā*. Wo *ā* neben *ǭ* vorkommt, dürfen wir die erstere Lautung für bodenständig halten.

Im Osten ist in den westlichen Gegenden (D. 15, 16) *ā*, in den östlichen (D. 18, 19) *ǭ* heimisch.

Im Mittelland schließlich herrschen offene *ǭ*-Laute.

5. Lautentwickelung. Die verschiedenartigen Kriterien in ihrer Gesamtheit führen zu dem Schluß, daß in frühneuenglischer Zeit für me. *au* in der Schriftsprache eine doppelte Aussprache bestand: *ǭ* und *ā*. Diese Doppelheit beruht offenbar darauf, daß die Sprachgewohnheiten verschiedener Dialektgruppen in der Schriftsprache zusammentrafen: sowohl die

ā-Gruppe wie die *ǫ*-Gruppe machte sich in der Gemeinsprache geltend; es siegten die Mundarten mit der Lautung *ǫ*.

ā neben *ǫ* hat sich bis in das 18. Jh. hinein gehalten, in vereinzelten Wörtern bis in die zweite Hälfte. So lehrt Johnston 1754 das *ā* von *calf*, *hart* in *sauce* und den davon abgeleiteten *saucer*, *sausage* (daneben auch *ǫ*), vgl. S. 44 und Wörterliste; Buchanan 1766 läßt in diesen Wörtern die Wahl zwischen dem Vokal von *calf* und *ǫ*. Walker noch tadelt diese Aussprache; er sagt bei *saucy*:

> The regular sound of this diphthong [d. h. *ǫ*] must be carefully preserved, as the Italian sound of *a* given to it in this word, and in *sauce*, *saucer*, *daughter* etc. is only heard among the vulgar.

Lindley Murray stellt „*sarcer* for *saucer*" unter die 'Words which are often pronounced very erroneously', vgl. *Spelling-Book*, York 1804, S. 141. Der Amerikaner Webster 1789 stellt fest (Ellis *E. E. P.* IV, 1069): *sauce* mit *aa* „is accounted vulgar; yet this is the ancient, the correct and the most general pronunciation".

Die heutige Vulgärsprache hat *sarcy* u. dgl. bewahrt, vgl. Storm *E. Ph.* 816.

Der Name *Lawrence* wird von Young[9] 1690 (S. 80) *lar-rence* und ebenso von Lediard 1725 (S. 96) mit *ă* gesprochen wie in heutigen Mundarten (*E. D. D.* III, 541). Vgl. auch die Schreibung *Larans* 1525 und 1537 (Kington Oliphant, *The New English* I, 474). Hier ist *au* zu *ā*, *ă* geworden.

Eine besondere Stellung nimmt im älteren Neuenglischen *Paul's* ein. Butler 1633 sagt (S. 27):

> *Au* in *Pauls* and his compounds, *Pauls-cros*, *Pauls-chyrch-yard*, etc. the Londoners pronounce after the French manner, as *ou*.

Miege 1688:

> *Paul* suit la Règle, hormis quand on parle de l'Eglise Cathédrale de S. Paul à Londres. Alors on l'appelle *Pôls*.

Ähnliches bezeugt der *English Scholar* 1687: *Poleschurch* (Ellis *E. E. P.* IV, 1013). Auch Young 1690 läßt *poles-church* sprechen (S. 81). Jones 1701 gibt auf die Frage: When is

the sound of *ou* written *au*? die Antwort: In *Pauls* Church, sounded *Pouls* (S. 87). Lediard 1726 kennt noch die Aussprache *Pohls Tschortsch*.

Mit diesen Angaben der Grammatiker stimmt die Orthographie unseres Wortes oft überein. Die *Cely Papers* 205 (1477) schreiben *at Pollys Crosse*. Sonst finden wir *ow*, *Diary of Henry Machyn* 26/27 (1552): *Powlls*, *Powlles*, 37 (1553), 39, 41 usw., *Powlls*, *Poules Church* im *Maistre d' Escole Anglois* 1580. K. Oliphant, *The New English* I, 181 belegt *Powlys Crosse*, I, 220, *Powles* (church), II, 95 *Pouls* (church); ebenso Ellis *E. E. P.* I, 266 und S. Blach, *Die Schriftsprache in der Londoner Paulsschule zu Anfang des 16. Jhs.*, Berliner Diss. 1905, S. 30.

Noch bei Swift heißt es: She's as old as *Poles*, Storm 948.

Es handelt sich hier nicht etwa um eine besondere Entwickelung des alten *au*. Es liegt vielmehr me. *Pol* aus afrz. *Pol* vor, Belege dafür *Publications of the Modern Language Association* 1904, 332.

Beachtenswert ist noch, daß afrz. *gaze* im Englischen seit dem 17. Jh. in der Schreibung *gawse*, *gauze* erscheint (*N. E. D.*). Nachdem me. *ā* zu *ę̄* geworden war, trat für frz. *ā* der aus me. *au* entstandene Laut ein (Lautsubstitution).

III. Kapitel.

DAS KURZE *o*.

Der Doppelentwickelung des *au* zu *ǭ*—*ā* entspricht die Doppelentwickelung des *ŏ* > *ǫ̆*—*ă*. Daß in der frühneuenglischen Schriftsprache *a* neben *o* vorkam, hat man aus Grammatikerzeugnissen zu erschließen gesucht; andere Kriterien hat man kaum herangezogen.

1. Grammatikerzeugnisse. Für me. *ŏ* wird von den Orthoepisten in der Regel offenes *o* bezeugt. Von Ausländern jedoch wird eine andere Aussprache gelehrt (vgl. Vietor, *Phonetik*, § 45, Anm. 8, *Phon. Stud.* III, 93). So sagt schon 1580 der *Maistre d'escole anglois*:

O se prononce quasy comme le *A*, en françois.

Exemple:

Thomas	Thomas
Shorte	Court courte

qu'il faut sonner

Tames	*Chart.*

Mason 1622 gibt meistens in seinen Umschriften engl. ***o*** mit frz. ***o*** wieder, nur in einigen Wörtern mit ***a*** (Brotanek XXXI).

The High-Dutch Minerva, eine deutsche Grammatik für Engländer aus dem Jahr 1680, lehrt (S. 2), man solle sprechen

> *A* short [des Deutschen] as the English short *O* in ***hot***, ***pot*** etc.

und für kurzes deutsches ***o*** wird ausdrücklich bemerkt:

> *O* short as the English *O* in ***oven***, ***over***, ***love*** etc., never as in ***fore***, ***soft***, ***oft***, ***not***.

Danach stand deutsches ***o*** dem englischen ***but***-Laut näher als dem englischen *o*.

Das englische Sprachbuch für Pfälzer 1710 umschreibt ***John*** mit ***Dschann*** und findet in Wörtern wie ***ox***, ***cock***, ***frost***, ***lock***, ***rod***, ***song***, ***foreigner*** „ein dunkel *a*", dagegen in ***another***, u. dgl. ein *o* „wie im Hochteutschen" (S. 6). Auch hier steht deutsches ***o*** dem ***but***-Laut näher als dem engl. ***ŏ***.

Diese Gleichung engl. ***o*** = dtsch., frz. ***a*** finden wir durch das ganze 17. und 18. Jh. hindurch. 1801 wendet sich R. Jackson in seiner ***Critischen Untersuchung der Arnold'schen Grammatik*** ausdrücklich gegen diese Gleichsetzung. Er sagt auf S. 5 zu Arnolds Regel:

> „*o* wird ausgesprochen wie kurzes *a*" — falsch. Das englische Wort ***wrought*** lautet wie das deutsche Wort ***Rath***, aber das Wort ***rot*** gewiß nicht; *o* wird gewöhnlich ausgesprochen wie das deutsche *o*, als ***Bog***, ***Box***, ***hog***.

Den Grammatikerzeugnissen anzureihen sind zwei deutsche Lehnwörter, die aus dem Englischen stammen (Kluge in Pauls *Grdr.* I², 1044): ***Frack*** seit 1750 (aus engl. ***frock***) und ***baxen*** am Ende des 18. Jhs. (aus engl. ***box***), wofür um 1800 ***boxen*** getreten ist. „Die neuere Lautform ist nach der engl. Schreibung geregelt", sagt Kluge, ***Etym. Wtb.***⁶ 54. Vielleicht auch nach der veränderten engl. Aussprache.

Wie haben wir die Gleichsetzung von engl. *o* mit deutschem, frz. usw. *a* aufzufassen? Die Deutschen und Franzosen hatten keinen Laut, der dem engl. *ǫ* vollkommen entsprach; *a* könnte somit Lautsubstitution sein. Aber Vietor macht mit Recht darauf aufmerksam, daß wir heute diese Gleichsetzung nicht mehr finden; daran ist trotz Luick *Anglia* XVI, 469 festzuhalten: engl. *o* wird nicht mehr mit deutschem oder frz. *a* identifiziert.

Man könnte noch in Betracht ziehen, daß vielleicht das frz. *ă*, das heute im Vergleich zum deutschen *ă* hell klingt, im Lauf der Zeit palataler geworden wäre, so daß es allmählich von engl. *ŏ* zu weit abrückte. Aber der Unterschied zwischen dem deutschen (hochdeutschen) und frz. *ă* ist älteren Datums: im älteren Deutschen finden wir in frz. Lehnwörtern frz. *a* durch deutsches *ä*, *e* ersetzt, und das ist offenbar eine Lautsubstitution. Vgl. Verf., *Beiträge zur deutschen Lautlehre*, 1898, S. 15 ff.

Weiterhin ist darauf hinzuweisen, daß im 17. Jh. bei Mason nur einige Wörter mit *a* zugelassen werden, während für die Mehrzahl die Aussprache mit *o* gelehrt wird.

2. Schreibungen und Reime. Die Beweiskraft der Grammatikerzeugnisse wird durch Schreibungen gestützt. In den *Cely Papers* 1475—1488 lesen wir *Tamas* für *Thomas* (S. 12), *hagyshed* für *hogshead* (S. 42). Der Londoner Machyn schreibt in seinem Tagebuch *caffen* für *coffin* 1556 (S. 120), *Dasset* für *Dorset* 1553 (S. 57, 61), *hars* für *horse* 1551 (S. 12), *marrow* für *morrow* 1553 (S. 47). *stap* für *stop* schreibt Königin Elisabeth (*Letters of Queen Elizabeth and King James* S. 64, ed. Camden Soc. Nr. 46). Für *crotchet* (frz. *crochet*) 'Haken' finden wir im 17. Jh. *crachet*, *cratchet*, das heute noch dialektisch ist (*N. E. D.*). Neben *loriot* (frz.) 'the golden oriole' wird im 17. Jh. *lariot* geschrieben (*N. E. D.*).

Aus den Reimen ist für unser Problem nicht viel zu entnehmen. Erwähnt seien aus Spenser die Reime *on her*: *honor*: *baner*: *maner* (vgl. Bauermeister, *Zur Sprache Spensers* S. 88).

3. Die heutigen Mundarten. In Bezug auf die Behandlung des *o* lassen sich die heutigen Mundarten in zwei Grup-

pen einteilen: die eine mit *a*, die andere mit *o* (= entweder Bell's [ɔ] oder [o]). Der Übergang von *o* > *a* kommt (abgesehen von Schottland) hauptsächlich in Kent, Sussex, Dorset, Devonshire vor, also in südlichen Mundarten. Vor *p* (*crop*, *drop*, *hop*, *shop*, *strop*, *top* usw.) geht die Verschiebung des *o* > *a* weiter, sie erstreckt sich über das südliche Mittelland, die östlichen, süd-westlichen Grafschaften Englands (Wright). Auch vor *r* nimmt *a* ein größeres Gebiet ein.

In West Somerset finden wir *a* nur in einigen Wörtern, andere haben einen *o*-Laut neben *a*, andere nur *o*, vgl. Kruisinga § 228 ff.; *a* ist wohl die bodenständige Lautung.

Unser Lautwandel wird für Warwickshire (im südlichen Mittelland) bewiesen durch den Ortsnamen *Ladbrooke* aus ae. *Hlodbroc.*[1])

4. Lautentwickelung. I. Wenn wir uns nicht einseitig auf die Angaben der Grammatiker beschränken, sondern auch die Schreibungen und besonders den Lautstand der heutigen Mundarten berücksichtigen, werden wir nicht mehr daran zweifeln dürfen, daß in der frühneuenglischen Schriftsprache *a* neben *ǫ* bestand. *a* galt neben *ǫ*, wie *ā* neben *ǭ* (aus *au*), wie *ā* neben *ǣ*, *ă* neben *ǣ̆*.

Das Nebeneinander von *a* und *o* in der älteren Sprache beruht offenbar auf Dialektmischung. Zwei Dialektgruppen hatten Einfluß auf die schriftsprachliche Aussprache. Schließlich gewann die *o*-Gruppe die Oberhand.

Ein ähnliches Nebeneinander von *a* und *o* finden wir heute noch in der gebildeten Sprache im Staat New York. Nach den in den *Dialect Notes* (published by the American Dialect Soc.) I, 450 mitgeteilten Erhebungen überwiegt in den meisten Wörtern die *a*-Aussprache, so in *fog*, *hog*, *bog*, *grog*, *jog*, *frog*; in anderen aber (*dog*, *log*) sind die *o*-Sprechenden bei weitem in der Überzahl, obwohl die Schulen *a* lehren. Für die amerikanische Aussprache im 18. Jh. vgl. Ellis *E. E. P.* IV, 1066 f.

In England war *a* für *o* im 17. Jh. noch in gewissen Kreisen Mode, es war ein Kennzeichen der Sprache der Mode-

[1]) Vgl. Napier und Stevenson, *The Crawford Collection of Early Charters and Documents* (Anecdota Oxoniensia, Mediæval and Modern Series, VII, Oxford 1895) S. 113.

gecken, die sich einen aristokratischen Anstrich geben wollten, der *fops*. Macaulay, *History of England* I, 362 (Tauchnitz Ed.): The conversation was in that dialect which, long after it had ceased to be spoken in fashionable circles, continued, in the mouth of Lord Foppington, to excite the mirth of the theatres. Dieser *fop* in Vanbrugh's *Relapse* sagt im 'court tune', wie diese Sprache einmal genannt wird, *passible* I, 3, II, 1, *bax*, *clack*, *resalve*, *praper* I, 3, *harse*, *arder*, *bady* III, 1, *dactar* V, 5 usw.

Daß im 18. Jh. die Aussprache *a* < *o* vor *r* noch von einem Grammatiker als vulgär gebrandmarkt wird (Bryant 1767), ist beachtenswert.

II. Neben gewöhnlichem *ǫ* aus *o* hat die heutige englische Schriftsprache einige Wörter mit *æ* aus *o*. Zunächst in Beteuerungswörtern: *igæd*, geschrieben *Egad*, 17. Jh. *igad* = *A God*! (*N. E. D.*); *by Gad* u. dgl., vgl. *N. E. D.* unter *Gad*. Der Verfasser der *Vulgarities of Speech Corrected* 1827 sagt von *Egad*, *'gad*, es sei in Irland noch sehr geläufig, in England aber fast ungebräuchlich (S. 98).

Außerdem finden wir *æ* < *o* in:

gaffer, seit 16. Jh. = *godfather*. *N. E. D.*

gammer seit 16. Jh. = *godmother*. *N. E. D.*

nap 'Noppe, noppen' (Ausdruck der Tuchmacher, vgl. Otto Lueger, *Lexicon der gesamten Technik* VII 729: 'das *Noppen* besteht in dem Auslesen von Verunreinigungen der verschiedensten Art') = ae. *hnoppa*.

plat neben *plot* (ae. *plot*) 'das kleine Stück Land' (vgl. *grass-plat*, *grass-plot*, *-plat* 'Füllort' (Bergbau). Beeinflussung von *plot* durch das (frz.) Adjektiv *plat* (Schröer *Wtbch.*) ist unwahrscheinlich.

ratchet für älteres *ro(t)chet* (aus frz. *rochet* nach *N. E. D.*), ein Wort der Technik: 'Sperrkegel, Zahnscheibe, Sperrrad'.

sprat = me. *sprot*, ae. *sprott* 'Sprotte'. Die Form *sprat* bei Wilkins *An Essay towards a Real Character, and a Philosophical Language*, 1668, S. 135, 350.

strap 'Riemen, Struppe', wohl identisch mit *strop* (ae. *stropp*).[1])

[1]) Kluge *Grdr.* ²I, 1044 hat schon auf *gammer*, *sprat*, *strap* aufmerksam gemacht.

Diese Wörter sind entweder Reste einer früher allgemeineren hochenglischen Aussprache *a* für *o* oder sie sind nachträglich aus gewissen Volkskreisen in die Schriftsprache eingedrungen. Beide Annahmen sind sehr wohl möglich bei der Begriffssphäre, der unsere Wörter angehören: es sind volkstümliche Wörter und technische Ausdrücke. Der Tuchmacherausdruck *nap* 'Noppe, noppen' könnte aus dem südwestlichen Tuchfabrikationsdistrikt (Gloucester, Bristol) stammen.

Daß die heutige südenglische Schriftsprache in all diesen Wörtern nicht *ă* spricht, wie es wohl die ältere Sprache getan hat, sondern *ǣ̆*, ist nicht auffällig.

Bei jüngeren Lehnwörtern aus den südlichen Mundarten erklärt sich *ǣ̆* für *ă* einfach als Lautsubstitution. Bei Resten aus der frühneuenglischen Schriftsprache, in der *ă* neben *ǫ̆* üblich war, ist zu beachten, daß die Aussprache des alten (me.) *ă* zwischen *ă* und *ǣ̆* schwankte; nach Analogie von *kap* (cap) : *kæp* konnte zu *strap* (*a* < *o*) ein *stræp* gebildet werden. Ähnliche Neubildungen werden in den 'Schlußbemerkungen' zum ersten Abschnitt besprochen.

5. Zur Lautgruppe *ong*. Für *o* vor *ng* hat die Schriftsprache in einigen Wörtern *ǫ* (*long*, *strong*, *wrong*, *song*), in anderen *v* = '*but*-Laut' (*among*, *monger*, *mongrel*, *mongcorn*). Daß in diesem Fall die hochenglische Aussprache auf Dialektmischung beruht, habe ich *E. St.* XXX, 369 ff. gezeigt. *o* ist vor *ng* zu *u* verschoben worden, aber nur in gewissen Mundarten: so in Strecken des mittleren Südens und des Ostens, im Westen und in Teilen des Mittellandes. Ich will noch hinzufügen, daß ae. *hangra* 'a wood growing on the side or sides of a top-hill' in Ortsnamen als *Hunger* erscheint;[1]) und zwar im Süden in Somerset und Oxford; im Mittelland in Derby, Nottingham, Lincoln, York; im Osten in Essex; im Westen in Shropshire.

---

[1]) Vgl. *Crawford Collection*, S. 134. Den Hinweis auf *hangra* > *Hunger* verdanke ich E. Köppel.

IV. Kapitel.

DAS KURZE *u*.

Für *ŭ* finden wir seit der frühneuenglischen Zeit neben dem entrundeten Laut das alte *ŭ*. Heute haben wir in der Schriftsprache neben gewöhnlichem *ʋ* in *but*, *nut* *u* in *bull*, *full*, *wolf*; *bush*, *push*; *put*, *butcher*.

In einer Reihe von Wörtern beruht die Bewahrung des *u* auf dem Einfluß der umgebenden Konsonanten, so in *bull*, *full*, *wolf* (vgl. ae. *u* für zu erwartendes *o* zwischen Labial und *l*, Bülbring, *Ae. Elementarbuch* § 116[1]), aber *bulk* mit *ʋ*, *fulsome* (*full* + *some*) mit *ʋ* neben *u* bilden Ausnahmen; auch *fulgor*, *fulminate*, *puls* und andere Fremdwörter, deren Aussprache sich jedoch leicht als Schriftaussprache erklärt.

In der älteren Sprache war die Verteilung von *u* und *ʋ* noch weit weniger einheitlich als heute.

1. Grammatikerzeugnisse. Von den durch Ellis untersuchten englischen Phonetikern gibt erst Wallis 1653 einen Hinweis auf eine Veränderung des *u* (Sweet, *H. E. S.* § 793 und 798).

Ich kann hinzufügen, daß bereits Hodges in der *Primrose* 1644 deutlich zwischen dem entrundeten und dem bewahrten *u* unterscheidet; aber die Verteilung der beiden Laute stimmt nicht mit der heutigen überein. Den entrundeten Laut läßt er ohne Zeichen, den *u*-Laut schreibt er *u̧*, *o̧* (*o̧* nach S. 6 = *oo*). Er schreibt *custom*, *gun*, *lustily*, *judge*, *trunk*, aber auch *fully*, *fulfil*, *put* ohne Zeichen; dagegen *bu̧sh*, *pu̧sh*, *bu̧lk*, *pu̧nish* *wo̧man* *wo̧nt* (ae. *ȝewunod*, ne. *wont*, vgl. dazu Köppel *Spelling-Pron.* S. 58), *wo̧lvish*, *wo̧nder*.

Schon am Ende des 16. Jahrhunderts wird die Veränderung des *ŭ*-Lautes von Ausländern bezeugt.[2]) Der *Maistre d'Escole Anglois* von 1580 vergleicht engl. *ŭ* mit frz. *o*:

---

[1]) Wegen der dort zitierten ae. *fugol*, *bucca*, *murnan* vgl. Paul, *Beitr.* XII, 549 f.

[2]) Georg Neumann, *Die Orthographie der Paston Letters von 1422—1461*, Marburg 1904, § 431 meint, *u* sei schon im 15. Jh. auf dem Weg zu *ʋ* gewesen; ich bemerke dazu, daß sich aus der Orthographie für die Zeit der Entrundung des *u* nichts entnehmen läßt.

> *V*, se prononce en l'alphabet *Yu*, comme sy c'estoient deux sillabes, en tout autre lieu, il se prononce quasy comme les françois sonnent leur *O*. Exemple:
>
> | | |
> |---|---|
> | *Vp* | Debout, haut |
> | *Vpon* | Sur, Dessus |
> | *Vpsydowne* | Sendessus-dessous. |

Die Vergleichung des engl. *u* mit frz. *o* finden wir auch später noch, so bei Festeau 1672, Miege 1688, Berault 1688, Sterpin in der 2. Hälfte des 17. Jh. (*Archiv* XCIX, 424), *Lettre à un Gentilhomme Allemand touchant le Génie et la Force de la Langue Angloise* 1708 (S. 5).

Nicht alle *ŭ* sind nach dem *Maistre d'Escole Anglois* entrundet worden: *buck* macht eine Ausnahme.

> Ces deux noms substantifs *A Buck* Vn Dain *A Booke* Vn Liure se prononcent tous deux comme les françois sonnent en leur langue ce mot, *Bouc*.

Für *Booke* 'liure' wird auch unter *oo* die Aussprache frz. *ou* angegeben wie für *good*.

Mason 1622 umschreibt engl. *u* noch im allgemeinen mit frz. *ou*; daneben finden wir auch bei ihm *o*: in *mony* für *money*, *som* für *some*, *com* für *come* u. dgl. könnte das englische Schriftbild die Umschrift beeinflußt haben, nicht aber in *hongri*, *hongré* für *hungrie*, *op-pon* für *vpon*. Vgl. Brotanek in der Einleitung zu seinem Neudruck, S. XXXVIII.

Das *Alphabet Anglois* 1625 gibt in seiner Übersicht über die Aussprache der englischen Buchstaben *V* mit *o* (und *iou*) wieder. Außerdem erhalten wir S. 9 die Mitteilung:

> *V*, se prononce quasi comme *O*, comme *Vp*, debout, haut: *Vpon*, sur, dessus: *op*, *opon*: principalement quand il est suiuy de deux consones, comme *butter*, *botter*: *curse*, *corse*: *cunter*, *conter*: *sunder*, *sonder*.

Das Schwanken in der Verteilung von *v* und *u* dauert durch das 17. und 18. Jh. fort. Vgl. die Nachweise bei Loewisch, *Zur engl. Aussprache*, S. 70 ff. und Dierberger, *Drydens Reime*, S. 92 ff. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß Sheridan 1780 in irischer Aussprache *v* in *bull*, *bush* (*cushion*), *push*, *pull*, *pulpit*, *pudding*, *put* bezeugt, daß andererseits Walker 1791 *u* in *bulk*, *punish* (vgl. oben Hodges!)

kennt. *v* in *put* wird bis zum Ende des 18. Jahrh. von vielen Orthoepisten vorgezogen, so z. B. von Johnston 1754, Nares 1784.

2. Die heutigen Mundarten. In den heutigen Mundarten finden wir neben einem Gebiet mit entrundetem *v* (*a*) ein anderes mit reinem *u* und verschiedenfältigen Zwischenstufen zwischen *a* und *u*. Vgl. die Übersicht von Ellis *E. E. P.* V, 824.[1])

Inwieweit durch umgebende Konsonanten *u* im *v*-Gebiet erhalten worden ist, bedarf einer eingehenden Untersuchung, für die es bis jetzt an Dialektmaterial fehlt. Nicht überall ist *u* zwischen *f* — *l* unverändert geblieben, in manchen Mundarten finden wir *fvl* 'full'.

In *wonder*, das von Hodges 1644 mit *u*, von Cooper 1685 mit *u* neben *v* bezeugt wird, in *wont*, das nach Hodges 1644 und Sheridan 1780 mit *u* gesprochen wird, scheint das vorausgehende *w*- allein genügt zu haben, um die Entrundung zu verhindern. Man vergleiche heutiges *wūnd* 'wound' Subst. aus me. *wūnd* 'Wunde'; das Praet. und Part. *waund* 'wound' ist natürlich eine Analogiebildung. Aber nur in einem bestimmten Dialektgebiet hat *w*- diesen Einfluß auf *ū* ausgeübt: schriftsprachlichem *ū* steht in einem weiten Gebiet dialektisches *au* gegenüber, das früher auch in der Schriftsprache üblich war (Ellis *E. E. P.* IV, 1082).

3. Lautentwickelung. Das Schwanken zwischen *u* und *v* bei den Grammatikern erklärt sich aus der mundartlich wechselnden Aussprache. Daß in der Geschichte des *ŭ* in der Schriftsprache verschiedene Dialektgruppen zur Geltung kommen, hat schon Loewisch, *Zur englischen Aussprache* S. 76 vermutet: „Die *u*-Laute wären . . . nach und nach aus der Mitte und dem Norden, wo sie auch heute noch in größerem Umfang herrschen, ins *received English* wieder eingedrungen. Dies erklärt ihre allmähliche Zunahme in den Grammatiken". Auf Dialektmischung beruht es auch, wenn man heute bei ein und demselben Londoner für me. *ŭ* bald *a*, bald *æ* hört (vgl. Sütterlin, *I. F.* XIV, 476).

---

[1]) *Vulgarities* 1826, S. 254:
In the North of England the chief peculiarity of pronunciation is that of giving the sound of *oo* in *good* to the short sound of *u* in *but*. Unter den Beispielen: *bulk*, *trunk*, *tongue*, *up* usw.

V. Kapitel.

LANGES o UND u VOR r.

Luick hat *Anglia* XVI, 455 ff. als Ergebnis seiner Untersuchung festgestellt: me. *ǭr* wird frühne. durch *ūr* vertreten und im Beginn des 18. Jhs. wird dieses *ūr* zu *ōr* (heute *ǫr*) verschoben: me. *flǭr* > frühne. *flūr* > 1700 *flōr* > modernengl. *flǫr*; ebenso wird das vor *r* + Kons. bewahrte me. *ū* um 1700 zu *ō* verschoben: me. *court* (*kūrt*) > frühne. *kūrt* > 1700 *kǫrt* > modernengl. *kǫrt*.

Von den heutigen Doppelformen *pūr* — *pōr* (*poor*) hält Luick die zweite für die lautgesetzliche; ebenso ist nach seiner Auffassung dialektisches *mōr* (*moor*) gegenüber schriftsprachlichem *mūr* das regelrechte. *ū* sei gerade in diesen beiden Wörtern „künstlich festgehalten“ worden, um *poor* nicht mit *pour*, *moor* nicht mit *more* zusammenfallen zu lassen.

Diese letzte Erklärung ist bedenklich. Es sind ja doch oft genug Wörter mit verschiedener Bedeutung zusammengefallen. Freilich ist das schulmeisterlichen Gemütern sehr zuwider, und man strebt dann danach, wenigstens in der Orthographie einen Unterschied zu machen. Es ist auch gelegentlich vorgekommen, daß die Schreibung nachträglich auf die Aussprache gewirkt hat. So wird in Hessen in den Volksschulen ein scharfer Unterschied gemacht zwischen dem Artikel *das* und der Konjunktion *daß*: der Artikel heißt in der Schulaussprache immer *dās*, auch wenn er ganz schwach betont ist, die Konjunktion dagegen *dăs*. Aber Luick lehnt für *poor*, *moor* mit Recht Einfluß der Schrift auf die Aussprache ab.

Die künstliche Bewahrung einer veralteten Aussprache, wie sie Luick annimmt, ist nur in schulmeisterlicher Sprache denkbar. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß gewisse Pedanten an dem veraltenden *pūr*, *mūr* hängen blieben, um eine Verwechslung mit *pour*, *more* zu vermeiden. Aber ich kann mir nicht denken, daß dieser künstliche Einfluß so stark gewesen ist, daß er die lautgesetzlichen Formen so sehr zurückdrängen konnte.

Dieser schwache Punkt in Luicks Ausführungen veranlaßt mich, der Erscheinung weiter nachzugehen.

1. Grammatikerzeugnisse. Das Ergebnis seiner Untersuchung der Grammatikerzeugnisse hat Luick so zusammengefaßt (S. 456): „Es ergibt sich, daß zu Beginn des 18. Jh. ein bisher nicht beachteter Lautwandel sich vollzieht: *ū* vor *r* wird zu *ǭ*. Die früheren Belege für *ǭ* mögen die ersten Ansätze dazu sein, durchgedrungen und verhältnismäßig rasch durchgedrungen ist er erst um die angegebene Zeit“. Ähnlich sagt er *E. St.* XXVI, 267: „In einigen Zeugnissen für *ō*-Lautung hätten wir möglicherweise den ersten Ansatz zu diesem Übergang zu finden“.

Zu diesen Zeugnissen für *ǭr* < *ūr* ist jetzt noch die Umschrift von Mason 1622 für *poor* zu stellen: *pór*; vielleicht auch *dór* für *door*. Vgl. Brotanek S. XXXV.

Auch Gill 1621 kennt die Aussprache *pōr*[1]; er schreibt *pör* (*ö* = *ō*) in einem Vers von Spenser im Reim auf *stör*, dagegen sonst zweimal *pür* (*ü* = *ū*).

Wie einerseits *ǭr* schon vor 1700 belegt ist, dauert andererseits *ūr* noch nach 1700 fort:

Lediard 1725 spricht *ō* in *floor*, *door*, *moor*, aber *ū* in *poor* (S. 108).

Greenwood[3] 1729 lehrt zwar *door* und *floor* mit langem *o*, dagegen sagt er von *course*, *court*, '*ou* is negligently pronounced as *oo*', d. h. *ū* (S. 263); danach billigt der Grammatiker die Aussprache *kūrs*, *kūrt* nicht.

Chambaud 1751 vergleicht frz. *four*, *lourds* mit engl. *moorish*, sprach in diesem Wort also *ū*.

Buchanan 1766 spricht *ō* in *door*, *floor*, *moor*, *whore*, *sword*, *board*, *court*, *course*, *mourn*; für *poor* kennt er (nach S. XVIII) neben *pōr* auch die Aussprache *pūr*, und diese allein gibt er in seinem alphabetischen Wörterbuch. *sure* umschreibt er mit *shoor* (= *šūr*).

Sharp 1767 (S. 19):

> *Oo* is pronounced like the French *ou* in *Bout*. *Boot*, *Broom*, *Loop*, *Moor*, *Poor*, etc. . . . Except . . . *Door* and *Floor*, wherein *oo* has the sound of *o* long. (Diese Angabe auch im *Appendix*.) Dazu die Fußnote: *Door* and *Floor* are pro-

---

[1]) Zweimaliges *dōr* im Reim gegenüber *dūr* in Prosa könnte allenfalls auf ae. *dor* beruhen.

nounced by the vulgar in the northern parts of England as they are spelt; for they give the *oor*, in these words, the same sound as it has in *Boor*, *Moor*, *Poor*, etc.

Shaw 1778 (S. 11) gibt an, *oo* habe den Laut von *o* long and open, as in *dōor*, *flōor*, *pōor*, etc. pronounced *dore*, *flore*, *pore*.

Nach Sheridan 1780 (S. 60) werden folgende Wörter in irischer Aussprache mit *ū*, in englischer mit *o* gesprochen: *door*, *floor*, *court*, *source*, *course* und *coarse* (!).

Walker 1791 schließlich sagt (S. 51):

Door and *floor* are universally pronounced by the English as if written *dore* and *flore*; but in Ireland they preserve the regular sound of *oo*.

Moor, a marsh, is sometimes heard rhyming with *store*; but more correct speakers pronounce it regularly, rhyming with *poor*.

2. Schreibung. Das früheste Grammatikerzeugnis für *ōr* < *ūr* stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhs. Weitere Anhaltspunkte für die Datierung dieses Lautwandels geben die Schreibungen. Für das Subst. *course* finden wir im 17. Jh. die Schreibung *coarse*, für das Verbum *course* 'hunt' schon im 16. Jh., vgl. *N. E. D.* Auch *of coarse*, das seit dem 17. Jh. für *of course* geschrieben wird, ist wohl ein Beleg für unseren Lautwandel. Die Schreibung *coarse* 'grob' 16. Jh. findet eine willkommene Bestätigung durch *floar* für *floor* im 16. Jh. — Für *boor* begegnet im 17. Jh. die Schreibung *boar* (*N. E. D.*).

Nicht mit Sicherheit auf *ō* deutet die frühne. Schreibung *shore* neben *sewer* 'Kloake' aus afrz. *essuier* (A. Schmidt, *Shakespeare-Lexicon*), vgl. auch *Shordich* Hall 1597—1602 (Warton-Hazlitt, *Hist. of Engl. Poetry* IV, 375).

Die frühne. Schreibungen mit *oa* für me. *ǫ* vor *r* berechtigen uns, die Entstehung von *ōr* für *ūr* in das 16. Jh. zu verlegen. Die frühneuenglischen Grammatiker sind also wieder einmal sehr konservativ in ihren Ausspracheangaben.

3. Reime. Die Reime Spensers hat Bauermeister, *Zur Sprache Spensers* § 110 ff. untersucht. Er will auf Grund von Reimen wie *flore* (*floor*): *more*, *roar*, *sore* einen größeren Bereich der Lautung *ō* neben *ū* vor *r* annehmen. Ich glaube auch, daß

diese Lautung eine größere Rolle gespielt hat, als es nach den Orthoepistenangaben scheinen könnte; aber aus den Reimen läßt sich das nicht beweisen (vgl. auch Luick, *E. St.* XXVI, 266). Doch sprechen die Reime auch nicht dagegen. Sehr beachtenswert ist es, daß Gill nur im Reim *pōr* (*dōr*) schreibt, sonst *pūr* (*dūr*). Beide Formen bestanden nebeneinander, und im Reim wird bald die eine, bald die andere verwandt.

4. Die heutigen Mundarten. Genaue Feststellungen sind bei solch feinen Lautunterschieden noch nicht möglich. Es läßt sich jedoch deutlich erkennen, daß in einer Reihe von Mundarten die Entsprechungen von me. *ọ̄* vor *r* mit denen von *ǭ* zusammengefallen sind. Der Zusammenfall von *ọ̄r* mit *ǭr* läßt sich feststellen in größeren Gebieten des Ostens und gewissen Gegenden des Mittellandes. Man vergleiche z. B. D. 18[3] (Rutland): *ọ̄* > *ū*, *ǭ* > *ôɐ*, *flọ̄r* > *flôɐ*, *pọ̄r* > *pôɐ*.

Daneben gibt es Mundarten, die in *ọ̄r* die regelrechte Entsprechung des *ọ̄* aufweisen. Das ist in gewissen Strecken des Mittellandes, des Nordlandes und Schottlands der Fall. Im D. 24[9] (Doncaster im nördlichen Mittelland) wird *ǭ* > *uɐ*, *ọ̄* > *uu*; in *more* (*mǭr*), *sore* (*sǭr*) finden wir *uɐ*, dagegen in *floor* (*flọ̄r*), *moor* (*mọ̄r*), *swore* (*swọ̄r* Prät.) *íuɐ*, das aus *uu* + *ɐ* (< *r*) zusammengesetzt ist: *ǭr* und *ọ̄r* sind da deutlich geschieden. Auch sonst hat *ọ̄* in *flọ̄r* sicher die Entsprechung des *ọ̄*: *fliuər* in NW.-Yorkshire mit *ọ̄* > *iu*, das nicht aus *ǭ* entsteht; *fliər* in nordengl. Mundarten, entsprechend *flọ̄d* > *fliəd*.[1]) Die weitverbreitete Form *fluər* kann nur auf Grund einer genauen Bekanntschaft mit den Lautverhältnissen der einzelnen Mundarten auf ihre Vorstufe zurückgeführt werden.

Man beachte noch, daß Sharp 1767 die Aussprache von *door*, *floor* mit *ū* für nordenglisch hält, und daß andererseits *ō* in *poor*, *moor*, *sure* heute für südlich gilt (vgl. *N. E. D.*: *ore*[2], Lloyd, *Phon. Stud.* V, 91, Vietor, *Phonetik* § 41, Anm. 2).

5. Lautentwickelung. Bei Luicks Auffassung der Geschichte der Lautgruppe *ōr* ergab sich für heutiges *pūr* neben *pōr*, *šūr* neben *šōr* eine unannehmbare Erklärung. Die Schwierigkeit fällt weg, wenn wir, was durch die seither

---

[1]) Mitteilung von J. Wright.

erörterten Tatsachen nahegelegt wird, die hochenglische Aussprache als das Ergebnis einer Dialektmischung ansehen dürfen. Die Lautverhältnisse der Schriftsprache sind dann folgendermaßen zu erklären. In einer Dialektgruppe wurden me. *ǭr*, *ūr* + *Cons.* lautgesetzlich zu *ūr* (*pūr*, *kūrt*), in einer anderen dagegen zu *ōr* (*pōr*, *kōrt*). Den Kampf der beiden Dialektgruppen um den Vorrang spiegeln die Grammatikerangaben wider. Gegen Ende des 17. Jhs. setzte sich in manchen Fällen die *ō*-Aussprache fest. Aber nur in manchen Fällen. Neben *pōr* hat sich *pūr* gehalten, neben *mōr* galt immer noch *mūr*, um schließlich so ziemlich in den allgemeinen Gebrauch überzugehen. In Irland ist man, wie so oft, bei der älteren Aussprache geblieben, bei *coarse* sogar im Gegensatz zur Schreibung, die sich an die Aussprache der *ō*-Gruppe angeschlossen hat.

In den *ō* neben *ū* in der älteren Sprache sehe ich nicht wie Luick die Auseinandersetzung zwischen dem alten und dem neuen Laut, wie sie bei Lautwandlungen gewöhnlich ist. Ich fasse vielmehr dieses Nebeneinander ähnlich auf wie Luick selbst *Untersuchungen* § 313 das Nebeneinander von *ā*—*ē* in den Angaben der frühneuenglischen Grammatiker: dieselbe Doppelheit, die wir in der Schriftsprache finden, besteht und bestand auch in den Mundarten, und damit ist wohl auch hier „die Ursache und Grundlage für die Scheidung in der Schriftsprache" festgestellt.

Zu den Wörtern mit doppelter Aussprache gehört auch das wenig volkstümliche *gourd* 'Kürbis', 'Flasche' aus frz. *gourde* (*cucurbita*): *gōrd*, *gūrd*. Im 17. Jh. wird *ō* bezeugt von Price (vgl. Ellis) und Strong 1699 (S. 79: schreibe *gourd* not *gord*). Von den Orthoepisten des 18. Jhs. lehren manche die Aussprache mit *ō*, andere die mit *ū*. Zahlreiche Nachweise bieten Walker's Bemerkungen zu diesem Wort und besonders die Wörterbücher von Worcester und Flügel. Auf *ō* weist die Schreibung *goard* im 18. Jh. (*N. E. D.*).

Wenn Fremdwörter wie *cure*, *demure*, *endure*, *obscure*, *pure*, *secure* *ū* vor *r* haben, so beruht das auf dem Einfluß des Schriftbildes. Doch ist auch in solchen Wörtern im Süden gelegentlich *ō* zu hören, vgl. Western, *Englische*

Lautlehre[2] § 144, Lloyd, *Phon. Stud.* V, 95. *pure* wird in der Vulgärsprache zu *pǭə*, wofür Thackeray *poar*, *pore* schreibt (Storm, *E. Ph.* 383, 820).

VI. Kapitel.

VERLUST DES i̯ IN i̯ū NACH KONSONANT.

i̯ū aus me. *ęu*, *ū* hat in der neuenglischen Schriftsprache *i̯* verloren nach *r*, *l*, *(t)š*, *(d)ž*: *rude*, *true*, *crew*; *blue*, *fluent*; *chew*, *Jew*.

1. Grammatikerzeugnisse. Nach Ausweis von Orthoepisten ist die Monophthongierung im Hochenglischen früher häufig weiter gegangen als heute.

Lediard 1725 bezeugt *ū* für *i̯ū* in großem Umfang; nicht nur nach *r*, *l*, sondern auch nach *n*, *d*, *t*, *s* kennt er *ū* neben *i̯ū*: *neuter*, *new*, *continue*; *dew*, *due*; *steward*, *stew*; *pursue*, *suit*, *suitor* (vgl. S. 101, 115, 116).

Johnston 1754 lehrt *ū* 'after *d*, *j*, *l*, *n*, *r*, *s*, and *t*, as in *durable*, *June*, *luminous*, *nutrition*, *rural*, *superb*, *tulip*' (S. 50).

Walker 1791 bezeugt *ū* für *i̯ū* für London (Einleitung § 265):

> There is a corrupt pronunciation of it like *oo* chiefly in London, where we sometimes hear *dew* and *new* pronounced as if written *doo* and *noo*.

Auch der Verfasser von *An Essay on the Science of Pronunciation*, London 1850, sagt § 105:

> *duty* may daily be heard among the commonalty of London, as if written *dooty*, instead of *dewty*.

In Amerika ist *ū* in *new*, *duke*, *suit* u. dgl. noch sehr verbreitet. Zeugnisse für die ältere Aussprache in Amerika bietet Grandgent in *Publications of the Modern Language Association* XIV (1899), 224 f.

2. Schreibung. Auf dialektisch frühen Übergang von *i̯ū* > *ū* deuten vielleicht folgende Schreibungen: *dowties* = *duties* *Loseley Manuscripts* (ed. Kempe, London 1836), S. 313 (1579), *Plumpton Corresp.* (1460—1551, ed. Camden Soc.), S. 71, *rowle(s)* = *rule(s)* *Gossip from a Muniment Room* (aus Shakespeares Zeit)

S. 103, *Records of a London City Church* 1509, S. 269, *glowe* = *glue* (afrz. *glu*) 'Leim' 15. Jahrh. (*N. E. D.*).

3. Die heutigen Mundarten. Für *new*, *suit* finden wir *nuu*, *suut* in verschiedenen Gegenden: im Süden, Osten und im östlichen Mittelland.

Zu beachten ist, daß *few* < me. *fęwe* nicht als *fuu* erscheint außer in einer Mundart des südlichen Mittellands (D. 29⁴ S), wo es von Ellis als 'fine' bezeichnet wird (vielleicht ist es hier von *new* beeinflußt: *nuu* neben *niu*, so *fuu* neben *fiu*).

Man vergleiche noch Alford, *Queen's English*, S. 36:

> There is a very offensive vulgarism, most common in the midland counties, but found more or less almost everywhere: giving what should be the sound of the *u* [1]) in certain words, as if it were *oo*: calling 'duty' *dooty*, 'Tuesday' *Toosday*; reading to us that 'the clouds drop down the *doo*'; exhorting us '*dooly* to do the *dooties* that are *doo* from us'; asking to be allowed to see the *noospaper*. And this is not from incapacity to utter the sound; for though many of these people call 'new' *noo*, no one ever yet called 'few' *foo*.

In den *Vulgarities* 1826 heißt es (S. 261):

> Another vulgar pronunciation very common in London, in the South and East of England, as well as among the vulgar-genteel in Scotland and Ireland, is that of sounding the long *ū* like *oo*, instead of *you*. To a correct ear, this sound appears extremely vulgar and offensive. Beispiele: *duty, produce, due, dew, kew, steward, lieu. luke, lunar, music, new, numerous, puny, purely, putrid, Tewkesbury, tube, tulip, tumult, tutor. ū* statt *i̯ū* nach *s* (*superfluous, suit, suicide*) ist nach S. 12 'common in the South'.

4. Lautentwickelung. Wenn in der Schriftsprache neben *i̯ū* früher *ū* nach Dental gesprochen wurde, so ist das auf Dialektmischung zurückzuführen.

---

[1]) *u*, d. h. *i̯u*.

VII. Kapitel.

ENTSTEHUNG VON *ki̯*, *gi̯* UND *pw*, *bw*.

I. *ki̯*, *gi̯*.

1. Grammatikerzeugnisse. An der Wende des 18. und 19. Jahrhs. war es noch üblich, zwischen *k*, *g* und palatalen Vokalen ein *i̯* einzuschieben. Walker bezeugt diese Aussprache z. B. in *card*, *garrison*, *kind*, *guide* = *ke-ard*, *ge-arrison*, *ke-ind*, *gue-ide* (vgl. §§ 92, 160 der Einleitung zum Wtbch.).

Im Jahre 1826 wandte sich der Verfasser von *The Vulgarities of Speech Corrected* (S. 15) gegen Walkers Angaben: *kyind* 'kind', *kyar* 'car', *ghyarden* 'garden' usw. erklärt er für vulgär, nur vor kurzem *ă* läßt er die palatalisierten Gutturale noch gelten (*kyannot* 'cannot', *ghyarrison* 'garrison').

Der Phonetiker Bell hat die palatalisierte Aussprache noch gelehrt, obwohl sie schon zu seiner Zeit veraltet war (Ellis *E. E. P.* I, 206).

Diese Palatalisierung des *k*, *g* ist nicht neuen Datums. Hodges 1644 scheint sie schon gekannt zu haben: er gibt für *g* den Lautwert *gyee* (für *k* dagegen *kee*, S. 6). Deutlich spricht sich Wallis 1653 über diese Palatalisierung aus, die er mit richtigem Verständnis mit dem Einschub eines *w* zwischen labialen Cons. und *o*, *oi* zusammenstellt. Er sagt: ([3]1672, S. 35f.):

> Est autem observatu non indignum, consonas *y* et *w* (licet non attendentibus, et inobservatas), plerumque inter pronunciandum subjungi consonis affinibus ante affines vocales. Nempe *y* subjungitur saepe Gutturalibus consonis, *c*, *g*, sequente vocali palatinâ: sonantur enim *can* possum, *get* acquiro, *begin* incipio, etc. acsi scriberentur *cyan*, *gyet*, *begyin*: vix enim transire potest lingua ab his gutturalibus consonis ad vocales palatinas formandas, quin, etiamsi nolit, pronunciabit *y*: At ante alias vocales non item; ut in *câll* voco, *gâll* fel, *go* eo, *gun* bombarda, *goose* anser, *come* venio, etc. *W* subjungitur nonnunquam consonis labialibus *p*, *b*, praesertim ante *o* apertum, ut in *pot* olla, *boy* puer, *boile* coquo, etc. quae sonantur acsi scripta

essent *pwot*, *bwoy*, *bwoile*, etc. sed neque semper, neque ab omnibus sic efferuntur.

Für uns ist ein Zusatz späterer Auflagen von Wert.[1]) Hinter dem Satz über die Aussprache *ky*, *gy* lesen wir (so in der Gesamtausgabe von Wallis' Werken 1699):

sic, pro *can*, possum, audies Scotos et Boreales Anglos, dicentes, *kan*; Meridionales, *kyan* : et sic in aliis.

2. Die heutigen Mundarten. Der Übergang von *k* > *ki̯*, *g* > *gi̯* vor palatalen Vokalen ist in heutigen Mundarten weit verbreitet. Nach Grüning, *Schwund und Zusatz von Konsonanten in den ne. Dialekten* S. 57 fehlt die Palatalisierung nur im südlichen Westen und einigen Dialekten des Ostens und östlichen Mittellandes.[2]) Man vergleiche damit die Angaben in den jüngeren Auflagen von Wallis: Scoti & Boreales Angli *kan*, Meridionales *kyan*.

3. Lautentwickelung. Heute haben diejenigen Gegenden, die am nächsten bei London liegen, die Palatalisierung nicht. Durch den Einfluß der Schriftsprache, die ja in neuerer Zeit die Palatalisierung aufgegeben hat, wird die ursprüngliche Ausdehnung dieses Gebietes vergrößert worden sein. Offenbar aber sind *ki̯æn*, *bigi̯in* im Hochenglischen von *kæn*, *bigin* verdrängt worden durch den Einfluß der Mundarten, denen die Palatalisierung von Haus aus fremd war.

Die neuenglische Palatalisierung der Gutturale vor palatalen Vokalen bietet eine Parallele zur altenglischen Lautentwickelung. Wo in altenglischer Zeit ein Guttural vor einem (primären) palatalen Vokal stand, wurde er palatalisiert: *kīld* (*cild*) wurde zu *ki̯īld*, woraus schließlich *tšīld* (*child*) entstand. Diese Entwickelung trat bekanntlich nur in einem Teil des englischen Sprachgebietes (im Südhumbrischen) ein. In neuenglischer Zeit, als wiederum die Gutturale vor palatale Vokale zu stehen kamen, hat sich die Palatalisierung wiederholt, wiederum nur in einem Teil des Sprachgebietes; sie ist aber über die Stufe *ki̯* nicht hinaus gelangt.

[1]) J. Greenwood, *An Essay towards a practical English Grammar* ([3] 1729) hat seiner Übersetzung von Wallis' Erörterungen eine Ausgabe ohne diesen Zusatz zugrunde gelegt.

[2]) Der Ortsname *Kineton* im Gebiet des D. 6 heißt in der örtlichen Aussprache *kjintən* (Ellis *E. E. P.* V, 58*).

II. *pw*, *bw*.

1. Grammatikerzeugnisse und Schreibung. Wallis hat gleichzeitig mit *ky*, *gy* vor palatalen Vokalen *pw*, *bw* vor velaren Vokalen bezeugt: *pot* = *pwot*, *boy* = *bwoy*, *boil* = *bwoil*. Auch andere Grammatiker reden von dieser Aussprache. So lehrt Gill 1621 *boy* wie *buoi* mit Triphthong zu sprechen, mit dem Zusatz „*boi* dialectus est Borealium“ (S. 30[30]).

Butler 1633: *Oi*, in *boy*, wee sound (as đe French doo') *woë*: for wer'as đey writ' *bois*, *soit*, *droict*; đey say *bwoes*, *swoet*, *drwoet* (S. 27).

Der Einschub des *w* nach Labial findet sich schon in den *Cely Papers* 1475—1488: *pwoynte* (S. 85), *apwoyntyd* (S. 100).

2. Die heutigen Mundarten. Dieser Einschub eines *w* zwischen labialen Kons. und dunklen Vokalen ist heute in gewissen Dialektgebieten zu finden, wie es scheint, besonders im Süden und Westen.

3. Lautentwickelung. Diese Gegenden haben früher auf die schriftenglische Aussprache Einfluß gehabt. *bwoi* 'boy' aus diesem Dialektgebiet ist in der Schriftsprache von *boi* verdrängt worden, das für Gill eine nordenglische Dialektform war.

Als Dialektwort aus dem Gebiet, das *w* zwischen Labial und dunklem Vokale einschiebt, hat man *buoy* 'Boje' in der Aussprache *bwoi* erklärt, vgl. Köppel bei Grüning S. 52 (der hier seine frühere Erklärung *Sp.-P.* S. 51 zurücknimmt) und Kruisinga S. 76[4]. Dagegen spricht, daß die Seeleute selbst *boi* sagen, vgl. *N. E. D.* und Smart, *Dictionary*: On board of a ship, where the word *buoy* is always occurring, it is called a *boy*; though the slow, correct pronunciation is *bwoy*.

Die Einschiebung eines *w*, *y* als Übergangslaut ist nicht zu verwechseln mit der Vorsetzung dieser Laute infolge der Diphthongierung von *ǭ* = *uə́*, *u̯ə́*, von *ę̄* > *iə́*, *i̯ə́*. Auch diese Lautentwickelung, die gewissen Mundarten eigen ist, hat auf die Schriftsprache Einfluß gehabt. Das hat schon Luick in seinen *Untersuchungen* § 85 ff., 242 festgestellt. So ist *ǭn* 'one' in der Schriftsprache durch *u̯ǫn* verdrängt worden. Dagegen haben *i̯erb* für *herb* u. dgl. nur vorübergehend Eingang in

die Schriftsprache gefunden; solche Formen werden erst im 17 Jh. von Grammatikern bezeugt, aber schon im 15. und 16. Jh. finden wir die Schreibung *yerbe* (*N. E. D.*).

VIII. Kapitel.

DIE GUTTURALE SPIRANS.

In der Behandlung der gutturalen Spirans ist die Schriftsprache bekanntlich durchaus nicht einheitlich. In Wörtern von ursprünglich analoger Lautgestalt finden wir heute verschiedene Entwickelung vor. Dazu kommt noch, daß in der frühneuenglischen Zeit häufig ein und dasselbe Wort in verschiedener Aussprache vorkam. Nach den vorausgehenden Untersuchungen liegt die Annahme nahe, daß die Schriftsprache aus verschiedenen Dialektgruppen geschöpft hat.

Zunächst hebe ich die Hauptzüge der Geschichte der gutturalen Spirans in Kürze hervor.

1. Im Nordhumbrischen bleibt die Spirans lautgesetzlich bewahrt, während im nördlichen Mittelland heute nur noch spärliche Spuren von ihr zu entdecken sind. Die Geltung der Spirans wird beeinträchtigt einmal durch die Wirkung der Analogie, weiterhin durch Einfluß südhumbrischer Mundarten oder der Schriftsprache.

2. Im Südhumbrischen haben wir einen scharfen Unterschied zu machen zwischen der palatalen und velaren Spirans (χ und x).

1. χ ist durchweg geschwunden: *high*, *light*.

2. Bei x haben wir zu scheiden zwischen der Stellung im Auslaut und der Stellung vor *t*.

a) Auslautendes x wird lautgesetzlich zu *f*. Wo wir vokalischen Auslaut vorfinden, haben wir es mit Analogiebildungen nach Formen mit inlautendem *gh* zu tun:[1]) die Ausgleichungen gehen häufig in Schriftsprache und Mundarten

---

[1]) Interessant ist *þrūənþruf* 'through and through' in Lancashire (K. G. Schilling): das erste *gh* ist in der intervokalischen Stellung geschwunden, das zweite im Auslaut zu *f* geworden.

in verschiedener Richtung. Für die Schriftsprache vgl. Köppel, *Archiv* CIV, 31 ff.

b) Die Lautgruppe *xt* zeigt in der Schriftsprache doppelte Entwickelung, ohne daß Analogiebildungen in Frage kommen könnten.

In diesem letzten Fall liegt nun meines Erachtens Dialektmischung vor. In einigen Wörtern ist *x* geschwunden, in anderen ist es auch hier zu *f* geworden. Beispiele für die erstere Entwickelung sind: *aught*, *bought*, *brought*, *daughter*, *fought*, *ought*, *naught* (*nought*), *slaughter*, *sought*, *taught*, *thought*, *wrought*, die zweite Entwickelung sehen wir in *draught* (*draft*), *laughter* (das jedoch von *laugh* beeinflußt sein wird).

1. Grammatikerzeugnisse, Reime und Schreibung. In frühneuenglischer Zeit waren die Formen mit *f* häufiger: durch Orthoepistenangaben, Reime und gelegentliche Schreibungen werden *bought*, *daughter*, *naught*, *taught* usw. mit *f* bezeugt. Auf der anderen Seite kam *draught* bis in die neueste Zeit in der Aussprache *drǫt* neben *drāft* vor. Nachweise habe ich *E. G.* S. 66 ff. gegeben.

2. Die heutigen Mundarten. In den heutigen Mundarten finden wir nun auch keine einheitliche Entwickelung der Gruppe *xt*. Daran ist jedoch allem Anschein nach der Einfluß der Schriftsprache und die Vermischung der Dialekte unter sich schuld. Wenn wir in heutigen Mundarten Formen finden, die mit der Schriftsprache nicht übereinstimmen, dürfen wir sie i. a. für bodenständig halten.

Tatsächlich finden wir in den Mundarten Wörter, in denen *x* im Gegensatz zur Schriftsprache durch *f* vertreten ist. Solche Formen sind *E. G.* S. 75 f. zusammengestellt, die Liste läßt sich durch das *E. D. D.* jetzt noch ergänzen.

Mit *f* werden im Gegensatz zum Hochenglischen bezeugt: *brought* (Cornwall), *daughter* (Devon, Somerset selten, Cornwall; East Anglia früher, Norfolk: NO.-Yorkshire), *drought* (Lancashire, Yorkshire, Cumberland, Westmoreland), *fought* (West-Yorkshire), *ought* (Devon, Somerset, Cornwall, East Anglia), *thought* (Kent, Devon, Cornwall), *slaughter* (Yorkshire).

Wir dürfen annehmen, daß in den Mundarten, in denen im Gegensatz zur Schriftsprache eines oder das andere Wort

f aufweist, die Verschiebung von *x* zu *f* das Lautgesetzliche ist. Daß in den Mundarten *f* früher verbreitet war, darauf deuten auch Formen wie *oft* 'ought', *thoft* 'thought', *soft* 'sought', die Fielding in seinem *Tom Jones* als Kennzeichen der Vulgärsprache anwendet (Ellis *E. E. P* I, 212).

Formen mit *f* < *x* vor *t* sind bezeugt für Mundarten des westlichen und östlichen Südens, des Ostens, des nördlichen Mittellandes und Nordlandes. In diesen Mundarten wäre also *x* vor *t* lautgesetzlich zu *f* geworden.

Schwund des *x* im Gegensatz zur Schriftsprache findet sich in *laughter* im mittleren Süden, Westen, Mittelland, außerdem in Mundarten des Ostens und Nordens.

Eine scharfe Grenze zwischen dem *f*-Gebiet und dem Schwundgebiet läßt sich natürlich nicht ziehen; das dürfen wir bei dem Zustand der englischen Mundarten auch gar nicht erwarten.

3. Lautentwickelung. Die Schriftsprache hat allem Anschein nach aus beiden Dialektgruppen geschöpft. Im Lauf der Zeit ist der Einfluß des *f*-Gebietes von dem des Schwundgebietes übertroffen worden.

Das aus *gh* entstandene *f* ist den schottischen Mundarten fremd. Darum findet es Craigie *N. E. D.* VIII, 12 mit Recht auffällig, daß das aus keltischem *cuach* entlehnte schottische *quaich*, *quaigh* (*kweiχ*) 'drinking-cup' im 18. Jh. gelegentlich in der Form *quaff*, *queff*, *coif* auftritt. Allem Anschein nach handelt es sich da um Umsetzung eines schottischen Wortes in das englische Lautsystem: weil einem nordhumbrischen *enūχ* 'enough' südhumbrisches *enuf* entspricht, ist schottisches *kweiχ* zu *queff* u. dgl. umgebildet worden. Wir haben somit hier einen Fall von 'umgekehrter Lautgebung'.

Während in diesem Wort *χ* durch *f* ersetzt ist, erscheint in einem anderen Fall schott. *χ* für engl. *f*. Die schottische Entsprechung von engl. *rafter* (ae. *ræfter*) 'Dachsparren' ist *rachter*, *rauchter*, *raychter*. Craigies Annahme (*N. E. D.*), diese schottischen Formen stammten wahrscheinlich aus dem Niederdeutschen, schwebt vollständig in der Luft. Ich sehe in *rachter*

nichts anderes als engl. *rafter* mit 'umgekehrter Lautgebung': da engl. *lafter* schottischem *lachter* entspricht, ist *rafter* zu *rachter* umgebildet worden.

IX. Kapitel.

DIE LAUTGRUPPE *w* + VELARER VOKAL.

1. Grammatikerzeugnisse und Schreibung. Für die frühneuenglische Zeit wird von Jones 1701 Schwund des *w*- vor *u* bezeugt. Er anwortet auf die Frage, wann der Laut *o* mit dem Buchstaben *wo* geschrieben werde (S. 82):

„When it may be sounded *wo*, [as in *forswore*, *forsworn*, *swole*, *swol'n*, *swop*, *sword*, *swore*, *sworn*]; and such as begin with *wo*: as *wo*, *wolf*, *Wolverhampton*, *Wolverton*, *woman*, *womb*, *wonder*, *wont*, *word*, *work*, *worm*, *worn*, *worry*, *worse*, *worship*, *wort*, *worth*, *worthy*, *woven*, *would*, *wound*: Which are, especially those of two or more Syllables, sounded as beginning with an *o*.“

Laut *o*, geschrieben *woa*: *woad*, sounded *ode*.
Laut *oo*, geschrieben *woe*: *woe* (to court) etc. (S. 86):
Laut *oo*, geschrieben *woo*: *wood*, *woof*, *wool*.
Laut *oo*, geschrieben *wool*: *Woolstead*, sounded *oostead*.
Laut *oo*, geschrieben *worce*: *Worcester*, sounded *ooster*.
(Vgl. auch S. 118.)

Dazu kommen gelegentliche Schreibungen. Beispiele s. *Anglia* XXIII, 447, *Transactions of the Cambridge Phil. Soc.* V, 214.

2. Die heutigen Mundarten. In heutigen Mundarten ist *w*- vor *u* vielfach geschwunden; und zwar außer in Schottland besonders im Süden und Westen.

Wenn in Devonshire *woman* neben *old'oman* steht, so scheint der Schwund des *w* vor *u* an die Bedingung geknüpft zu sein, daß ein Konsonant vorausgeht.

Im Anschluß daran sei darauf hingewiesen, daß auch der Schwund des *y* vor *i* (wo er nicht der Unbetontheit zuzuschreiben ist, wie in *if* aus *ȝif*) wohl nur dann erfolgt, wenn im Satzzusammenhang ein konsonantisch auslautendes Wort vorausgeht.

3. Lautentwickelung. Die Wörter ohne *w* vor *u*, die in der frühneuenglischen Schriftsprache vorkamen, stammen aus dem Mundartengebiet, in dem *w* vor *u* lautgesetzlich schwindet. In *ooze* 'langsam abfließen, der langsame Abfluß, Schlamm' aus ae. *wāse*, das seit dem 16. Jahrh. ohne *w*- geschrieben wird, hat sich die Dialektform in der Schriftsprache gehalten.

SCHLUSSBEMERKUNGEN.

In den vorstehenden Untersuchungen haben wir mehrfach dialektische Einschläge, Dialektmischung in der Schriftsprache erkannt. Die Erscheinung greift noch weiter, doch soll für neue Untersuchungen reichlicheres und besseres Dialektmaterial abgewartet werden.

Der große Einfluß der Mundarten auf die Schriftsprache erklärt sich aus der Lage von London an der Grenze verschiedener Dialektgruppen. Die Hauptstadt hat im Laufe der Zeit gewaltigen Zuwachs aus den umliegenden Gegenden erfahren; die Angehörigen verschiedener Dialektgebiete haben sich in großen Mengen in London zusammengefunden, und ihre Sprache hat die Gemeinsprache beeinflußt. Gerade in dem für die englische Lautentwickelung so wichtigen 17. Jahrhundert ist die Einwohnerzahl Londons auffallend rasch gestiegen, obgleich die Pest sehr viele Menschen hinraffte; besonders nach der großen Pest von 1665 und der Feuersbrunst von 1666 wuchs die Stadt mit großer Schnelligkeit.[1])

Durch den Einfluß der Mundarten auf die Schriftsprache kam die hochenglische Aussprache der früheren Zeit ins Schwanken. Zu der alten Aussprache kam eine neue hinzu. Beide bestanden eine Zeitlang nebeneinander, und in einzelnen Fällen ist heute die Doppelheit noch nicht beseitigt.

Manchmal ist durch die Wirkung der Analogie die Zahl der Doppelformen noch vermehrt worden. Dafür ein paar Beispiele.

---

[1]) Zahlenangaben findet man in der *Encyclopædia Britannica* (unter *London*), bei W. J. Loftie, *History of London*, London [2]1884. Zur Entstehung der Gemeinsprache vgl. die allgemein gehaltenen Erörterungen von O. Jespersen, *Phonetische Grundfragen*, Leipzig 1904, S. 42.

I.

Cooper 1685 lehrt für *boar* 'aper' (ae. *bār*, me. *bǭr*) die Aussprache *ū*. Luick *Anglia* XVI, 45 möchte die Richtigkeit seiner Angabe anzweifeln. Sicher ist jedoch zunächst, daß *boar* nicht aus Versehen unter die Wörter mit *ū* geraten ist. Es steht (S. 45) in der Liste von Wörtern, in denen der Vokal wie *oo*, d. h. *ū* gesprochen wird, außerdem erscheint es mit *ū* als eines von wenigen Beispielen unter der Überschrift 'De vocali *oo* labiali' (S. 14). Dazu kommt noch, daß sich diesem *būr* andere frühneuenglische Aussprachen zur Seite stellen: *mūr* = *more*, das Hodges 1644 wiederholt durch die Schreibung *môrȩ* bezeugt (gegenüber *môst* = *mōst*) und das von demselben Gewährsmann bezeugte *hūrs* = *hoarse* (*hôarsȩ* S. 42).

Diese Formen können kaum lautgesetzlich aus me. *bǭr*, *mǭre*, *hǭ(r)s* entstanden sein. Trotzdem halte ich diese Formen für richtig beobachtet. Neben *flōr* stand frühneuenglisch *flūr*, beide Aussprachen waren hochenglisch. Nach diesem Muster wurde zu lautgesetzlichem *bōr*, *mōr*, *hōrs* ein neues *būr*, *mūr*, *hūrs* gebildet.

II.

So erklären sich auch einige frühneuenglische *ī* aus me. *ę̄* (wenn nicht etwa früher dialektischer Übergang von *ę̄* > *ī* anzunehmen ist, vgl. Kluge, Pauls *Grdr.* I², 1041 Anm.). Die Wörter mit westgerm. *ā* kamen in der frühneuenglischen Schriftsprache großen Teils in doppelter Aussprache vor: mit *ę̄* entsprechend der alten sächsischen Aussprache, mit *ī* aus *ē* entsprechend der anglischen Lautentwickelung. Wie neben *ę̄ven* (ae. *ǣfen*) ein *īven*, neben *fę̄r* ein *fīr* (*fear*) stand, so konnte neben *ę̄ven* (*even*, ae. *efen*) ein neues *īven* gestellt werden (Hodges 1644 *ēvȩn* mit *ē* = *ī*), neben *ę̄r* (*ear*) ein neues *īr* (nach Butler 1633, S. 3 mit *ī* 'only by soom, and in soom places', Cooper 1685, S. 10). Es wäre sogar wunderbar, wenn nicht gelegentlich solche analogische Neubildungen zustande gekommen wären.

III.

Für frz. *a* vor Nasal hatte das Frühneuenglische verschiedene Aussprachen. Neben *ǭ* und *ǣ* stand *ā*: frz. *cha(u)nce*

= *tšǫns*, *tšǣns, tšāns*. Diese drei Formen werden uns von Grammatikern bezeugt und durch heutige Mundarten bestätigt. Worauf die Verschiedenheit der schriftsprachlichen Formen beruht, will ich hier nicht erörtern.[1]) Es genügt, festzustellen, daß diese Schwankungen bestanden.

Sehr auffallend ist es nun, daß in einheimischen Wörtern *a* vor Nasal dasselbe Schwanken aufweist wie in französischen.

answer (ae. *an*[*d*]*swarian*) hat heute *ā* wie *chance*. Früher schwankte die Aussprache. Gill 1621 tadelt *aunsuer* pro *answer* (S. 13, 36), *ă* lehrt Hodges 1644 (*answer*, zweimal S. 108), auch Cooper 1685, Miege 1688, Jones 1701, Buchanan 1766, Sheridan 1780, Walker 1802, sprechen *ă*; *ā* finden wir bei Johnston 1764, Nares 1784.

ant 'Ameise' lautet heute im Hochenglischen *ænt* und *ānt* (*N. E. D.* verzeichnet nur die erste Aussprache). Im 18. Jh. wird teils *ă* (Buchanan, Sheridan, Walker), teils *ā* (Johnston, Nares) gelehrt.

Die doppelte Aussprache in diesen einheimischen Wörtern ist wohl eine Folge der Mehrheit von Formen bei den Fremdwörtern. In der früheren Zeit des Schwankens der Aussprache kamen für frz. *a*(*u*)*nte* 'Tante' *ănt* und *ǣnt* (die Vorstufe des heutigen *ānt*), für frz. *cha*(*u*)*nce tšāns* und *tšǣns* nebeneinander vor. So wurde auch neben einheimisches *ănt* 'Ameise' ein *ǣnt*, neben einheimisches *ăns*(*w*)*er* ein *ǣns*(*w*)*er* gestellt. Im ersten Fall überwiegt heute in der gebildeten Sprache die ursprüngliche Form, im zweiten hat die analogische Neubildung gesiegt.

Ist so auch *wǭnt* für *want* zu erklären? Buchanan 1766 bezeugt *ǭ* in diesem Wort, auch in *wanton*, dagegen *ŏ* in *wander*; und der Norwicher Schulmeister Ch. Bryant, *A Key to Letters* 1769, lehrt in *want ǭ*, eine Aussprache, auf die die Schreibung *waunt* in Briefen aus Shakespeares Zeit (*E. St.* XXVII, 127) deutet. Heutige Mundarten im westlichen Osten und südlichen Mittelland sprechen in *want ǭ*. Vielleicht liegt aber eine sekundäre Dehnung vor, wie sie mundartlich in *wash* und dgl. vorkommt?

[1]) Beachtenswert ist eine Notiz bei Butler 1633, S. 3: er schreibt der Aussprache entsprechend in seiner Reformorthographie *chang'*, *strang'* usw. für *chaung'*, *straung'*, „as they are yet sounded in the North".

Sweet, *H. E. S.* § 860 sieht in *au* von *aunt* 'Ameise' und *aunswer* Analogie des Anglofranzösischen, ohne sich über die Art zu äußern, wie diese Analogie gewirkt haben soll.

Luick hat sich dagegen *Anglia* XVI, 490 deutlich darüber ausgesprochen, wie er sich den französischen Einfluß denkt. In *answer*, *ant*, *scant* haben wir die einzigen Fälle der Folgen *ans*, *ant* in germanischen Wörtern, und Luick möchte darum vermuten, „daß hier an Stelle einer seltenen Lautfolge eine ähnliche bei weitem üblichere gesetzt wurde, also Lautsubstitution innerhalb der Sprache selbst eintrat." Ich halte mit Luick die Lautsubstitution in einheimischer Lautentwickelung für eine sehr wichtige Erscheinung; aber in diesem Fall kann sie, glaube ich, nicht vorliegen. Eine solche Lautsubstitution tritt ein, wenn durch irgendwelche Sprachentwickelung Lautverbindungen zustande kommen, die den Sprechenden fremd sind. Aber in *answer* und *ant* waren *ans* und *ant* altgewohnte Lautverbindungen. Sie kamen zudem nicht nur in diesen wenigen einheimischen Wörtern vor, sondern, wie wir gesehen haben, auch in einer ganzen Reihe von fremden. Aber auch wenn die Lautgruppen *ans*, *ant* nur in diesen wenigen englischen Wörtern vorhanden gewesen wären, so wären sie trotzdem keine „ungeläufigen" Lautgruppen gewesen. Es kommt ja nicht auf die Zahl der Wörter an, sondern auf die Häufigkeit ihres Gebrauchs, und *answer* und *can't*, *shan't*, die Luick hinzunimmt, gehören doch nicht zu den seltenen Bestandteilen der Umgangssprache.

Ebenso könnte zu *kant* (*can't*) ein *kānt*, zu *shant* (*shan't*) ein *shānt* neugebildet worden sein. Doch möchte ich für diese Fälle im Hinblick auf *don't* eine andere Erklärung vorschlagen, die ich in einem 'Anhang' am Schluß dieses Heftes beifüge.

ZWEITER ABSCHNITT.

VOM EINFLUSS DER SCHRIFTSPRACHE AUF DIE MUNDARTEN.

In früherer Zeit haben verschiedene Dialektgruppen starken Einfluß auf die von London ausgehende Gemeinsprache ausgeübt. In jüngerer Zeit wirkte umgekehrt die Schriftsprache in ungewöhnlich starkem Maß auf die Mundarten ein, besonders auf diejenigen, die dem Herd der Schriftsprache nahe sind.

Zwei Tatsachen sind es im wesentlichen, die die Zerrüttung der englischen Mundarten erklären. Zunächst ist zu bedenken, daß die Londoner Mundart sich schon früh zur Gemeinsprache emporgeschwungen hat; die Gemeinsprache hat viel *länger* und viel *nachhaltiger* auf die Mundart gewirkt als etwa in Deutschland. Dazu kommt noch, daß im Süden und Mittelland gerade derjenige Teil des Volkes, der der Träger der reinen Mundart ist, daß *der Stand der kleinen, seßhaften Bauern* so sehr zurückgegangen ist.[1])

Der Einfluß der Schriftsprache auf die Mundarten hat interessante lautliche Erscheinungen im Gefolge. Daß die schriftsprachlichen Wörter in der aufnehmenden Mundart Lautsubstitution erfahren, ist natürlich. Seltener ist die *analogische Lautsubstitution* oder *umgekehrte Lautgebung*: Da schriftsprachlichem *lait* (*light*) im Norden *liχt* entspricht, ist *dilait* (me. *delīt*) bei seiner Übernahme ins Nordenglische zu *diliχt* (Ellis' D. 32[3], 38) umgebildet worden. Auf derartige Fälle ist schon öfters hingewiesen worden,[2]) besonders von Luick.

---

[1]) Über die Gründe dieser Erscheinung vgl. z. B. den kurzen, zusammenfassenden Aufsatz von H. de B. Gibbins, ***The Revival of English Agriculture,*** in: ***Westminster Review*** CXXX (1888), S. 718 ff.; W. Cunningham, ***The Growth of English Industry and Commerce in Modern Times,*** Cambridge 1892 (mit Literaturangaben).

[2]) Vgl. auch oben die Bemerkungen über schott. ***rachter*** = ***rafter*** S. 47 f.

Gelegentlich vermischen sich die mundartliche und schriftsprachliche Form: so kann im Norden, beim Versuch, hochenglisch zu sprechen, aus mundartlichem *liχt* und hochenglischem *lait* eine Kompromißform *laiχt* entstehen.

Auch in der frühneuenglischen Schriftsprache ist aus konservativem *liχt* und fortschrittlichem *ləit* gelegentlich ein *ləiχt* gebildet worden. Oder man hat früher für *few* aus neuem *fiu* + altem *feu* ein *fieu* gebildet (Ellis *E. E. P.* I, 139). Heutiges *senšiur* 'censure' ist aus *senšər* und *sensiər* kontaminiert (vgl. unten Abschnitt III, Kap. 2).[1])

Von diesen natürlich entwickelten Kompromißbildungen sind die künstlich von Sprachmeistern geschaffenen zu trennen. Um die beiden Extreme *ä* und *ā* vor stimmlosen Spiranten (*glass*, *path*) zu vermeiden, hat der Orthoepist Smart einen *medium sound* vorgeschlagen (vgl. Storm *E. Ph.* S. 375):

> . . . there can be no harm in avoiding the censure of both parties by shunning the extreme that offends the taste of each.

'Smart's compromise' findet sein Seitenstück in den Sprachbüchern deutscher Orthoepisten. So will K. Heyse, *Theoretisch-praktische deutsche Grammatik* [5]1838, I, 170f. in *spitz*, *Stein* einen zwischen *s* und *š* in der Mitte liegenden Laut sprechen; und Roderich Benedix, *Der mündliche Vortrag* I, § 60 möchte hier ein 'besonders weiches' *š* haben.

Lautsubstitutionen, mechanische wie analogische, und Kompromißbildungen, trifft man überall, wo Schriftsprache und Mundarten sich vermischen. Dagegen spielen die überschriftsprachlichen Bildungen in den englischen Mundarten eine ganz besondere Rolle, sie sind sogar charakteristisch für die Dialekte Englands.

Die überschriftsprachlichen Formen.

Überschriftsprachliche Formen trifft man auf allen Sprachgebieten, wenn ein Mundartsprechender die Schriftsprache an-

[1]) Ein Beispiel aus dem Niederländischen sei noch angemerkt: bei „halfgeleerden" wird aus dialektischem *wuf* und schriftsprachlichem *wīf* eine Form *wuif;* vgl. J. te Winkel, *De Noordnederlandsche Tongvallen*, S. 147. — Die *halfgeleerden* heifsen bei uns im Volksmund *halbmürbe*.

wenden will. Einem Laut, einer Form der Mundart entsprechen oft zwei oder mehrere Laute oder Formen der Schriftsprache, und wer seine mundartliche Form in die Schriftsprache übersetzen will, trifft dann bisweilen nicht die richtige Wahl. In weiten Strecken des deutschen Sprachgebietes z. B. entspricht mundartlichem *ō* teils schriftsprachliches *ā*, teils schriftsprachliches *ō*: mundartliches *Schōf* = schriftsprachliches *Schāf*, aber *Ōfen* = *Ōfen*. Da kann es nun gelegentlich vorkommen, daß bei dem Versuch, schriftdeutsch zu reden, nach der Gleichung *Schōf* = *Schāf* die Gleichung *Ōfen* = *Āfen* gebildet wird. Das ist eine gelegentliche, individuelle Bildung.[1])

Im Deutschen kommen aber auch gewisse Wörter in den Mundarten ständig in überschriftsprachlicher Form vor: die Fremdwörter. So hört man in manchen deutschen Mundarten das Fremdwort *direkt* ständig in der Form *tirekt*, während einheimische Wörter mit *d* nur dann einmal mit *t*ʽ zu hören sind, wenn ein Dialektsprechender ausnahmsweise schriftdeutsch reden will. Die Fremdwörter nehmen eine Sonderstellung ein: sie kommen von außen in die Mundart, und der Dialektsprechende sucht sie möglichst gebildet auszusprechen. Vgl. Verf., *Analogischer Lautersatz (bezw. Lauteinschub) in Fremdwörtern*, in: *Zs. f. frz. Spr.* XXII[1], 63 ff., und J. J. Salverda de Grave, *Het individuele element bij het ontleenen van vreemde woorden*, in: *Handelingen van het Tweede Nederlandsche Philologen-Congres* (1900), S. 95 ff.

In England liegen die Verhältnisse ganz anders. Dort finden wir nicht nur Fremdwörter, sondern auch einheimische Wörter ständig in überschriftsprachlicher Form. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß in England die Mundarten ungemein stark von der Schriftsprache beeinflußt sind, daß dort auch englische Wörter in den Mundarten in ausgedehntem Maß Fremdwörter sind, daß dort das Streben, Schriftsprache zu sprechen, weiter verbreitet ist, wenigstens im Süden und Mittelland.

---

[1]) Vgl. O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart*, Rektoratsrede, Gießen 1896, S. 14 f. und Anm. 30 und 31 (mit Beispielen aus dem Deutschen); vgl. auch Rudolf Hildebrand, *Z. f. d. Ph.* II, 253 und R. Brandstetter, *Luzerner Mundart*, im *Geschichtsfreund* XLV (1890), 243 ff.

Der starke Einfluß der Schriftsprache auf die Mundarten erklärt es, daß in England überschriftsprachliche Formen so ungemein häufig anzutreffen sind.

1. Wohlbekannt ist die Vorsetzung eines *h* vor vokalisch anlautende Wörter bei den *h-droppers*, vgl. Wright in Pauls *Grundriß*[1] I, 979f. und Grüning *Schwund und Zusatz von Konsonanten* S. 3 ff., 49 ff.

2. Auch die Vertauschung von *v* und *w* ist bekannt. In Mundarten des Südens und Ostens, an der östlichen Küste von Kent bis Norfolk (vgl. Wright a. a O., Ellis *E. E. P.* V, 833) wird *v* lautgesetzlich zu *w* ('land of *Wee*'); ein *v* gibt es dort nicht. Wenn umgekehrt *v* für *w* gesetzt wird, so ist das eine überschriftsprachliche Bildung.[1])

3. Überhochenglisches *-ing* für *-in*, *-en* ist im ganzen englischen Sprachgebiet gelegentlich anzutreffen: unbetontes *iŋ* ist eben überall zu *in* geworden. Besonders häufig aber sind Formen wie *curting* für *curtain*, *capting* für *captain* in Südengland, wo der Einfluß der Schriftsprache am stärksten ist.

Amtliche Formen von Ortsnamen weisen *-iŋ* statt *-in* auf: *Itchington* geht auf ae. *æt Iceantūne* zurück, und der Fluß *Itching* in Hampshire hieß ae. *Icenan* (obl. Cas.), vgl. *Crawford Collection* S. 113. Bei Ortsnamen sind überschriftsprachliche Formen auch auf anderen Sprachgebieten keine Seltenheit.

4. Früher gab es in England Mundarten, in denen jedes *þ* lautgesetzlich zu *f* wurde, vgl. *E. G.* S. 91 ff. Ältere Belege gibt Varnhagen, *A. f. d. A.* IX, 179; außerdem: *fresshwald* aus *threshold* in Yorker Testamenten des 15. Jh., vgl. J. Baumann, *Sprache der Urkunden aus Yorkshire*, Heidelberg 1902, S. 87; *frust* für *thrust* in *Diary of Machyn* 1552, S. 21; *kiff*(*e*) für *kith* (ae. *cȳþþo*) 16.—18. Jh., *N. E. D.*

feabes, *feaberry* für *thebes* (ae. *þēfe*) 'Stachelbeere' ist gelegentlich aus mundartlichen Kreisen in schriftsprachlichen Gebrauch übernommen worden, vgl. *N. E. D. feaberry*.

---

[1]) Der Verfasser der *Vulgarities*, 1826, irrt, wenn er diese Vertauschung in ganz England finden will.

Infolge des Einflusses der Schriftsprache sind die Wörter mit *f* aus *þ* heute in den Mundarten sehr spärlich vertreten. Aber umgekehrt haben sich neben Formen mit altem *f* solche mit *þ* gestellt, und die sind z. T. festgeworden, z. B. *laugh*, *cough*; weitere Beispiele *a. a. O.*

Die Mundart hatte eine Zeitlang Doppelformen. Neben echtmundartlichem *fistle* 'thistle' stand aus der Schriftsprache eingedrungenes *thistle*, so wurde zu *frock* ein *throck* neugebildet. *death* für *deaf* wird schon 1735 als Kentizismus verzeichnet (Pegge *E. D. S.* C. III, 26), 1806 als Dialektform für Bedfordshire (T. Batchelor, *Orthoepical Analysis of the Engl. Language*, S. 120).

Die *Cely Papers* schreiben schon 1475—1488 *I nowythe* u. dergl. für *enough*. Schließlich darf wohl noch *couth* = *cough* bei dem Grammatiker Mason 1622 genannt werden (vgl. Brotanek S. XLVIII und *Litbl.* XXVI, 10).

Das Verhältnis von *rathe* zu *rave* 'a cart-rail, eines der Seitenstücke des Wagens' ist noch nicht aufgeklärt. Craigie *N. E. D.* sieht in *rathe* das Ursprüngliche. Im Hinblick auf deutsches *Rafe* 'Sparren' (ahd. *ravo*, mhd. *rave*) möchte ich dagegen *rave* für die ältere Form halten, zu deren Sippe wohl *rafter*, ae. *ræfter* 'Sparren' gehört.

th für *v* wäre dann überschriftsprachlich. Und das ist gerade bei diesem Wort leicht zu verstehen. Für Teile des Wagens entnimmt die Schriftsprache die Namen, die ihr fehlen, aus den Mundarten[1]). In diesem Fall ist das mundartliche Wort, das vielen gebildeten Engländern recht fremd sein wird, in das Lautsystem der Schriftsprache übersetzt worden. *th* für *v* ist umgekehrte Lautgebung, analogische Lautsubstitution. Umgekehrte Lautgebung kommt überall bei Entlehnungen vor: bei der Entlehnung von einer Sprache in die andere, von einer Mundart in die andere, von der Schriftsprache in die Mundart und schließlich auch bei der Entlehnung von der Mundart in die Schriftsprache. Mundartlichem *f* entspricht in der Schriftsprache sowohl *f* als *th*.

[1]) Vgl. dazu F. Kluge, *Über die Entstehung unserer Schriftsprache*, in den *Beiheften zur Zs. des allg. deutschen Sprachvereins*, Heft 6 (1894), S. 9.

Bei der Umsetzung des mundartlichen Wortes in das schriftsprachliche Lautsystem ist *th* statt *f* gewählt worden.

Ähnliche Erscheinungen können wir auch im Deutschen beobachten. Ahd **laubja* (> frz. *loge*) heißt im Hessischen *lęb*, *owərlęb* 'Speicher'; in der Schriftsprache würde das Wort *Oberläube* heißen. Aber in Hessen wird *owərlęb* ständig in hochdeutsches *Oberleib* umgesetzt, obwohl der Diphthong *äu* der Mundart geläufig ist. Mundartlichem *ę* entspricht bald hochdeutsches *eu*, *äu* (*frę̄d* = *Freude*), bald *ei* (*lęb* = *Laib*, *hę̄s* = *heiß*). Wenn wir *rüffeln* statt *riffeln* sagen, so ist bei diesem literarisch seltenen Wort mundartliches *i* mit umgekehrter Lautgebung in schriftsprachliches *ü* umgesetzt worden (ma. *i* = schriftspr. *i* und *ü*). Auch sonst finden wir in der gebildeten deutschen Aussprache Wörter mit *ü* für altes *i*, *äu* für *ei*, *t* für *d* (ma. *d* = schr. *d*, *t*); aber bei der starken Abhängigkeit unserer Aussprache von der Schreibung handelt es sich da wohl um überschriftsprachliche Schreibungen, die jetzt nach der Schrift gesprochen werden, vgl. W. Braune, *Über die Einigung der deutschen Aussprache*, Halle 1905, S. 16 ff. und K. v. Bahder, *Grundlagen des nhd. Lautsystems*, Straßburg 1890.

5. Der dialektische Übergang des intervokalischen *d*, *t* zu *r* ist bekannt: *nobody* zu *nob(o)ry*, *get up* zu *ger up*; vgl. Wright § 286, Hargreaves § 74, 7 und 75,4, Kruisinga § 373, *Archiv* CXIV, 165. Gelegentlich findet man auch den umgekehrten Übergang. In der Schriftsprache hat sich seit dem 16. Jh. *paddock* 'Gehege, besonders für Pferde' für *parrock* (ae. *pearroc*) festgesetzt, während in den Mundarten *parək*, *parik* noch sehr verbreitet ist (vgl. *E. D. D.*). Das *N. E. D.* sieht in *paddock* „apparently a phonetic alteration of *parrock*", ohne die lautliche Veränderung zu erklären. Wiederum ist ein aus ländlichen Kreisen stammendes Wort mit analogischer Lautsubstitution in das Lautsystem der Schriftsprache übersetzt worden.

6. In den Gebieten, in denen *hw* (*wh*) zu *w* geworden ist, ist umgekehrt für ursprüngliches *w* gelegentlich *wh* (stimmloses *w*) eingetreten. Gelegentlich konnte es vorkommen, daß literarisch seltene Wörter in der Schriftsprache mit *wh* statt *w* gesprochen wurden. Festgesetzt haben sich: *whelk* 'Trompetenschnecke' aus ae. *weoloc*, *whortleberry* 'Heidelbeere' aus ae. *wyrtel*.

7. *kw-* hat eine ähnliche Entwickelung durchgemacht wie *kn-*. Die mundartlichen Entsprechungen dieser letzteren Lautgruppe sind *kn*, *tn*, *tnh* (*nh* = stimmloses *n*), *nh*, *n*; vgl. Verf., *E. G.* S. 1ff. Ähnlich wird *kw-* vertreten durch *kw*, *tw*, *wh* und *w*: *quick* = *kwik*, *whik*, *wik*, *quill* = *twil* (Windhill). *kw* finden wir im Gebiet der Schriftsprache, *tw*, *wh* und *w* im nördlichen Mittelland und Norden. Vgl. das reiche Material im *E. D. D.* und *N. E. D.* unter *Q*. Man beachte, daß für *quilt* 'kolter' (afrz. *cuilte*) im 15.—16. Jh. auch *twilt* geschrieben wird.

Die der Verschiebung von *kw* zu *wh* entgegengesetzte Erscheinung, *wh* zu *kw*, begegnet uns auf der *Isle of Man*, auf ursprünglich welschem Boden. Von der dort gesprochenen englischen Mundart sagt Ellis *E. E. P.* V, 360: It is an English spoken by foreigners, and, as is the case with Welsh-English, is not entirely book-learned, but more or less tinctured with the neighbouring dialect. Dort kommt neben *wheat* auch *kweet* vor, für *which* wird *kwich*, neben *whip* wird *kwip* bezeugt (vgl. D 23², 200, 464, 714 ff.). Diese Formen mit *kw* sind offenbar überschriftsprachlich: weil einem hochenglischen *kwik* mundartliches *whik* entspricht, wird *wheat* in *kweet* umgebildet.

8. Schwache Artikulation oder sogar Schwund des *r* vor Kons. ist in gewissen Gegenden schon früh eingetreten. In frühne. Texten haben wir für *au* vor Kons. manchmal *ar* vorgefunden: das deutet auf Schwund des *r* vor Kons.

Auch in heutigen Mundarten finden wir *ar* für *au*. Wo *lard* lautgesetzlich zu *lād* geworden ist, wird umgekehrt *lāf* (*laugh*) zu *lārf*, *dātər* (*daughter*) zu *darter* umgebildet. Solche Formen sind weit verbreitet, vgl. z. B. Kruisinga § 331 und Grüning, *Schwund und Zusatz von Konsonanten in ne. Dialekten*, S. 59. Formen mit *r*-Einschub sind auch in deutschen Mundarten häufig; vgl. dtsch. *Kartun* 'Kattun', *karmille* 'Kamille', rheinhess. *marš* 'Masche' (Lehnwort aus der Schriftsprache, mundartlich ist *šlop*), ndl. *stoorsion* 'station' usw.[1]) Aber bei uns werden solche überschriftliche Formen nur von Fremd-

[1]) Vgl. Verf., *Zs. f. frz. Spr.* XXII¹, 64 f., O. Weise, *Zs. f. hochdeutsche Mundarten* II, 244 ff. (mit unverständlicher Erklärung), K. Roos, *Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten*, im *Jahrbuch f. Geschichte u. Litt. Elsaß-Lothringens* XX (1904), 203.

wörtern gebildet, in England dagegen treffen wir sie ganz allgemein auch bei einheimischen Wörtern.

Vor gewissen Kons. ist *r* schon in mittelenglischer Zeit geschwunden. Besonders vor *s* wird in me. und frühne. Texten *r* in betonten Silben ausgelassen, wie im Vulgärlateinischen, vgl. *sursum* zu *susu*.

Me. und zum Teil frühne. Belege geben Behrens, *Frz. Lehnwörter* S. 196, Sopp, *Anglia* XII, 310, Köppel, *Archiv* CIV, 282, Brandl, *Quellen des weltlichen Dramas vor Shakespeare* S. LXXXI unten, Dibelius, *Anglia* XXIII, 457, *N. E. D.* unter *farcin*, *parcel* u. s. Vgl. noch die Ortsnamen *Worstead* = *wustid* in Norfolk (danach benannt ein Wollzeug, bei Cooper 1685, S. 80 *wusted* für *worsted* barbarisch) und *Worcester* = *wustər*, vgl. *vosseter* bei Machyn 102, *wustər-* Gill 1621, letzteres allenfalls auf totaler Dissimilation beruhend.

Auf frühen Schwund des *r* vor *s* deuten die Fischnamen ne. *dace* (*dẹis*) 'Weißfisch' aus me. *darse*, afrz. *dar(t)s* und frühne., modern-dial. *base* für *bars* 'Barsch', vgl. *N. E. D.* u. *E. D. D.* Schriftsprachliches *bass* mit der Aussprache *bǣs* (Sweet, *H. E. S.* S. 281) für *bars* zeigt jüngeren spurlosen Schwund des *r* vor *s*.

Vor *š* ist *r* spurlos ausgefallen in der frühneuenglischen Schriftsprache: nach Jones 1701 wird der Laut *sh* geschrieben *rsh*,

> „when it may be sounded *rsh*, as is *harsh*, *marsh*, etc. sounded *hash*, *mash*, etc."

und Lediard 1725 lehrt (S. 138):

> Das *r* wird nicht gehört in *harsh*, *Marsh*, *marshy* . . .

Vgl. auch Grandgent in *Publications of Modern Language Association* XIV (1899), 232.

In gewissen heutigen Mundarten ist *r* gerade vor dentalen Spiranten ohne Veränderung des vorausgehenden Vokals geschwunden; vgl. z. B. Kjederqvist § 208.

Aus solchen Mundarten könnte schriftsprachliches *swarth* (*swǭrþ*) neben ursprünglichem *swath* (*swǭþ*) aus ae. *swaþu* 'Schwaden, Reihe des gemähten Grases, Korns usw.' entlehnt sein. Dieses Wort stammt natürlich aus ländlichen Kreisen: auch deutsches *Schwaden* ist erst spät aus mundartlichem Gebrauch in schriftsprachlichen übernommen worden (*D. Wb.*: Schwad 3). Da mundartlichem *bǟs* früher schriftsprachliches

bars, mundartlichem *hāš* schriftsprachliches *harš* entsprach, wurde mundartliches *swath* bei der Aufnahme in die Schriftsprache zu *swarth* umgebildet, das jetzt noch neben *swath* steht. Das ist bei der starken Wechselwirkung zwischen Schriftsprache und Mundart recht wohl denkbar. Beeinflussung von *swath* 'Schwaden' durch *sward*, *swarth* 'Schwarte, dh. die mit Haaren überzogene Haut' > 'Rasendecke' wäre auch allenfalls möglich.

Für *hāslet* = *hastlet*, (afrz. *hastelet*) 'a piece of meat to be roasted . . .' wird vom 16. Jh. an auch *harslet* geschrieben (*N. E. D.*), und darauf beruht die Aussprache *hārslet* neben *hāslet*, *hẹislet*, *hǣslet*: die schwankende Aussprache[1]) erklärt sich daraus, daß das Wort nicht gewöhnlich ist.

9. An den Einschub des *r* schließe ich den Einschub des *n* an in mundartlichem *milintary* 'military', *skelinton* 'skeleton', *solentary* 'solitary', *immedientl y* 'immediately' usw.

I. Für die Erklärung der Erscheinung ist zunächst die Tatsache von Wichtigkeit, daß der Einschub eines *n* auch in deutschen Mundarten zu finden ist.

Dem engl. *popinjai* entspricht *papengai* (*D. Wb.* VII, 1433, vgl. auch mnd. *papenghoyen*). Mit dem mundartlichen engl. *milintary* ist zu vergleichen deutsches *profentieren* 'profitieren', *visentieren* 'visitieren', *spedentör* 'Spediteur', *posentur* 'Positur'. Weitere Nachweise Verf., *Zs. f. frz. Spr.* XXII, 64 und Weise, *Zs. f. hd. Ma.* II, 244 ff.

Über die Auffassung dieser deutschen Wörter kann ein Zweifel nicht bestehen. *lamentieren* wurde mundartlich zu *lametieren*, deshalb wurde zu *visetieren* 'visitieren' ein vermeintlich schriftsprachliches *visentieren* gestellt. Wir haben es hier mit überschriftsprachlichen Formen zu tun.[2]) Da es sich um Fremdwörter handelt, ist es nicht auffällig, daß diese überschriftsprachlichen Bildungen in deutschen Mundarten zum Teil ständig im Gebrauch sind.

[1]) Zeugnisse für die verschiedenen Aussprachen dieses Wortes hat Worcester in seinem Wörterbuch gesammelt. Nach Lediard 1725 (S. 138) ist das *r* stumm.

[2]) In der *Zs. f. hochdeutsche Mundarten* II, 244 ff. spricht O. Weise die Ansicht aus, daß sich *n* (und *r*) „einfach aus dem Stimmton" des unbetonten Vokales entwickelt habe; mir ist das unverständlich.

II. Nicht anders sind die englischen Dialektwörter nach Art von *milintary* aufzufassen. Sie dürfen nicht mit schriftsprachlichem *passenger*, *nightingale* zusammengeworfen werden, wie das in den neueren Erörterungen über das eingeschobene *n* geschehen ist (vgl. die Literaturnachweise *Archiv* CXIV, 76). Formen wie *milintary*, *immediently* sind nur bei Mundartsprechenden anzutreffen, die sich hochenglisch ausdrücken wollen, eines oder das andere mag in dieser Form ständig im Gebrauch sein. Es handelt sich auch hier um überschriftsprachliche Bildungen.

Diesen Formen mit *n*-Einschub stehen andere mit *n*-Schwund gegenüber. Auch im Englischen ist *n* vor Cons. in unbetonter Silbe geschwunden; vgl. z. B. das Nebeneinander von *Westminster* und *Westmister*, die Form ohne *n* findet sich auf den Titelblättern von Caxtons Drucken, sie wird gelehrt von Jones 1701 (S. 73), sie gilt noch im 18. Jh. „in familiar expression" nach Elphinston 1765 I, 123, der auch für *Elphinston*, *Robinson* *n*-Schwund bezeugt; *faradine* 17. Jh. neben *farandine* (ein Kleiderstoff) aus afrz. *ferrandine* (*N. E. D.*); *furmety* neben *frumenty* (*N. E. D.*), Cooper 1685 erklärt *furmity* für dialektisch (S. 79), Young 1690 dagegen läßt *fur-me-te* sprechen (S. 79), ebenso Jones 1701 (S. 73); *malycoly* neben *melancholy*; *raketeie* neben *rakenteie* 'a chain' (*N. E. D.*) usw. Vgl. auch Behrens, *Frz. Lehnwörter* S. 200.

In diesen Wörtern von der Form ´×` ist *n* in der unbetonten Silbe geschwunden. Da mundartlichem *furmety* schriftsprachliches *furmenty* gegenübersteht, ist *military* zu *milintary* umgebildet worden.

10. Auf eine besondere Art von Einfluß der Schriftsprache auf die Mundart sei noch aufmerksam gemacht.

In englischen Mundarten wird bekanntlich auslautendes *ŋg* häufig zu *ŋk*. So ist u. a. *nothing* zu *nothiŋk* geworden. Daran ist nichts Auffälliges. Nun erfahren wir aber, daß in gewissen Gegenden dieses *nothiŋk* nicht echt mundartlich ist, sondern halbmundartlich; daß dort diese Aussprache nur derjenigen Sprachschicht angehört, die einen Kompromiß zwischen Mundart und Schriftsprache darstellt. In Süd-Cheshire ist *nothiŋk*, *somethiŋk* den 'would-be fine people'

eigen (vgl. Darlington, *Folkspeech of S. Cheshire*, S. 19); in Shropshire ist *nothiŋk* 'an affected vulgar pronunciation adopted by servant girls, of town-life more especially' (Jackson, *Shropshire Word-Book*, S. XXXVI). Hier handelt es sich um etwas anderes als den dialektischen Verlust des Stimmtons im Auslaut.[1]) Diese halbmundartlichen Formen sind anders aufzufassen als die echt-mundartlichen.

In gewissen Gegenden steht echt-mundartlichem *nothin* in der mundartlich-schriftsprachlichen Mischsprache *nothiŋk* gegenüber. Dieses *nothiŋk* scheint aus einer Reaktion gegen mundartliches *nothin* hervorgegangen zu sein. Um das verpönte *nothin* zu vermeiden, legte man allzu starken Nachdruck auf den Auslaut von *nothiŋ* und bildete so *nothiŋk*.[2])

Die über das Ziel hinausschießende Reaktion läßt sich in der Geschichte der neuenglischen Lautentwickelung auch sonst noch erkennen. Die Erscheinung wird bei fortschreitender Vermischung von Schriftsprache und Mundart an Bedeutung zunehmen. Wer gewöhnlich *toim* für *taim* 'time', *loif* für *laif* 'life' sagt, bringt beim Streben, das vulgäre *o* des Diphthongs zu vermeiden, gar leicht *tẹim*, *lẹif* zustande.

Gill 1621 zieht zu Felde gegen die Aussprache der Londoner Modedamen, die z. B. für *ā* in *capon* *ē*, beinahe *ī* sprachen. Neben konservativem *nām* (*name*) stand damals fortschrittliches *nẹ̄m*; das modische *ẹ̄* war weiter nichts als eine Übertreibung des *ẹ̄* (Luick, *Untersuchungen* § 280), eine Reaktion gegen das veraltende *ā*, vergleichbar dem niederdeutschen vornehmen *ǣ* für schriftsprachliches *ā*, mundartliches *ǭ*.

---

[1]) Vgl. darüber *E. G.* 36 ff. und *Litbl.* XXIV, 371, wo für die sehr wenigen Wörter mit *t* aus ursprünglich inlautendem *d* eine besondere Erklärung versucht wird. Auf die Frage von Kruisinga *Litbl.* XXVI, 101: „wenn in einigen Mundarten das Verbum *hold* mit *-d*, das davon abgeleitete Substantivum aber mit *-t* gesprochen wird, ist dann ein phonetischer Übergang von *-d* zu *-t* hier nicht höchst unwahrscheinlich?" ist zu antworten, daß gerade dieser Unterschied zwischen Substantiv und Verb sehr bezeichnend ist. Vgl. jetzt auch O. Boerner, *Die Sprache Roberd Mannyngs of Brunne und ihr Verhältnis zur neuenglischen Mundart,* Halle 1904, S. 288 ff.

[2]) *E. G.*, S. 35 ist darauf schon kurz hingewiesen, vgl. dazu O. Boerner, *a. a. O.* S. 291.

Wenn die Schotten beim Englischsprechen ihr *ă* in *bad, black, fat* in *ĕ* verwandeln (vgl. *Vulgarities of Speech Corrected* 1826, S. 224 ff.), könnte es sich um dieselbe Erscheinung handeln. Doch muß man bedenken, daß den Schotten der englische *æ*-Laut für *a* abgeht, so daß sie einfach den nächststehenden Laut ihrer Mundart dafür einsetzen (Lautsubstitution).

Auf anderen Sprachgebieten können wir ähnliche Mischungen von Schriftsprache und Mundart beobachten. So verwandeln die hessischen *n*-Verschlucker ihr *gēwə, sāgə* in hochdeutscher Rede zu *gēbenn, sāgenn* mit oft allzu nachdrucksvollem *-enn* (statt *-ən*). — Hessisches *š* als Reaktion gegen ausfallendes oder abgeschwächtes χ (*krīšə* 'kriegen' für mundartliches *krījə*) bespricht H. Reis, *Mischungen von Schriftsprache und Mundart in Rheinhessen*, in *Germania* XXXVII, 423 ff. — *å* für *ā* in gebildeter Sprache von Niederdeutschen ist eine Reaktion gegen mundartliches *ǭ*; vgl. die lehrreichen Bemerkungen bei Trautmann, *Sprachlaute*, Nachtrag zu § 915. — Der niederländische Sprachatlas (*De Noordnederlandsche Tongvallen, Atlas van taalkaarten met text*, bewerkt door J. te Winkel, 2. Lieferung) verzeichnet ein paar zerstreute kleine Gebiete mit *ę̄* aus altem *ī* (schriftsprachlich zu *ęi*): *stijf* = *stę̄f*, *tijd* = *tę̄d*. Es ist bemerkenswert, daß dieses *ę̄*, abgesehen von einem zusammenhängenden Gebiet in Nord-Brabant und zwei kleinen Inseln, nur in Städten vorkommt, und zwar nur eingesprengt in das *ai-*, *aai*-Gebiet, also allem Anschein nach nicht bodenständig. Ich erkläre dieses städtische *ę̄* als Kompromiß zwischen schriftsprachlichem *ęi* und mundartlichem *ai*; man wollte nicht grobes *ai, āi*, sondern feines *ei* sprechen und legte auf das vornehme *e* übermäßig viel Nachdruck, sodaß der zweite Teil des Diphthongs nicht zum Ausdruck gebracht wurde. Eine ähnliche Beobachtung habe ich an Studenten gemacht, die an Stelle ihrer von der Schule mitgebrachten Aussprache *tę̄ik* oder *tę̄k* modern-südenglisches *tęik* sprechen sollten, aber nur *tę̄k* zustandebrachten.

Unter den Ergebnissen der Mischung von Schriftsprache und Mundart spielen gerade im Englischen die überschriftsprachlichen Formen eine große Rolle. Das hoffe ich durch die vorstehenden Erörterungen erwiesen zu haben.

Damit ist auch der Einwand von Kruisinga, *Litbl.* XXVI, 101 erledigt, der an dem Vorhandensein von ständig gebrauchten überschriftsprachlichen Formen im Englischen zweifelt, weil er solche Formen in seinem niederländischen Dialekt nur als 'gelegentliche, individuelle Formen' gehört hat.[1])

[1]) Es trifft natürlich auch für die niederländischen Mundarten zu, daß fremde Wörter in festgewordenen überschriftsprachlichen Formen vorkommen. — Angesichts dieser Verkennung des Umfangs der überschriftsprachlichen Bildungen in den englischen Mundarten wird man fragen: Wie findet sich nun der Darsteller einer südenglischen Mundart, in der es solche Bildungen in großer Zahl gibt, mit dieser Erscheinung ab? Auch in West-Somerset wird — um nur ein Beispiel zu nennen — *th* zu *f*, umgekehrt wird *f* in einigen Wörtern durch *th* ersetzt. Kruisinga nimmt (§ 357) unbedenklich an, in ein und derselben Mundart werde bald *th* zu *f*, bald umgekehrt *f* zu *th* ohne Gesetz und ohne Ordnung; denn — die beiten Laute stehen sich ja so nahe!! 'The position of the vocal organs in pronouncing interdental *th* and *f* and also the acoustic effect are so nearly the same that there is no reason to doubt the possibility of an interchange of the two sounds, not only in the same dialect, but even in the same person.' Bei solchen Anschauungen vom Sprachleben ist freilich alles möglich.

DRITTER ABSCHNITT.

VOM EINFLUSS DES SCHRIFTBILDES AUF DIE AUSSPRACHE.

Welch großen Einfluß im Neuenglischen das Schriftbild auf die Aussprache ausgeübt hat, hat E. Köppel gezeigt: *Spelling-Pronunciations*, *Bemerkungen über den Einfluß des Schriftbildes auf den Laut im Englischen*. Straßburg 1901; vgl. dazu Nachträge bei Luick *Anglia-Beiblatt* XIV, 305 f., Kruisinga *Litbl.* XXVI, 102 f., Verf. *E. St.* XXX, 122 und *Archiv* CXIV, 431.

Freilich nimmt im Englischen die *spelling-pronunciation* nicht die vorherrschende Stellung ein wie im Deutschen: unsere gebildete deutsche Aussprache ist ganz von der Schreibung abhängig, ist durchweg eine Schriftaussprache, wie neuerdings W. Braune, *Über die Einigung der deutschen Aussprache* (Heidelberger akademische Festrede, Halle 1905) klar gemacht hat. Im Englischen dagegen hat sich der Einfluß des Schriftbildes doch nur in Einzelheiten geltend gemacht, freilich in einer großen Menge von Einzelheiten. Im Englischen sind es weniger gebräuchliche Wörter oder fremde Wörter, die nach der Schrift ausgesprochen werden. Freilich sind viele von diesen Fremdwörtern im Lauf der Zeit allgemein gebräuchlich geworden und sogar mit ihrer Schriftaussprache in die Volksmundarten gedrungen.

Die größte Zahl der heute üblichen *spelling-pronunciations* stammt aus neuerer Zeit, aus dem 18. und 19. Jh. Doch hat auch schon in frühneuenglischer Zeit der Einfluß der Schrift gewirkt, aber weniger stark und weniger allgemein. Die Aussprache, die von den engl. Orthoepisten der älteren Zeit gelehrt wird, ist zwar stark vom Schriftbild abhängig. Aber diese 'korrekte' Sprache war nicht allgemein gebräuchlich: ausländische Grammatiker lehren eine viel fortschrittlichere Sprache, und ihre Angaben werden in vielen Stücken durch die Orthographie bestätigt, namentlich durch die Orthographie der nicht für die Veröffentlichung bestimmten Schriftstücke.

Mit Sicherheit können wir eine Aussprache im Hochenglischen erst für Schriftaussprache erklären, wenn die Mund-

arten die regelrechte Lautentwickelung aufweisen; die mundartlichen Formen müßten denn so sein, daß man annehmen könnte, ihre Aussprache sei nachträglich von der Schriftsprache aus beeinflußt. Dieser Gesichtspunkt ist seither nicht genügend beachtet worden.

So sprechen beispielsweise die heutigen Mundarten gegen die Annahme, daß *both* mit stimmlosem *th* (*þ*) statt zu erwartendem stimmhaftem *th* (*đ*) Schriftaussprache ist. Köppel *Sp.-P.*, S. 21 und Verf. *E. St.* XXX, 121 f. haben nämlich *þ* aus dem Einfluß des Schriftbildes auf die Aussprache erklärt: den vereinzelten Wörtern mit geschriebenem *-th* = gesprochenem *đ* stand eine ganze Reihe von Wörtern mit geschriebenem *-th* = gesprochenem *-þ* gegenüber, und daraus könnte sich das Gefühl entwickelt haben, als ob geschriebenes *-th* und gesprochenes *-þ* zusammengehörten. Dagegen spricht die Tatsache, daß auch in den meisten Mundarten *both* mit *þ* gesprochen wird. Im Süden finden wir teils *d*, teils *þ*, im Osten nur *þ*, im Mittelland überwiegt *þ*, im Norden ist es die Regel (nur D 39 hat *đ* neben *þ*). Gegen die Vermutung, die mundartliche Aussprache sei nachträglich von der schriftsprachlichen beeinflußt, ist die Tatsache geltend zu machen, daß *þ* gerade im Norden überwiegt, während in der Nähe des Herdes der Schriftsprache *đ* noch häufiger anzutreffen ist. Nebenbei sei noch darauf hingewiesen, daß auch das Alter der Form mit *þ* sich nicht mit der Annahme einer Schriftaussprache verträgt: dieses volkstümliche Wort wird schon vom *Maistre d'Escole Anglois* 1580, dann von Gill 1621, Butler 1633, Hodges 1644 mit *þ* bezeugt.

Im Folgenden soll die Wirkung des Schriftbildes in zwei Gruppen von Wörtern gezeigt werden.

I. Kapitel.

WIEDERHERSTELLUNG VON GESCHWUNDENEN KONSONANTEN.

Zunächst sei in Kürze auf eine Reihe von Wörtern hingewiesen, die in frühneuenglischer Zeit Schwund eines

Konsonanten aufweisen im Gegensatz zur heutigen Schriftsprache.

Auf *back(w)ard* u. dgl. hat Köppel im Anschluß an Sweet schon aufmerksam gemacht. Aber der Konsonantenschwund greift im Frühne. weiter.

I. Auslautendes *d*, *t* nach Konsonant.

In der älteren Sprache sind *d* und *t* im Auslaut nach Konsonant oft verstummt. Diesen Abfall finden wir häufig in Schreibungen. Material, aber ohne jegliche kritische Sichtung, haben Van Dam und Stoffel zusammengestellt: *Shakespeare, Prosody and Text*, Leiden 1900, und *Chapters on English Printing, Prosody and Pronunciation*, Heidelberg 1902.

Die Orthoepisten geben nur hie und da einmal einen Konsonantenschwund zu[1]): sie stehen eben in dem Bann des Schriftbildes. Höchstens geben sie Abfall eines *d* nach *n* in unbetonter Silbe bei wenigen Wörtern zu: *almond*, früher (15.—17. Jh.) auch *almon* geschrieben, ohne *d* gesprochen nach Young 1690 (S. 77), Jones 1701 (S. 170), Greiffenhahn 1721 (S. 21), Lediard 1725 (S. 123); *diamond* z. B. nach A. Fischer 1753 (S. 19); *thousand* nach Hodges 1644 (thousand z. B. 103 ff.), Cooper 1685, S. 40 („*thousand*, mille, pronunciatur *thouzn*"), Greiffenhahn 1721 (S. 21) [vgl. auch die Schreibung *thowsen* bei Henslowe 1591—1609 (S. 4, 11 ff.)]; *wristband* nach Young 1690 (S. 84), Jones 1701; usw. usw.

Eine Sonderstellung unter den frühneuenglischen Orthoepisten nimmt Jones ein: er bezeugt den Abfall der Dentale in großem Umfang.

Er sagt zunächst, der Laut *l* werde *ld* geschrieben (S. 71):

> „When it may be sounded *ld* as in *Archibald*, *Arnold*, [*baldrib*, *children*, *fieldfare*, *Goldsmith*, *Grishild*, *Guildhall*], *herauld*, [*holdfast*, *holdster*], *Leopold*, *Oswald*, *Reynold*, *Siffold*, *scaffold*, [*Wildman*], And in all that have a Consonant added to such as end in *ld*."

[1]) Aus den Zusammenstellungen von *Words like and unlike*, wie sie die Orthoepisten gerne geben, darf man nicht viel schließen: das wird sehr klar, wenn man *Hodges'* Liste in *A special Help to Orthography* 1643 mit seinen Aussprachebezeichnungen in der *Primrose* 1644 vergleicht.

Der Laut *n* wird *nd* geschrieben (S. 76):

„When it may be sounded *nd*, as in *almond*, *beyond*, *Desmond*, *despond*, *diamond*, *Edmond*, *Hammond*, *Ormond*, *Osmond*, *Ostend*, *Raymond*, *Redmond*, *riband*, *Richmond*, *rind*, *Rosamund*, *wastband*, *wistband*.

Der Laut *p* wird *pt* geschrieben (S. 90):

When it may be sounded *pt*, as in *rupt* and *script* in the End of Words, wherein the *t* is often omitted; as in *abrupt*, *bankrupt*, *corrupt*, *interrupt*, *prerupt*; — *manuscript*, *postscript*, *prescript*, *rescript*, *script*, *transcript*.

Der Laut *t* wird *ft* geschrieben (S. 105):

„When it may be sounded *ft*, as in *clift*, *drift*, *lift*, *shift*, *sift*, etc., sounded as with *f* only.“

Der Laut *k* wird geschrieben *ct* (S. 105):

„When it may be sounded *ct*, as in *act*, *afflict*, *concoct*, *conduct*, *conflict*, *contract*, *direct*, *distinct*, *district*, *inflict*, *reflect*, *retract*, *respect*, *sect*, *strict* etc. which some sound short, as without the *t*.“

Auch die Stenographen bezeugen öfters Konsonantenschwund: sie ließen im Gegensatz zu den Grammatikern gern alle stummen Konsonanten weg. So ist nach E. Coles, *The newest, plainest, and the shortest Short-hand*, London 1674, S. 5 *t* stumm in *act*, *kept* (als Beispiele unter den 'letters which are not at all, or but little or seldom sounded').

Der Abfall der Konsonanten ist in den meisten Fällen nicht durchgedrungen. Einmal sind wohl die *d* und *t* nicht alle ohne weiteres geschwunden; es handelt sich hier allem Anschein nach vielmehr um satzphonetische Erscheinungen. Weiterhin aber ist sicherlich die Schreibung dafür verantwortlich zu machen, daß sich die Formen mit abgefallenen Konsonanten nicht durchsetzen konnten. Der Konsonantenabfall, den wir im Frühneuenglischen vorfinden, ist nämlich den heutigen Mundarten sehr geläufig.

Diese Tatsache hat A. Western bei seiner Erklärung des frühne. Konsonantenabfalls *E. St.* XXXII, 242 f. nicht beachtet. Seine Hypothese, der Konsonantenabfall sei französisierender Aussprache in höheren Kreisen zuzuschreiben, scheitert schon an der Tatsache, daß in den Volksmundarten heute der Kon-

sonantenabfall üblich ist, und zwar in echt volkstümlichen Wörtern, die nicht etwa aus der gebildeten Sprache älterer Zeit in die Mundarten heruntergesunken sind. Diese Formen, die heute vulgär sind, waren früher auch in der gebildeten Umgangssprache üblich.

Die Grenze zwischen gebildeter Sprache und Vulgärsprache war in frühneuenglischer Zeit natürlich noch nicht so scharf wie heute. Die abgeschliffenen Formen, die in frühneuenglischer Zeit von einem Orthoepisten wie Jones gelehrt werden, die von der Königin Elisabeth geschrieben werden (Western *a. a. O.*), waren eben damals nicht 'vulgär', sie sind es erst geworden, als in der gebildeten Sprache die vom Schriftbild beeinflußte Lautung sich festsetzte.

II. Die Lautgruppe — *dn* —.

Aus den im Wortinnern stehenden Konsonantengruppen, in denen ein Dental geschwunden ist, sei die Lautverbindung *dn* herausgegriffen.

dn ist seit alters der englischen Sprache ungeläufig, wenigstens der Mehrzahl der Dialektgruppen. Erst in neuerer Zeit ist in gewissen Mundarten *gn* zu *dn* geworden wie *kn* zu *tn*; vgl. Verf., *E. G.*, S. 11 ff. Wo im Lauf der Sprachentwickelung die Lautverbindung *dn* zustande kommt, wird sie beseitigt. Es tritt Lautsubstitution in einheimischer Entwickelung ein: *dn* wird durch *n* ersetzt.

Auf zwei Arten kann *dn* zustande kommen: erstens durch Schwund eines Vokals zwischen *d* und *n* und zweitens in der Komposition.

Ein Beispiel der ersten Art ist *ordinary*. Durch lautgesetzlichen Schwund des *i* entstand *ordnary*. Das ist mit Lautsubstitution in einheimischer Entwickelung zu *ornary* geworden. So heißt es heute mundartlich, und früher sprach man so im Hochenglischen (vgl. Jones 1701, S. 78, 93). Der Irländer Sheridan läßt noch diese Aussprache neben viersilbigem *ordinary* zu; für eine bestimmte Bedeutung des Wortes gibt er nur die Aussprache *ornary* an: regular price of a meal; a place of eating established at a certain price. Die *Vulgarities of Speech Corrected* 1826 erklären *or'nary* für vulgär (S. 41). Auch hier handelt es

sich bei der heutigen hochenglischen Aussprache augenscheinlich um Einfluß der Schrift: *ordnary* ist teilweise, *ordinary* vollständige *Spelling-pronunciation.*[1]) Dialektisches *ordinary* neben *ornary* stammt aus der Schriftsprache. Ebenso wird das im späteren 18. Jh. auftretende *wednzdi* für *wenzdi* (*Wednesday*) Schriftaussprache sein (bei Kenrick 1773 ist *wenzdā* schon vulgär). Die volkstümliche Form von *cardinal* ist *carnowl*, *carnall* bei Henslowe 1591—1609 (S. 193 ff.), *Ardnold* für *Arnold* ist eine umgekehrte Schreibung (S. 254).

In anderen Fällen, in denen *d* wiederhergestellt wurde, handelt es sich eher um Angleichungen: wenn z. B. heute *kindness* für *kīness* der älteren Sprache *kindnes* gesprochen wird, so liegt Einfluß von *kind* vor.

II. Kapitel.

DIE LAUTGRUPPE DENTAL + *i̯*.

Früh und stark hat der Einfluß des Schriftbildes gewirkt in den Wörtern mit der Lautgruppe *Dental* + *i̯*. Ein Überblick über die Geschichte dieser Lautverbindung soll das zeigen.

Ellis *E. E. P.* I, 203 u. 214 ff. hat zusammengefaßt, was sich aus seinen Materialien für die Geschichte von *Dental* + *i̯* ergibt. Das Wesentlichste daraus hat Sweet *H. E. S.* §§ 915 f., 927 ausgezogen.

Danach ist Wallis 1653 der erste, der *š* für *si̯* bezeugt; Wilkins 1668 und Price 1668 dagegen erkennen die breite Spirans für *si̯* nicht an. Der stimmhafte Laut *ž* für *zi̯* wird zum erstenmal von dem Franzosen Miege 1688 gelehrt. *ti̯* zu *tš*, *di̯* zu *dž* endlich werden dem 18. Jh. zugewiesen.

Diese Daten bedürfen sehr der Korrektur.

I. *s*, *z* + *i̯*.

1. Grammatikerzeugnisse. Für die Geschichte von *Dental* + *i̯* ist Hodges' *Primrose* 1644 eine wertvolle Quelle. Darin wird nicht nur *š*, sondern auch schon *ž* klar bezeugt.

[1]) Eine Zusammenstellung von Orthoepistenangaben gibt Worcester.

Nach der Zusammenstellung der von Hodges angewandten Zeichen (The New Hornbook, S. 6) bedeuten:

Sh	*ſh*	*ſi*	*ſſi*	*ci*	*ti*	= *ſhee*
		ſi				= *zhee*
S	*s*	*ſ*	*Č*	*č*	*t*	= *eſ*
Z	*z*	*ſ*	*s*	*c*		= *ez*

Ähnliche Zusammenstellungen finden sich auf S. 8 und 9, dort hinter ***eſ*** als Beispiel ***ſëal***, hinter ***ez zëal***; hinter ***ſhee*** als Beispiel ***ſhon***, hinter ***zhee vi-ſion***.

s + *i̯* > *š*: äncient, conſcience, conſcious, grăcious, manſion, muſician, precious, verſion, converſion, vicious, profeſſion, tranſgreſſion(s), confirmätion, -ätion, addition, admonition, discretion, collection, contraction, inſtruction, ſatiſfaction, mention, Pontius Pîlate.

z + *i̯* > *ž*: viſion, diviſion, proviſion, dëlûſion, confuſion.

s + *ū*: sûre, conſûme.[1])

z + *ū*: ûſûäl, meaſûre, pleaſûre, treaſûre.

Nur *s* + ursprüngliches *i* (*j*) ist nach Hodges' Zeugnis zu *š*, *ž* geworden. Nicht aber *s* in Verbindung mit *ū* (*i̯ū*). Heutiges ***šūr*** spricht er ***si̯ūr***. Hinzugefügt sei noch, daß er ***connexion***, ***complexion*** schreibt mit *i̯* = *yee*.

Einen älteren Hinweis bietet eine lateinische Grammatik von 1602. Sie macht darauf aufmerksam, man solle lat. ***facio*** nicht wie ***fasho***, ***doceam*** nicht wie ***dosham***, ***felicium*** nicht wie ***fœlishum*** aussprechen; vgl. Van Dam & Stoffel, ***Chapters*** S. 202. Die Engländer haben also damals schon *sj* wie *š* gesprochen.

Gleichzeitig mit Wallis bezeugt der Franzose Claudius Mauger ('late Professor of the French Tongue at Blois, and now Teacher of the same Tongue here in London') unseren Lautwandel in ***The true Advancement of the French Tongue*** (London 1653, S. 21) unter ***T***:

> The Learners of the [French] Language must have a care, how they pronounce this letter [*t*]; for when *t* is

[1]) *ū* bedeutet ebenso wie *ēw*, *ieu* = *yoo*, dh. *i̯ū*.



found betwixt two Vowels, it is to be sounded like *ss*: but they usually pronounce it like *ch*; as for *consideration*, they say *considerachion*, whereas they should say *considerassion*.

Der Franzose Sterpin (von 1666—1670 Bibliothekar in Kopenhagen) sagt, *t* werde in Wörtern, die vom Lateinischen auf *-tio* abgeleitet sind, wie *sh* gesprochen z. B. *admiration*, vgl. *Archiv* XCIX, 424.

Der Franzose Festeau 1672 sagt:

sugar, *sure*, *assure*, . . se prononcent *chugar*, *chure*, *achure*. *t* vor *ion* se prononce presque comme *ch*: ex. *action* pron. *acchion*. Ebenso *generation*, *corruption*, *exception*.

Weiter sei darauf hingewiesen, daß sich auch Cooper 1685 sehr ausführlich über die Aussprache von *si* ausspricht. Ellis *E. E. P.* I, 215 hat die Abschnitte, die dieser Frage gewidmet sind, nicht beachtet (mit Ausnahme des barbarischen *š* in *sure*, *sugar*); infolgedessen findet man auch bei Sweet, dessen Ausführungen ganz auf dem Material seines Vorgängers fußen, nichts davon.

Cooper sagt zunächst:[1]) Pars II, cap. XV (S. 74 f.):

Ti ante vocalem ponitur pro *sh*; ut *Egyptian*, *engratiat*, *equinoctial*, *essential*, *martial*, *nuptial*, *patience*, *stationer*. Quando tamen *s* præcedit *t*, *i* pronunciatur ut *y*; ut in *bestiality*, vid. Cap. 3. Reg. 1.[2]) Excipiuntur item verba exotica; ut *pelatial*, *phaltiel*, *shealtiel*. Et quando terminatio additur dictionibus in *ty*; ut *pi-ti-ed* misertus sum, *pitiable* miserabilis, *mightier* potentior.

Reg. 2.

Dictiones plurimæ, quæ terminantur in *tion* vel *sion*, (præter *situation* situs, & *carnation* color carnolus) derivantur a latinis; quæ a supinis in *tu*, scribuntur cum *tion*; quæ in *su* cum *sion*: & *si* in *de ir-rision*, *incision*, *provision*, *inhesion*; æquivalet *zh*; in cæteris *ti* & *si* sonum habent *sh*; sic *fashion* formo, *cushion* pulvinus.

Außerdem ist Cap. 4, Reg. 2 zu vergleichen (S. 42 f.):

I ante *er* vel *on* and post *st* sonum habet *y*.

[1]) Die lateinische Übersetzung der englischen Wörter lasse ich weg.
[2]) Falsches Zitat.

Als Beispiele werden Wörter wie *barrier*, *opinion* genannt, außerdem aber *brazier*, *courtier*, *hosier*, *glazier*, *grazier*, *ozier*, *souldier*; post *st*: *celestial*, *christian*, *combustion*, *digestion*, *fustian*, *question*. Dann aber folgt der Zusatz:

> *Se ci ce ti* sonum habent *sh* vel *zh*; *ut*, *antient*, *artificial*, *associate*, *beneficial*, *conscience*, *enthusiasm*, *especial*, *ecclesiastical*, *magician*, *nauseat*, *ocean*, *official*, *physician*, *pretious*, *proficient*, *provincial*, *partrician*, *politician*, *pontificial*, *rhetorician*, *superficial*, *de-*, *ef-*, *in-*, *suf- ficient*, *transient*, *usual*.

Cooper bezeugt also, ebenso wie Hodges, *š* für *si̯* und *ž* für *zi̯*. In der Anerkennung des *ž*-Lautes ist er demnach Miege zuvorgekommen (Sweet *H. E. S.* § 916). Doch bleibt daneben in einigen Wörtern *zi̯* bestehen: *brazier*, *hosier* usw. *s*, *z* + ursprüngliches *i̯* ist, wie bei Hodges, zur breiten Spirans geworden, *s* + *ü* nur in *usual*, im Anlaut wird *šū* < *sü-* nur in *shure* 'sure', *shugar* 'sugar' *facilitatis causa* zugestanden, aber im Kapitel *De barbara dialecto.*

Young 1690 spricht *si̯* wie *š*: *sugar* = *shoo-ger*, *ambitious* = *am-bish-us*, *addition* = *ad-dish-un*, *artificial* = *ar-ti-fish-al*, *audacious* = *au-da-shus*, *conscience* = *con-shence*, *consciencious* = *con-shen-shus*, *conception* = *con-cep-shun* usw. Dagegen: *essential* = *es-sen-sial.*

Für *zi̯* aber wird die alte Aussprache beibehalten:

> *division* = *di-vis-yun*, *vision* = *vis-yun*, *measure* = *mez-ure*, *pleasure* = *ples-yure*, *treasure* = *trez-ure.*

Nathaniel Strong (school-master in London), *Englands Perfect School-Master*, London[8] 1699, gibt in seiner *Table of Orthography* die Anweisung, man schreibe

> *ambition* not *ambishun*, *anxious* not *ankshus* (80), *unction* not *unkshun* (86);

daraus geht hervor, daß man damals die als falsch geschrieben gebrandmarkten Formen gesprochen hat.

A Compleat Guide um 1700 lehrt *sh* in *ocean*, *sure*, *suit*, *pension*, *generation*, *corruption*, *martial*; und in *provision* 'French soft *g*', dh. *ž*. Diese letzte Angabe treffen wir hier seit Miege zum erstenmal wieder.

Jones 1701 gibt eine lange Reihe von Wörtern mit *š*

für *si̯*, z. B. (S. 100 ff.): *Physician*, *special*, *ancient*, *patient*, *nation*, *action*, *ocean*. Einen Unterschied zwischen *š* und *ž* weiß er nicht zu machen [1]): *azure*, sounded *ashure*; *sh* in *hosier* usw.

Beachtenswert sind Jones' Mitteilungen über *s* vor *ū*. Auf die Frage: When is the sound of *sh* written *s* gibt er (S. 101) die Antwort:

When it may be sounded *s*, as after long *ū*, in *assume*, *assure*, *assurance*, *censure*, *consume*, *desume*, *ensue*, *ensure*, *fissure*, *issue*, *leisure*, *measure*, *pleasure*, *pressure*, *pursue*, *pursuer*, *pursuit*, *sue*, *suet*, *sugar*, *suit*, *sure*, *sute*, *tissue*, *treasure*; which are commonly sounded as with *sh*.

Neben der Aussprache mit *š* (*ž*) hat zu Jones' Zeit eine andere mit *s* bestanden. Neben *cenšur(e)*, *censi̯ūr(e)* stand *censər*. Die Frage, wann *er* mit *ure* geschrieben werde, wird so beantwortet (S. 52): When it may be sounded *ure*, in the end of words; as in . . . *azure*, *censure*, *leisure*, *measure* usw. — Als Beispiel dafür, daß die Laute *sa* mit *cea* geschrieben werden, erscheint *ocean* (S. 100). *e* gesprochen, *ie* geschrieben wird in *brasier*, *conscience*, *crosier* (44).

Weitere Zeugnisse aus dem 18. Jh. sind nicht nötig. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß noch Buchanan 1766 *censure* mit *sĕnsūr* umschreibt.

Es darf übrigens nicht übersehen werden, daß nicht überall da, wo *s* für heutiges *š* bezeugt wird, *si̯* zugrunde liegt. In manchen Fällen erklären sich die Doppelformen mit *s* und *si̯* aus verschiedenen Quellen. So ist frühneuengl. *leiser* ursprünglich (afrz. *leisir*), während *leisure* auf Suffixvertauschung beruht. Ebenso verhält sich *pleser* zu *pleasure*. Neben *glazier* (*glas* + *ier*) stand *glazer* (*glase* + *er*).

2. Schreibung. In me. und frühne. Texten kommt nicht

[1]) Es ist demnach unrichtig, wenn Ellis in dem Aussprachewörterbuch des 17. Jhs. als Jones' Aussprache von *pleasure*, *treasure* ohne weiteres *pleshər*, *treshər* (*sh* = *š*) angibt. — Finden wir hier eine irreführende Transskription, so werden in anderen Fällen wichtige Formen übergangen. So ist — um nur ein Beispiel zu nennen — Wilkins 1668 nicht ausgeschöpft. Er bezeugt z. B. 'Aufhellung' in *brought* (S. 15) vor Cooper (aber Hodges 1644 noch vor Wilkins).

jedem *sh*, *sch*[1]) die Lautung *š* zu, da auch für *s* gelegentlich diese Schreibungen verwendet werden. Doch bezeugen immerhin einige zuverlässige Schreibungen den Lautwandel *si̯* > *š*; vgl. z. B. im 16. Jh. *conchons* = *consience*, *aunch(i)ent* = *ancient* *N. E. D.*

Nach Ausweis solcher Schreibungen ist der Lautwandel *si̯* > *š* älter, als es nach den Grammatikerzeugnissen scheinen könnte. *s* + *i̯ū*, das Hodges 1644 noch *si̯ū* spricht, wird schon zu Shakespeares Zeit *shew* geschrieben. Aber der Lautwandel ist noch älter. Wir finden in den *Cely Papers* schon 1475—1488 *sch* geschrieben, wo ursprüngliches *si̯* zugrunde liegt, nicht für *s*: vgl. z. B. *naschon* 'nation' S. 121, *recommendaschon* 'recommendation' S. 111 ff., *oblygaschon* 'obligation' S. 114, *proseschon* 'procession' S. 113, *derecschon* 'direction' S. 119 usw.

Nach diesen Feststellungen ist ein Wortspiel von *suitor* auf *shooter* bei Shakespeare (*Love's Labour's Lost* IV, 1, 110) nicht auffällig; vgl. Ellis *E. E. P.* I, 215 ff., III, 922, L. Wurth, *Shakespeares Wortspiele* S. 121 f..[2])

Die frühne. Schreibung *ishue* für *issue* ist nicht, wie man wohl geglaubt hat,[3]) ein Beleg für unseren Lautwandel. Zunächst hätte ein me. **isi̯ū* ne. **išū* ergeben müssen, nicht *iši̯ū*. Sodann ist die Schreibung mit *sh* schon sehr alt (seit 14. Jh.). Das *sh* dieses Wortes ist vielmehr zu beurteilen wie das *sh* von *finish* u. dgl.: afrz. *issue* (**exūta*); vgl. ten Brink, *Chaucers Sprache und Verskunst* S. 75 f. und Behrens, *Frz. Lehnwörter* S. 189 f.

Auch Formen wie das von Orthoepisten bezeugte *censər* (*censure*) werden gelegentlich durch Schreibungen bestätigt. So findet man im 16. Jh. *censer* = *censure*, im 14. und 15. Jh. *azer* = *azure*, im 16., 17. Jh. *lector* = *lecture*.

Außerdem begegnen gelegentlich Schreibungen nach Art

[1]) Belege *Anglia* XXIII, 455 f. *desiune* (*déjeuner*) darf nicht mit E. Rudolf, *Engl. Orthogr.* (Diss. Marburg 1904, S. 22) als Kriterium für *zi̯* > *ž* angesehen werden, es ist afrz. *desjuner*, vgl. *N. E. D.*: *disjune.*

[2]) Vgl. auch Vyce: *My name is pacience.* Hodge: *Past shame?* Horestes (1567), V. 93 f, hsg. von Brandl, *QF.* LXXX.

[3]) Sopp, *Anglia* XII, 308; Dibelius, *Anglia* XXIII, 456; K. Bernigau, *Orthographie und Aussprache in Richard Stanyhursts englischer Übersetzung der Äneide* (1582), Marburg 1904, S. 93.

des von Jones verzeichneten *ōsən* für *ocean*; vgl. z. B. *commisson*, *declenson*, *passonately*, Nachweise bei van Dam und Stoffel *Chapters*, Kap. 3.

3. Lautentwickelung. I. In der heutigen Schriftsprache ist im allgemeinen *si̯* durch *š*, *zi̯* durch *ž* ersetzt: *sure*, *nation*, *censure*, *pleasure* usw.

Früher bestanden neben Formen mit *š*, *ž* solche mit *s*, *z*: *censure* = *sensər* u. dgl. Groß war das Schwanken in der Entwickelung der Gruppe *z* + *i̯*: *measure* > *mežər*, *mezi̯ər*, *mezər*. In diesen Wörtern ist die unbetonte Silbe früh abgeschwächt worden. Das ist allem Anschein nach die eigentlich lautgesetzliche, volkstümliche Entwickelung. Sie wurde durchkreuzt durch den Einfluß des Schriftbildes. Wenn wir in der älteren Sprache *sensər* neben *senšər* 'censure', *mezər* neben *mežər* 'measure' vorfinden, so haben wir die erste Form als die volkstümliche, die zweite als die 'gelehrte' zu betrachten, die dann nachträglich mehr oder weniger volkstümlich geworden ist. Murray *N. E. D.* zieht die Aussprache *sensiur* vor: diese ist offenbar einem erneuten Einfluß des Schriftbildes zuzuschreiben. Die Geschichte unseres Wortes läßt sich so zusammenfassen: *censure* > *sensər*, verdrängt durch eine frühere Schriftaussprache *sensi̯ūr* > *senšər*, dazu neue Schriftaussprache *sensiur*.

Die hochenglische Aussprache beruht also in großem Umfang auf dem Einfluß des Schriftbildes.

In volkstümlicher Entwickelung ist *si̯* durch Schwund des *i̯* zu *s* geworden, oder diese Gruppe ist überhaupt nicht zustande gekommen. Wir haben nämlich einen Unterschied zu machen zwischen *s* + sekundärem *i̯* (*s* + *i̯ū* aus *ū* wie in *measure*) und *s* + primärem *i̯* (wie in *nation*).

1. In Wörtern mit der Lautfolge *s* + *ū* ist in volkstümlicher Entwickelung der Vokal der Nebensilbe so früh abgeschwächt worden, daß er nicht durch *i̯ū* ersetzt werden konnte. Darum ist *mezər* 'measure' in den heutigen Mundarten weit verbreitet.

2. In Wörtern mit *s* + ursprünglichem *i̯* wird *s* statt *š* für das Frühneuenglische bezeugt. In heutigen Mundarten habe

ich Formen wie *ōšən* 'ocean' nicht gefunden. Sie werden durch die schriftsprachlichen Formen verdrängt worden sein.

In deutschen Mundarten dagegen treffen wir Formen mit geschwundenem *i̯* gegenüber solchen mit bewahrtem *i̯* in der Schriftsprache. Für *Provision* hat das Bairische *provison*. Schriftsprachlichem *Serviette* entspricht mundartliches *servet*, *salfét* (it. *salvietta*). Weitere Beispiele s. Verf., *Beiträge zur deutschen Lautlehre*, S. 31 ff.

Der Schwund des *i̯* nach Konsonant ist in echt volkstümlicher Entwickelung leicht begreiflich. *Kons.* + *i̯* ist eben eine dem Englischen von Haus aus fremde Lautfolge. *Kons.* + *j*, *i̯* im Anlaut ist keine germanische Lautverbindung, da *j*, *i̯* nach Kons. schon früh gefallen war; vgl. Brugmann, *Grdr.* I, § 143, Osthoff, *Beitr.* XVIII, 243 ff., Sütterlin ebenda 260 f. Im Innern ist *j* nach Kons. (außer *r*) im Urenglischen geschwunden, vgl. Kluge, Pauls *Grdr.* I², 1021. Wo im Altenglischen die Gruppe *Kons.* + *i̯* durch Komposition zustande kam, wurde sie beseitigt: *middanȝeard* wird zu *middaneard*, *wīnȝeard* zu *wīneard* wie *Landjäger* im Schweizerischen zu *landeger*, wie *Hansjörg* zu *hanserg*; und nach *t* wird *i̯* an dieses assimiliert (*ortȝeard* > *orchard*).

Später ist die Lautgruppe *Kons.* + *i̯* in größerem Umfang in Fremdwörtern in das Englische eingeführt worden. Die Volkssprache hat in solchen Wörtern häufig die ungeläufige Lautverbindung *Kons.* + *i̯* erleichtert durch Ausstoßung des *i̯* (Lautsubstitution): so wurde *curious* mundartlich zu *curous*. Belege für „die natürliche Neigung der Volkssprache", *i̯* nach Kons. auszulassen, stellt Storm *E. Ph.* S. 819 zusammen.

Das Gegenstück zum mundartlichen Schwund des *i̯* nach Kons. ist der Einschub eines *i̯* beim Hochenglischsprechen: 'would-be fine people', 'nach verfeinerter Aussprache strebende Volksklassen' schieben oft ein *i̯* nach Konsonant fälschlich ein, vgl. Storm, *E. Ph.* 818, Franz, *Dialektsprache bei Dickens*, *E. St.* XII, 214. So wird *golden* zu überhochenglischem *goldien*, *parents* zu *parients* usw.

Nur in streng volkstümlicher Sprache ist *i̯* nach Kons. geschwunden. In höheren Kreisen, wo die französische (und

lateinische) Sprache bekannt war, wo das Schriftbild auf die Aussprache wirkte, ist die fremde Lautgruppe *Kons.* + *į* beibehalten oder wiederhergestellt worden; sie ist infolgedessen in der neuenglischen Schriftsprache sehr geläufig und von da aus auch in die Mundarten eingedrungen.

II. Nicht überall da, wo die ältere Sprache *š* < *sį* sprach, finden wir es heute noch vor.

1. In einigen Wörtern ist *š* durch *sį* ersetzt.

Von den Wörtern, die Jones mit *š* bezeugt, werden heute einige mit *sį* gesprochen: ***assume***, ***consume***, ***ensue***, ***pursue***, ***sue***, ***suet***, ***suit***. In solchen Wörtern schwankte die Aussprache lange. Lediard 1725 (S. 141) läßt die Wahl zwischen *šū*, *siu*, (*sū*) in derartigen Wörtern. Buchanan 1766 lehrt *š* in *sue*, *suet*, *suit*, *suicide*, während Sheridan *sue*, *suit* mit *s* spricht; dagegen lehrt dieser Gewährsmann *š* in einer Reihe von Fremdwörtern, die Buchanan in Übereinstimmung mit dem heutigen Brauch mit *s* spricht: *superb*, *superior*, *supra-*, *supreme* u. dgl.

Gegen manche von Sheridans Lehren eifert ein Anonymus in einer kleinen Abhandlung *A Caution to Gentlemen who use Sheridan's Dictionary* (London, [3]1790). Er tadelt nicht nur *š* in *super-*, sondern auch in *action*, *censure*, *dictionary*, *redemption* u. dgl.

> . . . two extremes are to be avoided in the pronunciation of words beginning with *super*. One, the error of the vulgar, which consists in pronouncing the word *soopur*, or *sewper*. The other, Mr. Sheridan's, which consists — as usual — in thickening the sound with *sh* — *shewper*.
>
> The true sound may be obtained by placing *y* before *ure* (S. 10).

Die von Nares 1784 und von Walker 1791 gelehrte Aussprache stimmt im Ganzen mit der heutigen überein. Der einflußreiche Walker wendet sich ausdrücklich gegen *š* in *suicide*, *presume*, *resume* u. dgl. (§ 454 der Einleitung zum Wtb.).

Wie sind nun die heutigen *asįūm*,[1]) *sįūt*, *sįūpər-* usw. zu

---

[1]) Alfred Leach, *The Letter* H, *Past*, *Present*, *and Future*, London 1880 bemerkt S. 65: The substitution of *sh* for *ss* in the word *assume* produces an odd-sounding archaism, yet one that is occasionally met with in otherwise good speakers.

erklären? Es sind lauter fremde Wörter, deren Aussprache leicht nach der Schreibung geregelt wird. So ist es denn ein naheliegender Gedanke, daß wir es hier mit *spelling-pronunciations* zu tun haben. Auch *enthusiasm*, das früher nach Cooper *š* hatte, wird heute nach der Schrift gesprochen (mit *sį* und *þ*!). Daß *sensiur* 'censure' Schriftaussprache ist, haben wir schon gesehen; vgl. die Londoner Formen in *IF.* XIV, 477. In *verba exotica* hat schon Cooper 1685 die Schriftaussprache beobachtet. Wenn Hodges 1644 *connexįon*, *complexįon* mit *į* = *yee* lehrt, so ist das wohl auch *spelling-pronunciation.*

Für die Wörter mit *sįū* kann noch eine andere Erklärung in Frage kommen. In den mundartlichen Entsprechungen von *sure* überwiegen die Formen mit anlautendem *š*, doch finden wir *s*- hie und da im Süden und Osten (D. 4[6], 9[3], 18[3] *suit*, 19), häufiger in gewissen Strecken des Mittellandes (D. 20, 24, 29[4]). Es ist möglich, daß Mundarten, die *siut*, *siur* sprechen, auf die Schriftsprache eingewirkt haben. Wenn *šū*- für *sįū*- bei den Grammatikern so spät erst auftaucht (Hodges 1644 kennt es noch nicht, Cooper 1685 erklärt es für vulgär), so kann man das wohl erklären aus dem Einfluß derjenigen Mundarten, die nicht *sįu*, sondern *síu*- sprachen, das nicht zu *šū*-wurde. Der Bereich dieser Aussprache wird früher größer gewesen sein als heute, denn schriftsprachliches *šūr* wird sich in vielen Mundarten Geltung verschafft haben, die anfänglich *siur* hatten.

2. Während in *assume* u. dgl. in der heutigen Schriftsprache älteres *š* durch *sį* ersetzt ist, finden wir in anderen Wörtern *ši* für *š*.

Früher lautete *conscientious* regelrecht *consenšəs*, heute *conšienšəs* (gegenüber *conšəns* = *conscience*), vgl. *N. E. D.* und Schröers *Wtb.* Für *nausea* hört man *nǭšə* und *nǭšiə*. In anderen Wörtern ist die Aussprache mit *ši* weniger geläufig. Das *N. E. D.* lehrt sie z. B. in *sensš^iu^r* neben *sens^iu^r* 'censure', *gleⁱž^iə^r* neben *gleⁱziə^r* 'glazier', *lež^iu^r* neben *līz^iu^r* 'leisure'.

Auch hier hat wieder die Schrift auf die Aussprache gewirkt. Neben der vollständigen Schriftaussprache (*sensiər*) steht eine Mischform aus der lautgesetzlichen Form (*senšər*) und der Schriftaussprache: *senšiər* = *senš ər* + *sensi ər*. *išū*

neben *išįū* ist anders zu beurteilen, vgl. S. 81; *išįū* ist das Ursprüngliche, *įū* ist zu *ū* geworden wie in *tšū* < *tšū* 'chew'.

II. *t*, *d* + *i̯*.

1. Grammatikerzeugnisse. Den Übergang von *ti̯* > *tš*, *di̯* > *dž* (*nature*, *verdure*) verlegt Sweet *H. E. S.* § 927 in das 18. Jh.

Hodges, der den Wandel von *si̯* > *š*, *zi̯* > *ž* schon früh bezeugt, kennt die ähnliche Verschiebung bei *t*, *d* + *i̯* noch nicht. Er schreibt z. B.:

> *t* + *ū*: crëatûres, nätûre, Scriptûre, moiſtûre, overtûre, mûtûâl, ſpiritûâl, prëſumptûous, similitûde, Statûtes.
>
> *d* + *ū*: dûke, dûe, dûties, subdûeth, righteous, courteous, Christian, question, hidious.

jointure, venture, ordure (S. 51) sollen wohl *dzəintər*, *ventər*, *ordər* andeuten, wenn nicht etwa *u* für *û* ein Versehen ist. Erwähnen will ich (ohne daß ich darauf viel Wert lege), daß Hodges in *A Special Help to Orthography* 1643 in einer Liste von Wörtern mit gleicher Aussprache (Ellis *E. E. P.* IV, 1019 ff.) *a jointer* — *jointure*, *pastor* — *pasture*, *order* — *ordure* zusammenstellt.

Der Stenograph N. Bridges 1659 schreibt *creature* wie *kretr* (S. 9). Cooper 1685 hat auch die heutige Aussprache noch nicht.[1])

Und Miege 1688 gibt an (S. 23):

> *Nature*, *picture*, *fracture* . . . se prononcent familierement *naîter*, *picter*, *frêcter*. *Ouverture* pourtant et *mature* suivant la Regle.

Strong 1699 lehrt, man solle schreiben *torture* not *torter*, *venture* not *venter*, *Christianity* not *cristanity*, *Souldier* not *soger*.

Jones 1701 (S. 52) gibt auf die Frage: When is the sound of *er* written *ure*? die Antwort: When it may be

[1]) In seiner Liste von 'Voces quæ *eandem* habent *pronunciationem*, sed diversam significationem & scribendi modum' (S. 82 ff.) nennt Cooper *centory* 'herba centaria' und *century*, *pickt her* und *picture*, *order* und *ordure*. Ellis gibt in seinem Aussprachewörterbuch des 17. Jhs. einfach *sentəri*, *piktər*, *ʌʌrdər* als von Cooper bezeugte Formen, ohne zu beachten, daß diese Verzeichnisse von gleichlautenden Wörtern nicht immer allzu ernst zu nehmen sind.

sounded ***ure***, in the End of Words; as in[1]) ***adventure***, ***nature***, ***ordure***, ***picture***. Danach ist beispielsweise ***nature*** = ***nētər*** gesprochen worden. Demgegenüber steht ***injan*** = Indian (S. 64, dagegen ***e*** für ***ia*** S. 44), ***soger*** = ***soldier*** (S. 64).

The Compleat Guide um 1700 (S. 88):

> There is a short and common way of pronouncing the termination ***ure***, not unlike ***er***; as in these words, ***nature***. ***picture***, ***fracture***.

Noch Buchanan 1766 gibt für ***conjecture*** die Aussprache ***konjĕktŭr***, ***furniture*** = ***fŭrnĭtŭr***, ***gesture*** = ***jĕstŭr***, ***juncture*** = ***jŭnktŭr***.

Diesen Zeugnissen steht das von Young 1690 gegenüber: er ist der erste mir bekannte Grammatiker, der Nachricht gibt von ***tš*** aus ***ti̯***, ***dž*** aus ***di̯***. Für ***christianity*** gibt er die Aussprache ***chris-chon-i-ty*** (S. 78) im Widerspruch zu der Regel (S. 16), daß ***t*** in ***sti*** (***question***, ***combustion***, ***bestial***) seine Aussprache beibehalte; und ***souldier*** läßt Young ***so-ger*** sprechen.[2]) Dagegen ist ***courteous*** = ***cur-ty-us*** und ***torture*** = ***tor-ter***.

2. Schreibung. Für ***tš*** < ***ti̯***, ***dž*** < ***di̯*** hat uns unter den Grammatikern Young 1690 die früheste Nachricht gegeben. Auch dieser Lautwandel ist älter, wenigstens im Londoner Dialekt. Henslowe 1591—1609 schreibt ***Enges*** für ***Indies*** S. 185, 186, 188; ***soger*** für ***soldier*** S. 72, Machyn 1550—1563 ***sawgyars*** für ***soldiers*** S. 202; vgl. auch ***sawger*** 'Soldat' ***Anglia*** XXIII, 457.

Die Aussprache nach Art von ***nētər*** für ***nature*** wird häufig durch Schreibungen bezeugt. Ein paar Belege genügen: vgl. ***creater*** schon im 14. Jh. 'creature', ***jointer*** = 'jointure' (*N. E. D.*), ***venter*** 'venture' im Reim mit ***enter*** Horestes (1567) V. 350, ***adventer*** (***-ure***) im Reim mit ***enter*** Spenser (vgl. Bauermeister S. 54).

3. Lautentwickelung. I. Die Verschiebung von ***ti̯*** > ***tš***, ***di̯*** > ***dž*** ist später erfolgt als die von ***si̯*** > ***š***, ***zi̯*** > ***ž***, und auch innerhalb engerer Grenzen.

Für ***picture*** finden wir in der heutigen Sprache drei Formen:

---

[1]) Ein paar Wörter aus der langen Liste mögen genügen.

[2]) Das von mir benutzte Exemplar von Young's ***English Scholar*** ist die 9. Auflage (Berlin K. B.); eine ältere Auflage habe ich nicht finden können.

1. *piktšə^r^*, 2. *piktiə^r^*, 3. *piktə^r^*. Die erste Form ist die der gebildeten südenglischen Sprache, die zweite ist die der gebildeten nordenglischen Sprache, die dritte ist heute nur dialektisch, aber auf dem ganzen Sprachgebiet heimisch (Wright).

Die echt volkstümliche Entwickelung liegt nur in mundartlichem *piktə^r^* vor, das früher auch hochenglisch war.

Durch den Einfluß des Schriftbildes, das seinerseits von dem romanischen Quellwort abhängig war, wurde (*piktūr*) *piktiūr* wiederhergestellt. In der Schriftsprache haben sich diese 'gelehrten' Formen festgesetzt.

Buchanan 1766 kennt noch die volkstümlichen Formen, aber Walker erklärt *nētər* für vulgär. Er sagt (unter *nature*):

> There is a vulgar pronunciation of this word as if written *na-ter*, which cannot be too carefully avoided.

In Amerika hat sich die volkstümliche Aussprache länger gehalten, vgl. *Publications of the Modern Language Association* XIV (1899), 225 f.

ti̯, *di̯* wurde im Süden zu *tš*, *dž* verschoben, blieb dagegen im Norden bewahrt. In der heutigen hochenglischen Aussprache gelten die nördlichen neben den südlichen Formen (vgl. Sütterlin, *IF.* XIV, 477). Auch hier können wir wieder die Mischung der Mundarten beobachten. In manchen Wörtern (*piteous*, *grandeur* u. dgl.) mit *ti̯*, *di̯* mag Angleichung (*pity*, *grand*) zu dem nordenglischen Einfluß hinzukommen.

Smart (1838) hat eine Kontamination aus *tš* + *ti̯* = *tši̯* empfohlen: *nētši̯ur*, vgl. Storm, *E. Ph.*, S. 380. Sie ist der Kontamination *senši̯ur* 'censure' an die Seite zu stellen.

In den Mundarten sind die ursprünglichen Formen durch die schriftsprachlichen schon stark verdrängt worden. So geht z. B. *soldier* mit *dž* bis in den hohen Norden hinauf.

II. Nicht überall, wo wir es erwarten könnten, finden wir heute in der (südenglischen) Schriftsprache *tš*, *dž*.

1. Während *si̯*, *zi̯* in betonten und unbetonten Silben zu *š*, *ž* geworden sind, sind in der heutigen südenglischen Schriftsprache *tš*, *dž* aus *t*, *d* + *i̯* nur in unbetonten Silben zu finden: *nature*, *creature*, *venture*, *righteous*, *question*; *verdure*, *grandeur*, *soldier*; in betonten Silben hat die Schrift-

sprache heute diese Lautverbindung nicht: ***tune*** (***tįūn***), ***tube*** (***tįūb***); ***duke*** (***dįūk***), ***due***, ***dew*** (***dįū***). In betonter Silbe hat sich der Einfluß des Schriftbildes (und der nordenglischen Aussprache) mehr geltend gemacht als in unbetonter Silbe: der Unterschied zwischen ***džūk*** und ***dįūk*** fällt stärker ins Ohr als der zwischen ***souldžər*** und ***souldįər***. Diese Einschränkung des ***tš***, ***dž*** auf unbetonte Silben hat nicht immer gegolten. Sheridan 1780 lehrt durchweg ***tš***- für ***tį***- (dagegen nicht ***dž***). Aber Nares 1784 erklärt (S. 130):

> *Chune*, *chumid*, *chumult* [= ***tune***, ***tumid***, ***tumult***], are seldom heard in the mouths of elegant speakers.

Und Walker erhebt kräftigen Einspruch gegen Sheridans Lehre (§ 462 der Einleitung).

2. In betonter Silbe ist also in Südengland die lautgesetzliche Entwickelung nicht durchgedrungen. Aber auch in unbetonter Silbe ist ***tš***, ***dž*** nicht überall heimisch: man spricht ***tį***, ***dį*** in gelehrten Wörtern. ***latitude***, ***multitude***, ***substitute***, ***situation*** u. dgl. werden ganz nach der Schrift gesprochen, schon von Walker. In anderen Fällen hat sich der Gebrauch erst später für die schriftgemäße Aussprache entschieden: so bei ***educate***; bei ***Indian***, ***odious***, ***tedious***, wo Walker noch ***dž*** zuläßt (Einl. § 293 f.).

SCHLUSSBEMERKUNGEN.

Die frühneuenglische Zeit war eine Zeit großen Schwankens in der Aussprache. 1. Die rasche lautgesetzliche Veränderung der Sprache hatte zur Folge, daß zu den alten Formen neue hinzutraten, daß konservative und fortschrittliche Aussprache nebeneinander hergingen. 2. Die Sprachverschiedenheiten verschiedener Gegenden trafen in der Gemeinsprache zusammen. 3. Neben der natürlichen Sprache stand die künstliche: in gebildeten und gelehrten Kreisen wirkte das Schriftbild auf die Aussprache ein. So traten zu den schon bestehenden Doppelformen — den konservativen Formen neben den fortschrittlichen, den Formen verschiedener Mundarten — neue hinzu: die buchmäßige, gelehrte Aussprache gesellte sich zur

volkstümlichen. Und auch diese Doppelheit ist durch die Wirkung der Analogie über ihren ursprünglichen Bereich ausgedehnt worden.

I.

Bekanntlich treffen wir in der älteren Sprache häufig *-in* für unbetontes *-ing*: *mornin*, *lovin* u. dgl. Die Wirkung des Lautgesetzes, wonach *ŋ* in unbetonter Stellung zu *n* wurde, wird uns für die ältere Sprache durch zahlreiche Schreibungen, Grammatikerzeugnisse und Reime bezeugt.

In den heutigen Mundarten ist *-in* für *-ing* im ganzen Sprachgebiet heimisch. Die Schriftsprache mit ihrem *iŋ* steht im Gegensatz zu sämtlichen Mundarten. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß bei der Wiederherstellung des *iŋ* im Hochenglischen die Schrift ihre Rolle gespielt hat.

-in war in frühneuenglischer Zeit volkstümlich,[1]) daneben stand *-iŋ* in schriftgemäßer Sprache. So wurde zu *kitšin* (*kitchen*) gelegentlich eine Nebenform *kitšiŋ* gebildet. Strong 1699 gibt die Anweisung, man solle *cushion* schreiben, nicht *cushing* (S. 81), also hat man *-iŋ* gesprochen. Es fehlt in der frühne. Zeit nicht an Schreibungen auf *-ing*, wo man *-in* erwartet, vgl. *E. G.* S. 52 und *N. E. D.* unter *basin* u. dgl. Im Zeitalter der Herrschaft des geschriebenen und gedruckten Wortes sind diese Formen verschwunden.

Nur gelegentlich sind solche analogische Neubildungen lange in der Schriftsprache geblieben. Das konnte besonders bei Wörtern geschehen, die in literarischem Gebrauch selten waren. Hierher rechne ich ein Wort der Seemannssprache *googings* 'eiserne Klammern am Hintersteven, um das Steuerruder daran zu befestigen' neben *gudgeon* aus afrz. *gojon*; außerdem *grudgings* 'Schrotmehl', das sich bis ins 19. Jh. neben *gurgeons* aus afrz. *grugeons* gehalten hat.

---

[1]) Es ist zu beachten, daß im Gegensatz zu anderen Sprachgebieten die Sprache Londons den Übergang von *-iŋ* zu *in* im 15. Jh. noch nicht aufweist: die Londoner Urkunden von 1384—1430, die *Cely Papers* 1475—1488 kennen, wie es scheint, diese Verschiebung noch nicht. In *Abendon* für *Abingdon* (Cely Papers) mag *ŋ* an *d* assimiliert sein.

II.

Ne *boil* 'Beule' geht auf ae. *bӯl* zurück, und ne. *groin* 'Leistengegend' auf me. *grӯnd* (vgl. dazu Skeat, *Notes on English Etymology* S. 124). Aber aus *bӯl* müßten wir die Aussprache *bail*, aus *grӯnd* die Aussprache *grain(d)* erwarten. Me. und frühne. finden wir tatsächlich *bile* und *grine* geschrieben, Smith 1568 schreibt *bīl, ī = əi (ai)* S. 11. Wie *oi* an die Stelle des *ai* getreten ist, wird vom *N.E.D.* nicht erklärt. Murray bemerkt zu *boil*: It is not clear whether *boil* is due to assimilation with the verb *boil*, or influenced by the Dutch or other form. Und Bradley denkt bei *groin* an Einfluß eines anderen *groin* 'a grunting, grumble, the snout'. Wie soll aber dieser Einfluß gewirkt haben?

Im Frühneuenglischen stand in einer Reihe von Wörtern, in denen wir heute in der Schriftsprache nur *oi* finden, neben *oi* noch *ui*, *əi*; vgl. Luick, *Anglia* XIV, 294 ff. Wenn später in der Schriftsprache *əi*, *ai* beseitigt worden ist, so beruht das auf Einfluß des Schriftbildes auf die Aussprache.

Im Anfang des 18. Jh. setzte sich in der mustergültigen Sprache *oi* fest.

Beachtenswert ist eine Mitteilung von Greiffenhahn 1721; er kennt „*ai* in *oister* 'Auster' und einigen anderen, doch nur in *Stylo familiarissimo*“ (S. 15).

Vorher hatte großes Schwanken geherrscht. Über Schwankungen der frühneuenglischen Aussprache finden wir gewöhnlich in Jones' *Phonography* 1701 Auskunft. Er sagt (S. 60), der Laut *i* werde *oi* geschrieben, „When it may be sounded *oi*, or *ooi*, in the Beginning or middle of Words; as in *boil*, *broil*, *coil*, *foil*, *foist*, *froise*, *groin*, *hoise*, *join*, *loin*, *moil*, *oilet*, *poise*, *poison*, *soil*, *spoil*, *tortois*, which some sound as with an *i*.“ In diesen Wörtern standen also *oi*, *ūi*, *əi* nebeneinander.

Weil neben *bəil* 'kochen' ein *boil* stand, neben *ləin* ein *loin* usw., so wurde zu *bəil* 'Beule' ein *boil* neugebildet, zu *grəin* ein *groin*.

Ebenso erkläre ich *oi* für zu erwartendes *ai* in zwei Wörtern, deren Lautgeschichte das *N. E. D.* nicht aufgeklärt

hat:[1]) *hoist*, frühneuengl. *hoise* (ndl. *hijsen*, in der deutschen Schiffersprache *heißen*)[2]) 'hissen, aufziehen', *joist*, früher *jiste* (afrz. *giste*) 'Querbalken'. *oi* finden wir in diesen Wörtern seit dem 16. Jh., *joist* schon einmal 1494. Daß *ui* schon früh mit *ai* < *ī* zusammengefallen war, zeigt z. B. die Schreibung *fysoun* im 15. Jh. für *foison*. Umgekehrt wird frühneuenglisch *foist* für *fist* 'a foul smell' (*N. E. D.*), *loin* für *to line*, *loining* für *lining* (*N. E. D.*), *moynes* für *mines* (*Egerton Papers* 1550, ed. Camden Soc., S. 16) geschrieben.

Anhang:

Vokalentwickelung in *can't*, *shan't*, *don't*.

[Zu S. 52.]

I.

An verschiedenen Sprachen kann man die Beobachtung machen, daß bei besonders nachdrucksvoller Betonung eine andere Lautentwickelung eintritt als bei normaler Betonung: kurze Vokale werden gedehnt, lange diphthongiert. Neben *der ĕsel* 'Esel' steht in Rheinhessen der Ausruf *du ēsel*! In der verwunderten Frage, bei starkem Akzent im Satz wird *ich* leicht zu *īch*, und manche deutsche Mundarten kennen nur die gedehnte Form *īch* oder das daraus entstehende *aich*.

Diese Dehnung (und daraus hervorgegangene Diphthongierung) kommt i. a. nur gelegentlich vor, wenn eben besonderer Nachdruck auf ein Wort gelegt wird. Wird nun ein Wort häufig mit emphatischem Akzent gesprochen, so kann es vorkommen, daß die gedehnte Form verallgemeinert wird. Die 'okkasionelle' Verwendung wird zur 'usuellen', wie so oft im Sprachleben. So ist heute in deutschen

[1]) Eine Aufklärung ist es nicht, wenn im *N. E. D.* unter *hoise* gesagt wird: the forms, *hoighce*, *hoisse*, *hoise* appear to arise from a broad pronunciation of *hyce*, *hysse*, *hyse*.

[2]) Vgl. A. Stenzel, *Deutsches seemännisches Wörterbuch* 1904; *heißen* auch im *Handwörterbuch für technische Ausdrücke in der kaiserlichen Marine*, hsg. von der kaiserl. Admiralität 1879.

Mundarten *ĭch*, *aich* nicht mehr nur die emphatische Form, sondern überhaupt die einzige; allenfalls steht daneben *iχ* als unbetonte (enklitische) Form.[1])

Einen großen Einfluß hat die nachdrückliche Betonung auf die Lautgebung italienischer Mundarten ausgeübt. H. Schneegans[2]) hat die bemerkenswerte Beobachtung gemacht, daß im sizilianischen Dialekt bei affektischer Rede oft Diphthongierung eintritt, während das in ruhiger Sprache nicht geschieht.

In der gebildeten nordenglischen Aussprache, wie sie Lloyd, *Northern English* (Leipzig 1899) beschrieben hat, wird *ę̄* (aus me. *ā*, *ai*, *ei*) vor stimmlosen Lauten nicht diphthongisch gesprochen: *bę̄k* (bake), *kę̄p* (cape), *gę̄t* (gate) gegenüber *dę̄i* (day), *fę̄id* (fade), *nę̄im* (name), *strę̄indž* (strange); *dę̄ stand* (they stand) gegenüber *đę̄i luk* (they look).

Aber bei nachdrücklicher Betonung tritt auch vor *k*, *p* oder *t* Diphthongierung ein;[3]) *ę̄* wird dann länger angehalten, es entsteht zweigipflige Betonung und schließlich *ę̄i*.

Der Phonetiker Ellis sprach noch *ę̄*, *nō nę̄m*, „seltener und nur mit besonderem Nachdruck *nōu nę̄ⁱm*" (Storm *E. Ph.* S. 401). Von der Aussprache einer Deutschamerikanerin sagt Sütterlin, *IF.* XIV, 461: Die südenglische Verbindung *eį*

---

[1]) Beispiele aus dem Deutschen: vgl. Behaghel zu *ĭch, eich* u. ä. Pauls *Grdr.* I², 692; zu *tausend*, *Teufel* in Kraftausdrücken und Flüchen in Mundarten, die altes *ū*, *iu* bewahren vgl. E. Hoffmann (-Krayer), *Vocalismus von Basel*, 1891, § 186 und Behaghel *a. a. O.* 701; über weiteres s. Verf., *Beiträge zur deutschen Lautlehre* 1898, S. 33, *Litbl.* XX, 164 *(ja)*, 191, 400 *(so)*, XXIII, 64 *(viel)*; vgl. auch Otto Schmidt, *Bonnländer Mundart*, Diss. Gießen, 1905, S. 31; über pfälz. *aišt* 'ihtesiht' vgl. Pfaff, *Beitr.* XV, 180 und jetzt H. Platz, *Über lautlich-begriffliche Wortassimilationen*, Diss. Münster 1905, S. 45.

[2]) H. Schneegans, *Laute und Lautentwickelung des sicil. Dialektes*, Diss. Straßburg 1888, S. 18 ff., *Zs. f. rom. Phil.* XVII, 591 ff. und *Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner* (in Dresden), 1897.

[3]) Lloyd hat vor stimmlosen Verschlußlauten nur ganz vereinzelt *ę̄i*, weswegen A. Western, *Englische Lautlehre* ² § 16 seine Lautschrift 'inkonsequent' findet. Sütterlin, *Litbl.* 1903, Sp. 13, vermutet dagegen mit Recht, die Verschiedenheit der Lautgebung rühre von der Verschiedenheit der Betonung her.

in 'late, say' hat bei ihr im allgemeinen den *i*-Nachschlag viel seltener: nur bei nachdrücklicher Aussprache kommt er deutlich zum Vorschein (*eik* 'ache'); sonst ist er kaum oder gar nicht hörbar (*gēt* 'gate', *lēt* 'late').

Ein Beispiel für Dehnung eines kurzen Vokals bei emphatischem Akzent ist *leetle* aus *little*. Das hat Dr. Johnson schon beobachtet: er sagt in seiner Grammatik: there is a.. form of diminution among the English, by lessening the sound itself, especially of vowels; as there is a form of augmenting it by enlarging or even lengthenig it; as.. *little*, pronounced long, *lee-tle*.

Und schon der Grammatiker Gill 1621 hat, was das *N. E. D.* nicht erwähnt,[1]) den Unterschied zwischen *lĭtl* und *lītl* gekannt. Er umschreibt *little* wiederholt mit *litl*, nur in einem Fall von „rhetorischer Steigerung" (Jiriczek im Index zu 48[26] mit *lĭtl* (= *lītl*); er sagt *a. a. O.*:

> Diminutio fit nonnunquam sermoni interjecta particula *tjni* [tiny]: vt, *a litl man* brevis staturae vir; *a lĭtl tjni man*, pumilio, aut manus [Zwerg].

Heute ist *leetle* (*lĭt'l*) 'a jocular imitation of a hesitating or deliberately emphatic pronunciation of *little*' (*N. E. D.*: *leetle*). Von den Beispielen des *N. E. D.* ist das aus Dickens hervorzuheben: Just a *leetle* drop, with a *little* cold water, and a lump of sugar.

Gill hat noch andere Beispiele von rhetorischer Steigerung durch Dehnung des Vokals beobachtet. Er sagt S. 48[13] bei Behandlung der Komparation:

> Atque vt Hebraei, ad ampliorem vocis alicuius significationem, syllabas adaugent; sic nos syllabarum tempora: vt, *grĕt* magnus *grëet* ingens; *monstrus* prodigiosum, *mönstrus* valde prodigiosum, *möönstrus* prodigiosum adeo vt hominem stupidet.

Die vorstehenden Erwägungen werden uns, hoffe ich, zum Verständnis einiger Formen verhelfen, deren Erklärung

[1]) Das *N. E. D.* hat überhaupt die vielen wertvollen Notizen, die in den alten Grammatiken versteckt sind, sich nicht zunutze gemacht.

meines Erachtens seither nicht richtig gegeben worden ist: ich meine die zusammengezogenen verneinten Formen gewisser Hilfsverba, *I don't, can't, shan't.*

II.

Erklärungsversuche für *can't, shan't* haben wir schon kennen gelernt (S. 52). Auch *don't* hat man neuerdings zu erklären versucht.

1. Kaluza, *Historische Grammatik der englischen Sprache* II, § 367 Anm. 1 meint: „In der Zusammenziehung *I don't* (*dōunt*) ist *ǭ* geblieben.“ Danach hätte sich me. *ǭ* bis in die spätne. Zeit unverändert erhalten, um dann am Anfang des 19. Jh. diphthongiert zu werden. Es wäre möglich, daß unsere Wortgruppe eine Ausnahme von dem Lautgesetz *ǭ* > *ū* gemacht hätte, wenn sie in der Sprache häufig unbetont gewesen wäre. Aber unsere Wortgruppe war eben in der Regel nicht unbetont, sondern gerade stark betont. Sweet hebt einmal gelegentlich (*Syntax* § 2186) mit Recht hervor, daß negative Konstruktionen 'essentially emphatic' sind.

2. Einen anderen, gangbareren Weg weist Holthausen. Er fragt *Litbl.* 1903, Sp. 333: „Sollte *don't* sich nicht an *won't* angeglichen haben?“ Das ist nur möglich, wenn zwischen beiden Wortgruppen eine Bedeutungsverwandtschaft besteht. Und die ist wohl vorhanden. Es ist in vielen Fällen gleichgültig, ob man sagt *I do not go* oder *I will not go.* In den von Ellis gebotenen mundartlichen Sprachproben steht einmal (D. 19[5], S. 287, 6) *see, if she don't,* wo wir sonst *won't* finden. Es ist an sich sehr wohl möglich, daß *I dount gou* eine Kontamination wäre aus *I wount*[1]) *gou* + *I dūnt gou.* So könnte ich mir die von Holthausen vermutete 'Angleichung' denken.

---

[1]) *Won't* geht bekanntlich auf *wolnot* zurück; und dieses *wol* ist eine Neubildung aus dem Präteritum: *I lovede* : *I love* = *I wolde* : *I wol.* Ebenso ist im Deutschen altes *sal* (vgl. engl. *shall*, dial. *sal*) zu *soll* geworden durch Angleichung an *sollte.* Wie in *won't* sich altes *wol* bewahrt hat, so hat sich im frz. *je ne puis* eine sonst untergegangene Verbalform erhalten. Und in der verneinenden Gruppe *I must not* (ich darf nicht) finden wir noch die alte Bedeutung von *must.*

Aber — wir müssen uns bei sprachgeschichtlichen Untersuchungen stets gegenwärtig halten, daß die Begriffe 'Sprache' und 'Schriftsprache' nicht zusammenfallen. Mit anderen Worten: wir bauen auf unsicherem Grund, wenn wir die Mundarten außer Acht lassen. Wir haben noch die Frage zu beantworten: Wie verhalten sich *don't* und *won't* in den heutigen Mundarten?

Wir finden da zunächst in manchen Mundarten regelrechte Entwickelung des *ǭ* in *dǭn(o)t*: *dūnt*, oder mit nachträglicher Kürzung *dun(o)t*, mit Entrundung des *ŭ* *dʌnna*, *dʌnt*. In anderen Mundarten hat unser Wort *ŏ* (z. B. D. 12, 22, 23, 24, auch in Kent: *dant* mit *a* für *o* wie in *crap* = *crop*, vgl. Pegge, Kenticisms, E. D. S., C. 3, 12); in anderen wieder wie in der Schriftsprache *ou* oder *uə* u. ä., d. h. Laute, die sonst me. *ǭ* entsprechen.

Wenn *don't* wirklich an *won't* angeglichen ist, dann müssen da, wo wir in *don't* die der Schriftsprache entsprechende Form finden, beide Verbalformen im Vokal übereinstimmen. Das trifft aber in vielen Mundarten nicht zu. Ganz klar ist das z. B. in östlichen Mundarten: (*dóunt*) steht einem (*wuunt*) gegenüber D. 16[4], (*dóʌnt*) einem (*oont*) D. 19[3]; weiterhin in (*duənt*) mit *ǭ* > *uə* und (*dunət*) mit *ǭ* > *ū* gegenüber (*wiənt*) in Windhill usw., vgl. Wright, *Grammar* S. 165.

Es kann also nicht überall da, wo *dount*, *duənt* vorkommt, *won't* seinen Einfluß geübt haben. Doch könnte man annehmen, daß *dount* nur in gewissen Mundarten an *won't* angeglichen sei, um dann von diesen Mundarten aus in andere vorzudringen, in denen es nicht mit *won't* übereinstimmt. Formen vom Typus *duənt* würden dann auf „analogischer Lautsubstitution" beruhen: weil sonst dem *ou* der Schriftsprache in jenen Dialekten *uə* entsprach, wurde schriftsprachliches *dount* in dialektisches *duənt* umgebildet. Dieses „Übersetzen" in das mundartliche Lautsystem läßt sich im Sprachleben ja häufig beobachten. In unserem Fall aber ist die Annahme, daß *dǭnt* da, wo es nicht mit *won't* übereinstimmt, auf Entlehnung beruhe, höchst unwahrscheinlich. Es ist kein Grund vorhanden, die Bodenständigkeit des *dǭnt* in nordenglischen Mundarten anzuzweifeln.

III.

Anknüpfend an die Erörterungen über ungewöhnliche Lautwandlungen unter nachdrucksvoller Betonung möchte ich eine andere Erklärung des *don't* vorschlagen.

Neben *dǭ not* dürfen wir für die ältere Sprache *dŏ not* annehmen mit Kürzung des Vokals in der Unbetontheit. Die Kürzung konnte umso leichter eintreten, als die Verneinung ja durch *not* zum Ausdruck gebracht wurde. Aus *dŏ not* entstand *dŏn't*, das in heutigen Mundarten noch vorkommt. *not* in *do not*, *is not* usw. ist mit Schwund des Vokals zu *nt* geworden, da in dreisilbigen Wörtern bezw. Wortgruppen der Mittelvokal schwindet (vgl. Luick, *Anglia* XX, 335 f.): (*I*) *dónot gò* oder (*I*) *dònot gó* > *don't go* wie *càpitàin* zu *captain*.

Nun sind aber die verneinenden Konstruktionen 'essentially emphatic'. Die Sprechenden kamen oft in die Lage, in *I dŏnt go* die Verneinung kräftig zum Ausdruck bringen zu wollen. Aber das Verneinungswort *not* war so zusammengeschrumpft, daß es keinen Akzent tragen konnte.[1]) Da trat denn neben *dŏnt* bei nachdrucksvoller Betonung eine Form mit gedehntem Vokal.

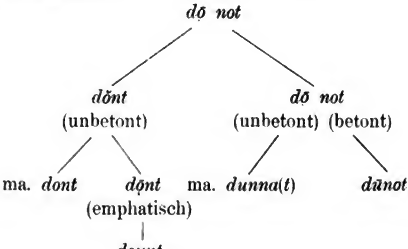
Erfolgte die Dehnung des *ŏ* in frühne. Zeit, so konnte sie nur *ǭ* ergeben, denn ein *ō̦* hatte die Sprache nicht mehr. Trat die Dehnung in spätne. Zeit ein, so stand dem kurzen *ŏ* langes *ō̦* gegenüber, das sich inzwischen aus *ǭ* entwickelt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach stellte sich schon in frühne. Zeit die Notwendigkeit heraus, eine emphatische Form der Verneinung zu verwenden. Bei dem Hilfsverb *can't* finden wir denn die gedehnte Form schon im 17. Jh. vor. Frühne. **dǭnt* mußte lautgesetzlich später zu *dōnt* werden, das dann in Südengland im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu *dount* vorgeschritten ist.

Zunächst wurde *dŏnt* nur gelegentlich gedehnt, wenn die Verneinung kräftig zum Ausdruck gebracht werden sollte. Da dieser Fall aber häufig eintrat, wurde *dōnt* verallge-

[1]) Es gibt heute sogar Mundarten, in denen keine Spur von *not* geblieben ist: so heißt es in einer südmittelländischen Ma. *ai doo kléer* = *I don't care* udgl., vgl. Ellis *E. E. P.* V, 461. *nt* ist eben durch Assimilation an konsonantisch anlautende Wörter verloren gegangen.

meinert, wenigstens in der Schriftsprache. Die 'occasionelle' Dehnung ist 'usuell' geworden.

Die Entwickelung von *do not* zu *dǫunt* wäre also folgendermaßen verlaufen:



Über die Vorgeschichte des heutigen *don't* geben uns die älteren Grammatiker keine Auskunft. Aus naheliegenden Gründen. Diese zusammengezogene Form gehört eben der Unterhaltungssprache an, und die Grammatiker lehrten nicht diese, sondern die erhabene, die Büchersprache; sie hielten wohl *don't*, *can't* u. dgl. für eine Nachlässigkeit der Umgangssprache. H. Alford, *The Queen's English*, London[4] 1874, S. 97 sagt richtig:

> everyone says *can't* for *cannot*, *won't* for *will not*, *isn't* for *is not*, in conversation; but we seldom see these contractions in books.

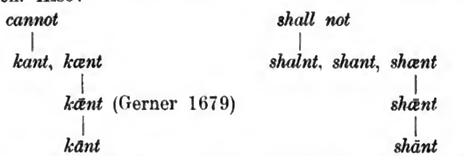
Der ungenannte Autor von *The Vulgarities of Speech Corrected* 1826 zieht eifrig gegen solche Kontraktionen zu Felde:

> There can be no doubt that it would be equally easy to use the correct expressions for these awkward contractions, and it is to be hoped that the circulation of this little work will tend to effect this desirable purpose among an extensive portion of the reading population.

Das Oxforder Wörterbuch (unter *do*, 29) belegt *don't* seit 1672. *can't*, das das *N. E. D.* erst 1706 belegt, wird schon von den Grammatikern Gerner 1679 und Jones 1701 bezeugt. *won't* findet sich 1560 (*Misogonus* III, 1, 33, hsg. in Brandl's *Quellen des weltlichen Dramas vor Shakespeare*, QF. LXXX).

Englische Grammatiker aus dem Anfang des 18. Jhs. (z. B. *Compleat Guide* ca. 1700, Greiffenhahn 1721, S. 40) zählen viele solche Kontraktionen auf.

Ähnlich wie *don't* denke ich mir *can't* und *shan't* entstanden. Also:



Ein Wort der Erklärung bedarf noch der Übergang von *shalnt* > *shant*. Hier liegt Lautsubstitution in einheimischer Sprachentwickelung vor: durch Ausstoßung des *o* zwischen *n* und *t* entstand die Lautgruppe *lnt*, die dem Engländer ungeläufig war; sie wurde deshalb durch *nt* ersetzt.[1])

[1]) Ähnlich erklärt sich wohl auch mundartliches *thou kas(t)* 'canst', *kasn't* 'canst not' (*E. D. D.*). Die Lautgruppe *a* + *n* + stimmloses *s* war ungeläufig (von *n* vor stimmhaftem *s* gilt das nicht) und wurde durch *a* + *s* ersetzt. Vgl. *something* > *sunþin* > *suþin, sufin* und ndl. *troef,* ndd. *trūf* aus frz. *triomphe* 'Trumpf', ndd. *jufer* aus *junfer* 'Jungfer' mit Ausstoßung des *n* vor *f*. — Möglicherweise ist *canst not* durch totale Dissimilation zu *kasn't* geworden und daraus ein *kas* losgelöst worden, vgl. *I dared not* > *I darenot (dn!),* daraus *I dare* als Praeteritum.

INDEX.

*

LITERATURVERZEICHNIS.

E. D. D. = Wright's *English Dialect Dictionary.* London 1898 ff.
E. D. S. = English Dialect Society.
N. E. D. = Murray's *New English Dictionary.*
K. Bauermeister, *Die Sprache Spensers auf Grund der Reime in der Faerie Queene.* Diss. Freiburg i. B. 1896.
The Cely Papers, *Selection from the Correspondence and Memoranda of the Cely Family, Merchants of the Staple* (1475—1488) ed. for the Royal Hist. Soc. by H. E. Malden, London 1900.
A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation*, 5 Bde., London 1869—1889 (= *E. E. P.*). NB. Ellis' Unterdialekte werden in der Weise zitiert, daß die Varietäten durch einen Exponenten zur Zahl des Bezirks bezeichnet werden, also 4^3 = Dialekt 4, Varietät 3.
B. Grüning, *Schwund und Zusatz von Konsonanten in den neuenglischen Dialekten. Dargestellt auf Grund der Ellis'schen Listen.* Diss. Straßburg 1904.
A. Hargreaves, *A Grammar of the Dialect of Adlington (Lancashire)*, Heidelberg 1904. 'Anglistische Forschungen' XIII.
Ph. Henslowe, *The Diary of* —, 1591—1609, ed. Collier, Sh. Soc., London 1845 (= Henslowe). [Jetzt neu hsg. von W. W. Greg.]
F. Holthausen, *Die englische Aussprache bis zum Jahre* 1750 *nach dänischen und schwedischen Zeugnissen.* In: *Göteborgs Högskolas Årsskrift* I (1895), II (1896).
W. Horn, *Beiträge zur Geschichte der englischen Gutturallaute*, Berlin, W. Gronau, 1901 (= *E. G.*).
J. Kjederqvist, *The Dialect of Pewsey (Wiltshire).* London 1903. 'Transactions of the Philological Society' 1903—1904.
E. Köppel, *Spelling-Pronunciations: Bemerkungen über den Einfluß des Schriftbildes auf den Laut im Englischen*, Straßburg 1901, 'Quellen und Forschungen' LXXXIX (= *Sp.-P.*).
E. Kruisinga, *A Grammar of the Dialect of West Somerset*, Bonn 1905. 'Bonner Beiträge zur Anglistik' XVIII.
M. Loewisch, *Zur englischen Aussprache von* 1650—1750 *nach frühenglischen Grammatiken*, Diss. Jena 1889.
K. Luick, *Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte*, Straßburg 1896 (= *Untersuchungen*).
H. Machyn, *The Diary of* —, 1550—1563, ed. Camden Soc., Nr. 42, London 1848 (= Machyn).

J. Storm, *Englische Philologie*, Leipzig[2] 1892—1896 (= *E. Ph.*).

H. Sweet, *History of English Sounds*, Oxford 1888 (= *H. E. S.*).

— *New English Grammar* I, Oxford 1892 (= *N. E. G.*).

J. Wright, *A Grammar of the Dialect of Windhill*, London 1892.

Außer den von Ellis *E. E. P.* I, 31 ff., Sweet *H. E. S.* 204 ff. und *E. G.* S. V—VIII verzeichneten phonetischen Hülfsmitteln der älteren Zeit sind jetzt noch besonders die folgenden benutzt worden (andere werden im Text mit vollem Titel genannt):

N. B[ridges], *Stenographie and Cry[p]tographie.* London 1659. Auch ein Exemplar auf der Bodleiana, von J. Westby-Gibson, *Bibliography of Shorthand* S. 29 nicht erwähnt.

R. Hodges, *English Primrose, the Easiest and Speadiest-way, both for the true spelling and reading of English*, London 1644. Vgl. S. 4 und *E. St.* XXX, 372[1].

William Johnston, *A Pronouncing and Spelling Dictionary.* London 1754.

Le Maistre d'Escole Anglois, *contenant plusieurs profitables preceptes pour les naturelz françois, et autres estrangers qui ont la langue françoise pour paruenir à la vraye prononciation de la langue Angloise.* Faict, et mis en lumiere, par J. B. Gen. Ca. — The Englishe Scholemaister . . . London 1580.

G. Mason, *Grammaire Angloise*, London 1622, hrsg. von R. Brotanek [*Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken* 1], Halle 1905.

Nathaniel Strong, Schoolmaster in London, *Englands Perfect School-Master.* The 8th edition, much enlarged. London 1699. Wertvoll ist besonders S. 78 ff.: The Table of Orthography, for Writers to write by.

The Vulgarities *of Speech Corrected; with elegant Expressions for provincial and vulgar English, Scots, and Irish; for the use of those who are unacquainted with grammar.* London 1826.

NACHTRAG.

In der soeben erschienenen *English Dialect Grammar* von J. Wright (Anhang zum Dialect Dictionary) ist die Ausdehnung der im ersten Abschnitt besprochenen mundartlichen Erscheinungen häufig genauer bestimmt, als es mir nach dem von Ellis *E. E. P.* V gesammelten Material möglich war (vgl. S. 7).

S. 14. *calf*, *half* mit *ā* gegenüber *all* u. dgl. mit *ǫ* greift über den Osten hinaus, vgl. §§ 38 und 40. — *half* mit *ē*, *eə*, *ī* s. im Index.

S. 21. Die Bewahrung des *l* in *salt*, *malt* belegt Wright § 39 auch in Mundarten des Mittellandes (sw. Yorks., nw. Linc., Leic.).

S. 24. Für *au* > *ā* und *ǫ* vgl. § 49, danach *ā* auch im nördlichen Mittelland.

S. 38. Material für die Entwickelung von *ǭ* vor *r* gibt Wright § 165 (vgl. § 126): die doppelte Entwickelung von *ǭr* geht daraus sehr deutlich hervor.

S. 41. Das Verbreitungsgebiet von *nū* = *new* u. dgl. s. im Index.

S. 44. Über *bw*, *pw* vgl. § 244: "This *w* is chiefly confined to the south Midl., s. and sw. dialects when the preceding consonant is a labial".

S. 48. Über Schwund des *w* vor *u* vgl. § 236.

Zu S. 64 f. beachte § 274: "In parts of Lancashire, Cheshire, Derbyshire when dialect speakers try to talk 'fine' they generally substitute *-ŋk* for *ŋ* in all present participles and verbal nouns ending in *-ing*".

S. 72. Die mundartlichen Formen von *both* stellt der Index zusammen.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
ZUR
SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE
DER GERMANISCHEN VÖLKER.
HERAUSGEGEBEN VON
A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.
99. HEFT.

DIE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE

VON

HÖLDERLINS HYPERION

VON

FRANZ ZINKERNAGEL.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1907.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN VON

A. BRANDL, E. MARTIN, E. SCHMIDT.

1.—98. Heft. 1874—1905. ℳ 402.70.

I. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von Wilhelm Scherer. I. Zu Genesis und Exodus. 8. VIII, 77 S. 1874. M. 2.—
II. Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi, mit einem Abriss seines Lebens und seiner Dichtung hrsg. von Ernst Martin. 8. 97 S. 1874. M. 2.40
III. Über die Sanctgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls des Grossen. Von R. Henning. 8. XIII, 159 S. 1875. M. 4.—
IV. Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Eine litterarhistorische Untersuchung von Erich Schmidt. 8. 122 S. 1875. M. 3.60
V. Die Vorreden Friedrichs des Grossen zur Histoire de mon temps. Von Wilhelm Wiegand. 8. 86 S. 1875. M. 2.—
VI. Strassburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im XIII. Jahrhundert von Gustav Schmoller. 8. 35 S. 1875. M. 1.—
VII. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von W. Scherer. II. Heft. Drei Sammlungen geistlicher Gedichte. 8. 90 S. 1875. M. 2.40
VIII. Echasis captivi, das älteste Thierepos des Mittelalters. Herausgegeben von Ernst Voigt. 8. X, 105 S. 1875. M. 4.—
IX. Über Ulrich von Lichtenstein. Historische und litterarische Untersuchungen von Karl Knorr. 8. 104 S. 1875. M. 2.40
X. Über den Stil der altgerman. Poesie von Rich. Heinzel. 8. VI, 54 S. 1875. M. 1.60
XI. Strassburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert von Gustav Schmoller. Mit einem Anhang: enthaltend die Reformation der Stadtordnung von 1405 und die Ordnung der Fünfzehner von 1433. 8. IX, 164 S. 1875. M. 3.—
XII. Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrh. von Wilhelm Scherer. 8. X, 146 S. 1875. M. 3.50
XIII. Die Nominalsuffixe a und â in den germanischen Sprachen. Von Heinrich Zimmer. 8. XI, 316 S. 1876. M. 7.—
XIV. Der Marner. Herausg. von Philipp Strauch. 8. 186 S. 1876. M. 4.—
XV. Über den Mönch von Heilsbronn. Von Albrecht Wagner. 8. 92 S. 1876. M. 2.—
XVI. King Horn. Untersuchungen zur mittelenglischen Sprach- und Litteraturgeschichte von Theod. Wissmann. 8. 124 S. 1876. M. 3.—
XVII. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur v. L. Hirzel. 8. 46 S. 1876. M. 1.—
XVIII. Flandrijs. Fragmente eines mittelniederländischen Rittergedichtes. Zum ersten Male herausgegeben von Johannes Franck. 8. IX, 156 S. 1876. M. 4.—
XIX. Eilhart von Oberge. Zum ersten Male herausgegeben von Franz Lichtenstein. 8. CCV, 475 S. 1878. M. 14.—
XX. Englische Alexius-Legenden aus dem XIV. und XV. Jahrh. Herausgegeben von J. Schipper. I: Version I. 8. 107 S. 1877. M. 2.50
XXI. Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Eine Kritik von Wilh. Scherer. 8. 103 S. 1877. M. 2.50
XXII. Ludwig Philipp Hahn. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit von Rich. Maria Werner. 8. X, 142 S. 1877. M. 3.—
XXIII. Leibnitz und Schottelius. Die Unvorgreiflichen Gedanken. Untersucht und hrsg. von August Schmarsow. 8. VI, 92 S. 1877. M. 2.—
XXIV. Die Handschriften und Quellen Willirams deutscher Paraphrase des hohen Liedes. Untersucht von Josef Seemüller. 8. VIII, 117 S. 1877. M. 2.50
XXV. Kleinere lateinische Denkmäler der Thiersage aus dem XII. bis XIV. Jahrhundert. Herausgegeben von E. Voigt. 8. VII, 156 S. 1878. M. 4.50
XXVI. Die Offenbarungen der Adelheid Langmann hrsg. von Phil. Strauch. 8. XLII, 119 S. 1878. M. 4.—
XXVII. Über einige Fälle des Conjunctivs im Mittelhochdeutschen. Ein Beitrag zur Syntax des zusammengesetzten Satzes. Von Ludw. Bock. 8. VIII, 74 S. 1878. M. 1.50

Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL, ERNST MARTIN, ERICH SCHMIDT.

IC.

DIE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE VON HÖLDERLINS HYPERION.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1907.

DIE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE

VON

HÖLDERLINS HYPERION

VON

FRANZ ZINKERNAGEL.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1907.

M. DuMont Schauberg, Straßburg.

EUGEN KÜHNEMANN

IN DANKBARER VEREHRUNG.

Motto:

Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muss sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermassen zu begreifen.

Goethe an Zelter
(4. VIII. 1803).

VORWORT.

Hölderlin gehört zu denjenigen, die trotz der hohen Verehrung, die die Literaturgeschichte ihrem Namen zu zollen pflegt, von der literargeschichtlichen Forschung noch immer stark vernachlässigt sind. Die Literatur über ihn ist überaus gross, und doch finden sich kaum die Ansätze einer eigentlichen Untersuchung. Nicht, dass man das sich darbietende Problem unterschätzt hätte. Im Gegenteil. Aber früh begnügte man sich, die Welt Hölderlins als ein unlösbares Rätsel zu betrachten, das lediglich in der krankhaften Eigenart des Dichters seinen geheimnisvollen Ursprung habe.

Kaum war durch Schwabs Ausgabe der Werke die Dichtung Hölderlins der Welt näher bekannt geworden,[1]) als bereits eine zum Buch aufgeschwellte dithyrambische Paraphrase aus der Feder Alexander Jungs das Lebenswerk des Dichters aus aller endlichen Sphäre der Kritik und Forschung heraushob.[2]) Mit einer Überschwänglichkeit, die nicht mehr überboten worden ist, wurde Hölderlins „tragisches Geschick, dasjenige Land, welches er als seine eigentliche Heimat erkennt, nicht mehr in der geschichtlichen Wirklichkeit vorzufinden", in allen Tonlagen besungen. Es wurde die Melodie, von der die Hölderlin-Forschung Jahrzehnte hindurch nicht wieder loskam.

Denn selbst Haym, dessen inhaltsschweres Kapitel über den „Seitentrieb der romantischen Poesie" auch heute noch als grundlegend betrachtet wird,[3]) hat diese phantastische

---

[1]) Friedrich Hölderlins sämmtliche Werke, hg. von Christoph Theodor Schwab. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1846.

[2]) Alexander Jung: „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart." Stuttgart und Tübingen 1848.

[3]) Rudolf Haym: „Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes." Berlin 1870. S. 289—324.

Grundvorstellung eher vertieft als abgeschwächt. Vergleicht man die Vorarbeiten, auf die seine Darstellung sich stützen konnte, so erscheint zwar seine Leistung als eine glänzende. Sie bildet den ersten Versuch, auch das in den Briefen sich bergende Material zu einem Gesamtbild der Darstellungswelt des Dichters zu verwerten. Leider aber lässt auch Haym nicht ab von der irreführenden Idee, Hölderlins geistigen Niedergang aus eben dieser Vorstellungswelt gleichsam ableiten und erklären zu wollen. Hölderlin ist ihm von Anfang an der exaltierte Schwärmer, dessen Fieber der Gräkomanie „zum Tode führen muss". Demgemäss sieht er auch im Hyperion nur das „vollkommenste und reinste Selbstbekenntnis" eines Überempfindsamen, der nur deshalb Vergangenheit, Natur und Ideal beständig zusammenwirft, weil seine kranke Seele die Gegenwart nicht zu ertragen vermag. Hat diese Auffassung an sich bereits etwas berückendes, so gewinnt sie überdies auch eine wissenschaftliche Grundlage dadurch, dass Haym mit meisterhaftem Geschick Hölderlins gelegentliche Reflexionen im Sinne eben dieser Auffassung auszudeuten versteht. Ohne die Notwendigkeit einer Einzeluntersuchung den Leser auch nur empfinden zu lassen, fasst Hayms Darstellung scheinbar die letzten Resultate der Hölderlin-Forschung zusammen.

Es war daher vielleicht kein Zufall, dass es erst gegen Ende der achtziger Jahre einem Nicht-Fachmann vorbehalten blieb, zu intensiverer Weiterarbeit von neuem auszuholen.[1]) Denn vielleicht wäre auch Karl Litzmann vor der Aufgabe zurückgeschreckt, hätte er die Schwierigkeit des in ihr sich bergenden Problems völlig zu überschauen vermocht. So aber gab seine Begeisterung für den Dichter ihm den Mut, und nur seine persönliche Bescheidenheit bewahrte ihn vor dem Anspruch, der literargeschichtlichen Betrachtung neue Bahnen geöffnet zu haben. Gleichwohl wird ihm die Forschung für sein Zusammentragen des biographischen Materials stets dank-

---

[1]) Carl L. T. Litzmann: „Neue Mittheilungen über Hölderlin" (Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte. XV. Bd. S. 61 ff.), „Hölderlinstudien" (Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte. II. Bd. S. 407 ff.), „Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin." Berlin 1890.

bar sein, und sie würde ihm noch dankbarer sein, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, uns die „vollständige kritische Ausgabe der Dichtungen Hölderlins" zu schenken, die in seiner Absicht stand. Leider hat auch der Sohn dieses Vermächtnis bis zur Stunde nicht erfüllt. Die von ihm für Cotta besorgte Ausgabe der „Gesammelten Dichtungen" bietet einen nur geringen Ersatz.[1])

Alles dies trägt mit die Schuld, dass die Hölderlin-Forschung in der Hauptsache nicht über Haym hinausgekommen ist. Zwar haben eine Reihe von Spezialuntersuchungen — ich nenne vornehmlich Wirth,[2]) Petzold,[3]) Böhm[4]) und Eberz[5]) — unsere Kenntnis einzelner Dichtungen merklich gefördert, das Gesamtbild des Dichters, wie es Haym einst geschaffen, hat keine von ihnen zu verschieben vermocht.

Erst Dilthey hat vor etwa Jahresfrist den Stein von neuem ins Rollen gebracht. In dem letzten der vier Aufsätze, die unter einem Sammeltitel noch kurz vor Weihnachten 1905 erschienen,[6]) hat der Berliner Philosoph eine neue Auffassung von Hölderlins Denken und Dichten zu prägen begonnen. Ohne sich um die Einzelforschung der Zwischenzeit viel zu kümmern, unternimmt er es zu zeigen, wie das über Per-

---

[1]) Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Berthold Litzmann. Stuttgart o. J.

[2]) Robert Wirth: „Vorarbeiten und Beiträge zu einer kritischen Ausgabe Hölderlins" (Schulprogramm Plauen 1885). Fortgesetzt unter dem Titel „Beiträge zur Kritik und Erklärung Hölderlins" in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte (XIV. Bd. S. 299 ff. u. 429 ff. u. XV. Bd. S. 310 ff.).

[3]) Emil Petzold: „Hölderlins Brod und Wein. Ein exegetischer Versuch." Sambor 1897.

[4]) Wilhelm Böhm hat seine Untersuchungen über den Empedokles noch nicht veröffentlicht. Doch sind deren Ergebnisse in der von ihm und Paul Ernst für Diederichs besorgten neuen Ausgabe von „Hölderlins Gesammelten Werken" (3 Bde. Jena u. Leipzig 1905) bzw. in deren Einleitung (S. XXXI ff.) bereits verwertet.

[5]) Jakob Eberz: „Hölderlins Nachtgesänge." Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, hg. von Wetz und Collin. Neue Folge XVI. Bd. S. 364 ff. u. 449 ff.

[6]) Wilhelm Dilthey: „Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin." Leipzig 1906.

sönliches weit hinausgehende Erleben der Zeitkultur auf eine für Hölderlins Individualität eigentümliche Weise in seiner Dichtung sich spiegelt. Dieser Gesichtspunkt gibt ihm auch den Masstab zur Würdigung des Hyperion. War man seit Haym nicht darüber hinausgekommen, in dem Romane das pantheistische Evangelium eines einseitigen Griechenschwärmers und Naturpriesters zu sehen, so zeigt dem gegenüber Dilthey, wie nur die tiefste Auffassung des Lebens in diesem Glaubensbekenntnis sich niederschlägt: „Eben darin, dass der Dichter den finsteren Zug, der dem Antlitz des Lebens so tief eingegraben ist, zuerst in diesem Roman sichtbar machte, mit der Macht, die nur das Erlebnis gibt, liegt die eigene Bedeutung des Werkes." Nur im Vorbeigehn wird gegen Hayms Auffassung protestiert, als dürften wir uns damit begnügen, in Hölderlins dichterischer Eigenart eine unerklärliche Parallelerscheinung zur Romantik ein für allemal zu konstatieren.

Gleichwohl hat gerade Dilthey in Hölderlins Roman nachdrücklichst auf diejenigen Gedankengänge hingewiesen, die die Übereinstimmung mit der Philosophie der Romantik, namentlich Schellings, uns am erstaunlichsten machen. Aber auch er weiss schliesslich keinen Ausweg, als die Unlösbarkeit dieses Rätsels anzuerkennen.

Dieses Endergebnis Diltheys ist es vor allem, gegen das nachstehende Untersuchung sich wendet, nicht in dem Sinne, als ob dieser Gegensatz der Ausgangspunkt der Untersuchung gewesen wäre. Denn als Diltheys Buch erschien, war sie bereits fast abgeschlossen. Auch wüsste ich nicht, wie man an Hand des bisher bekannten Materials, das dem Philosophen allein zur Verfügung stand, zu einer Lösung hätte kommen sollen. Sondern Dilthey formulierte das Problem, als ich dessen Lösung schrittweise mich zu nähern im Begriffe war. Auf Grund der handschriftlichen Quellen hatte ich die einzelnen Entwicklungsphasen des Romans bereits reinlich voneinander geschieden, als Diltheys Argumentierung, dass der Pantheismus der Schlussredaktion schon im Thalia-Fragment ausgesprochen und demnach von Schelling unabhängig sei, mich zum Widerspruch reizte. Ohne mir dessen sogleich bewusst zu werden, geriet ich ihm gegenüber in eine ähnliche Stellung,

wie er selbst sie in bezug auf Novalis Haym gegenüber eingenommen hatte. Mit dieser Einsicht aber wuchs die Hoffnung, auch seine Zustimmung für meine Resultate zu erlangen.

So aber konnte es nicht ausbleiben, dass ich während der Ausarbeitung immer mehr dahin gedrängt wurde, Hölderlins Abhängigkeit von der Philosophie seiner Zeit herzorzuheben, selbst auf die Gefahr hin, im Vergleich zu dem feinfühligen Denker Dilthey als der verständnislos zutappende Rationalist zu erscheinen. Schliesslich allerdings kam doch der Punkt, wo auch ich zu einem non liquet meine Zuflucht nehmen musste. Denn so leicht auch die Fäden sich entwirren liessen, die von Fichte und Schelling zu Hölderlin sich hinüberspinnen, so unlösbar scheint der Knoten, der den Dichter mit Hegel verknüpft. Aber wenn irgend jemand, so ist es gerade Dilthey, der auch diesen Knoten vielleicht noch zu lösen vermag. Ist es ihm allein doch gelungen, den Wirrwarr des Hegel-Nachlasses zu schlichten und so über den Werdegang des grossen Denkers einigermassen Klarheit zu schaffen. Ihm wird es keine Unmöglichkeit sein, nunmehr, nachdem unsere Kenntnis von Hölderlins Pantheismus und seiner Abhängigkeit von Schelling festere Gestalt gewonnen, auch Hölderlins Beziehungen zu Hegel zur Klarheit zu bringen. Ihm gebe ich das Hölderlin-Problem hiermit ehrerbietigst zurück.

Vorliegende Untersuchung kann trotz ihres ziemlichen Umfangs nicht den Anspruch erheben, über den Roman Hölderlins alles gesagt zu haben, was vom Standpunkt des Literarhistorikers über ihn zu sagen war. Der zugrunde liegende Plan bedingte es, dass auch bei Betrachtung der Schlussredaktion nur diejenigen Momente zur Sprache kamen, die mit der Frage des gedanklichen Gehalts in näherer oder entfernterer Beziehung standen. Alles rein Philologische ist ausgeschieden. Ich glaubte hierauf umso eher verzichten zu können, als eine Hyperion-Monographie von einem Schüler August Sauers stündlich zu erwarten steht. Auch habe ich es absichtlich unterlassen, für die Frage nach Hölderlins literargeschichtlicher Stellung aus meinen Ergebnissen Kapital zu schlagen. Da diese wichtige Erörterung nicht in zwei Worten zu erledigen gewesen wäre, hätte sie über die Grenzen

einer Entwicklungsgeschichte des Hyperion weit hinausgeführt. Aber sie soll folgen, sobald die Zukunft mir für die Ausarbeitung einer Gesamtdarstellung Hölderlins die nötige Musse lässt.

Es bleibt mir zum Schluss die angenehme Pflicht, allen denen zu danken, die meine Arbeit haben fördern helfen. In allererster Linie gebührt mein Dank Herrn Professor Dr. Hermann von Fischer, der mich auf die Notwendigkeit einer intensiveren Hölderlin-Untersuchung zuerst aufmerksam gemacht und mich auch während der Arbeit jederzeit mit Rat und Tat auf das liebenswürdigste unterstützt hat. Dennoch wäre vorliegende Untersuchung nie zu einem so reichen Ergebnis gediehen, hätte nicht ein Hoher Magistrat der Stadt Homburg v. d. H. sich bereit finden lassen, seinen reichen Besitz an Hyperion-Papieren Monate lang meinem Gewahrsam zu überlassen, um mir so die Möglichkeit zu schaffen, das gesamte noch ungedruckte Material nebeneinander zu benutzen. Ihm gilt daher nicht weniger mein aufrichtiger Dank.

Für freundliche Auskünfte bin ich ausserdem dankbarst verpflichtet den Herren Professoren August Sauer in Prag, Erich Schmidt in Berlin, Berthold Litzmann in Bonn, Wilhelm Schmid in Tübingen, dem Vorstand der Homburger Stadtbibliothek, Herrn Dr. W. Rüdiger, und dem Bibliothekar des Tübinger Stifts, Herrn Repetent Dr. O. Leuze, für leihweise Überlassung wertvollen Besitzes der Kgl. Landesbibliothek zu Stuttgart und der Stadtbibliothek zu Hamburg.

Tübingen, den 12. Februar 1907.

F. Z.

INHALT.

Siglen.

W. I—II = Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Berthold Litzmann. Stuttgart o. J.

Br. = Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Carl C. T. Litzmann. Berlin 1890.

KARL LITZMANNS DATIERUNG DER METRISCHEN FRAGMENTE.

Als August Sauer im Jahre 1885 den Anfang der Rahmenerzählung „Hyperions Jugend“ aus der Künzelschen Handschrift veröffentlichte,[1]) da sprach er auf Grund von Informationen seines Lemberger Freundes Emil Petzold die Vermutung aus, in diesem Fragment den Anfang der ältesten Hyperion-Fassung gefunden zu haben. Petzold hat dieses Urteil später selber eingeschränkt.[2]) Er stellt jenes Bruchstück mit den Thalia-Briefen zusammen und bezeichnet beides kurz als „die ersten uns bekannten Hyperionfragmente“.

Schon Sauer brachte das von ihm publizierte Bruchstück in unmittelbaren Zusammenhang mit einem in Hölderlins Nachlass erhaltenen metrischen Fragment, das er für eine nachträgliche Versifikation des ersteren erklärte.[3])

Aber bereits Karl Litzmann kehrte das Verhältnis um,[4]) indem er darauf hinwies, dass die Prosa-Fassung jünger sein müsse als die metrische, da „die Mehrzahl der in jener vorgenommenen Änderungen in dieser als alleinige Fassung uns entgegentritt“. Dies hier in Frage stehende metrische Fragment, zwei beiderseitig beschriebene Quartblätter, war bis jetzt nur aus Karl Litzmanns Bericht näher bekannt. Sowohl Karl Litzmann, wie sein Sohn Berthold Litzmann[5]) haben

[1]) Vgl. Ungedruckte Dichtungen Hölderlins: 2. Die älteste Fassung des Hyperion. Archiv für Litteraturgeschichte, hg. von Schnorr von Carolsfeld. XIII. Bd. S. 380 ff.

[2]) Vgl. Emil Petzold: „Hölderlins Brod und Wein. Ein exegetischer Versuch“. Sambor 1897. S. 24 Anm. 1.

[3]) a. a. O. S. 387.

[4]) Vgl. Hölderlinstudien: 1. Zur Entwicklungsgeschichte des Hyperion. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte, hg. von Bernhard Seuffert. II. Bd. 1889. S. 407 ff.

[5]) Vgl. die „Erläuterung zu den Bruchstücken und der Entstehungsgeschichte des Hyperion“ im 2. Band seiner Hölderlin-Ausgabe (W. II. 7 f.)

sich darauf beschränkt, ein offenbar zu jenen beiden gehöriges drittes Quartblatt abzudrucken, dessen gleichfalls metrischer Inhalt in der Prosa-Fassung keine Parallele findet. Die beiden anderen hat Karl Litzmann mit der Bemerkung abgetan, dass sie sich mit der entsprechenden Partie des von August Sauer veröffentlichten Prosa-Fragments annähernd deckten, stellenweise sogar wörtlich, und offenbar die Vorlage zu dieser darstellten. Beide Stücke finden sich nachstehend zum erstenmal gedruckt.[1] Das bereits veröffentlichte dritte Quartblatt nochmals mit abzudrucken, habe ich deshalb nicht für überflüssig erachtet, weil Karl Litzmann Vorder- und Rückseite des Blattes verwechselt zu haben scheint.[2]

Da die beiden zusammengehörigen Blätter sich durch ihren Inhalt deutlich als Fragment erwiesen, so war anzunehmen, dass von dieser metrischen Fassung noch andere Partien wohl vorhanden gewesen, aber nicht auf uns gekommen seien. Zum mindesten musste die dem Fragment vorausgehende Eingangspartie als verloren gelten.

Diese Annahme ist falsch. Es ist mir gelungen, in dem auf der Kgl. Landesbibliothek zu Stuttgart liegenden Teil des Hölderlin-Nachlasses nicht nur das fehlende Stück selbst, sondern auch das dem Ganzen zugrunde liegende Prosa-Konzept aufzufinden. Ein stark vergilbter, eng beschriebener Foliobogen enthält beide.[3]

Bezeichnend für Hölderlins Dichtweise ist die Anlage des Blattes. Er hat den Bogen in der Mitte gebrochen und schreibt nun Seite für Seite auf die linke Spalte den Prosa-Entwurf nieder, die rechte Spalte für die Versifikation frei-

[1] S. Anhang Fragment B und C.

[2] S. Anhang Fragment D.

[3] S. Anhang Fragment A. Dass Karl Litzmann, der alle diese Papiere in Händen hatte, dieses Stück übersehen hat, erklärt sich daraus, dass gerade dieses Stück in der Tat kaum entzifferbar ist. Im eigentlichen Sinne des Wortes hat er es auch allem Anschein nach nicht wirklich übersehen, sondern nur seinem Inhalt nach nicht richtig erkannt. Denn wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir seine Bemerkung, er habe unter den Stuttgarter Papieren von der durch Künzels Fragment vertretenen Prosa-Fassung gleichfalls „ein Bruchstück des ersten Kapitels“ gefunden (a. a. O. S. 408), auf den hier in Frage stehenden Foliobogen beziehen.

lassend. Doch ragen mehrfach Korrekturen und Zusätze in die rechte Spalte hinüber und liefern dadurch den Beweis, dass der Text der linken Spalte vor dem der rechten entstanden ist. Als der Dichter nun die vier linken Spalten des Foliobogens beschrieben hat, hat er anscheinend kein weiteres Papier zur Hand. Da er aber die Arbeit nicht unterbrechen will — er ist an der interessantesten Stelle —, so beschreibt er gegen seine ursprüngliche Absicht nun auch die rechte Spalte der letzten Seite mit seinem Prosa-Entwurf. Als er sich nun später an die Versifikation dieser fünf Spalten macht, hat er nur noch drei freie Spalten zur Verfügung, und er muss, als er an die vierte Seite kommt, seine Verse auf anderes Papier schreiben. Er wählt hierzu zwei Quartblätter. Es sind dies die beiden von Sauer und Litzmann erwähnten. Ihr Inhalt entspricht demnach dem Prosa-Entwurf auf Seite 4 des Foliobogens.

Dagegen findet sich zu den Versen des von Karl Litzmann abgedruckten dritten Quartblattes kein entsprechender Prosa-Entwurf. Es wäre nicht unmöglich, dass gar keiner existiert hat. Überhaupt erscheint es nicht ausgeschlossen, dass die metrische Fassung des Hyperion nicht über die hier vorliegenden Fragmente hinausgekommen ist.

Die Bedeutung des neuen Fundes leuchtet ohne weiteres ein. Durch ihn sind wir nicht nur in den Besitz eines zusammenfassenden lückenlosen Ganzen gelangt, sondern der gleichzeitig aufgefundene Prosa-Entwurf lässt uns noch über die metrische Fassung hinaus einen Blick werfen in den sie bedingenden Entstehungsprozess. Ist die metrische Fassung in der Tat die älteste der bisher bekannten Bearbeitungen, dann besitzen wir in dem neuentdeckten Prosa-Entwurf nichts geringeres als den Anfang der wirklichen Urform, des Ur-Hyperion.

Aber ist dem so? Waren Sauer und Litzmann auf dem rechten Weg, als sie jene Fragmente als Bruchstücke zweier der Thalia-Fassung zeitlich vorausgehenden Bearbeitungen ansprechen zu dürfen glaubten? —

An sich lag die Vermutung, in ihnen Reste der ältesten Fassungen gefunden zu haben, gewiss überaus nahe. Man nahm daher Sauers Datierung unwidersprochen hin, obgleich

die Anhaltspunkte, durch die er sie zu stützen suchte,[1]) keinerlei wirklichen Beweis zu liefern vermochten. Bereits Litzmann hat denn auch Sauers Argumente bis auf eines, die vermeintliche Verwandtschaft mit den ersten Strophen des Gedichts: „Das Schicksal", selber fallen lassen.[2]) In Wirklichkeit beschränkt sich diese Verwandtschaft lediglich darauf, dass hier wie dort das Bild der aus Fluten aufsteigenden Venus zur Illustrierung herangezogen wird. Aber gerade die grundverschiedene Auslegung, die dem Mythus an beiden Stellen von dem Dichter gegeben wird, sollte uns abhalten, hier eine Verwandtschaft zu sehen. Denn der in jenem Hymnus auf „die Mutter der Heroen, die eherne Notwendigkeit" sich erschöpfende Gedanke bildet in unserem Hyperion-Fragment lediglich den Ausgangspunkt, dessen Überwindung — wie wir später sehen werden — seinen ideellen Gehalt ausmacht. Selbst der Umstand, dass in dem metrischen Fragment sich eine wörtliche Anlehnung an das Gedicht findet,[3]) vermag dieses Argument nicht aufzuwiegen.

Ebenso wenig beweist es, wenn Litzmann behauptet, dass schon der Stil „durch eine gewisse Unbeholfenheit und Nüchternheit, im Vergleich mit der späteren Meisterschaft, den frühen Ursprung verrate". Lässt sich der Stil jenes Prosa-Fragments wirklich nüchtern und unbeholfen nennen? Es ist kaum auszudenken, wie eine so gedankenschwere Materie sich weniger nüchtern und unbeholfen hätte darstellen lassen. Dass dagegen der Stil der metrischen Fragmente ungeschickt und mangelhaft ist, kann allerdings nicht geleugnet werden.

---

[1]) Er verweist auf die Briefe an den Bruder vom 21. Mai und 21. August 1794 und die beiden Gedichte „Dem Genius der Kühnheit" und „Das Schicksal" (a. a. O. S. 387).

[2]) a. a. O. S. 408.

[3]) Karl Litzmann scheint sie übersehen zu haben. In dem Gedicht (Vers 46 ff.) heisst es von der Not: „Sie kommt wie Gottes Blitz heran, Und trümmert Felsenberge nieder, Und wallt auf Riesen ihre Bahn" (W. I, 139). In dem metrischen Hyperion-Fragment stand dagegen ursprünglich die Stelle: „Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich Die Liebe nach. (und trümmert kühn und stolz Die ehrnen Berge nieder, die sich ihr Entgegen wälzen)" (Anhang Frg. C 1, 9 ff.). Vielleicht ist es kein Zufall, dass der Dichter gerade diese Verse wieder hat fallen lassen.

Dafür aber handelt es sich allem Anschein nach um einen ersten Entwurf. Und wir wissen, wie sehr Hölderlin an seinen poetischen Produkten zu feilen pflegte, ehe sie seinen eigenen Anforderungen genügten. [1])

Wir sehen: keiner der angeführten Gründe ist irgendwie stichhaltig. Und doch müssen wir notwendig auf dem hier eingeschlagenen Wege bleiben, den Inhalt der Fragmente selber als Bestimmungsmomente zu verwerten. Denn äussere Anhaltspunkte fehlen völlig. Auch die Briefe lassen uns im Stich. Wir stehen durchaus ratlos, wenn wir nicht neue Mittel finden, den Inhalt der Fragmente für sich selbst sprechen zu lassen. Nur dann werden wir zum Ziel gelangen, wenn es uns gelingt, in den vorliegenden Fragmenten Gedankengänge nachzuweisen, die dieser oder jener Periode in Hölderlins Leben eigentümlich waren.

Um dies zu ermöglichen, wird es nötig sein, zuvor die mancherlei Einflüsse zu prüfen, unter deren bestimmender Wirkung die innere Welt unseres Dichters sich gestaltet hat.

* * *

So schwer es ist, das Wesen Hölderlins auf eine Formel bringen zu wollen, so einfach scheint es, die Fäden zu entwirren, die sich von der ihn umgebenden Welt zu ihm hinüberspinnen. In ganz besonderem Masse erscheint Hölderlin als ein Kind seiner Zeit. Alle grossen Strömungen, die das deutsche Leben jener letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in rastlosem Taumel erhielten, spiegeln sich in der Welt des jungen Dichters wieder. Mit der gründlichen gelehrten Bildung, die das Tübinger Stift ihm darbietet, vereinigt er, den klösterlichen Zwang durchbrechend, die fruchtbaren Wirkungen, die die geschäftigte Gegenwart verschwenderisch ausstreut. Plato und die griechischen Tragiker werden ihm früh vertraut. Als eine Frucht der Lektüre Winckelmanns erscheint die Arbeit, mit der er 1790 sich den Magistergrad erwirbt. Im Kreise gleichgesinnter Freunde lernt er die neuesten literarischen Erscheinungen kennen: er liest Wieland, Friedrich

---

[1]) Vgl. hierüber Waiblingers Bericht in „Fr. Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn" (W.'s gesammelte Werke. Hamburg [in Wirklichkeit Cannstadt] 1839. 3. Bd. S. 229).

Heinrich Jacobi, Kant, Heinse und andere. Ossian und Rousseau ziehen ihn in ihren Bann. Hochschlagenden Herzens lauscht er den wilden Rufen, die aus Frankreich herüberschallen, und umtanzt mit Hegel in trunkner Begeisterung den Freiheitsbaum, den die Tübinger akademische Jugend 1793 auf dem Marktplatz errichtet hat.[1])

Und doch gibt der Jüngling, der hier emsig Vergangenheit und Gegenwart nach Lebenswerten zu durchsuchen scheint, sich keineswegs widerstandslos jedem Windstoss preis. Es war gewiss weit weniger eigenes tiefinneres Bedürfnis, was ihn zu dieser Vielgeschäftigkeit drängte, als das aufmunternde Beispiel der Andern. Die klösterliche Abgeschlossenheit, die die Zöglinge des Stifts sich aufgezwungen sahen, musste notwendig die jungen Gemüter zu engstem Verkehr zusammendrängen und zu lebhaftestem Gedankenaustausch anregen. Nur so wird uns verständlich, wenn wir hören, dass auch der sanfte Hölderlin Mitglied eines regelrechten politischen Geheimbundes gewesen ist. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass gerade die Tübinger Jahre unsern Dichter in eine Raschlebigkeit hineinrissen, die seinem innersten Wesen nicht gemäss, gerade darum aber vielleicht umso heilsamer gewesen ist.

Allein der hier gesäte Same geht nicht auf. Des Dichters individuelle Natur ist stärker. Kaum ist er den Mauern des Stifts glücklich entronnen und somit sich selbst zurückgegeben, da verlässt er die breite Strasse, um sich eine eigene Lebensform zu schaffen. Er will verwirklichen, was er bisher erträumte.

Die langen bangen Tübinger Jahre hindurch war der Gedanke an die eigene Zukunft nie aus seiner Seele gewichen. Schon in Maulbronn nennt er ihn seine „Lieblingsnarrheit“ (Br. 36). Noch viele Jahre später steht das Bild, das er sich zu jener Zeit von der Zukunft seines inneren Menschen erträumt hatte, greifbar vor seiner Seele (Br. 170).

---

[1]) Die verschiedentlich überlieferte Geschichte von dem Tübinger Freiheitsbaum wird von Wohlwill — allerdings ohne Angabe von Gründen — in den Bereich des Mythus verwiesen. Vgl. in seiner Abhandlung „Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815“ (Hamburg 1875) die Anmerkung 70.

An der Hand der Briefe lässt dieses Zukunftsbild sich genauestens rekonstruieren. Es ist überaus bezeichnend, wenn schon der Siebzehnjährige mit dem Gedanken spielt, dereinst als Einsiedler sein Leben zu beschliessen (Br. 36). Denn wenige Jahre später erklärt er allen Ernstes: sein höchster Wunsch sei, „in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben — und Bücher schreiben zu können, one dabei zu hungern“ (Br. 137).

Dieser Wunsch entspringt keiner flüchtigen Laune; er ist der Ausdruck seiner geheimsten Lebensstimmung. Mag er auch in selbstquälerischen Stunden sich unbefriedigten Ehrgeiz vorwerfen (Br. 120), seinem Herzen liegt es fern, an den Dingen dieser Welt zu hängen. Seine innerste Natur verweist ihn auf sich selbst. Als er später in Waltershausen zum erstenmale wieder sich selbst gehören darf, da ringt sich ihm aus tiefstem Herzen der Jubelruf los: „Friedsames innres Leben ist doch das höchste, was der Mensch haben kann“ (Br. 214).

Solange die freudige Erwartung des künftigen Berufs noch seine Seele beherrschte — und in der allerersten Zeit war dies wohl zweifellos der Fall —, war es ihm nicht schwer geworden, dies Bild künftigen inneren Glücks sich zu erträumen. Als aber diese Erwartung aufhört, eine freudige zu sein, als sie in Abneigung und Furcht umschlägt, da treibt es ihn, dies Zukunftsbild gleichsam über die hereinbrechenden Trümmer seiner äusseren Existenz hinweg in lichtere Sphären hinüberzuretten. Er vertieft und verinnerlicht es. Seine Seele sucht Ruhe in einem Zustand, der abstrahierend von den Miseren der realen Welt völlig in sich selbst sein innerstes Genüge findet. Mag die Welt da draussen drängen und hasten, ihn lockt es einzig, stille zu stehen und der Stimme im eigenen Innern zu lauschen.

Allein er vergisst, dass diese rückhaltlose Hingabe an das eigene Ich ihn nur umso empfindlicher macht gegen die Stösse der realen Welt, die er so gerne negieren möchte. Früh lässt ihn seine übergrosse Empfindlichkeit über Leiden klagen, die eine weniger zart organisierte Natur nie als solche empfunden haben würde (Br. 44). Aber alle Leiden wiegen den Gewinn nicht auf, den diese reiche Empfänglichkeit seinem inneren Geniessen bietet. Schon der Achtzehnjährige schreibt

beim Anblick des Rheins in sein Reisetagebuch: „Ich gieng gerührt nach Haus, und dankte Gott, dass ich empfinden konnte, wo tausende gleichgültig vorübereilen, weil sie entweder den Gegenstand gewohnt, oder Herz, wie Schmeer haben“ (Br. 58).[1]) Je mehr er sich dieses Gewinnes bewusst wird, desto eifriger ist er bestrebt, die innere Genussfähigkeit nach Kräften zu steigern. Er fühlt, wie Bildung ihn bereichert. Und so beginnt er früh, sein gesamtes Studium unter diesen Gesichtspunkt zu stellen. Nur was er fruchtbar machen kann für die Vertiefung des eigenen Ich, hat für Ihn Wert und Bedeutung (Br. 226).

Mit diesem bewussten Einstellen des Willens auf die Realisierung eines Lebensideales, wie es aus rein individueller Neigung und Veranlagung sich ihm ergibt, legt Hölderlin den Grund zu der Eigenart seiner künstlerischen Erscheinung. Denn alsbald macht der Drang, sich dichterisch mitzuteilen, dies ursprünglich rein persönliche Streben zum Inhalt seines künstlerischen Evangeliums. Mit dieser entscheidenden Wendung, die sich bereits früh in ihm vollzieht, hat er das Ziel gefunden, das seinem Leben Inhalt und Richtung gibt.

Deutlich können wir die Niederschläge dieser innern Wandlung in den Briefen der ersten Tübinger Jahre verfolgen. In seiner Dichtung sich sogleich durchzusetzen, fehlt seinem Denken vorerst noch die Möglichkeit. Klopstocks vielbewundertes Vorbild ist es namentlich, das den Dichter, der der eigenen Form noch völlig entbehrt, in seinem Banne

---

[1]) Es ist interessant, mit dieser Tagebuchstelle einen Brief zu vergleichen, den Hölderlin auf der Höhe seines Glückes im Sommer 1796 an den Bruder richtet: „Du bist glücklich, mein Karl, durch das, was Du Dir selbst bist, und ich wollte, Du sähest das ein, wie ich. Du würdest weniger den Mangel empfinden, der von aussen Dich umgibt. Sieh'! desswegen finden auch die meisten Menschen überall wunderschöne Dinge, wundergrosse, wundererfreuliche Dinge, weil sie alles, was begegnet, an ihrer inneren Armuth und Beschränktheit messen, weil sie sogar nicht verwöhnt sind durch sich selbst. Weil sie sich selbst zum Sterben Langeweile machen, dünkt's ihnen überall so amüsant, und weil sie fühlen, es sey so eigentlich nicht so sehr der Mühe werth, dass sie das Glück begünstige, sind sie auch so äusserst dankbar gegen dieses, und nennen auch höflicher Weise das weise und gerechte Schicksal gnädig“ (Br. 380 f.).

hält.[1]) Erst als dieser Einfluss dem der Schillerschen Hymnendichtung gewichen ist, öffnet sich der Gedankenwelt des Dichters eine freiere Bahn. Und gleichsam sich überstürzend unterwirft sie sich nun auch alsobald den gesamten Bereich seiner künstlerischen Ausdrucksfähigkeit. In einer Reihe prächtiger Hymnen versucht er das Menschheitsideal zu gestalten, das er siegesgewiss in trunkener Seele trägt. Wie in einem Brennpunkt erscheint das Sehnen der Zeit nach einer frohen stolzen Menschheit in seiner Seele gesammelt.[2])

Zwar suchen wir selbst hier vergeblich nach Gedanken persönlicherer Färbung. Er findet keinen Ton der uns vergessen liesse, dass der junge Dichter hier noch in den Bahnen eines grösseren Vorbildes wandelt. Bald ist es Leibnizens Harmonie-Gedanke, an dem sein Enthusiasmus sich entzündet, bald ist es der „grosse Jean Jacques", dessen Ruf nach Freiheit er in schillerisierende Verse giesst.

Und doch wird es kein buntes Farbengemengsel, was er hier zusammenträgt. Denn was dem Ganzen die Rundung zur Einheit gibt, das tut er aus Eigenstem hinzu: die dämmernde Ahnung dessen, was er im Bilde gestalten will, die Ahnung eines reinen Menschentums, das da kommen soll und kommen wird. Mit der Kraft einer Offenbarung lebt dieser Glaube in seiner Seele. All sein Erkennen und Erleben trägt er in ihn zusammen. Und so wird dieser Glaube ihm bald zur Lebensbedingung. In ihn ergiesst sich der reiche Strom seiner Liebe, deren Fülle sein junges Herz zu sprengen droht:

„Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden auch in der eingeschränktesten Erfahrung. Aber ich liebe die grosse schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der

[1]) Vgl. hierüber namentlich E. Planck: „Die Lyriker des Schwäbischen Klassizismus". Stuttgart 1896. S. 55 ff.

[2]) In ganz vorzüglicher Weise hat vornehmlich Dilthey die Bedeutung dieser Hymnen hervorgehoben und ihre Abhängigkeit von Schillers Gedankenlyrik aufgewiesen (vgl. „Das Erlebnis und die Dichtung" S. 297 ff.). Nur darin vermag ich Dilthey nicht beizustimmen, dass er annimmt, sie seien „als ein Ganzes gedacht" (S. 292). So natürlich es ist, dass sie sich einer tiefgehenden literargeschichtlichen Betrachtung als Einheit darstellen, so unnatürlich will es mir scheinen, diese Einheit bereits in des Dichters Absicht suchen zu wollen.

Glaube, der mich stark erhält und thätig, unsere Enkel werden besser seyn als wir, die Freiheit muss einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage. Diese Keime von Aufklärung, diese stillen Wünsche und Bestrebungen Einzelner zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und verstärken, und herrliche Früchte tragen. Sieh! lieber Karl! dies ists, woran nun mein Herz hängt. Dies ist das heilige Ziel meiner Wünsche, und meiner Thätigkeit — dies, dass ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden" (Br. 169).

Schon der Wortlaut dieses Herzensergusses verrät uns, wo wir die Quelle zu suchen haben, aus der der junge Dichter geschöpft hat.[1]) Er lässt uns ahnen, was Hölderlin hat sagen wollen, als er viele Jahre später den „Don Karlos" eine „Zauberwolke" nannte, „in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, dass ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab" (Br. 524).

Wir werden Hölderlins dichterischer Erscheinung nie gerecht werden, wenn wir nicht zu verfolgen vermögen, wie dieser Grundzug seines Wesens, die sehnsüchtige Liebe zu einer idealen Menschheit, in all seinem Denken und Dichten sich durchsetzt. Die christliche Lehre der Liebe, dem Knaben in frühster Kindheit eingepflanzt, hatte den Grund gelegt. Sie kam seinem individuellen Gefühlsbedürfnis zu sehr entgegen, als dass sie ihm nicht auch wirklich zum Mittelpunkt seines religiösen Empfindens geworden wäre. Um so seltsamer muss es uns berühren, dass Hölderlin an der Formulierung, die die Kirche ihm bietet, beständig vorübergeht. Er vermeidet sie offensichtlich. Er ist Theologe. Aber kein Dichter lässt uns den Theologen weniger vermuten als gerade Hölderlin. Früh bereits ist er seinem Berufe auf das tiefste entfremdet. Schon seine wiederholten Bitten an die Mutter, seinen theologischen Beruf mit einem anderen vertauschen zu dürfen, beweisen dies deutlich. Es wäre auch unverständlich, wenn Hölderlins ausgeprägter Hang zur Subjektivität sich den Formen, in die die Kirche die christliche Lehre presste, auf die Dauer unterworfen hätte. Aber je

[1]) Vgl. insbesondere die Audienzszene im Don Karlos (III. Akt, 10. Auftritt).

tiefer er dies Geheimnis in sich verschliessen muss, desto entschiedener wendet er sich von allem, was ihn an diesen Zwiespalt mahnt, innerlich ab, bis die Abneigung gegen seinen Beruf sich zu einem förmlichen Hass auswächst gegen jeden, „der Göttliches wie ein Gewerbe treibt“ (W. II, 260).[1])

Diesem inneren Missverhältnis ist es wohl zuzuschreiben, dass der junge Dichter zu anderen Gedankengängen seine Zuflucht nahm, als er nach Farben suchte, sein Menschheitsideal zu beleben. Sein Bildungsgang bot sie ihm leicht dar. Früh hatte Platos Lehre ihn in ihren Bann gezogen. Mächtig klingt in seinen Briefen die Begeisterung wieder, die sie in ihm wachgerufen hatte (Br. 161 f.). Spielend gleichsam führt sie ihn in die Tiefe der philosophischen Spekulation. Zufall und Neigung tun das Ihrige, ihn festzuhalten. Als Zögling des Tübinger Stifts hatte Hölderlin die beiden ersten Jahre seines zehnsemestrigen theologischen Studiums fast ausschliesslich der Philosophie zu widmen. Werden wir uns auch den in den Bahnen Leibniz-Wolffscher Aufklärung sich bewegenden Unterricht nicht allzu anregend vorzustellen haben, zum mindesten verschaffte er dem jungen Dichter das Rüstzeug, um die gerade damals aufblühende neue Kulturmacht der Kantischen Philosophie sich zu eigen zu machen. Auch sie hatte, obgleich anfänglich hart bekämpft, ihren Weg in die Mauern des Stifts gefunden. Aber erst ganz gegen Ende der Tübinger Universitätsjahre nennt uns ein Brief Hölderlins — Litzmann verlegt ihn „zu Anfang des Sommerhalbjahrs 1793“ — zum erstenmal den Namen Kants (Br. 159). Umso überraschender ist es, dass das lateinische Abgangszeugnis Hölderlins neben seiner Belesenheit in der griechischen Literatur vornehmlich seine Kenntnis der Kantischen Lehre hervorhebt (Br. 99). Der Dichter hat später hinsichtlich seiner ersten Kantstudien selbst bekannt: „Der Geist des Mannes war noch ferne von mir. Das Ganze war mir fremd, wie

[1]) Auch ich schliesse mich der Vermutung Hermann Fischers an, der Hölderlins plötzliches Verschwinden aus Bordeaux mit dieser Entfremdung gegen seinen theologischen Beruf in Beziehung bringt. Vgl. in Hermann Fischers Rektoratsrede „Der Neuhumanismus in der deutschen Litteratur“ (Tübingen 1902) die Anmerkung zu S. 22, Z. 30.

irgend einem“ (Br. 421). So kommt es, dass wir bis zu seiner Übersiedelung nach Waltershausen keinerlei Kantischen Einfluss bei ihm verspüren. Nur gelegentlich zeigt ein Wort oder eine Redewendung, dass Kants Terminologie ihm nicht mehr ganz fremd ist (Br. 134, 163).

Das alles wird mit einem Schlage anders, als er den Lebensnerv der Kantischen Lehre entdeckt hat. „Meine einzige Lektüre“, schreibt er am 21. Mai 1794 von Waltershausen aus dem Bruder, „ist Kant für jetzt. Immer mehr enthüllt sich mir dieser herrliche Geist“ (Br. 224). Am 27. Dezember 1793 war Hölderlin inzwischen in Waltershausen angekommen. Dass er sich gleich zu Beginn seines Aufenthaltes mit Kant beschäftigte, lässt uns ein Brief vom 16. Januar 1794 vermuten (Br. 209). Aber erst etliche Wochen später liefert er in einem Briefe an Schiller, den er späterhin selbst als „um Ostern“ geschrieben zitiert, den tatsächlichen Beweis, dass Kants Geist sich ihm enthüllt hat. Er fühlt das Bedürfnis, dem „edlen grossen Manne“ Rechenschaft abzulegen über seine Tätigkeit in dem „jetzigen, durch die Folgen so ausgebreiteten Wirkungskreise“. Er schreibt:

„Meinen Zögling zum Menschen zu bilden, das war und ist mein Zweck. Überzeugt, dass alle Humanität, die nicht mit andern Worten Vernunft heisst, oder auf diese sich genau bezieht, des Namens nicht werth ist, dacht' ich in meinem Zögling nicht frühe genug sein Edelstes entwickeln zu können. Im schuldlosen Naturstande konnt' er jetzt schon nimmer seyn, und war auch nimmer drin. Das Kind konnte nicht so gehütet werden, dass aller Einfluss der Gesellschaft auf seine erwachenden Kräfte abgeschnitten worden wäre. Wenn es also möglich war, es jetzt schon zum Bewusstseyn seiner sittlichen Freiheit zu bringen, es zu einem der Zurechnung fähigen Wesen zu machen, so musste dies geschehen. Nun hat es zwar für jetzt, wie mir scheint, für die erweiterten moralischen Verhältnisse schwerlich eigentliche Receptivität, aber doch gewiss für die engern, worunter das des Freundes zum Freund in meinem Falle das einzig anwendbare war. Ich suchte nicht seine Gunst — dass er um die meinige sich nicht bewarb, sucht' ich auch zu verhüten, und die Natur bedurfte hier keines grossen Widerstandes. Ich folgte aber dem Zuge meines Herzens, der in guten Stunden mich recht innig mit der fröhlichen, regsamen und bildsamen Natur des Knaben verbrüderte. Er verstand mich, und wir wurden Freunde. An die Autorität dieser Freundschaft, die unschuldigste, die ich kenne, sucht' ich alles, was zu thun oder zu lassen war, anzuknüpfen. Weil aber doch jede Autorität, woran der Menschen

Denken und Handeln angeknüpft wird, über kurz oder lange gewisse Inkonvenienzen mit sich führt, wagt' ich allmählig den Zusatz, dass Alles, was er thue und lasse, nicht blos um meinetwillen zu thun und zu lassen sey, — und ich bin sicher, wenn er mich hierin verstanden hat, so hat er das Höchste verstanden, was noth ist (und hat dann Sinn für ein Beispiel der verleugneten Selbstsucht, mithin für das negative Prinzip der Moralität in concreto" (Br. 216).

Es ist schwer, in diesen Ausführungen Kants Gedanken zu verkennen. Nur ein Schüler Kants konnte so das Bewusstsein der sittlichen Freiheit betonen. Restlos aber wird Hölderlins Gedankengang sich in denjenigen Kants nicht auflösen lassen. Es bleibt ein Überrest zurück. Dieses allmähliche Hinüberleitenwollen vom Autoritätsglauben zum Bewusstsein der sittlichen Freiheit hat mit Kants Gedankenkreis nichts zu tun. Gleichwohl ist diese Anpassung der Kantischen Idee an die Bedürfnisse der pädagogischen Verwertung keine durchaus eigene Zutat Hölderlins. Wir erinnern uns, dass gerade Schiller es war, der an der schroffen Formulierung des sittlichen Prinzips Anstoss genommen und darauf hingewiesen hatte, dass eine tatsächliche Verquickung von Neigung und Pflichtbewusstsein dem Gedankengange Kants keineswegs widerspreche, und dass es nur an dessen ungeschickter Formulierung liege, wenn man ihn bisher anders verstanden habe. Der Ort, an dem Schiller seinen Standpunkt des genaueren entwickelt hatte, war der Aufsatz „Über Anmuth und Würde" im 2. Stück des 3. Bandes der „Neuen Thalia", der in den ersten Junitagen des Jahres 1793 erschienen war.[1]) Aus Hölderlins Briefen ergibt sich uns der Nachweis, dass der Dichter diesen Aufsatz erst in Waltershausen gelesen hat. Denn in einem Brief an Neuffer, den Litzmann „wahrscheinlich noch vor Ostern 1794" geschrieben glaubt, heisst es: „Meine lezte Lectüre ist Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde gewesen. Ich erinnere mich nicht etwas gelesen zu haben, wo das beste aus dem Gedankenreiche und dem Gebiete der Empfindung und Fantasie so in Eines verschmolzen gewesen wäre" (Br. 218).

Der zeitliche Zusammenfall zweier so wichtigen Momente,

---

[1]) Gleichzeitig erschien ein Separat-Abdruck (Leipzig 1793) mit einer Widmung an den Koadjutor Karl von Dalberg.

der Beginn eines tieferen Kant-Verständnisses und die Lektüre des Schillerschen Aufsatzes wird kaum ein Spiel des Zufalls sein. Die Vermutung liegt nahe, dass Schillers Ausführungen dem jungen Dichter die Tiefe des Kantschen Gedankens überhaupt erst erschlossen haben. Denn die Kluft, die den jungen Plato-Schwärmer von Kant trennte, war keine kleine. Kants Gedanke war aus einer Lebensstimmung hervorgegangen, die keine Vorstellung davon haben konnte, was liebebedürftige Naturen an das Leben bindet. Er musste notwendig eine Gestalt gewinnen, die mit jeder eudämonistischen Tendenz auf das schroffste brach. Überdies brachte sie eine Formulierung, so lückenlos in sich geschlossen, so scharf umgrenzt, dass sie jeden Einspruch, der von Seiten des Gefühls erhoben werden konnte, im Keime erstickte. Hölderlin mochte den Zwiespalt zwischen Kants Ideenwelt und seinem eigenen Gefühlsleben kaum empfinden. Erst als Schiller die Rechte des Herzens geltend macht, beginnt der junge Dichter die Einseitigkeit der Kantschen Formulierung zu fühlen, und voll dankbarer Begeisterung wendet sich seine Liebe dem „hohen Geiste“ zu, durch den er ein Bedürfnis seines Herzens gestillt sieht, ehe er es noch empfunden hat.[1])

Es lag im Wesen der Kantschen Lehre begründet, dass sie, nachdem sie einmal fest Wurzeln gefasst hatte, alsbald auch neue Blätter und Blüten trieb. „Kant verstehen, heisst über ihn hinausgehen.“[2]) Es ist nicht Zufall, dass im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine Entwicklung des philo-

---

[1]) Seltsam muss es uns berühren, dass Hölderlin in ebendemselben Briefe, der uns als ein Dokument seines beginnenden tieferen Verständnisses der zeitgenössischen Philosophie erscheint, kurz vor der Erwähnung von Schillers Aufsatz die Worte schreibt: „Uebrigens komm' ich jezt so ziemlich von der Region des Abstracten zurük, in die ich mich mit meinem ganzen Wesen verloren hatte“ (Br. 218). Konnte der Dichter sich so sehr über seinen innern Zustand täuschen, daß er die beginnende Anteilnahme des Gemüts als eine Abkehr von seinen philosophischen Spekulationen empfand? Denn dass er in Wirklichkeit gerade auf dem besten Wege war, sich nur noch tiefer in sie zu verlieren, das beweisen die Briefe der folgenden Zeit, die wiederholt von seinem eifrigen und fast ausschliesslichen Kant-Studium berichten (Br. 224, 225, 232, 241, 283).

[2]) Vgl. W. Windelband: „Präludien“. Freiburg 1884. S. IV.

sophischen Interesses beginnt, wie sie die Welt weder vorher noch nachher jemals gesehen hat. Kants Lehre hatte das Thema gestellt, und es lag genug Lebenskraft in ihr, um nicht eher zur Ruhe zu kommen, als bis es bis zur letzten Konsequenz abgehandelt war. In diese Periode der rapidesten Entwicklung fallen Hölderlins Lehr- und Wanderjahre. Alles war dazu angetan, ihn in die wildeste Strömung mitten hineinzureissen. Die Studienjahre auf dem Tübinger Stift hatten ihn zur Genüge philosophisch vorgebildet. Das Schicksal hatte den kaum Zwanzigjährigen mit Hegel und Schelling, den philosophischsten Köpfen unter Tausenden seiner Altersgenossen, zusammengeführt und sie in enger Jugendfreundschaft mit ihm verbunden. Als das Leben ihn von den Freunden trennt, führt es ihn in die unmittelbare Nähe Schillers.

Aber damit nicht genug. Schon hatte unter Kants Schülern derjenige seine Stimme erhoben, der allein die Kraft besass, des Meisters Lehre zum Systeme auszubauen und aus dessen Moralgedanken heraus die Welt des Wollens wirklich zu schaffen, deren Forderung in Kants Lehre bereits implicite gegeben war: Johann Gottlieb Fichte. Aber kaum hat er sich im Sommer 1794 zu Jena den Weg zum Katheder gebahnt, da finden wir auch schon zu Beginn des Wintersemesters den jungen Hölderlin als begeisterten Schüler zu seinen Füssen. „Er hört Fichte'n“, schreibt Hegel von ihm an Schelling, „und spricht mit Begeisterung von ihm als einem Titanen, der für die Menschheit kämpfe und dessen Wirkungskrais gewis nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde“.[1])

Freilich stutzt er im ersten Augenblick, als er erkennt, dass hier ein Philosoph den Anspruch erhebt, den Kantischen Gedanken weiterzuführen und zu vollenden. Denn die Grenzlinien, die Kant der philosophischen Betrachtung gezogen hat, stehen ihm unumstösslich fest. Und gerade in dem Verlassen des von Kant mühsam gebahnten Weges fürchtet er den Ausgangspunkt des von Fichte proklamierten Systems er-

[1]) Vgl. „Briefe von und an Hegel.“ Hg. von Karl Hegel. Leipzig 1887. I. Theil. S. 13.

kennen zu müssen. „Anfangs hatt' ich ihn sehr im Verdacht des Dogmatismus“, schreibt er am 26. Januar 1795 an Hegel, „er scheint, wenn ich muthmassen darf, auch wirklich auf dem Scheidewege gestanden zu seyn oder noch zu stehen — er möchte über das Factum des Bewusstseins in der Theorie hinaus, das zeigen sehr viele seiner Aeusserungen und das ist eben so gewiss und noch auffallender transscendent, als wenn die bisherigen Metaphysiker über das Daseyn der Welt hinaus wollten“ (Br. 256 f.). Es werden unter Fichtes Hörern gewiss nur wenige gewesen sein, die mit solch klarem kritischem Verständnis dem neuen Gedankengange folgten, und kaum einer wird die Fähigkeit besessen haben, über dessen tiefgehende Bedeutung ein so prophetisches Urteil zu fällen, wie gerade Hölderlin in dem von Hegel zitierten Dithyrambus auf den „Titanen Fichte“ es getan hat. [1])

In den ersten Novembertagen war Hölderlin nach Jena übergesiedelt. Noch in demselben Monat schreibt er an Neuffer: „Fichte ist jezt die Seele von Jena. Und gottlob! dass ers ist. Einen Mann von solcher Tiefe und Energie des Geistes kenn' ich sonst nicht. In den entlegensten Gebieten des menschlichen Wissens die Prinzipien dieses Wissens, und mit ihnen die des Rechts aufzusuchen und zu bestimmen, und mit gleicher Kraft des Geistes die entlegensten künsten Folgerungen aus diesen Prinzipien zu denken und troz der Gewalt der Finsternis sie zu schreiben und vorzutragen, mit einem Feuer und einer Bestimmtheit, deren Vereinigung mir Armen one diss Beispiel vieleicht ein unauflösliches Problem

[1]) Die gegenteilige Ansicht vertritt Petzold in seiner Studie „Hölderlins Brod und Wein“. Er spricht unserm Dichter die Fähigkeit ab, „eine grössere abstracte Ideenfolge consequent und scharf auszudenken“ (S. 25 Anm.). Dieser Standpunkt scheint mir durchaus unhaltbar. Wenn der Dichter in dem oben zitierten Brief an Hegel u. a. äussert, dass Kants Teleologie, d. h. „die Art, wie er den Mechanismus der Natur (also auch des Schicksals) mit ihrer Zweckmässigkeit vereiniget“, ihm „eigentlich den ganzen Geist seines Systems zu enthalten“ scheine (Br. 257), so beweist dieses Urteil schlagend, dass er die entscheidende Wendung, die Kant der Philosophie gebracht hat, auf das klarste erkannte. Auch scheint mir Petzolds Darstellung von Hölderlins innerem Verhältnis zu der Lehre Kants und Fichtes (S. 24 ff.) die Bedeutung des Kritizismus für Hölderlins Entwicklung durchaus zu verkennen.

geschienen hätte, — diss lieber Neufer! ist doch gewis viel, und ist gewis nicht zu viel gesagt von diesem Manne. Ich hör' ihn alle Tage. Sprech' ihn zuweilen" (Br. 243).

Fichte las in diesem Wintersemester ausser seinem später berühmt gewordenen publicum „De officiis eruditorum" zwei grosse Privat-Kollegien, um 3 Uhr „Theoretische Philosophie" und um 5 Uhr „Praktische Philosophie". Hölderlin scheint jedoch nur das zweite regelmässig besucht zu haben (Br. 253). Bei seiner grossen Begeisterung für Fichte erscheint dies einerseits seltsam, andererseits umso charakteristischer. Denn gerade dieser Umstand zeigt am deutlichsten, wie sehr die Frage nach Natur und Wesen des handelnden Menschen im Vordergrund seines philosophischen Interesses stand. Sie allein hatte ihn zu Kant hingeführt. Und wenn Fichte ihn nunmehr noch weit intensiver in seinen Bann zog, so hatte dies einzig und allein seinen Grund darin, dass Fichte entschiedener als Kant die Selbstherrlichkeit des menschlichen Willens betonte. Denn gerade darin lag für den Dichter das Ausschlaggebende: Fichte „kämpfte für die Menschheit". Hölderlin verstand dieses Lob nicht in trivialem Sinne, er meinte es in seiner ureigensten Bedeutung. Wie ihm Kants „edler Geist" an die Seele gewachsen war, weil er menschliches Denken und Tun von natürlichem Geschehen scharf absonderte und hervorhob, so gab sich seine begeisterte Liebe nunmehr dem „Titanen" hin, der es unternahm, diese Welt ihrem vollen Umfange nach selbst zu erschaffen. Fichte hatte das von Kant aufgestellte Prinzip, die Würde des menschlichen Geistes sicherzustellen, zur letzten Konsequenz gebracht. Es war der Weg, auf dem Hölderlins allerpersönlichstes Streben mit dem Fichtes zusammentraf.

Noch in Waltershausen war der Dichter mit Fichtes Lehre bekannt geworden. Er las dessen „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre", die bereits im Sommer 1794 „als Handschrift für seine Zuhörer" bogenweise erschienen war, und schrieb alsbald seine Gedanken darüber nieder. Da er sie im Januar des nächsten Jahres seinem Freunde Hegel brieflich mitteilt, vielleicht allerdings nur aus dem Gedächtnis und gekürzt, so sind sie uns zufällig erhalten.

Er schreibt: „Sein absolutes Ich (= Spinozas Substanz) enthält alle Realität; es ist alles und ausser ihm ist nichts; es giebt also für dieses absolute Ich kein Object, denn sonst wäre nicht alle Realität in ihm; ein Bewusstseyn ohne Object ist aber nicht denkbar und wenn ich selbst dieses Object bin, so bin ich als solches nothwendig beschränkt, sollte es auch nur in der Zeit seyn, also nicht absolut; also ist in dem absoluten Ich kein Bewusstseyn denkbar, als absolutes Ich habe ich kein Bewusstsein, und insofern ich kein Bewusstseyn habe, insofern bin ich (für mich) nichts, also das absolute Ich ist (für mich) Nichts" (Br. 257).

Deutlich sehen wir hier, wie Hölderlin eifrigst bestrebt ist, sich Fichtes neue Begriffsbildung in allen ihren Konsequenzen zu vergegenwärtigen. Es genügt ihm nicht, Fichtes zielbewusstem Gedankengange nur zu folgen, es lockt ihn, auch in die Sackgassen hineinzuspähen, an denen der Philosoph stillschweigend vorübergeht. [1])

Es ist wiederum ein seltsames Spiel des Zufalls, dass Hölderlin in Aneignung dieser Ideen desselben Weges kam, den Fichte selbst gegangen war. Kein besserer Zugang zum Verständnis des neuen Systems war denkbar. Denn in seinem Brief an Hegel bemerkt Hölderlin ausdrücklich: „So schrieb ich noch in Waltershausen, als ich seine ersten Blätter las, unmittelbar nach der Lectüre des Spinoza, meine Gedanken nieder; Fichte bestätiget mir"

An dieser Stelle bricht der Brief plötzlich ab. „Hier fehlen fünf Zeilen" lautet der lakonische Vermerk sowohl in Litzmanns Briefausgabe (Br. 257), als auch in dem 1871

[1]) Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu betonen, dass es sich hier bei Hölderlin nicht etwa um einen Versuch handelt, Fichtes Gedanken, dass das absolute Ich alle Realität enthalte, ad absurdum zu führen, wie es im ersten Augenblick vielleicht scheinen könnte. Im Gegenteil: Hölderlin gibt nichts anderes als einen Exkurs zu Abschnitt C [1] des § 3 der „Grundsätze" (vgl. „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" als Handschrift für seine Zuhörer von J. G. Fichte. Leipzig 1794. S. 29), der durchaus geeignet ist, den daselbst ausgeführten Gedanken, dass Ich und Nicht-Ich erst durch ihre gegenseitige Beschränkung ein Prädikat gewinnen, in klareres Licht zu setzen.

von Christoph Theodor Schwab besorgten ersten Abdruck des Hölderlin-Hegelschen Briefwechsels in Westermanns Monatsheften.[1]) Nach Litzmanns Versicherung waren die Urschriften „trotz sorgfältigster Nachforschungen nicht mehr auffindbar" (Br. 673).

Welche Bewandtnis hat es mit diesen fünf Zeilen? Waren sie unleserlich? Warum sagt Schwab das nicht? War das Blatt abgerissen oder sonst wie zerstört? Woher weiss Schwab dann, dass gerade fünf Zeilen fehlen? — Die Vermutung liegt nur zu nahe, dass irgendwelche fürsorgliche Hand diese fünf Zeilen absichtlich unterdrückt hat. Ob Schwab es selbst war, ist fraglich. Gestützt wird unsere Vermutung durch den Umstand, dass Hölderlin in demselben Brief zwei Zeilen später schreibt: „Ich muss abbrechen und muss Dich bitten, all das so gut als nicht geschrieben anzusehen." Was heisst diese seltsame Wendung? —

Wir stehen vor einem Geheimnis, und es lässt sich kaum hoffen, dass es uns jemals enthüllt werden wird. Gleichwohl lassen die der Lücke unmittelbar folgenden Worte uns nicht ganz ohne Anhaltspunkt. Sie lauten: „der Setzung der Wechselbestimmung des Ich und Nichtich (nach seiner Sprache) ist gewiss merkwürdig; auch die Idee des Strebens usw." (Br. 257). Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass Hölderlin in den fehlenden fünf Zeilen dem Freunde eben diesen Fichteschen Begriff der wechselseitigen Beschränkung von Ich und Nicht-Ich kurz auseinander gesetzt hat. Es fragt sich nur: in welcher Form? Gebrauchte er Worte — und wir vermuten es sehr —, die mit seinem theologischen Beruf nicht gut vereinbar schienen?

Wie lebhaft dieser Gedanke der Wechselbestimmung von Ich und Nicht-Ich ihn beschäftigte, lässt sich daraus schliessen, dass er in einem späteren Briefe vom 13. April 1795 seinem Bruder eben diesen Punkt als eine „Haupteigenthümlichkeit der Fichteschen Philosophie" ausführlich auseinandersetzt:

„Es ist im Menschen ein Streben in's Unendliche, eine Thätigkeit, die ihm schlechterdings keine Schranke als immerwährend.

[1]) Vgl. Westermanns Ill. Deutsche Monatshefte. 30. Bd. S. 653 ff.

schlechterdings keinen Stillstand möglich werden lässt, sondern immer ausgebreiteter freier, unabhängiger zu werden trachtet, diese ihrem Trieb nach unendliche Thätigkeit ist beschränkt; die ihrem Triebe nach unendliche unbeschränkte Thätigkeit ist in der Natur eines Wesens, das Bewusstseyn hat (eines Ich, wie Fichte sich ausdrückt), nothwendig, aber auch die Beschränkung dieser Thätigkeit ist einem Wesen. das Bewusstseyn hat, nothwendig, denn wäre die Thätigkeit nicht beschränkt, nicht mangelhaft, so wäre diese Thätigkeit alles, und ausser ihr wäre nichts, litte also unsere Thätigkeit keinen Widerstand von aussen, so wäre ausser uns nichts, wir wüssten von nichts, wir hätten kein Bewusstseyn; wäre uns nichts entgegen, so gäbe es für uns keinen Gegenstand; aber so nothwendig die Beschränkung, der Widerstand und das vom Widerstande bewirkte Leiden zum Bewusstseyn ist, so nothwendig ist das Streben in's Unendliche, eine dem Triebe nach gränzenlose Thätigkeit in dem Wesen, das Bewusstseyn hat, denn strebten wir nicht, unendlich zu seyn, frei von aller Schranke, so fühlten wir auch nicht, dass etwas diesem Streben entgegen wäre, also fühlten wir wieder nichts von uns verschiedenes, wir wüssten von nichts, wir hätten kein Bewusstseyn" (Br. 265).

* * *

Brechen wir unsere Betrachtung von Hölderlins Entwicklungsgang hier vorerst ab. Stellen wir diesem Hölderlinschen Resumé der Fichteschen Lehre nunmehr unser metrisches Hyperion-Fragment nebst dem ihm zugrunde liegenden Prosa-Entwurf unmittelbar gegenüber. In dem Prosa-Entwurf heisst es:

„Als unser ursprünglich unendliches Wesen zum erstenmale leidend ward u. die freie Kraft die ersten Schranken fand, als die Armuth mit dem Überflusse sich paarte, da ward die Liebe. Wann war das? Plato sagt: Am Tage, da Aphrodite geboren ward. Also da, als die schöne Welt für uns anfieng, da wir zum Bewusstsein kamen, da wurden wir endlich. Nun fülen wir tief die Beschränkung unseres Wesens, und die gesammte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen ihre Fesseln, und doch ist etwas in uns das diese Fesseln gerne behält — denn wären diese Fesseln nicht, würde das Unendliche in uns von keinem Widerstande beschränkt, so wüssten [wir] von nichts ausser uns und so auch von uns selbst nichts, und von sich nichts zu wissen, sich nicht zu fülen, und vernichtet seyn, ist für uns Eines.

Fessellos zu seyn, ist göttlich, keine Fessel zu fülen ist thierisch. Wir können den Trieb, uns zu befreien, zu veredlen, fortzuschreiten ins Unendliche, nicht verläugnen, das wäre thierisch, wir können aber auch den Trieb, bestimmt zu werden, zu empfangen, nicht verläugnen, das wäre nicht menschlich. Aber die Liebe vereiniget diese beiden Triebe" (Anhang Frg. A 4 r, 4 ff.).

Wesentlich vereinfacht kehrt derselbe Gedankengang in der metrischen Fassung wieder:

„Als unser Geist, begann
Er lächelnd nun, sich aus dem freien Fluge
Der Himmlischen verlor, und erdwärts sich,
Der Hohe neigt', und mit dem Überflusse
Sich so die Armuth gattete, da ward
Die Liebe. Das geschah, am Tage, da
Dem Chaos Aphrodite sich entwand.
Wir wurden endlich, da die schöne Welt
Für uns begann, wir tauschten das Bewusstsein
Für unsre Reinigkeit und Freiheit ein. —
Der reine unbeschränkte Geist befasst
Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch
Sich keines Dings und seiner nicht bewusst,
Für ihn ist keine Welt, denn ausser ihm
Ist nichts. — Doch, was ich sag', ist nur Gedanke. —
Nun fülen wir die Schranken unsers Wesens
Und die gehemmte Kraft sträubt ungeduldig
Sich gegen ihre Fesseln, und es sehnt der Geist
Zum ungetrübten Aether sich zurük.
Doch ist in uns auch wieder etwas das
Die Fesseln gerne trägt, denn würd in uns
Das Göttliche von keinem Widerstande
Beschränkt — wir fühlten uns und andre nicht.
Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod,
Von nichts zu wissen, und vernichtet seyn
Ist Eins für uns. — Wie könn['n] wir unsern Trieb,
Unendlich fortzuschreiten, uns zu läutern,
Uns zu veredlen, zu befreien, verläugnen?
Das wäre thierisch. Doch wir können auch
Des Triebs, bestimmt [zu] werden, zu empfangen,
Nicht stolz uns überheben. Denn es wäre
Nicht menschlich, und wir tödteten uns selbst.
Den Widerstreit der Triebe, deren keiner
Entbehrlich ist, vereiniget die Liebe".

(Anhang Frg. B 2, 9 — C 1, 8)

Wir fragen: Ist es denkbar, dass Hölderlin den Fichteschen Gedanken so restlos antizipiert? Und wenn wir dieses Wunder wirklich annehmen und es auf Rechnung des dichterischen Genies setzen wollten, ist es denkbar, dass Hölderlin selbst es gar nicht merkt, dass er andächtig zu Fichtes Füssen sitzt und seinem Bruder getreulich berichtet, was ihm als eine „Haupteigenthümlichkeit der Fichteschen

Philosophie" aufgestossen ist, ohne zu ahnen, dass er selbst schon einmal der Schöpfer dieser Gedanken gewesen ist? Gerade der Umstand, dass er selbst so und nicht anders über Fichtes Lehre berichtet, liefert uns den schlagendsten Beweis, dass sie erst jenen Kreis von Ideen in dem Dichter hat erstehen lassen, in dem das metrische Fragment sich bewegt.

Mit diesem Beweis stürzt die bisher unangefochtene[1]) Hypothese, dass das metrische Fragment die älteste der bruchstückweise uns überkommenen Fassungen darstelle, in sich zusammen. Sehen wir zu, ob es uns gelingt, auf den Trümmern ein neues, besser fundamentiertes Hypothesengebäude zu errichten.

---

[1]) Wilhelm Böhm, der letzte, der die Frage gestreift hat — Dilthey vermeidet sie absichtlich —, erwähnt die metrische Fassung überhaupt nicht. Doch lässt seine gelegentliche Bemerkung, dass „von Hölderlins Ansätzen zum Roman" aus der Tübinger Zeit nichts erhalten sei, sowie seine kurze Charakteristik der als dritte Fassung angesetzten „einfachen Kapitelerzählung" wohl vermuten, dass auch er sie erst in der Jenaer Zeit entstanden glaubt. Vgl. die Einleitung zu seiner neuen Hölderlin-Ausgabe S. XIII u. XIX.

I. KAPITEL.

DER UR-HYPERION.

Es ist für Hölderlins dichterische Individualität überaus charakteristisch, dass sein Hauptwerk nicht sogleich in seiner endgültigen Gestalt ans Licht tritt, sondern dass es sich erst mühsam die Form sucht, die seinen innersten Gedankengehalt zur klarsten Gestaltung bringt, ja dass die zugrunde liegende Idee selbst, den mannigfaltigsten fremden Einflüssen nachgebend, erst allmählich sich entwickelt. Die Konzeption des Werkes ist nicht intensiv genug, um ihm aus selbsteigener Kraft den Weg ans Licht zu bahnen. Die Schwungkraft reicht nicht aus, die Hülle zu durchbrechen.

Gleich einem gelehrten Arbeiter fasst der Dichter anscheinend rein verstandesmässig den Plan zu seinem Werke, um schliesslich das alte Künstlerschicksal zu erfahren, dass er die Geister, die er rief, nicht wieder bannen kann.

Wie weit die Konzeption des Hyperion in die Tübinger Universitätsjahre zurückreicht, lässt sich nur sehr ungenau bestimmen. Die erste Erwähnung eines Romans findet sich in einem Briefe Magenaus an Hölderlin vom 3. Juni 1792, wo es heisst: „Du willst Romanist werden. Thalia leite Dich sicher zwischen den Abgründen hin, die dem unerfarnen Waller da drohen" (Br. 148). Ob Hölderlin dem Freunde in jenem Briefe, als dessen Antwort wir den hier zitierten anzusehen haben, bereits ausführlichere Mitteilung über sein Vorhaben gemacht hat, wissen wir nicht. War es nicht der Fall, dann müssen wir annehmen, dass er es bald darauf brieflich nachgeholt hat, oder, was noch wahrscheinlicher ist, dass er bei einem gelegentlichen Besuch in der grossen Herbstvakanz dem Freunde mündlich Ausführliches über seine Arbeit berichtet, ja sie ihm vielleicht sogar gezeigt hat. Denn in einem Briefe Magenaus an Neuffer, den Karl Litzmann wohl richtig

in die Herbstvakanz 1792 verlegt, zeigt sich Magenau bereits des näheren unterrichtet. Er schreibt: „Holz [1]) schreibt wirklich [2]) an einem 2ten Donamar, an Hyperion, der mir Vieles zu versprechen scheint. Er ist ein freiheitsliebender Held und ächter Grieche, voll kräftiger Principien, die ich vor mein Leben gern höre" (Br. 95). Diesem Briefe nach war Hölderlin bereits Herbst 1792 an der Arbeit. Gleichwohl verstreicht noch ein volles halbes Jahr, ehe er selbst in einem der auf uns gekommenen Briefe seine Dichtung zum erstenmal erwähnt. Aus einem Briefe an Neuffer, den Karl Litzmann „zu Anfang des Sommerhalbjahrs 1793" entstanden glaubt, erfahren wir, dass der Dichter dem „lieben Doktor" Stäudlin bei dessen Besuch zu Ostern etwas aus seinem Werke vorlas. Auch dem Adressaten stellt er für das nächste Mal die Übersendung eines Fragments „zur Beurteilung" in Aussicht (Br. 159). In dem nächsten Brief hören wir denn auch, dass Hölderlin im Begriff steht, das Fragment nach Stuttgart abzusenden, allerdings nicht an Neuffers Adresse, sondern wiederum an Stäudlin, Neuffers künftigen Schwager (Br. 162).

Der Begleitbrief, in dem Hölderlin „mit langweiliger Weitläufigkeit" ausgeführt hatte, aus welchem Gesichtspunkt er „dieses Fragment eines Fragments angesehen wünschte", ist leider verloren. Nur der Brief an Neuffer, in dem er von jenem erzählt, ist uns erhalten (Br. 162). Er bildet neben Magenaus Brief unsere einzige Quelle.

Erhalten ist uns von dieser ersten Bearbeitung allem Anschein nach durchaus n i c h t s. Es wird infolgedessen kaum möglich sein, uns von jener Urform ein wirkliches Bild zu machen. Gleichwohl liefern uns die Ausführungen beider Briefe eine Reihe von Anhaltspunkten, die durchaus verwertbar sind. Sie verschaffen uns gleichsam eine Skizze.

Zwar sagt Magenaus Charakterisierung des Helden leider nicht allzu viel. [3]) Wertvoll aber ist der Hinweis auf Donamar, wertvoller noch die Nennung des Namens „Hyperion".

---

[1]) Hölderlins Cerevisname auf dem Tübinger Stift.

[2]) Nach schwäbischem Sprachgebrauch: wirklich = gegenwärtig.

[3]) Karl Litzmann gibt sie Anlass zu der Vermutung, „dass es schon damals in Hölderlins Plan lag, seinen Helden an dem Freiheits-

Denn schon dieser Name bedeutet ein Programm. Durch die Wahl des Namens hat der Dichter die Grundkonzeption seines Romans von vornherein festgelegt. Das tiefe Bildungsstreben jener Zeit spiegelt in diesem Namen sich wieder. Wie Wieland sich die Aufgabe gestellt hatte, in dem Bildungsgange seines „Agathon" die Entwicklung zu der ihm einzig richtig dünkenden Lebensweisheit darzustellen, so will auch Hölderlin in seinem Werke das Ideal gestalten, das er, der Zweiundzwanzigjährige, in seiner Seele trägt. Er will zeigen, wie die Sehnsucht des menschlichen Herzens den Weg sich bahnen muss durch Nebel und „Dämmerung", um endlich geläutert und in sich gefestigt aufzusteigen als leuchtendes Gestirn der Welt, als die alles Belebende, alles Erhaltende. Und so wählt er für seinen Helden den homerischen Beinamen des Helios. [1])

Dieser selbe Enthusiasmus, der sich schon in der Wahl des Namens verrät, spiegelt sich wieder in des Dichters eigenen Worten: „Lass deine edlen Freundinnen urteilen",

---

kampfe der Griechen Theil nehmen zu lassen" (Br. 95 f.). Wilhelm Böhm erinnert an „heroische Anschauungen Hölderlin", die er auf den Einfluss Kants und der griechischen Tragiker zurückführt und in der Hymne „Dem Genius der Kühnheit" und dem Gedicht „Das Schicksal" ausgesprochen findet. Im übrigen vertritt er die Ansicht, dass Hölderlin sein Werk „völlig planlos" begonnen habe. Vgl. die Einleitung zu seiner Hölderlin-Ausgabe S. IX, XII u. XIII.

[1]) Vgl. z. B.: Odyssee I, 8. Dagegen bezeichnet in der nachhomerischen Mythologie der Name Hyperion einen Titanen, den Sohn des Uranos und der Gäa, der mit seiner Schwester Theia den Helios, die Selene und die Eos zeugte. Im homerischen Sinne gebraucht Hölderlin den Namen Hyperion für Helios auch in seiner 1792 entstandenen „Hymne an die Freiheit" Vers 94:

„Wenn ihr Haupt die bleichen Sterne neigen,
Strahlt Hyperion im Heldenlauf" (W. I. 126).

Zugleich zeigt dieser Vers, dass Hölderlin Hypérion betont hat. Hermann Fischer verdanke ich den Hinweis auf Vers 209 in Schillers Semele:

„Eh' noch Hyperion in Tethys' Bette steigt,
Versprach er zu erscheinen —"
(Schillers sämtl. Werke. Säkular-Ausgabe. VII. Bd. S. 295).

Die übereinstimmende Betonung bei beiden Dichtern lässt vermuten, dass sie — wenigstens in Schwaben — die allgemein übliche war.

schreibt er in jenem Brief an Neuffer, „ob mein Hyperion nicht vieleicht einmal ein Pläzchen ausfüllen dürfte, unter den Helden, die uns doch ein wenig besser unterhalten, als die wort- und abenteuerreichen Ritter" (Br. 162). Mit bewusster Absicht sagt sich Hölderlin hier los von dem überlieferten Romanapparat, mit dem selbst Wieland noch gearbeitet hatte. Sein dichterischer Ehrgeiz strebt nach Höherem. Er will „einen Funken der süssen Flamme", die Platos Lektüre in seiner Seele entfacht hat, in Stunden der Begeisterung hinüberretten in das Werk, in dem er „lebt und webt", in seinen Hyperion:

„Auch Deine künen Hofnungen, womit Du auf unser herrliches Ziel blikst, leben in mir. Zwar schrieb ich an Stäudlin: Neufers stille Flamme wird immer herrlicher leuchten, wenn vieleicht mein Strohfeuer längst verraucht ist; aber dieses vieleicht schrekt mich eben nicht immer, am wenigsten in den Götterstunden, wo ich aus dem Schoose der beseeligenden Natur, oder aus dem Platanenhaine am Ilissus zurükkehre, wo ich, unter Schülern Platons hingelagert, dem Fluge des Herrlichen nachsah, wie er die dunkeln Fernen der Urwelt durchstreift, oder schwindelnd ihm folgte in die Tiefe der Tiefen, in die entlegensten Enden des Geisterlands, wo die Seele der Welt ihr Leben versendet in die tausend Pulse der Natur, wohin die ausgeströmten Kräfte zurükkehren nach ihrem unermesslichen Kreislauf, oder wenn ich trunken vom Sokratischen Becher, und sokratischer geselliger Freundschaft am Gastmahle den begeisterten Jünglingen lauschte, wie sie der heiligen Liebe huldigen mit süsser feuriger Rede, und der Schäker Aristophanes drunter hineinwizelt, und endlich der Meister, der göttliche Sokrates selbst mit seiner himmlischen Weisheit sie alle lehrt, was Liebe sei — da, Freund meines Herzens, bin ich dann freilich nicht so verzagt, und meine manchmal. ich müsste doch einen Funken der süssen Flamme, die in solchen Augenbliken mich wärmt, und erleuchtet [,] meinem Werkchen, in dem ich wirklich lebe und webe, meinem Hyperion mitteilen können, und sonst auch noch, zur Freude der Menschen zuweilen etwas an's Licht bringen" (Br. 161 f.).

Der Verlauf unserer Untersuchung wird uns zeigen, dass der Dichter diesem Streben, das Höchste, was Bildung und Erlebnis ihm darbietet, in die Welt seines Helden hineinzutragen, allezeit treu bleibt. Die Entwicklungsgeschichte seines Romans wird zur Bildungsgeschichte seines eigenen Ich. Umso mehr aber muss die Frage uns locken, wie die Konzeption dieses Lebenswerkes zustande kam. Wo entsprang

der Funke, der des jungen Dichters Einbildungskraft entzündete? —

Magenaus Hinweis auf Donamar scheint die Antwort geben zu wollen.

Karl Litzmann hat in seiner Biographie Hölderlins den Brief Magenaus zuerst kommentiert. Er stellt fest, dass mit dem Hinweis auf Donamar ein dreibändiger Roman des Aesthetikers Friedrich Bouterwek gemeint sei: „Graf Donamar. Briefe geschrieben zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Göttingen 1791—93".[1]) Sogleich aber fügt er hinzu: „Es ist mir nicht recht verständlich, weshalb Magenau den Hyperion einen zweiten Donamar nennt. Wohl ist auch Donamar ein Mensch, der, unzufrieden mit der Wirklichkeit, von Idealen träumt; allein seine Welt ist eine völlig andere, als die Hyperions. Auch sonst vermag ich einen Einfluss jenes Romans auf Hölderlins Dichtung nicht zu sehen, wenn man nicht etwa zwischen Donamars Freund Giuliano und Hyperions Alabanda eine gewisse Verwandtschaft finden will" (Br. 95 Anm.).[2])

Mochte dieser Einwand an sich erklärlich sein, solange die Hypothese, dass die metrische Fassung und deren Prosa-Auflösung die ältesten Bearbeitungen darstellten, den Blick befangen hielt, heute, wo dieses Hindernis nicht mehr im Wege steht, werden wir uns gar nicht mehr versucht fühlen,

---

[1]) Litzmann, der Bouterweck statt Bouterwek schreibt, nennt als Erscheinungsjahr 1791—92. Der 3. Band trägt aber die Jahreszahl 1793. Im Herbst 1892 lagen also möglicherweise nur die beiden ersten Bände des Romans vor. Meine Bemühungen, mit Hilfe der alten Kataloge der Göttinger Universitäts-Bibliothek den Zeitpunkt des Erscheinens genauer festzustellen, waren leider erfolglos.

[2]) Dagegen verweist er mit Goedeke auf den theosophisch-freimaurerischen Roman „Dya-Na-Sore oder die Wanderer" von Wilh. Friedr. Meyern (Leipzig 1787) als einen von Wieland ausgehenden „Vorläufer sowohl Hölderlins, als Jean Pauls". „In ihm herrscht", meint er, „wie im Hyperion, bei aller sonstigen Verschiedenheit, das lyrische Element entschieden vor, und neben Wielands ist Ossians Einfluss unverkennbar" (Br. 95 Anm.). Der weitere Verlauf unserer Untersuchung wird es, wie ich hoffe, rechtfertigen, wenn ich auf diesen Hinweis nicht weiter eingehe.

nach einer Parallele zu suchen. Die Fragestellung wird von vornherein für uns eine andere sein.

Die Form, in der Magenaus Brief den Roman Bouterweks erwähnt, lässt uns vermuten, dass in Hölderlins Freundeskreis der Donamar viel gelesen wurde. Diese anscheinende Beliebtheit des Buches vermöchte an sich schon eine genügende Erklärung zu geben. Es wäre durchaus denkbar, dass Magenau nichts anderes habe sagen wollen, als dass Hölderlin für seinen Roman eine gleiche Beliebtheit erhoffe. Gleichwohl brauchen wir uns keineswegs mit dieser Erklärung zu begnügen. Im Gegenteil: gerade die sichere Tatsache, dass Bouterweks Donamar in Hölderlins Freundeskreis gelesen wurde, zwingt uns, etwaigen Einflüssen nachzuspüren. Der Umstand, dass uns von dieser ersten Fassung überhaupt nichts erhalten ist, braucht uns an sich nicht mutlos zu machen. Denn eine sklavische Nachahmung im Einzelnen werden wir von Hölderlin kaum erwarten. Sie würde uns auch erst in zweiter Linie interessieren. Wichtiger ist für uns die Frage, ob nicht die Konzeption der Dichtung durch Bouterweks Donamar irgendwie bedingt erscheint, ob nicht vielleicht gerade er der literarischen Entwicklung ein Moment vermittelt hat, das für Hölderlin bestimmend werden konnte.

Der Dichter selbst legt uns die Frage nahe. Er selbst verweist uns auf den Weg der literargeschichtlichen Betrachtung, wenn er in eben jenem Brief an Neuffer schreibt:

„Was du so schön von der terra incognita im Reiche der Poesie sagst, trift ganz genau besonders bei einem Romane zu. Vorgänger genug, wenige, die auf neues schönes Land geriethen, und noch eine Unermessheit zur Entdeckung und Bearbeitung!" (Br. 163)

War er erst einmal zu dieser Erkenntnis gelangt, dann war es nur natürlich, wenn er aus ihr auch Kapital schlug und seine eigenen Bahnen wandelte.

Bouterweks Donamar liegt ganz unmittelbar in der Richtung, die durch die Entwicklungsreihe „Richardson—Rousseau—Goethe"[1]) dem deutschen Roman vorgezeichnet war. Nicht zufällig ist auch er ein Briefroman.

[1]) Vgl. E. Schmidt: „Richardson, Rousseau und Goethe." Leipzig 1875.

Richardson hatte den Grund gelegt zu psychologischer Vertiefung. Bedeutete sein Familienroman in gewissem Sinne für England den Abschluss einer Entwicklung, so wurde er für Deutschland der Anfang einer neuen. Mit vollster Hingabe folgte ihm Gellert. Aber schon gar bald bemächtigte sich die Aufklärung der neuen Form und zerschmolz sie mit der humoristischen Manier eines Fielding, Smollet und Sterne zum didaktisch-moralischen Tendenzroman. Humoristische Betrachtungsweise und didaktische Tendenz waren seitdem die Pole, zwischen denen der deutsche Roman umherirrte. So fruchtbringend sich die Verquickung beider an sich hätte gestalten können, so verderblich wurde sie in Wirklichkeit. Denn während die Manie, humorvoll sein zu wollen, die neue Kunstform des Romans, die sich eben erst zu festigen begann, von neuem sprengte und sie der Verwilderung preisgab, aus der sie kaum Goethes formbildnerische Kraft zu erretten vermochte, verzettelte sich das tendenziös-didaktische Moment, das von Wielands Agathon an bis hin zu Goethes Wilhelm Meister den deutschen Roman charakterisierte, sich aber hier wie dort hinter der Fiktion einer tiefgehenden Charakterentwicklung geschickt verbarg, unter Sternes Einfluss in die formlosesten Exkurse.

Leider vermochte das gute Vorbild, das Wieland in seinem Agathon geliefert hatte, der allgemeinen Auflösung keinen Einhalt zu tun. Sein eigener „Don Sylvio von Rosalva" stand ihm hindernd im Lichte. Klar und deutlich spiegelt das Verhältnis dieser beiden Werke die literargeschichtliche Situation jener Jahre wieder.

Als erster hatte Wieland den eigentümlichen Bildungsgang, den das Leben ihn geführt, in seinem Agathon darzustellen unternommen. Er schlug die Bresche, durch die der Strom der philosophischen Reflexion in den deutschen Roman eindrang. Don Sylvio entsprang derselben Wurzel. Auch ihm lag der Gedanke an des Dichters eigene Sinnen-Emanzipation zugrunde.[1] Hatte aber Wieland im Agathon

[1]) Obgleich der Agathon früher konzipiert war als der Don Sylvio, erschien er doch erst 1766—67, während dieser bereits 1764 gedruckt vorlag.

sein Thema gewissermassen induktiv mit gewichtigem Ernste abgewickelt, so genoss er bereits hier in Don Sylvio die Freiheit, von der Höhe seiner neuen Lebensstimmung herab in gleichsam deduktiver Methode den alten Menschen zu bespötteln. Gebührt von diesem Gesichtspunkte aus dem Don Sylvio vor dem Agathon der Vorzug, so steht er dennoch keineswegs mit ihm auf gleicher Höhe, da der Dichter nicht wie sein Vorbild Cervantes die höher entwickelte Form voll auszufüllen vermag. Während aber der Agathon in der Literaturgeschichte bleibende Bedeutung gewinnt, müht Wieland mit den Zeitgenossen in vergeblichem Ringen sich ab, mit Cervantes und Sterne um die Palme zu ringen.

Als einer der wenigen hatte Lessing die Bedeutung des Agathon sofort erkannt und auf ihn als ein nachamenswertes Vorbild hingewiesen.[1] Nichts vermag den gewaltigen Umschwung, den die bald darauf hereinbrechende Flut des Sturms und Drangs über Deutschland brachte, klarer zu charakterisieren, als die offene Ablehnung, mit der derselbe Lessing wenige Jahre später Goethes Werther entgegentrat.[2]

Der Roman der Leidenschaft kam, noch ehe der Roman der Aufklärung zu Grabe getragen war. Auch er hatte seine Wurzel letzten Endes in Richardsons Familienroman. Aber auf dem Umweg über Frankreich hatte er an Rousseaus überreichem Herzen sich voll Lebensglut gesogen. So wurde Rousseau den Stürmern und Drängern, was Richardson der Aufklärung gewesen war. Auf dem durch ihn geebneten Boden erbaut Goethe die Schicksalswelt seines Werther und führt durch diese kühne Tat die neue Entwicklungslinie unmittelbar zur höchsten Höhe künstlerischer Vollendung. Zu Ende war sie darum nicht. Während Miller Werthers Weichheit noch zu überbieten sucht, bemüht sich Friedrich Heinrich Jacobi in Allwill und Woldemar eifrigst, weit über Werthers Empfänglichkeit hinaus die menschlichen Beziehungen tiefer und tiefer zu fassen, und wird darüber der

[1]) Vgl. das 69. Stück im 2. Band der „Hamburgischen Dramaturgie" (Lachmanns Lessing-Ausgabe. 3. Aufl. von Muncker. 10. Bd. S. 80).

[2]) Vgl. seinen Brief an Eschenburg nach Empfang des Werther (Lachmanns Lessing-Ausgabe. 2. Aufl. von Maltzahn. 12. Bd. S. 497).

eigenen Mitwelt zum Phantasten.[1]) So sehr entstellt eitle Affektiertheit das dichterische Können Jacobis, dass es nur mühsam gelingt, dies rühmliche Streben nach Vertiefung nicht zu verkennen. Auch des Wegs ist er sich niemals klar bewusst. Noch ringt in ihm das Christentum der Tradition mit den Wogen, die aus der Sinnenwelt des Sturms und Drangs zu ihm herüberschlagen. Nur zuweilen leuchtet der Glaube an die Perfektibilität reinen Menschentums in seiner Seele auf.

Fast als Antipode steht trotz aller Verwandtschaft Wilhelm Heinse diesem Zweifler gegenüber. Froh und stolz treibt er das Prinzip Goethescher Lebenskunst trotz des lauten Widerspruchs aller Wohlmeinenden bis zur letzten Konsequenz.[2]) Aber jede Aussicht, seinen „Seelen-Priapismus"[3]) aus eigener Kraft zu heilen, versperrt sich ihm, als er sein Ideal einer seelisch vertiefenden Sinnenschönheit so schnöde

[1]) Vgl. die ausführliche Rezension, die W. v. Humboldt in Nr. 315—17 der „Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1794" erscheinen liess (W. v. Humboldts Gesammelte Schriften, hg. v. d. Kgl. Pr. Akademie d. W. 1 Abt. Werke I S. 288 ff.) mit Friedrich Schlegels Kritik in dem 1796 erschienenen 8. Stück von Reichardts „Deutschland" („Friedrich Schlegel 1794—1802, seine prosaischen Jugendschriften" hg. von J. Minor. Wien 1882. 2. Bd. S. 72 ff.).

[2]) Goethe hat seine Ablehnung des Ardinghello selbst psychologisch überaus fein begründet in seinem kleinen Aufsatz "Erste Bekanntschaft mit Schiller" (Weimarer Goethe-Ausgabe. I. Abt. 36. Bd. S. 246 ff).

[3]) Vgl. Wielands Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 28. Mai 1774 (Fr. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel. Leipzig 1825-27. 1. Bd. S. 166 ff.). Es wird noch lange dauern, bis die vorurteilslose Wissenschaft Heinses Namen von all dem Schmutz gereinigt haben wird, den der Unverstand frommer Eiferer auf ihn geworfen hat. Wenn der sinnenfrohe Dichter auch zweifellos der inneren Sicherheit entbehrte, deren er auf seinem gefahrvollen Wege bedurft hätte, ganz gewiss war er nicht der, zu dem man ihn noch immer geflissentlich zu stempeln sucht. „Er ist wirklich ein durch und durch trefflicher Mensch", lautet Hölderlins Urteil, als er im Sommer 1796 täglich Heinses vertrauten Umgang geniesst. „Es ist nichts Schöneres, als so ein heiteres Alter, wie dieser Mann hat" (Br. 386). Rückblickend auf diese Zeit des engen Verkehrs mit Heinse schreibt er ein halb Jahr später an Neuffer: „Er ist ein herrlicher alter Mann. Ich habe noch nie so eine gränzenlose Geistesbildung bei so viel Kindereinfalt gefunden" (Br. 404).

verkannt sieht. Die Kette eigener und fremder Knechtschaft zieht ihn zu Boden.

Auch Heinses Roman zeugt laut von dem ernsten Streben der Zeit nach Bereicherung und Verinnerlichung menschlichen Daseins. Mit leuchtenden Farben malt sein Ardinghello das Traumbild einer lustdurchglühten reichen und freien Menschheit. Was bereits im humoristischen Roman als geheimer Lebensnerv sich regte, der Drang, irgendwie hinauszukommen über die kleinliche Enge des Lebens ringsum, das spricht hier in den phantastischen Bildern einer sehnsuchtsvoll erträumten idealen Welt offen sich aus.

Trotz aller zweifelhaften Taten bleibt Ardinghello für den Dichter noch immer das Ideal des grossen, die Welt mit allen seinen Sinnen tief erfassenden Menschen. Aber schon hatte Schiller im Drama den weiteren Schritt gewagt, der zu tun noch übrig war. Sein Karl Moor spiegelt eine höhere Welt im Bilde des Verbrechers. Ideales Streben zerbricht die Formen der realen Welt, um auf ihren Trümmern eine bessere aufzurichten. Gleich wertvoll und bedeutend stellt sich diese neue Komplikation der inneren Form des Dramas der analogen Struktur des humoristischen Romans gegenüber. Denn reiner und mächtiger musste das menschliche Sehnen hier zur Gestaltung gelangen, als es bisher in aller utopistischen Dichtung möglich war.

Es dauert volle 10 Jahre, ehe sich der Roman des von Schiller errungenen Vorteils bemächtigt. Erst Klingers Faust tut den entscheidenden Schritt, mit ihm fast gleichzeitig Bouterweks Donamar. Schillers neue Wendung bedingt sie beide. Offen spricht Bouterwek in dem „statt einer nöthigen Vorrede an den Leser" dem 2. Bande vorausgeschickten „Brief an den Herausgeber" es aus, dass der „verführerische Gedanke", sein „Gefühl für menschliche Hoheit in ihren Verirrungen in einer schiklichen Form der Redekunst mitzutheilen", ihm die Konzeption seines Romans geliefert habe.

Es ist umso notwendiger, diesen Zusammenhang nachdrücklichst hervorzuheben, weil eine kritische Betrachtung des Donamar uns weit deutlicher ein anderes unmittelbarer wirkendes Vorbild erkennen lässt. Denn rein stofflich

betrachtet ist Bouterweks Roman eine in modernes Milieu gerückte Verarbeitung des Wielandschen Agathon. Die unmittelbare Abhängigkeit ist unverkennbar. Hier wie dort ein schönes, verführerisches Weib, das den Helden mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln von der selbstgewählten Bahn abzulenken sucht, um doch schliesslich selber den unabwendbaren Bankerott zu erklären. Hier wie dort zur Kontrastierung eine zarte, unschuldige Mädchengestalt, eine zweite Klarissa, duldend, tief gebeugt vom Schicksal, aber unverwundbar, in der Welt umhergejagt, als höchstes Glück angebetet und gesucht vom Helden, der sie schliesslich in den Armen seines Freundes wiederfindet. Wenn trotz dieser wichtigen Übereinstimmungen und trotz des beiden Werken gemeinsamen alten Roman-Apparats mit seinen Entführungen, Schiffbrüchen usw. die Ähnlichkeit gleichwohl fast völlig zurücktritt, so liegt dies weniger an der Verschiedenheit des historischen Hintergrundes und der anekdotischen Ausgestaltung, als an der Verschiedenheit des Standpunkts, von dem aus beide Autoren ihren Gegenstand auffassten und aufgefasst wissen wollten. Was Wieland gab, war ein Stück Selbstbiographie, und so war es nur natürlich, dass der Weg, den er seinen Helden führte, sich ihm als ein Fortschreiten auf der Bahn der Lebensweisheit darstellte. Diese aufsteigende Linie suchen wir in Bouterweks Dichtung vergebens. Seine Konzeption ist eine im tiefsten Grund tragische. Die Grundanschauung seines späteren „Virtualismus",[1]) der in allem Weltgetriebe nur den aufreibenden Kampf zahlloser Kräfte zu sehen vermag, spricht bereits in dem Werk des fünfundzwanzigjährigen Dichters deutlich sich aus.

Sie war umso mehr geeignet, auf einen geistig angeregten Leserkreis die nachhaltigste Wirkung zu üben, als sie anfänglich nur in gelegentlichen Reflexionen, die dem Geschmacke der Zeit entsprechend des öfteren die Erzählung unterbrechen, zum Ausdruck kommt. Erst der Ausgang des Romans lässt sie zu klarerer Gestaltung gelangen, indem er den Wert der dargestellten Lebensmomente in die vom

---

[1]) Zuerst niedergelegt in seiner "Idee einer Apodiktik" (Halle 1799).

Dichter beabsichtigte Beleuchtung rückt. Diese Eigentümlichkeit der innern Form, die eine der wichtigsten Charakteristika des Donamar bildet, hat der Dichter selbst in seinem „Brief an den Herausgeber" nachdrücklich hervorgehoben, wenn er schreibt: „Sie berufen sich ferner auf das Abgerissene in den Charakterzügen und Situationen des ersten Theils, das sichtbar auf einen entfernten Vereinigungspunkt hindeutet? Aber, lieber Freund, haben Sie mir nicht selbst gestanden, dass sich dieser Vereinigungspunkt im dritten und lezten Theile findet?"

Diese Eigenart der inneren Form bildet den wichtigen Berührungspunkt mit Hölderlins Hyperion. Unsere Untersuchung wird uns zeigen, dass auch für Hölderlins Roman in allen seinen späteren Entwicklungsphasen das bewusste Tendieren nach dem zu gewinnenden Endergebnis das Charakteristikum der inneren Form bedeutet. Genau ebenso wie Schiller, Klinger und Bouterwek ist auch Hölderlin bestrebt, sein „Gefühl für menschliche Hoheit in ihren Verirrungen in einer schiklichen Form der Redekunst mitzutheilen".[1]) Wie er aber einerseits schon dadurch seinen Plan durchsichtiger macht, dass er an die Stelle des Verbrechers den Träumer und Schwärmer setzt, so bringt er auch andererseits durch seine Weiterbildung der Form des Ich-Romans das Endresultat zu noch schärferer Betonung. Durch die Fiktion, dass der Held den Gang seiner Entwicklung erst erzählt, als dieser bereits für ihn abgeschlossen, verlegt der Dichter sein Ziel in des Erzählers eigenes Bewusstsein und nimmt es so gleichsam vorweg.

Eine Äusserung Hölderlins in dem genannten Brief an Neuffer scheint zu beweisen, dass diese Eigenart der Form in der ursprünglichen Fassung des Romans wohl bereits angedeutet, aber noch nicht bis zu dem Grade entwickelt war, den das Thalia-Fragment uns darstellt. Die weitläufige Ex-

[1]) Vielleicht verrät sich ein tiefer innerer Zusammenhang auch darin, dass Hölderlin in jenem oben (S. 10) zitierten Brief an den Bruder erklärt, er „liebe die grosse schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen" (Br. 169). Denn auch dieser Brief stammt aus der letzten Zeit seines Tübinger Aufenthalts.

plikation an Stäudlin knapp zusammenfassend, schreibt Hölderlin dem Freunde: „Dieses Fragment scheint mer ein Gemengsel zufälliger Launen, als die überdachte Entwiklung eines vestgefassten Karakters, weil ich die Motive zu den Ideen und Empfindungen noch im Dunkeln lasse, und diss darum, weil ich mer das Geschmaksvermögen durch ein Gemälde von Ideen und Empfindungen (zu aesthetischem Genusse), als den Verstand durch regelmässige psychologische Entwiklung beschäftigen wollte. Natürlich muss sich aber doch am Ende alles genau auf den Karakter, und die Umstände, die auf ihn wirken, zurükfüren lassen. Ob diss bei meinem Roman der Fall ist, mag die Folge zeigen" (Br. 162).

Deutlich verrät die Gegenüberstellung von Verstand und Geschmacksvermögen den klärenden Einfluss Kants. Zugleich aber lässt das „Noch" des Kausalsatzes — es ist von mir gesperrt — uns vielleicht vermuten, dass der junge Dichter die äussere Form des auf die Vergangenheit Rückschau haltenden und so das Endresultat antizipierenden Ich-Romans noch nicht gefunden hat. Unberührt bleibt hierbei die Frage, ob diese Fassung die Form des Eigen-Berichts überhaupt noch nicht kennt. Da Hölderlin — wie wir sehen werden — diese Form nie verlassen hat, so ist im Gegenteil sogar wahrscheinlich, dass schon der Ur-Hyperion diese Form zeigte, und zwar — nach dem Muster des Werther oder Donamar — in Gestalt des Briefromans.

Andererseits aber zeigt der Nachsatz, dass die innere Form des Hyperion dem Dichter schon deutlich vor Augen steht. Sie aber ist die des Donamar. Es ist daher an sich nicht weiter überraschend, wenn Hölderlins Formulierung mit jenem oben zitierten Passus aus Bouterweks „Brief an den Herausgeber" sich inhaltlich deckt. Hier wie dort die Hervorhebung des „Abgerissenen", das auf einen zu erwartenden „Vereinigungspunkt" hinweise.

Diese Übereinstimmung in der inneren Form beider Romane ist schwerlich Zufall. Gleichwohl hätten wir kaum ein Recht, sie irgendwie kritisch zu verwerten, schiene nicht Magenaus Bemerkung auf eine Abhängigkeit geradezu hinzuweisen. So aber liegt die Annahme nahe, dass Hölderlin,

gestützt auf Kant und durchaus bewusst, die innere Form seines Romans aus der des Donamar herausentwickelt habe. Nähmen wir dann ferner an, dass Hölderlin im Gespräch mit Magenau auf diesen Zusammenhang selber hingewiesen habe, so wäre ohne weiteres verständlich, wie Magenau dazu kam, den Hyperion einen zweiten Donamar zu nennen.

Damit aber ist der Möglichkeit, den Inhalt des Ur-Hyperion des genaueren festzulegen, zugleich der letzte Stützpunkt entzogen. So deutlich wir trotz des spärlichen Materials die Form der sich entwickelnden Dichtung erkennen zu können glaubten, so vergeblich fragen wir nach dem dieser Fassung eigentümlichen Inhalt. Umso weniger aber haben wir ein Recht, den Ur-Hyperion von den späteren Bearbeitungen allzu sehr zu isolieren. Ein wertvoller Umstand lässt uns vermuten, dass die Wandlung, die aus der Urform das Thalia-Fragment hat werden lassen, schwerlich so gross gewesen ist, wie man bisher zu glauben geneigt war.

In dem Briefe an Neuffer spricht Hölderlin u. a. auch die Hoffnung aus, dass das Folgende Neuffers „edle Freundinnen", denen er das übersandte Fragment zur Beurteilung vorzulegen bittet, „mit einer harten Stelle über ihr Geschlecht, die aus der Seele Hyperions heraus gesagt werden musste, versönen" werde (Br. 162). Eine solche „harte Stelle" ist uns in einer der späteren Bearbeitungen erhalten. In Litzmanns „Erster Diotimafassung" ist die Situation, wo Hyperion sich in seine ungerechte Verstimmung gegen Diotima hineinredet, so stark betont, dass sich der Held zu den Worten versteigt: „Nein! sie hat nicht gut an mir gehandelt. Sie ist wie alle. Die anderen begannen, und sie hat's vollendet — meisterlich!" (W. II, 64, 17 f.). Hölderlins amüsante Rechtfertigung, dass die „harte Stelle" aus der Seele Hyperions heraus gesagt werden musste, dass aber das Folgende die edlen Freundinnen mit ihr versöhnen werde, passt nur zu gut. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, dass der Dichter in seinem Brief eine Parallele zu dieser Stelle im Auge hat.[1]) Ist dem aber

[1]) Unsere Deutung der angezogenen Briefstelle gewinnt umso grösseres Interesse, als wir möglicherweise auch die Quelle kennen,

so, dann liegt darin bereits ein gewisser Beweis, dass der Held unseres Romans trotz aller Umarbeitungen, die das Werk erfahren hat, seinem innersten Wesen nach stets derselbe geblieben ist. Das aber berechtigt uns zu der Annahme, dass die Grundkonzeption der Dichtung sich überhaupt nicht verschoben hat.

---

aus der Hölderlin geschöpft hat. Im Jahre 1785 hatte Karl Philipp Konz, später Stiftsrepetent und als solcher Hölderlins Lehrer, unter dem Titel „Schildereien aus Griechenland" ein Bändchen Dichtungen erscheinen lassen, die er später im Jahre 1793 nochmals in erweiterter Auflage herausgab. Eine kleine griechische Novelle in Wielandscher Manier „Byblis" eröffnet das Buch: Byblis entbrennt in sträflicher Liebe zu dem eigenen Bruder. Als dieser sie schroff zurückweist, ergeht sie sich im Stillen in heftigen Anklagen gegen den noch immer heiss geliebten: „Gift der Ottern sog ich von seinen Lippen! Unmöglich! Zaunus sollte seyn, wie die Maenner alle sind, und darum meine Wahl ihn auserkoren haben vor allen den Maennern, dass Er der Erste wäre, der wahr machte, was meine Amme schon mich gelehrt. O wahr, allzu wahr ist's: Keinem Mann ist zu trauen: Sein Gebet ist Fluch, und Meyneid seine feurigste Versicherung —" (S. 23). Berücksichtigen wir, dass schon an sich das geschraubte, stark in den Bahnen Ossians wandelnde Pathos des Dichters uns nachdrücklich an den Stil des Thalia-Fragmentes erinnert, so liegt die Vermutung nahe, dass diese Novelle für die anekdotische Ausgestaltung des Ur-Hyperion nicht ohne Bedeutung gewesen ist. Der nachhaltige Einfluss, den Konzens Griechen-Begeisterung auf Hölderlins Entwicklung zweifellos ausgeübt hat, ist neuerdings stark hervorgehoben worden. Vgl. Böhms Einleitung S. VI und Dilthey: „Das Erlebnis und die Dichtung" S. 294.

II. KAPITEL.

DAS THALIA-FRAGMENT.

Das Thalia-Fragment bildet den Stützpunkt in der Entwicklungsgeschichte der Hyperion-Dichtung, da es das einzige Stück ist, dessen Entstehungszeit sicher festzulegen ist. Aber selbst hier geht es kaum an, sie scharf zu begrenzen. Am ehesten ist dies noch beim Endtermin möglich. Zwar ist der Brief von Frau von Kalb an Charlotte von Schiller, in dem sie für Hölderlins Empfehlung dankt und die Freundin bittet, ihren Gatten zu „ersuchen, dass er diesem jungen Manne bald auf seinen Brief antworte und mit einiger Vorliebe das Bruchstück in die Hand nehme, welches er ihm zusendet", weder genau datierbar, noch lässt sein Wortlaut genau erkennen, ob die Einsendung bereits erfolgt ist oder erst zu erwarten steht.[1]) Dagegen erfahren wir aus einem Brief Hölderlins vom 10. Oktober 1794, dass er bereits Schillers Empfangsbestätigung in Händen hat (Br. 241). Andererseits lässt uns die Bemerkung desselben Briefs, dass das Fragment im kommenden Winter in der „Neuen Thalia" erscheinen werde, vermuten, dass Hölderlin es noch nicht allzu lange vorher eingesandt hatte. In Wirklichkeit erschien es bereits

[1]) Vgl. L. Urlichs: „Charlotte von Schiller und ihre Freunde". Stuttgart 1860—65. 2. Bd. S. 282. Urlichs nennt den „Sommer 1794" als Entstehungszeit. Die in demselben Brief enthaltene Nachfrage nach der „neuesten Schrift von Fichte", die unter Umständen für eine genauere Datierung verwertbar wäre, deutet er auf Fichtes zu Beginn des Sommer-Semesters erschienene Abhandlung „Über den Begriff der Wissenschaftslehre". Dagegen lässt der Umstand, dass Hölderlin noch in Waltershausen — also noch vor Anfang November — die in einzelnen Bogen erschienene Darstellung der „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" gelesen hat (Br. 257), es nicht unmöglich erscheinen, dass Frau von Kalb bereits diese im Auge hat, und dass Schiller sie ihr daraufhin wirklich zusendet.

im November.[1]) Wir werden deshalb als spätmöglichsten Endtermin für die Abfassungszeit Ende September 1794 anzunehmen haben.

Dass die Zeit unmittelbar vorher in der Tat der Umarbeitung des Hyperion gewidmet war, ist uns mehrfach bezeugt. Der genannte Brief berichtet ausdrücklich: „Die meisten (sc. Morgenstunden) vergiengen mir diesen Sommer über meinem Roman, wovon Du die fünf ersten Briefe diesen Winter in der Thalia finden wirst. Ich bin nun mit dem ersten Theile beinahe ganz zu Ende. Fast keine Zeile blieb von meinen alten Papieren. Der grosse Übergang aus der Jugend in das Wesen des Mannes [,] vom Affecte zur Vernunft, aus dem Reiche der Fantasie ins Reich der Warheit und Freiheit [,] scheint mir immer einer solchen langsamen Behandlung werth zu sein" (Br. 240 f.). Blättern wir in den Briefen weiter zurück, so finden wir noch eine ganze Reihe anderer Belege, so in einem Brief an Neuffer und in einem solchen an den Bruder, beide vom Juli 1794. Noch vor Ostern desselben Jahres schreibt Hölderlin an Neuffer: "Überhaupt hab' [ich] jezt nur noch meinen Roman im Auge. Ich bin vest entschlossen, von der Kunst zu scheiden, wenn ich mich auch hierüber am Ende auslachen mus" (Br. 218). In einem anderen ausführlicheren Brief an denselben Freund, der aller Wahrscheinlichkeit nach genau acht Tage früher geschrieben ist, heisst es: "Mich beschäftigt jezt beinahe einzig mein Roman. Ich meine jezt mer Einheit im Plane zu haben; auch dünkt mir das Ganze tiefer in den Menschen hinein zu gehn" (Br. 214). Greifen wir noch weiter zurück, so müssen wir schon auf jenen Brief vom Juli 1793 zurückgehen, in dem Hölderlin zum ersten Male ausführlich von seinem Romane spricht.

Dieses völlige Schweigen volle dreiviertel Jahr lang im Zusammenhange mit der eifrigen Wiederaufnahme der Arbeit zu Anfang April 1794 — Ostern fiel auf den 20. April — lässt wohl keinen Zweifel darüber, dass wir um ebendiese Zeit den Beginn der ersten Umarbeitung anzunehmen haben.

[1]) In dem um ein volles Jahr verspäteten 5. Stück des Jahrgangs 1793. Vgl. „Neue Thalia". Vierter und letzter Band. S. 181–221.

Er fällt zeitlich zusammen mit dem Einsetzen seines intensiveren Kantstudiums, zu dem er durch die Lektüre von Schillers Aufsatz „Über Anmuth und Würde" angeregt worden war.

Die letztzitierte Briefstelle beweist uns, dass diese Umarbeitung sich nicht nur auf die äussere Form erstreckte. Sie griff zurück bis auf die Grundformen der Konzeption. Und doch scheint gerade Hölderlins ausdrückliche Betonung der grösseren Einheit des Planes darauf hinzuweisen, dass diese Umarbeitung gleichfalls von der Form ihren Ausgang nahm. Unsere Untersuchung hat uns bereits vermuten lassen, worin der Ur-Hyperion von allen späteren Bearbeitungen sich unterschied. Legte er auch bereits den Schwerpunkt auf das zu gewinnende Endresultat, so entbehrte er doch zweifellos noch der Form, die dieses innere Verhältnis auch zu wirksamer Darstellung bringt: der Form des auf die Vergangenheit Rückschau haltenden und so das Endresultat antizipierenden Ich-Romans.

Diese Hypothese überhebt uns hier jeder weiteren Erklärung. Nehmen wir an, dass Hölderlin diese Form der Darstellung erst nachträglich gefunden hat, dann ist des Dichters Erklärung, dass er „jezt mer Einheit im Plane zu haben" glaube und ihm „das Ganze tiefer in den Menschen hinein zu gehn" scheine, ohne weiteres verständlich. Denn sie gerade ist es, die unserm Roman, wie er in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen uns vorliegt, Einheit und Tiefe gibt.[1])

Es ist, als habe Hölderlin erst in ihr das kongeniale Ausdrucksmittel seines dichterischen Schaffens gefunden. Sie ist das Spiegelbild seiner Seele. Sein ganzes Leben ist ein Wandeln im Traum. Er lebt in Ideen, den höchsten und

[1]) Bereits Haym hat die Form des Romans eingehend charakterisiert (vgl. „Romantische Schule" S. 291 f.), doch scheint er mir ihrer Eigentümlichkeit nicht genügend gerecht zu werden. So sehr er auch in dem Aneinanderrücken von Erlebnis und Ideal das für Hölderlin Typische erkennt und würdigt, so nennt er dennoch die hierdurch bedingte gefühlsmässige Verschmelzung „verwirrend" und „unnatürlich".

tiefsten, die die Kultur seiner Zeit ihm darbietet. Und wenn er sein Auge einmal auf irdische Dinge lenkt, dann können wir gleichsam die Bahn verfolgen, auf der seine Betrachtung aus der Höhe herabsteigt. Deduktiv ist seine Betrachtungsweise immer und überall.

Die Form seiner Hyperion-Dichtung ist es nicht weniger. Den umfassendsten Gedanken stellt er in dem Vorwort unvermittelt an die Spitze. Alles Folgende ist im Grunde nur ein Zergliedern und Analysieren dieses einen Gedankens. Von der allgemeinen Betrachtung geht er über zu der des Besonderen, des Einzelschicksals, das er gestalten will.

Aber auch hier wiederum ein Einsetzen voll wuchtigster Breite, ein verschwenderisches Verausgaben all der Stimmungstöne, die die Brust seines Helden zum Überfliessen schwellen. Erst ganz allmählich wird das Bett des Empfindungsstromes enger und enger. Die kräuselnden Wellen glätten sich, und wir können in der klaren Flut hinabschauen bis auf den Grund.

Bedenken wir, welche Bedeutung diese Form für Hölderlins Dichtung gewonnen hat, so muss es uns zunächst schwer fallen zu glauben, der Dichter habe diese Form nicht selbst geschaffen. Vergebens scheinen wir auch auszuspähen nach einer Dichtung, die hier vorbildlich hätte werden können. Und doch glaube ich den sicheren Nachweis erbringen zu können, dass das Thalia-Fragment in allen seinen wesentlichen Zügen, und so auch hinsichtlich der Form, eine Nachahmung Schillerscher Reflexionsdichtung ist: seiner „Philosophischen Briefe". [1])

Wie eine Zusammenfassung des dort gegebenen Gedankengehaltes muten uns bereits die Worte an, in denen Hölderlin in dem oben zitierten Brief vom 10. Oktober 1794 seine dichterische Intention formuliert hat: „Der grosse Übergang aus der Jugend in das Wesen des Mannes, vom Affekte zur Vernunft, aus dem Reiche der Phantasie ins Reich der Wahrheit und Freiheit" soll der Gegenstand seiner Dichtung sein. Denn auch Raphael will seinen Freund Julius hinüber-

[1]) Zuerst gedruckt im 3. und 7. Heft der „Thalia" (1786 u. 1789). Ich zitiere nach dem von Oskar Walzel besorgten Abdruck in der „Säkular-Ausgabe" der Werke XI. Bd. S. 108—138.

leiten aus dem Reiche der „Phantasie", das die Träume des „Herzens" sich erschaffen haben, ins Reich der Vernunft, „zu einer höhern Freiheit des Geistes".[1])

Aber hier wie dort ruht nichtsdestoweniger das dichterische Interesse auf dem Bilde der Vergangenheit. Die Schilderung „gewisser Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft"[2]) steht für Hölderlin nicht weniger im Mittelpunkt als für Schiller. Um dieses Bild von vornherein in die richtige Beleuchtung zu rücken, nehmen beide den Endpunkt der darzustellenden Entwicklung vorweg und verteilen von ihm aus Licht und Schatten.

Diese Ähnlichkeit ist so überraschend, dass wir die Möglichkeit einer bewussten Anlehnung von vornherein werden zugeben müssen. Sie wird bereits zur Wahrscheinlichkeit, sobald wir das kleine Vorwort näher ins Auge fassen, das Hölderlin seinem Fragmente voranschickt.

Es ist an sich schon auffallend, dass Hölderlin, nachdem er in der Dichtung selbst — wie wir noch sehen werden — keine Gelegenheit hat vorüber gehen lassen, das gedankliche Moment zu betonen, es gleichwohl nicht für überflüssig erachtet, die ihr zugrunde liegende, alles beherrschende Idee hier nochmals zu schärfster Formulierung zu bringen. Ohne auch nur den Versuch zu machen, durch irgendwelche Einkleidung seinem Gedanken etwas von seiner Schärfe zu nehmen, scheint er im Gegenteil durchaus bemüht, den ideellen Gehalt auf das prägnanteste herauszustellen.

Allein dieses Verfahren wird verständlich, sobald wir annehmen, dass Schillers „Philosophische Briefe" vorbildlich gewesen sind. Auch Schiller hält es für nötig, in einer „Vorerinnerung" den „Gesichtspunkt anzugeben", aus dem er „den folgenden Briefwechsel gelesen und beurteilt" wünscht.[3]) Denn auch er gibt nur, wie er ausdrücklich bemerkt, den „Anfang dieses Versuchs".[4])

Als gelte es wie dort den Plan einer philosophischen

---

[1]) a. a. O. S. 133, Z. 24.
[2]) a. a. O. S. 108, Z. 21 f.
[3]) a. a. O. S. 109, Z. 36 ff.
[4]) a. a. O. S. 109, Z. 14.

Abhandlung, setzt Hölderlin den Grundgedanken nackt und unvermittelt an die Spitze:

„Es gibt zwei Ideale unseres Daseins: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst und mit unsern Kräften und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die blosse Organisation der Natur, ohne unser Zuthun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe stattfinden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben imstande sind. Die excentrische Bahn, die der Mensch, im allgemeinen und einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu sein.

Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden" (W. II, 20, 1 ff.).

Lösen wir das Nebeneinander dieser Gegenüberstellung der beiden Daseinsideale mehr in ein Nacheinander auf, so ergibt sich uns folgende Deduktion:

Als Idealzustand stellt sich der mutmassliche Anfang der Menschengeschichte unserm Denken dar: der Mensch kannte keine Bedürfnisse, die nicht die Natur an sich schon befriedigte. Dieses schöne Gleichmass zwischen Bedürfnis und Kraft hat die Zeit zerstört. Die inneren Bedürfnisse des Menschen sind ins Masslose gesteigert. Kulturaufgabe der Menschheit ist es, in sich die geistigen Kräfte zu erziehen, die die alte Harmonie zurückzuführen vermögen. Diese bedeutungsvolle Entwicklungstendenz der allgemeinen Menschheit spiegelt sich wieder im Leben des Einzelnen: Auch hier das charakteristische Streben, durch Steigerung der Kräfte die verlorene Harmonie der Kindheit wiederzuerringen. Stets unbefriedigt wendet sich der Mensch von Versuch zu Versuch. Zu einer formlosen Kette aufgegebener Versuche wird sein Leben, zur exzentrischen Bahn. Und dennoch werden alle die vielen Lebensläufe, in denen die Welt sich uns spiegelt, im Grunde einander gleichen. Als ein Typus wird daher das Leben gelten können, das der Dichter in der Geschichte seines Helden darzustellen unternommen hat.

Hölderlins Absicht bei dieser weitläufigen Deduktion ist

hauptsächlich die, den Leser nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass diese Zickzacklinie, deren erste Glieder er zeichnen will, trotz ihrer anscheinenden Planlosigkeit, sich dennoch einem Ziele nähert, dem denkbar wichtigsten, dem Ideale menschlicher Vollendung. Nur dieses Zieles wegen scheinen jene Versuche ihm des Aufzeichnens wert.

Nichts anderes will Schiller sagen, wenn er in seiner „Vorerinnerung" schreibt:

„In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Teil des Publikums so erstaunlich vergrössert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt und nur wenige mehr da stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu sein, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrtümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschliessen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit — wir müssen den Irrtum — und oft den Unsinn — zuerst erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinauf arbeiten." [1])

Nur weiter, umfassender als der Plan Schillers ist der Hölderlins. Schiller will nichts geben als einen Beitrag zur Geschichte der Vernunft. Ausdrücklich stellt er gleich in den ersten Worten diese in Gegensatz zu der Geschichte des Herzens.[2]) Hölderlin dagegen plant nichts geringeres als eine Geschichte des ganzen Menschen, von den ersten Verirrungen des Herzens bis hinauf zur letzten Vollendung der Vernunft. Daher die kühne Perspektive, die gleich zu Beginn seines Vorworts Schillers nüchternen Hinweis auf den Wert eines gereiften Gedankensystems verdrängt. Sie erhebt unsern Blick gleich so sehr, dass wir Mühe haben, über die Ähnlichkeit unseres Vorworts mit Schillers „Vorerinnerung" nicht hinwegzusehen.

Gleichwohl ist auch dieser Gedanke nicht Hölderlins eigene Schöpfung. In demselben Jahre 1786, in dem die „Philosophischen Briefe" zu erscheinen begannen, hatte Kant

[1]) a. a. O. S. 108, Z. 15 ff.

[2]) a. a. O. S. 108, Z. 1 ff.

in seiner Abhandlung „Muthmasslicher Anfang der Menschengeschichte"[1]) dem Rufe Rousseaus sein Evangelium einer durch Versittlichung beständig sich steigernden Kultur entgegengehalten. Auf Kants Arbeit stützte sich Schiller, als auch er sich noch vor seiner eigentlichen kantischen Periode an der seit Locke so vielfach behandelten Aufgabe versuchte, die ersten Entwicklungsphasen der Kultur festzulegen. Sein Aufsatz „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde"[2]) ist im wesentlichen nur ein poetisches Weiterspinnen des kantischen Gedankenganges. Gelegentlich des ersten Drucks hat Schiller selbst in einer Anmerkung zum Titel auf diese Quelle hingewiesen. Hölderlins Abhängigkeit von Schiller ist unverkennbar. Denn bereits dieser hatte die beiden Ideale des menschlichen Daseins einander gegenübergestellt, wenn er die sittliche Aufgabe des Menschen als ein Wiedererringen der verlorenen Harmonie deduzierte:

„Er selbst (sc. der Mensch) sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Anteil, den er daran hätte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft und als ein freier vernünftiger Geist dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und der Knechtschaft sollte er sich, wär' es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinauf arbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Tiere diesem noch dienen". [3])

Eine derartige Parallele finden wir bei Kant kaum angedeutet. Er hatte sich darauf beschränkt, den symbolischen Gehalt der mosaischen Schöpfungsgeschichte zu deuten. Klar und nüchtern hatte er zu beweisen versucht, „dass der Ausgang des Menschen aus dem, ihm durch die Vernunft, als erster Aufenthalt seiner Gattung vorgestellten, Paradiese nicht anders, als der Übergang aus der Rohigkeit eines bloss thie-

---

[1]) Zuerst gedruckt im 7. Band der „Berlinischen Monatsschrift" (Jahrg. 1786), 1. Stück S. 1—27.

[2]) Zuerst gedruckt im 11. Heft der „Thalia" (1790). Ich zitiere wiederum nach der „Säkular-Ausgabe" XIII. Bd. S. 24—42.

[3]) a. a. O. S. 25, Z. 23 ff.

rischen Geschöpfes in die Menschheit, aus dem Gängelwaagen des Instinkts zur Leitung der Vernunft, mit einem Worte: aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit gewesen sei".[1])

Schiller entdeckt die erste Parallele. Kants Wort, dass Naturanlage und Kultur im Streite liegen, „bis vollkommene Kunst wieder Natur wird",[2]) liefert ihm die Konzeption seiner breit durchgeführten Parallele. Schien Kant eine verflachende Schablonisierung seines Gedankens geflissentlich vermeiden zu wollen, so bemüht sich Schiller im Gegenteil, das Bild seines neuen Kulturideals mit den Farben zu schmücken, die die biblische Vorstellung eines Menschheitsparadieses ihm liefert. Für Hölderlin wird diese Parallele zum Mittelpunkt. Aber damit noch nicht zufrieden, bringt er sie selbst wiederum in Parallele zu einer zweiten: Ausgangspunkt und Ziel des Menschengeschlechts spiegelt sich ihm wieder im Entwicklungsgang des Einzelmenschen.

Während nun aber Schiller sich bemüht, mit Hilfe des Kantischen Gedankens hineinzuleuchten in die Anfangsstadien der Kulturentwicklung, begnügt sich Hölderlin mit einer Perspektive auf das zu erstrebende Endziel. Nur um dieses ist es ihm zu thun. Nur um gleichsam eine Formulierung zu finden für seinen Glauben an ein der menschlichen Kraft erreichbares Lebensideal, greift er in die Schillersche Deduktion hinüber. Er will offen bekennen, dass auch er mit Schiller in dem zu erzwingenden Kulturideal nur das Produkt menschlicher Freiheit zu sehen vermag, dass auch er durchaus auf Kantischem Boden steht.

Hölderlin mochte die Notwendigkeit, sich als Schüler Kants zu bekennen, umso nachdrücklicher fühlen, als dieses Ideal selbst uns eher in das gegnerische Lager zu weisen scheint. Seine Formulierung bildet den zweiten nicht weniger wichtigen Teil unseres Vorworts.

Die Form, in die unser Dichter seinen Gedanken kleidet, lässt dessen Reichtum kaum vermuten. In der Grabschrift

---

[1]) a. a. O. S. 12 f.
[2]) a. a. O. S. 18.

des Loyola hat er ein Wort entdeckt, das ihm sein Ideal schärfer und klarer auszusprechen scheint, als er selbst es zu können glaubt. Denn bezeichnenderweise schickt er dies Wort nicht etwa als Motto seiner Dichtung voraus, sondern geflissentlich zieht er es in sein Vorwort hinein, um sich eine eigene Formulierug zu ersparen. Hätte er nicht auf sie verzichtet, dann wäre der etwas wunderliche Kommentar zu erübrigen gewesen, durch den er seine Intention ins rechte Licht zu rücken sucht:

„Der Mensch möchte gerne in allem und über allem sein, und die Sentenz in der Grabschrift des Lojola:

non coerceri maximo, contineri tamen a minimo

kann ebenso die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen. In welchem Sinne sie für jeden gelten soll, muss sein freier Wille entscheiden" (W. II, 20, 18 ff.).

Mit Recht fühlt Hölderlin, dass den Jüngern Loyolas[1]) zu der tiefen Auffassung, die er selbst mit dieser „Sentenz" verbindet, die kulturhistorischen Voraussetzungen fehlten. War es darum nötig, sie durch ein kommentierendes „Sowohl — als auch" so plump zu karikieren? Es ist, als habe der Theologe hier konfessionellem Vorurteil den schuldigen Tribut entrichtet. Aber als sei ihm das Thema nunmehr selbst peinlich geworden, lässt er es fast unvermittelt wieder fallen. Vergebens fragen wir, inwiefern jene Sentenz „die alles be-

[1]) Es ist mir leider nicht gelungen, des genaueren festzustellen, wer der Verfasser der Grabschrift gewesen ist. Zwei sehr wesentliche Momente verweisen auf den Jesuiten-Kardinal Bellarmin. Wir wissen von ihm, dass er und Kardinal Baronius im Jahre 1599 zur Verehrung der Grabstätte Loyolas die erste Anregung gaben, und dass die spätere Seligsprechung des Ignatius im Jahre 1609 in erster Linie Bellarmins persönliches Verdienst war (vgl. die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin, lateinisch und deutsch mit geschichtlichen Erläuterungen herausgegeben von Joh. Jos. Ign. von Döllinger und Fr. Heinrich Reusch [Bonn, 1887]. S. 314 ff.). Die Frage ist insofern von Interesse, als der Adressat der Hyperion-Briefe bekanntlich diesen Namen trägt. Dass die historische Gestalt des Jesuiten-Kardinals Bellarmin dem Dichter sehr wohl vertraut war, scheint daraus hervorzugehen, dass noch heute den Schülern des Tübinger Stifts Themata aus Bellarmins „Disputationes de controversiis" zur Bearbeitung gegeben werden. Die Liste dieser Themata aber ist uralt.

gehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen", inwiefern sie „den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand" bezeichnet. Wir sind genötigt, selbst eine Antwort zu suchen.

Und wiederum sind es Schillers „Philosophische Briefe", die uns den Schlüssel zum Verständnis liefern. In dem letzten Brief Raphaels, der gleichsam die ablehnende Antwort auf die „Theosophie des Julius" darstellt, hat der Verfassser — bekanntlich war es Körner[1]) — andeutungsweise eine Weltanschauung formuliert, die ebenfalls in einer Antithese zu gipfeln scheint. Auch er stellt einem „non coerceri maximo" ein „contineri a minimo" als gleichberechtigte Forderung gegenüber, wenn er schreibt:

„Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuss deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung — das Bewusstsein des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Mass von Grösse, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. . . . .

Es ist ein gewöhnliches Vorurteil, die Grösse des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiss das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht." [2])

Nach unseren obigen Feststellungen kann wohl kaum mehr ein Zweifel sein, dass wir hier den Ausgangspunkt von Hölderlins Gedankengang gefunden haben. In der von Schiller aufgestellten Antithese offenbart sich ihm der Gegensatz seines eigenen Denkens und Empfindens. Der Zufall tritt hinzu, und die verwickelte Antithese hat in jener „Sentenz" eine reizvolle allerknappste Formulierung gefunden. In der For-

---

[1]) Körners Autorschaft ist erwiesen durch Schillers Brief an Körner vom 15. April 1788 (Jonas II, S. 41 f.). Vgl. Kuno Fischer: „Schiller-Schriften. Zweite Reihe" (Heidelberg 1892) S. 73 ff. und Edward Schröder: „Vom jungen Schiller. Echtes, Unsicheres und Unechtes" (Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-hist. Klasse. 1904. Heft 2).

[2]) a. a. O. S. 136, Z. 30 ff.

derung des „Über allem sein", des „non coerceri maximo" eröffnet sich dem Dichter der Blick in Kants Welt des „Erhabenen", zu dem Schillers Aufsatz „Über Anmuth und Würde" ihm soeben den Weg gebahnt hat. Alle Überhebung aber, zu der das Kantsche Denken verleiten könnte, wird zurückgewiesen in der Antithesis „contineri tamen a minimo". Sie ist der Protest des warmen Lebensgefühls, das sich in der Seele des Dichters seinen Kantschen Überzeugungen entgegenstemmt. Er will der Kantschen Lehre nichts von ihrem Glanze rauben, aber in tiefster Seele fühlt er, dass der Mensch als Beherrscher der Welt und seiner selbst dennoch ein armseliges Geschöpf bleibt, wenn ihm die Kunst fremd ist, auch das Kleinste und Geringste, das ihm in den Weg tritt, seinem innersten Werte nach zu empfinden und zu geniessen.

Es war des Dichters allerpersönlichstes Empfinden, was ihn zu dieser Überzeugung trieb. Er mochte sich der seligen Stunden erinnern, die er in schwelgender Hingabe an die Natur hatte geniessen dürfen. Wie unendlich reich hatten sie ihn gemacht.

„Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.
Im Arme der Götter wuchs ich gross" (W. I, 10).

Schwerlich aber würde Hölderlins zaghafte Seele eigenmächtig genug gewesen sein, dies persönliche Geschenk seiner Muse zum Postulat einer fortschreitenden Humanität zu erheben, hätte nicht eben jener Brief Körners den kulturellen Wert dieser Forderung so nachdrücklich betont. Aber selbst dieser Einfluss wäre vielleicht nicht so ausschlaggebend geworden, hätte die Stimmung der Zeit dem jungen Dichter die Forderung der Gefühlsbetonung nicht nahegelegt. So aber war sie nur ein Aufnehmen jener Werther-Stimmung, die ausgehend von Rousseaus Naturevangelium breite Kreise des deutschen Geisteslebens in ihrem Banne hielt. Vornehmlich schienen Friedrich Heinrich Jacobi und Herder es als ihre Lebensaufgabe zu betrachten, den — wie sie fest überzeugt waren — verflachenden Einfluss der Kantschen Lehre

zu paralysieren. Es kann wohl kein Zweifel bestehen, dass Hölderlin Jacobis vielgelesene Romane gekannt und geschätzt hat.[1]) Hier in Jacobis Allwill und Woldemar fand er, was seinem sehnenden Herzen gemäss war: einen Helden, der durch Verinnerlichung aller menschlichen Beziehungen sein Lebensgefühl bewusst zu steigern sucht. Auch Herders Versuche, die Menschheit zu einer tieferen Auffassung ihrer selbst zu führen, konnten an unserem Dichter nicht wirkungslos vorübergegangen sein. Naturgemäss lieh Hölderlin seinen Lehren umso williger sein Ohr, als sie ihn nie über die Grenzen seines religiösen Bekenntnisses hinausführten. Je intensiver er sich aber in sie einfühlte, umso tiefer mussten sie ihn empfinden lassen, wie sehr seine individuelle Lebensstimmung der Kantschen Gedankenrichtung widersprach. Und fühlte er es nicht, so sagte Kants Rezension der Herderschen „Ideen"[2]) es ihm umso deutlicher. Es waren zwei grundverschiedene Forderungen, die er zu vereinigen strebte: Beherrschung der Welt hiess die eine, bewusste Selbstunterwerfung die andere. Würde er beide miteinander versöhnen können?

Es kann uns nicht entgehen, dass hier dasselbe Problem vorlag, das zu ebendieser Zeit Schiller in seinen Briefen „Über die aesthetische Erziehung des Menschen" zur Lösung brachte. Aber wie anders war der Weg, der ihn zu seinem Problem geführt hatte. Kein innerer Widerspruch drängt sich verwirrend zwischen Denken und Empfinden. Von der stolzen Höhe des Kantschen Gedankens schaut er hinüber in die Welt des Grossen, der gigantisch neben ihm emporragt. So sehr hält Kant ihn nicht in seinem Bann, dass er die Tiefe des Menschentums nicht zu erkennen vermöchte, die jener in sich gestaltet hat. Er fühlt sich stark genug, dies neue Bildungsideal mit dem von Kant übernommenen zu einer höheren Einheit zusammenzuschliessen. Und es gelingt ihm.

---

[1]) Bestimmt wissen wir dies nur von Jacobis Briefen über Spinoza. Ein Auszug aus diesen findet sich in Hölderlins handschriftlichem Nachlass.

[2]) Vgl. Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1785. Nr. 4 (Kants Werke, hg. von Rosenkranz u. Schubert. VII. Bd. S. 349 ff.).

Anders Hölderlin. Ihm wird es zum Verhängnis, dass er Goethes Bedeutung nicht erkennt. Die Natur hatte beide an denselben Platz gestellt. An Goethes Seite hätte Hölderlin erstarken können. Aber trotz aller Bewunderung des grossen Meisters (Br. 244, 253), geht er blind an ihm vorüber. Deutlich spiegelt sich diese innere Teilnahmlosigkeit in der seltsamen Antipathie, die noch der irrsinnige Dichter dem Namen des „Herrn von Goethe" entgegenbringt. Nirgends finden wir in Hölderlins Briefen ein vollwertiges Urteil über Goethe.

Wir dürfen überzeugt sein, dass dem jungen Dichter zu jener Zeit die Schwierigkeit des Problems, das sich hier verbarg, seinem ganzen Umfange nach nicht klar bewusst war. Aber vielleicht lag gerade hierin das dichterisch Wertvolle. Mit der unbekümmerten Sicherheit des Genies zieht er die Konsequenz der ihn beherrschenden Lebensstimmung und stellt sie dem Evangelium Kants gegenüber. Leuchtend steht das zwiespältige Bild seines neuen Lebensideales vor seiner Seele. Es ist der Stern, der ihm auf den verschlungenen Pfaden seines dichterischen Schaffens hell voranleuchtet. Er will es gestalten in seiner Kunst.

Aber gleich hier drängt sich die Eigenart des grossen Lyrikers in die Konzeption der werdenden Dichtung. Einen Roman zu schaffen ist sein Plan. Aber er ist zum Epiker nicht geboren. Nicht das Bild des Werdenden ersteht vor ihm, sondern das des Gewordenen, des Helden, der einen sicheren Standpunkt der Welterkenntnis bereits errungen hat. Rückblickend von dieser Höhe erzählt Hyperion dem Freunde, welche Wege das Leben ihn bis dahin geführt.

Es ist überaus charakteristisch für den bewussten Ton in Hölderlins Dichtung, für sein instinktives Streben, alles, was ihn innerlich bewegt, auf Begriffe zu bringen, dass er selbst Schlagworte nicht verschmäht. Als fürchte er, dass wir sie übersehen könnten, unterstreicht er sie auch äusserlich: „Verbrüderung mit Menschen" ist das Ziel von Hyperions jugendlicher Sehnsucht, bis sein Streben umschlägt ins Gegenteil, und die „Abgezogenheit von allem Lebendigen" als neue Lebensmaxime an seine Stelle tritt. Sie

erst offenbart ihm jene grosse Liebe zur Natur, die zum Mittelpunkte seines neuen Glaubens wird.

Nachdrücklichst unterstreicht er die Erkenntnis, die jene grösste Stunde seines Lebens ihm gebracht hat:

„Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebst Du nicht mich?" (W. II, 39, 27 ff.)

Und zu einer nie geahnten Seligkeit wird ihm die Antwort:

„Ich weiss nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige, selige Thränen, die ich weine vor der verschleierten Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir wird, als schlösse sich die Pforte des Unsichtbaren mir auf und ich verginge mit allem, was um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuche mich aufweckt aus dem seligen Tode und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausging" (W. II, 40, 8 ff.).

Unverkennbar ist der Eifer, mit dem der Dichter dieses Moment festzuhalten sucht. Es bildet nicht nur das Endresultat des geschilderten Entwicklungsganges, es liefert von Anfang an den lyrischen Grundton, der überall durchklingend den Stimmungsgehalt der Dichtung trägt. Darum das beständige Abgleiten vom epischen Bericht zur subjektivsten Reflexion. Nur um des Gegenwärtigen willen zeichnet der Dichter das Vergangene. Er will uns begreiflich machen, wie diese „unbegreifliche Liebe" „die Mutter alles Lebens" wird.

Hölderlins vielgerühmter Pantheismus findet hier seine erste klare Formulierung. Aus der Stellung, die ihm der Dichter innerhalb unseres Fragments eingeräumt hat, geht klar hervor, dass er gleichsam die Antwort auf jenes im Vorwort geforderte „contineri a minimo" darstellen soll. Schon dieser Umstand allein verweist uns wiederum auf Schillers „Philosophische Briefe" als etwaige Quelle. Dass die „Theosophie des Julius" einen Pantheismus predigt, tut freilich nichts zur Sache. Denn gerade er ist es, der überwunden werden soll. Nur Raphaels letzter Brief kommt hier in Frage. Aber er gibt uns auch die Antwort. Denn in der Tat stellt

hier Raphael dem schwärmerischen Pantheismus des Julius einen vernunftgemässeren, vertiefteren Pantheismus gegenüber, wenn er im Anschluss an die bereits oben von uns zitierte Antithese seine Forderung, „das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre zu ehren", folgendermassen kommentiert:

„Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, dass es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiss auch ich für die Tätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den toten Stoff, den er zur Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigentümliche Wert jedes seiner Bestandteile geschont, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister ebenso sehr, als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. Leben und Freiheit im grössten möglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung.[1])

Auch hier wird Hölderlins Abhängigkeit nicht geleugnet werden können.[2]) Schiller liefert seinem individuellen Empfinden die rationelle Begründung. Allein -- und das wird ausschlaggebend — der junge Dichter bringt es nicht über sich, auf diesen mehr verstandesmässigen Pantheismus sich

---

[1]) a. a. O. S. 137, Z. 15 ff.

[2]) Dilthey hat in seiner jüngst erschienenen „Jugendgeschichte Hegels" (Aus den Abhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1905. S.-A.) den pantheistischen Strömungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts eine tiefgründige Untersuchung gewidmet (S. 57 ff.). Er sucht zu zeigen, wie Hegels Pantheismus, unabhängig von dem Schellings, lediglich aus der Zeitströmung heraus sich entwickeln konnte, und weist hierbei gelegentlich auf den Pantheismus Hölderlins als analoge Erscheinung (S. 65). Dieser Analogiebeweis scheint mir insofern von einer unhaltbaren Voraussetzung auszugehen, als Dilthey sich verleiten lässt, Hölderlins pantheistische Anschauungen, wie der 1797 erschienene erste Band des Hyperion sie ausspricht, schon im Thalia-Fragment erkennen zu wollen (S. 58 f.). Unsere Untersuchung aber wird zeigen, dass Hölderlins Pantheismus erst stufenweise sich entwickelt, und dass diese Entwicklung durchaus bedingt ist von dem Einfluss — eben Schellings.

zu beschränken. Jener Zauber, der noch den siebenundzwanzigjährigen Schiller bewog, das Traumbild seiner Jünglingsjahre, die „Theosophie des Julius" der Öffentlichkeit preiszugeben, erfasst auch ihn. Verstohlen gleichsam schmückt er die innere Welt seines Hyperion mit all den glitzernden Farben, die jene „Theosophie des Julius" ihm darbietet. Schälen wir das Bild des Briefschreibers Hyperion aus dem Ganzen heraus, so werden wir in ihm keinen wesentlichen Zug nachweisen können, zu dem nicht Schillers Julius die Vorlage geliefert hätte.

Gleich zu Anfang kleidet sich Hyperions Bericht in eine Vorstellung, die nur allzu deutlich ihre Herkunft verrät:

„Es war mir, als sollte die Armut unsers Wesens Reichtum werden, wenn nur ein paar solcher Armen ein Herz, ein unzertrennbares Leben würden, als bestände der ganze Schmerz unsers Daseins nur in der Trennung von dem, was zusammengehörte" (W. II, 21, 19 ff.).

Dass diese Vorstellung für den gereifteren Hyperion keineswegs abgetan ist, dass sie auch für den Briefschreiber noch vollste Geltung besitzt, beweist die tröstende Replik zu Ende des ersten Briefs:

„Gewiss! was sich verwandt ist, kann sich nicht ewig fliehen. Ach! Der Gott in uns ist immer einsam und arm. Wo findet er alle seine Verwandten? Die einst da waren, und da sein werden? Wann kömmt das grosse Wiedersehen der Geister? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beisammen" (W. II, 24, 28 ff.).

In beiden Stellen ist der aus Leibniz übernommene Grundgedanke jener „Theosophie des Julius" klarstens erkennbar. Wenn Schiller dort den Gedanken ausführt, dass die Natur einen unendlich geteilten Gott darstelle, dass daher die Liebe bei unendlicher Vertiefung die durch die Natur bedingte Trennung der Geister wieder aufheben und Gott hervorbringen müsse,[1]) so hatte er den Vorstellungsgehalt des Hölderlinschen Bildes völlig antizipiert.

Aber gleichwohl: die Ausbeutung des Gefühlswertes bleibt nichtsdestoweniger Hölderlins Verdienst. Und nur dadurch war ihm die fruchtbare Wirkung ermöglicht, die es für des Dichters eigene Entwicklung und über diese hinaus

---

[1]) a. a. O. S. 126 f.

für die Geschichte der Literatur gewonnen hat. Denn bereits hier im Thalia-Fragment verklärt sich der Gedanke zu der tiefpoetischen Vorstellung des mit dem Fluch der Vereinsamung erkauften Menschenlebens. Hier bereits findet der Dichter für die Sehnsucht des Herzens, hinauszukommen aus der Enge des menschlichen Daseins, den tiefergreifendsten Ausdruck:

„Alles muss kommen, wie es kömmt. Alles ist gut. Ich sollte das Vergangene schlummern lassen. Wir sind nicht fürs Einzelne, Beschränkte geschaffen. Nicht wahr, mein Bellarmin? Mir wuchs ja nur darum kein Arkadien auf, dass das Dürftige, das in mir denkt und lebt, sich ausbreiten sollte, und das Unendliche umfassen. —

Das möcht' ich auch, o das möcht' ich! Zernichten möcht' ich die Vergänglichkeit, die über uns lastet, und unsrer heiligen Liebe spottet, und wie ein Lebendigbegrabener sträubt sich mein Geist gegen die Finsternis, worin er gefesselt ist" (W. II, 27, 35 ff.).

Diesem Aufbegehren gehört auch der letzte Zug in dem Bilde seiner Seele, das die fünf Briefe uns liefern. So wohlig auch die „Dämmerung" ihn umfängt, in der die „unergründliche Natur" ihm nahetritt, er kann „nicht ruhen darinnen". Aller Pantheismus reicht nicht aus. Und wenn er auch weiss, dass die Sonne ihn blenden wird, sobald er den Blick von neuem zu ihr erhebt, eigensinnig wie jener Knabe, der die Fürsorge der Mutter verkannte, vermag er nicht abzulassen von seinem verwegenen Beginnen:

„Es muss heraus, das grosse Geheimnis, das mir das Leben gibt oder den Tod" (W. II, 40, 33 f.).

Nachdrücklicher, als unser ästhetisches Urteil es vielleicht billigt, weist diese letzte Wendung über den Rahmen unseres Fragments hinaus. Unvermittelt nimmt sie das Pathos wieder auf, mit dem der erste Brief begonnen hatte:

„Ich will nun wieder in mein Jonien zurück: umsonst hab' ich mein Vaterland verlassen, und Wahrheit gesucht.

Wie konnten auch Worte meiner durstenden Seele genügen?

Worte fand ich überall; Wolken und keine Juno" (W. II, 21, 6 ff.). [1]

---

[1] Der Mythus, auf den die letzten Worte Bezug nehmen, ist von Pindar (Pyth. 2, 21—89) zuerst überliefert: Ixion, für Hera in Leidenschaft entbrannt, umarmt ein Wolkenbild, das Zeus statt der Göttin ihm zuführt, und wird so Ahnherr der Kentauren. Es ist jedoch durchaus wahrscheinlich, dass eine Stelle aus Schillers Aufsatz „Über Anmuth

Hart streift der Dichter die Grenze der Phrase. Wir empfinden sie hier zu Anfang nur deswegen kaum, weil er, den Aufstieg geschickt vermeidend, sogleich die höchste Höhe der Betrachtung zum Ausgangspunkt nimmt, um in die Niederungen des darzustellenden Lebensschicksals uns hinabzugeleiten.

Der Schlusssatz des Fragmentes aber wirkt ganz zweifellos als Dissonanz. Als wolle der Dichter sein Werk herausheben aus der unendlichen Masse der Romanliteratur seiner Zeit, so spannt er es ein zwischen diese beiden Wehrufe menschlicher Ohnmacht. Aber gleichwohl passen gerade sie nicht zu dem Bilde, das Hyperion von sich entwirft Denn Hyperion ist kein Wahrheitsucher, kein Grübler. Aller faustischer Drang liegt ihm fern. Was ihn nicht ruhen lässt, ist die ewig ungestillte Sehnsucht seines Herzens, „die Mutter alles Lebens". Und jenes Geheimnisvolle, das „Unnennbare", das er — halb bewusst, halb unbewusst — erstrebt, das er nicht kennt, von dem er nur ahnt, dass es seiner begehrenden Liebe die ersehnte Ruhe bringen würde, nennt er „Wahrheit". Alles andere gilt ihm nichts:

„Ich hasse sie wie den Tod, alle die armseligen Mitteldinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele sträubt sich gegen das Wesenlose.

Was mir nicht alles und ewig alles ist, ist mir nichts.

Mein Bellarmin! wo finden wir das Eine, das uns Ruhe gibt, Ruhe? Wo tönt sie uns einmal wieder, die Melodie unsers Herzens in den seligen Tagen der Kindheit?" (W. II, 21, 11 ff.)

Ein Blick auf Schillers „Philosophische Briefe" macht uns auch diesen Widerspruch verständlich. Den Weg zur höchsten Höhe menschlicher Vollendung seinen Helden hinaufzugeleiten, ist von Anfang an Hölderlins Plan. Er erkennt ihn wieder in Schillers „Philosophischen Briefen". Sie weisen

---

und Würde", den Hölderlin, wie wir wissen, erst gegen Ostern 1794 gelesen hat, die unmittelbare Quelle bildet. Denn hier findet sich der Satz: „Sobald wir merken, dass die Anmut erkünstelt ist, so schliesst sich plötzlich unser Herz, und zurücke flieht die ihm entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmlischen Juno" (Säkular-Ausgabe. XI. Bd. S. 202 Z. 17 ff.).

ihm eine Form, die ihm die Ausführung des Planes möglich erscheinen lässt. In bewusster Anlehnung an Schiller nimmt er einen Durchgangspunkt der darzustellenden Entwicklung zum Ausgangspunkt der Darstellung, um von ihm aus in Vergangenheit und Zukunft hineinzuleuchten. Diesen zu fixierenden Durchgangspunkt liefert ihm naturgemäss seine eigene Lebensstimmung. Und in wenigen scharfen Zügen hält er sie fest. Unlösbar aber wird ihm die Aufgabe, seinen Helden über sich selbst hinaus der Zukunft entgegenzuführen. Denn diese Zukunft, an der sein Herz hängt, ist auch ihm noch Geheimnis:

„Wir sind nichts; was wir suchen ist alles" (W. II. 39,42).

Und so schaut er abermals auf Schillers Reichtum hinüber, um bei dem Meister sich Rat zu holen. Aber er muss erkennen, dass auch Schiller keine Antwort gibt, dass nur die pathetischen Wehrufe seines Julius dem Ganzen die Richtung aufs Künftige geben. Und so bleibt auch ihm keine Wahl. Aber nur zögernd lässt sein feines Stilgefühl von Schillers Pathos sich verleiten. Ein Minimum genügt ihm. Nur andeuten will er, dass sein Hyperion kein Werther ist, dass das gesunde Streben in ihm liegt, über die „Dämmerung" hinauszukommen. Und für diesen Zweck scheint jenes Eingangswort und jener Schluss ihm auszureichen.

Und in der Tat: Das Wenige genügt, um auch unserm Fragment die innere Form zu geben, die Schillers „Philosophische Briefe" geschaffen haben. Auch Hyperions Briefe bilden den „Anfang eines Versuchs", das Unaussprechliche in Worte zu kleiden. Auch sie verlegen gleichsam den Schwerpunkt aus sich heraus ins Unendliche. Streichen wir aber jenes Eingangswort und jenen Schluss, so bewegt der Schwerpunkt des Ganzen sich alsobald nach rückwärts. Das dargestellte Lebensbild verliert die Beziehung zu dem Namen „Hyperion".

Aber genau ebenso wie bei Schiller gilt nichtsdestoweniger auch bei Hölderlin das dichterische Interesse der Vergangenheit. Der „Theosophie des Julius" stellt Hyperions Herzensgeschichte als analoges Glied sich gegenüber. Gerade die tiefere Anteilnahme beider aber wird der Grund, dass

ihre Wege sich von nun an trennen. So ausschliesslich richtet Schiller seinen Blick nicht auf das Werden und Wachsen der Vernunft, als Hölderlin sich auf die Geschichte des Herzens beschränkt.

So intensiv ist Hyperions Lebensstimmung, dass sie seine Vorstellungswelt völlig beherrscht. Mag sein Geist noch so geschäftig sein, die Bilder dieses Lebens in sich aufzunehmen, sein Herz scheint immer wieder ihm zuvorzukommen. Für ihn existiert nichts, als was er in Beziehung bringen kann zu seinem Herzen. Aber diese ganze Welt scheint auch nur seines Herzens wegen da zu sein. Nur dann wird das Leben ihm verständlich, wenn er es auffassen darf als den Ausdruck einer tiefen Sehnsucht nach Vereinigung. Früh wird die Liebe ihm zum Schicksal. Sie wird die Gegenspielerin in der Tragödie seines Lebens. Dass er sich von ihr loszureissen versucht hat, um schliesslich doch wiederum zu ihr zurückzukehren, das wird die grosse Wendung seines Geschicks. Von nichts anderem weiss er zu berichten, als er das Bild seiner Jugend dem Freunde zu entrollen sich anschickt.

Es muss notwendig auffallen, wie sehr der eigentliche Tatsachenbericht in unserer Dichtung zurücktritt. Es hat den Anschein, als koste es den Dichter ein inneres Opfer, sich zu einem objektiven Bericht herabzulassen. Gerade die Festlegung des Details, die uns heute als ein unumgängliches Erfordernis des Romans erscheint, vermeidet er offensichtlich. Dass er es mit vollster Absicht tut, beweist uns eine briefliche Auseinandersetzung der späteren Zeit, wo er ausdrücklich die Forderung aufstellt, dass der Dichter nicht nur die tragischen, sondern auch die sentimentalen Stoffe mit einer „zarten Scheue das Accidentellen" behandeln solle (Br. 500). Es war eine Forderung, zu der trotz allen tiefgründigen Raisonnements doch wohl mehr subjektives Empfinden, als rein theoretische Erwägung den Dichter verleitete. Sie war überhaupt nur zu einer Zeit möglich, wo die Form des Romans sich noch nicht zum traditionellen Typus verhärtet hatte. Nur dadurch wird erklärlich, dass Hölderlin sich für seinen Roman eine eigne Form suchte, und dass

sie wirklich zum Spiegelbild seiner Vorstellungswelt wurde. Nichts wäre ungerechter, als diese ganze Frage mit der Behauptung abtun zu wollen, dass Hölderlins dichterische Veranlagung ihn den Forderungen der Epik nicht gerecht werden lasse.

Heute erwarten wir von einem Roman, dass er aus kleinen und kleinsten Zügen das Bild seines Helden aufbaut. Hölderlins Methode ist die umgekehrte. Vom Mittelpunkte ausgehend spricht sein Held mit überraschender Selbstkenntnis sich selber aus. Nur zur Illustrierung gleichsam wird der Selbstcharakteristik das rein Stoffliche, Gegenständliche angefügt. Aber selbst dann, wenn der Held zum Tatsachenbericht herabgestiegen ist, lässt er keine Gelegenheit vorübergehen, in den ursprünglichen Ton rein subjektiver Reflexion zurückzufallen.

Gleichwohl ist auch hierin Hölderlin keineswegs ganz originell. Der Roman der Zeitgenossen legte diesen innern Stil ihm nahe. Der Vergleich mit Goethes Werther drängt sich unwillkürlich auf.[1]) Auch hier war es die durch die Briefform ermöglichte Verquickung von objektivem Bericht- und subjektiver Stimmungsschilderung, die — wenngleich vom Ausland übernommen — dem Jugendroman Goethes sein charakteristisches Gepräge gab. Bei dem grossen Erfolg des Werther darf es uns nicht wundern, wenn wir finden, dass der Einfluss ein überaus starker war. Nicht nur Werthers Naturliebe scheint Hyperion ererbt zu haben. Mehr als ein Zug lässt uns vermuten, dass Hölderlin ihn unmittelbar von Goethe übernommen hat. Ist nicht Melite[1]) selbst mit ihrer

---

[1]) Über die literarischen Einflüsse im Werther vgl. vornehmlich Erich Schmidt: „Richardson, Rousseau und Goethe". Leipzig 1875.

[1]) Die Namen Melite und Adamas sind homerisch. Melite findet sich als ἅπαξ λεγόμενον Ilias XVIII, 42. Adamas dagegen öfters, so z. B. Ilias XIII, 560, 759, 771. Es ist jedoch wahrscheinlicher, dass Hölderlin den Namen Melite der Übersetzung von Richard Chandlers „Travels in Asia Minor and Greece" (London 1764) entnommen hat, die unter dem Titel „Reisen in Griechenland" 1777 zu Leipzig erschienen war. Allerdings bezeichnet Melite hier nicht eine Person, sondern ein alt-athenisches Stadtviertel (S. 131). Wie jedoch der Name Alabanda beweist — Alabanda war eine Stadt in Kleinasien —,

überlegenen inneren Sicherheit das Spiegelbild von Werthers Lotte? Wie diese gleichsam die resultierende Konstante in dem geschilderten Lebensprozesse darstellt, so wird auch Melite die Trägerin der idealen Forderung, die jene „Sentenz" des Vorworts antithetisch formuliert. In zwei breit durchgeführten Repliken fordert sie von Hyperion ein „contineri a minimo" und ein „non coerceri maximo":

„Könnt' ich sie dir zurückbringen, diese stille Feier, diese heilige Ruhe im Innern, wo auch der leiseste Laut vernehmbar ist, der aus der Tiefe des Geistes kömmt, und die leiseste Berührung von aussen, vom Himmel her, und aus den Zweigen und Blumen — ich kann es nicht aussprechen, wie mir oft wird, wenn ich so dastand vor der göttlichen Natur und alles Irdische in mir verstummte — da ist er uns so nahe, der Unsichtbare!" (W. II, 31, 20 ff.)

Bis zur pantheistischen Wendung ist die resultierende Lebensstimmung Hyperions hier vorweggenommen. Melite weist ihm den Weg, der ihn zu jenem „contineri a minimo" hinführen soll. Aber auch die Forderung des „non coerceri maximo" wird ihm von Melite nahe gebracht. Als die Vorgänge gelegentlich der Totenfeier Homers ihn aufs tiefste erschüttern, da ermahnt ihn Melite eingedenk zu sein seiner inneren Kraft:

„Mit himmlischen Thränen bat sie mich endlich, den edlern, stärkern Teil meines Wesens kennen zu lernen, wie sie ihn kenne, auf das Selbständige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in allen, auch in mir sei, mein Auge zu richten — was nicht aus dieser Quelle entspringe, führe zum Tode — was von ihr komme und in sie zurückgehe, sei ewig — was Mangel und Not vereinige, höre auf, eines zu sein, so wie die Not aufhöre; was sich vereinige in dem und für das, was allein gross, allein heilig, allein unerschütterlich seie, dessen

---

hatte die Verwendung von Ortsbezeichnungen als Personennamen für Hölderlin nichts Anstössiges. Dass der Dichter das Werk Chandlers gekannt und benutzt hat, beweist deutlicher noch als die von Wirth nachgewiesene Übernahme des Namens Inbat (vgl. R. Wirth: „Ein dunkles Wort bei Hölderlin". Zeitschrift für den deutschen Unterricht IX S. 375 ff.) die Entlehnung des Namens Gorgonda Notara. Wie Chandler S. 334 berichtet, war der Träger dieses Namens ein griechischer Bürger zu Korinth, in dessen Hause die Reisenden gastliche Aufnahme fanden. Auch eine ganze Reihe weiterer Einzelzüge, mit deren Hilfe der Dichter das griechische Lokalkolorit festzuhalten versucht hat, scheinen auf dieselbe Quelle zurückzugehen.

Vereinigung müsse ewig bestehen, wie das Ewige, wodurch und wofür sie bestehe" (W. II, 35, 22 ff.).

Auch die Szene, die uns Hyperions erste Begegnung mit Melite schildert, scheint bezüglich ihrer innern Struktur nach dem Muster Goethes bewusst kopiert zu sein. Gleichwohl springt gerade hier der Gegensatz beider Dichternaturen grell in die Augen. Deutlich spiegelt sich uns im Verhältnis beider Werke die unversöhnliche Antinomie zwischen realistischem und idealistischem Kunststil. Hier das bewusste Streben, mit allen Mitteln die Fiktion einer realen Welt festzuhalten, das selbst — man denke an das „Rotznäschen" von Lottes jüngstem Bruder — vor Trivialitäten nicht zurückschreckt, dort die ungestüme Sucht, nach dem Muster Friedrich Heinrich Jacobis Denken und Empfinden emporzuschrauben zur höchsten Höhe einer überschwenglichen Gefühlsbetonung. Als Werther zum erstenmal die Geliebte erblickt, ist sie umringt von den Geschwistern, denen sie in mütterlicher Geschäftigkeit das Vesperbrod schneidet. Melite erscheint bei ihrer ersten Begegnung mit Hyperion gleichsam als Statue. Bildet bei Goethe ein ländlicher Ball den Hintergrund, auf dem der Dichter seine Gestalten gruppiert, so wird aus diesem Tanzvergnügen bei Hölderlin bezeichnenderweise eine Totenfeier für Homer.

Nicht zufällig ist es gerade eine Totenfeier. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir hier das Eindringen eines weiteren höchst wirksamen Vorstellungskomplexes verfolgen zu können glauben. Wir entsinnen uns, dass im Sommer 1791 zu Hellebäck bei Kopenhagen eine Schar begeisterter Schillerverehrer auf das falsche Gerücht von des Dichters Tode hin eine imposante Trauerfeier veranstaltet hatten.[1]) Der seltsame Vorfall, für Schiller selbst höchst bedeutungsvoll durch die sich aus ihm ergebenden Folgen, wird in Jena gewiss nicht wenig erörtert worden sein. Sicherlich kannte ihn Frau von Kalb. Auch unserm Dichter wird er schwerlich unbekannt geblieben sein. Entweder er erfuhr ihn in Waltershausen,

---

[1]) Vgl. Baggesens Bericht an Reinhold („Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi". Leipzig 1831. 1. Bd. S. 52 f.).

oder die Kunde war bereits in Schwaben an sein Ohr gedrungen. Der Eindruck auf die Seele des so leicht enthusiasmierten jungen Dichters musste notwendig ein tiefer und nachhaltiger sein. Nichts ist wahrscheinlicher, als dass der Gedanke an diese Totenfeier sich in Hölderlins Phantasie vorschob bis in die Konzeption seiner Dichtung.

Bezeichnenderweise wird die Totenfeier Homers für Hölderlin sogleich zur „Totenfeier von allem, was einst da war". Des Dichters schwärmerisches Gefühl kann es sich nicht versagen, alle die erhebenden Momente, die die Vorstellungsreihe Zeit und Ewigkeit in seiner Seele auslöst, in diesen Gedanken mit hineinzuwerfen. Wiederum ist es, als ob wir Schillers Julius reden hörten, wenn die „heiligen Gesänge" der kleinen Festgemeinde erzählen „von dem, was besteht, was fortlebt unter tausend veränderten Gestalten, was war und ist und sein wird, von der Unzertrennlichkeit der Geister, und wie sie eines seien von Anbeginn und immerdar, so sehr auch Nacht und Wolke sie scheide" (W. II, 36, 16 ff.).

Aber alsbald drängt Kant-Schillers moralisierende Auffassung der Kulturentwicklung sich dazwischen.

„Lasst vergehen, was vergeht, es vergeht, um wiederzukehren, es altert, um sich zu verjüngen, es trennt sich, um sich inniger zu vereinigen, es stirbt, um lebendiger zu leben" (W. II, 36, 22 ff.).

Der im Vorwort rein abstrakt entwickelte Gedanke kehrt in poetischerer Formulierung wieder. Aber weit nachdrücklicher als dort kommt die Parallelisierung des „Allgemeinen" und „Einzelnen" hier zur Betonung. Wie zur Erläuterung nimmt der Dichter das „Einzelne" vorweg, um das „Allgemeine" ihm gleichzusetzen:

„So müssen die Ahndungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzustehen im Geiste des Mannes" (W. II, 36, 27 ff.).

Und in dreifacher Wiederholung formuliert er die sich ihm hieraus ergebende Analogie:

1. So verblühen die schönen jugendlichen Myrten der Vorwelt, die Dichtungen Homers und seiner Zeiten, die Prophezeiungen und Offenbarungen, aber der Keim, der in ihnen lag, gehet als reife Frucht hervor im Herbste.

2. Die Einfalt und Unschuld der ersten Zeit erstirbt, dass sie wiederkehre in der vollendeten Bildung.

3. und der heilige Friede des Paradieses gehet unter, dass, was nur Gabe der Natur war, wiederaufblühe als errungenes Eigentum der Menschheit" (W. II, 36, 29 ff.).

Als Schiller im Herbst 1794 Hölderlins Fragment zum erstenmale zu Gesicht bekam, da musste notwendig gerade dieses Moment verwandte Saiten in ihm treffen. Es war die Zeit, wo die endgültige Redaktion der Briefe an den Augustenburger jene Kantsche Grundidee von neuem in den Mittelpunkt seines Interesses geschoben hatte. Die mancherlei Einflüsse der letzten inhaltsreichen Jahre hatten sie umgestaltet und vertieft: an die Stelle des paradiesischen Urzustandes war die Antike getreten.[1])

[1]) Schon im Sommer 1787, als Schiller durch Kants Aufsatz über den „Muthmasslichen Anfang der Menschengeschichte" die erste Fühlung mit dem Philosophen gewann, da war ihm der dort entwickelte Gedanke einer durch selbsteigene Kraft zu steigernden Kultur keineswegs völlig fremd. Die ihn beherrschende Wolff-Baumgartensche Vorstellung des Schönen als einer „verworrenen Erkenntnis", die zu einer „deutlichen Erkenntnis" zu steigern die Aufgabe des Menschen sei, teilte mit dem Kantschen Gedankengange zum mindesten Prinzip und Richtung. Sie nach dem Muster Kants gleichsam historisch zu fassen, musste dem Dichter nur allzu nahe liegen. Die Frucht dieser gegenseitigen Durchdringung beider Ideen bilden „Die Künstler". Durch sie gewinnt die Vorstellung, dass das Schöne den sinnlichen Menschen zum sittlichen erziehe, die bereits vor Schiller das Zeitalter zu beherrschen angefangen hatte, die erste ideelle Begründung. Erst das gereifte Verständnis der Lehre Kants verschafft dem Dichter eine neue Begründung und macht die frühere entbehrlich. Schillers Geschichtsphilosophie tritt in eine neue Phase, als Wilhelm von Humboldt Herder folgend die Antike als einen ersten Höhepunkt der kulturellen Entwicklung festzulegen unternimmt. Unter seinem Einfluss entwickelt sich in Schillers Denken jenes Idealbild griechischer Kultur, das der 6. Brief „Über die aesthetische Erziehung des Menschen" uns entrollt. Es tritt an die Stelle, die in dem Aufsatz über die erste Menschengesellschaft die Vorstellung eines paradiesischen Zustands einnahm. So kommt schliesslich die Gleichung zustande, die das zu erstrebende Lebensideal mit der antiken Kultur in Parallele bringt. Noch Anfang 1793 hatte Schiller gelegentlich eines handschriftlichen Aufsatzes, den W. von Humboldt ihm zur Beurteilung vorgelegt hatte, eine ähnliche Parallelisierung abgelehnt (vgl. W. v. Humboldts Gesammelte Schriften, hg. v. d. Kgl. Pr. Akademie d. W. 1. Abt. Werke I S. 269 Anm. 1.). Zwei Jahre später weiss er die Farben kaum glänzend genug zu nehmen, um in dem Bilde des Griechentums das Ideal einer harmonisch-aesthetischen Kultur uns vor Augen zu führen. — Es ist

Solange Hölderlin in Waltershausen weilte, konnte er von dieser Evolution des Schillerschen Standpunkts schwerlich etwas wissen. Sollte es sich also zeigen, dass Hölderlin in seinem Fragment jene von Schiller durchgeführte Parallelisierung von Kulturideal und Antike bereits antizipiert, so liegt darin der deutliche Beweis eigener Weiterbildung der übernommenen Grundidee.

Aber dem ist nicht so. Der hier gegebene ideelle Gehalt erschöpft sich vielmehr völlig in dem Gedankengang, den das Vorwort entwickelt. Nur kritiklose Voreiligkeit könnte behaupten, dass die Vorstellung des Griechentums als eines von uns wiederzuerstrebenden Kulturhöhepunkts hier bereits angedeutet sei. Diesem Ergebnis unserer Untersuchung widerspricht keineswegs der Umstand, dass an anderer Stelle dem Griechentum bereits ein begeistertes Lob gesungen wird:

„Freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauschte und sich liebte bis zum Tode, wo man unsterbliche Kinder zeugte in der Begeisterung der Liebe und Schönheit, Thaten fürs Vaterland, und himmlische Gesänge, und ewige Worte der Weisheit, ach! wo der ägyptische Priester dem Solon noch vorwarf: „Ihr Griechen seid alle Zeit Jünglinge!"[1] Wir sind nun Greise geworden, klüger als alle die

---

ein Verdienst Walzels, an Hand des Schillerschen Urteils über den genannten Aufsatz auf den wichtigen Einfluss W. v. Humboldts auf Schillers Griechenverehrung hingewiesen zu haben. Vgl. seine Ausführungen in der Einleitung zu der von ihm besorgten Ausgabe der „Philosophischen Schriften" Schillers (Säkular-Ausgabe. XI. Bd. S. LXI ff.).

[1] Der Ausspruch ist von Platon (Timaeus 22 B) überliefert und findet sich als Zitat auch in der dem Dionysius von Halicarnass fälschlich zugeschriebenen „Ars rhetorica" (11, 4). Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, dass Hölderlin ihn aus Wielands Agathon übernommen hat. Denn sowohl in den Originalausgaben des Agathon und ihren Nachdrucken, als auch in der 1794 erschienenen Umarbeitung findet sich in einer Anmerkung — sie ist in den späteren Gesamtausgaben der Werke, sowohl bei Gruber wie bei Hempel, gestrichen — folgender Zusatz: „Ihr Griechen seyd doch ewig Kinder, sagte ein Ägyptischer Priester zu Solon; und der Priester hatte Recht" (Wielands sämmtliche Werke, 1. Band. Leipzig bey Georg Joachim Göschen 1794. S. 179). Über den Vorbericht im ersten Bande der Göschenschen Gesamtausgabe hat Hölderlin sich bekanntlich in einem Brief an Neuffer vom November 1794 sehr abfällig geäussert, ein Beweis, dass er diesen Band in Händen gehabt hat (Br. 243).

Herrlichen, die dahin sind; nur schade, dass so manche Kraft verschmachtet in diesem fremden Elemente!" (W. II, 26, 7 ff.)

Hölderlins Gefühl verliert sich, dem Zuge der Zeit folgend, in das Traumbild eines idealen Griechentums. Sein Bildungsgang bringt es ohne weiteres mit sich, dass die Gleichsetzung von Schönheit und Antike von vornherein für ihn entschieden ist.[1]) Aber noch hat er sich nicht begriffsmässig mit ihr auseinandergesetzt. Nur darum liebt er jene versunkene Welt, weil er sie als eine ideale sich erträumen kann. In ihr rein verstandesmässig eine Kulturhöhe zu erkennen, die es auf dem Wege bewusster Bildung wiederzuerringen gilt, liegt ihm noch fern. Dazu muss ihm erst Schiller den Weg bahnen.

Wenn Hölderlin dagegen hier zwischen der „Einfalt und Unschuld der ersten Zeit" und dem von uns zu erstrebenden Kultur-Maximum die Parallele zieht, so denkt er an nichts anderes, als woran Schiller in jenem Aufsatz über die erste Menschengesellschaft vom Jahre 1790 auch gedacht hatte, an einen von allen Religionen in gleicher Weise vorausgesetzten paradiesischen Zustand. Und es ist nur zu natürlich, wenn Hölderlin im Gegensatz zu Schiller, der sich ausdrücklich auf die „mosaische Urkunde" beschränkt, einerseits „die Prophezeihungen und Offenbarungen" andererseits aber auch — es handelt sich um eine Totenfeier Homers — „die Dichtungen Homers und seiner Zeiten" mit heranzieht.

Es bedeutet daher auch kein Umspringen in eine andere Vorstellungswelt, wenn der Dichter seinen Gedankengang in einen frommen Hinweis auf ein jenseitiges „Land des Wiedersehens und der ewigen Jugend" ausklingen lässt. Gleichwohl bricht er hierdurch seinem Gedanken völlig die Spitze ab. Als schäme er sich seines stolzen Glaubens an die Kulturfähigkeit der Menschheit, widerruft er sein Bekenntnis gleich-

[1]) Dass der Einfluss Winckelmanns bei Hölderlin ein unmittelbarer ist, scheint unter anderm auch aus den Worten hervorzugehen, die er gelegentlich des Gesprächs über die Heimat Homers dem jungen Adamas in den Mund legt: „Wer weiss, wie viel das Land hier, nebst Meer und Himmel, teil hat an der Unsterblichkeit des Mäoniden! Das unbefangne Auge des Kindes sammelt sich Ahndungen und Regungen aus der Beschauung der Welt, die manches beschämen, was später unser Geist auf mühsamem Wege erringt" (W. II, 33, 24 ff.).

sam durch den Ausblick auf den „heiligen Morgen", der erst in einer jenseitigen Welt die wiedervereinigte Menschheit zum Vollkommenen hinführen werde.

Es lässt sich vermuten, was ihn dazu verleitete. Wir brauchen durchaus nicht etwa anzunehmen, dass der Dichter mit diesem Glaubensbekenntnis sein theologisches Gewissen habe beruhigen wollen. Herders „Ideen" lieferten ihm den Beweis, dass man sehr wohl über Menschheitsentwicklung zu philosophieren vermöchte, ohne darum auf den Glauben verzichten zu müssen, dass der Schwerpunkt des menschlichen Lebens in einer jenseitigen Welt zu suchen sei. Aber Hölderlin vergass, dass die Geschichtsphilosophie Schillers, als dessen Schüler er sich hier bekannte, nach Kants Vorbild von allem Unsterblichkeitsglauben bewusst abstrahierte, um auch in dieser Richtung die volle Freiheit wissenschaftlicher Erkenntnis zu wahren. Eine solche Voraussetzungslosigkeit war schwerlich ganz nach Hölderlins Geschmack. Noch war er zu sehr Theologe, als dass sich nicht in ihm das Streben hätte geltend machen sollen, Schillers Betrachtungsweise mit Herders Ausgangspunkt zu vereinen. Zum Ziele kam er nicht. Unvermittelt stehen beide Welten einander gegenüber.

Wir würden den Gegensatz noch deutlicher empfinden, hätte der Dichter nicht sein Glaubensbekenntnis gleichsam metaphysisch zugespitzt. So aber verwischt sich der Gegensatz dadurch, dass auch Melites Gedankengang einmündet in Hyperions Grundanschauung von der dereinstigen „grossen Vereinigung alles Getrennten". Harmonisch schliesst sich so trotz allem der Ring der die Dichtung beherrschenden Lebensstimmung zusammen.

Die Schilderung der Totenfeier stellt den Mittelpunkt unseres Fragmentes dar. Schon die nachdrückliche Betonung des hier verwerteten gedanklichen Moments beweist es uns. Aber sie bildet auch zugleich die letzte wirklich ausgearbeitete Partie unseres Fragments. Der gemächliche Gang der Schilderung geht hier fast unvermittelt über in ein merklich schnelleres Tempo. Der Dichter beschränkt sich von hier ab lediglich auf eine Skizzierung des Umrisses. Dieser Umstand kann uns nur in der Vermutung bestärken — schon

durch die auffallende Akzentuierung des Schlusses war sie uns nahegelegt —, dass wir es hier überhaupt nicht mit einem „Fragment" im eigentlichen Sinne zu tun haben, sondern mit einem zum Zwecke der Publikation eigens abgeschlossenen Ganzen. Nicht am Ende des fünften Briefes haben wir die eigentliche „Bruchstelle" zu suchen, sondern da, wo Hyperion das plötzliche Verschwinden Melites berichtet und gleich darauf so plötzlich und unvermittelt den Schlussstrich zu ziehen beginnt.

Trotzdem aber bleibt auch dieses Ganze in einem höheren Sinne noch Fragment insofern, als es seinem innersten Gehalte nach auf eine Fortsetzung hinweist. In welcher Form allerdings der Dichter sie zu geben gedachte, ist mehr als problematisch. Denn ohne Aufgabe der bisher beobachteten Form des in die Vergangenheit Rückschau haltenden Briefberichts war eine Fortsetzung überhaupt nicht denkbar. Fast hat es den Anschein, als habe sich Hölderlin in der Ausführung seines ursprünglichen Planes lediglich durch die Form der „Philosophischen Briefe" Schillers bestimmen lassen, ohne sich von vornherein darüber klar zu werden, wie die begonnene Arbeit zu Ende zu führen sei.

III. KAPITEL.

DIE METRISCHE BEARBEITUNG.

Als Hölderlin im November 1794 die ländliche Stille des Kalbschen Gutes mit dem anregenden Treiben der thüringer Universitätsstadt vertauscht hat, da schreibt er noch in demselben Monat an Neuffer, er habe den Kopf und das Herz voll von dem, was er „durch Denken und Dichten hinausführen möchte" (Br. 242).

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir bei diesen Worten in erster Linie an den Hyperion denken. Zwar erfahren wir für die ganze nächste Zeit von einer Wiederaufnahme der Arbeit noch durchaus nichts. Erst als der Dichter mit Beginn des neuen Jahres die unbequeme Last seines Amtes endgültig von sich abgeschüttelt hat, da schreibt er am 16. Januar 1795 der Mutter, dass er mit der Arbeit, die er „schon seit Jaren unter den Händen habe", bis Ostern fertig zu werden hoffe (Br. 250). Aber erst ein Brief an Hegel vom 26. desselben Monats meldet uns, dass sie inzwischen in ein neues Stadium getreten ist. „Meine productive Thätigkeit", heisst es hier, „ist beinahe ganz auf die Umbildung der Materialien von meinem Romane gerichtet. Das Fragment in der Thalia ist eine dieser rohen Massen. Ich denke bis Ostern damit fertig zu seyn, lass' mich indess von ihm schweigen" (Br. 256).

Schon der Wortlaut dieses Briefs beweist, dass es sich auch hier nicht etwa nur um ein nochmaliges Durcharbeiten des bisher Vollendeten handelt, sondern um eine „Umbildung" und Umgestaltung im eigentlichsten Sinne des Worts. Hölderlin konnte nur dann von rohen Massen sprechen, wenn ihm ein neuer, umfassenderer Plan vorschwebte.

Unsere Untersuchung hat uns bereits im Einleitungskapitel den Beweis geliefert, dass jene metrischen Fragmente,

die man bisher als Bruchstücke der Urform ansehen zu dürfen glaubte, nicht vor dem Winter 1794/95 entstanden sein können. Wir glauben nunmehr noch einen Schritt weitergehen und behaupten zu dürfen: Die im obigen Brief belegte „Umbildung" des Hyperion ist diejenige, der das metrische Fragment seine Entstehung verdankt. Dabei bleibt die Frage offen, ob den Dichter zu der Zeit, wo er den Brief schrieb, in der Tat noch die metrische Fassung selbst beschäftigte, oder ob er nicht schon zu der von ihr durchaus abhängigen Prosa-Rahmenerzählung fortgeschritten war.

Zwei voneinander getrennte Partien sind es, die wir in den Fragmenten der metrischen Bearbeitung zu unterscheiden haben. Die erste, grössere, erzählt das Bekanntwerden des Dichters mit einem „weisen Manne", und die zweite, kleinere, bringt eine kurze Betrachtung über Selbsterziehung und eine Reihe Jugenderinnerungen. Der uns erhaltene Anfang des zweiten Kapitels der Prosa-Auflösung (W. II, 18, 15 ff.) gibt uns klaren Aufschluss darüber, in welcher Beziehung beide Partien zueinander stehen. Darnach kann kein Zweifel sein, dass die zweite Partie zu der Jugendgeschichte des „weisen Mannes" gehört, die dieser dem jugendlichen Dichter auf dessen Bitte hin erzählt. Der „weise Mann" aber ist Hyperion. Diese Jugendgeschichte bildet offenbar den eigentlichen Inhalt des ganzen Werks. Das philosophische Gespräch Hyperions mit dem Dichter ist lediglich Einleitung und stempelt das Ganze zur Rahmenerzählung.

Im ersten Augenblick mag es vergebliche Mühe scheinen, den Gründen nachfragen zu wollen, die den Dichter veranlasst haben, seinen Briefroman in diese neue Form umzugiessen. Gleichwohl werden auch sie sich ausspüren lassen, sobald wir sie nicht auf der Oberfläche suchen.

Nehmen wir zunächst den im Einleitungskapitel abgerissenen Faden wieder auf.

Wir hatten uns u. a. zu vergegenwärtigen versucht, wie gerade Schillers neue Formulierung des Kantischen Moralprinzips überaus tief auf den jungen Dichter wirken musste. Erst sie erschliesst ihm den Zugang zum Verständnis Kants. Ein Zeugnis aus dem Herbst 1794 beweist uns denn auch,

dass Hölderlin die bedeutungsvolle Wendung, die Schillers Aufsatz „Über Anmuth und Würde" der Geschichte des philosophischen Denkens gebracht hatte, auf das schärfste erkannt hat. In jenem oben bereits mehrfach zitierten Brief an Neuffer vom 10. Oktober, der uns über das Thalia-Fragment Ausführliches berichtet, spricht er von einer eigenen philosophischen Untersuchung:

„Vieleicht kann ich Dir einen Aufsaz über die ästhetischen Ideen schiken; weil er als ein Kommentar über den Phädrus des Plato gelten kann, und eine Stelle desselben mein ausdrüklicher Text ist, so wär' er vieleicht für Konz brauchbar. Im Grunde soll er eine Analyse des Schönen und Erhabnen enthalten, nach welcher die Kantische vereinfacht, und von der andern Seite vielseitiger wird, wie es schon Schiller zum Theil in s. Schrift über Anmuth und Würde gethan hat, der aber doch auch einen Schritt weniger über die Kantische Gränzlinie gewagt hat, als er nach meiner Meinung hätte wagen sollen. Lächle nicht! Ich kann irren; aber ich habe geprüft, und lange und mit Anstrengung geprüft" (Br. 241).

Hölderlein erkennt, dass Schiller die Analyse Kants zum Teil „vereinfacht und von der andern Seite vielseitiger" gemacht habe. Aber nichts ist für ihn charakteristischer, als dass ihm das, was Schiller hier geleistet, nicht genügt, dass er auf des Meisters eigenem Wege über ihn hinaus will. Zwar scheint sein Beginnen ihm selbst überaus kühn, aber er vertraut der Hilfe des Bundesgenossen, der ihm die Waffen liefern soll: Platon. Durch die Nennung des Phaedrus ist uns der Ausgangspunkt Hölderlins gegeben. Durch sie sind wir in der Lage, uns seinen Plan zu rekonstruieren. [1])

[1]) Sowohl Haym wie Dilthey haben ihn flüchtig berührt, ohne den Intentionen des Dichters des weiteren nachzuspüren. Dilthey beschränkt sich auf die Bemerkung, man werde „nicht zweifeln können, dass er zur Wirklichkeit des Schönen im Universum fortgehen wollte" (vgl. „Das Erlebnis und die Dichtung" S. 306). Haym verweist auf die sich eröffnende historische Perspektive: „Eine Combination von Kant und Platon, eine Ueberwindung der von jenem festgesetzten Grenzen der Verstandes- und der Phantasiewelt durch die ästhetische Anschauung! — es ist dieselbe Aufgabe, an der in verschiedener Weise die Schiller und Wilhelm von Humboldt, die Friedrich Schlegel und Schelling arbeiteten, die Aufgabe der ganzen Zeit, die schliesslich in der Aesthetisirung der Logik, der Physik und der Ethik durch Hegel's universalistisches System die kühnste und umfassendste Lösung fand" (vgl. „Romantische Schule" S. 302).

Schiller hatte die begriffliche Deutung der ästhetischen Urteilsweise aus der Sphäre des „rein Abstracten" herausgehoben. Indem er „Schönheit" als „Freiheit in der Erscheinung" zu definieren begann, hatte er das „Schöne" zu einer Analogie des „Guten" umgewertet[1]) und dadurch dem Herzen von neuem nahegebracht. Wir müssen verstehen, wie dem jungen Hölderlin dieser Schritt in gewissem Sinne als eine Rückkehr zu Platon erscheinen konnte.

Noch im Jahre zuvor sahen wir den Dichter enthusiasmiert von Platons Verherrlichung der Liebe. Als er im Juli 1794 „vorzüglich mit dem ästhetischen Theile der kritischen Philosophie vertraut zu werden" sucht, da liest er nebenher „die Griechen"[2]) als „beinahe einzige Lectüre" (Br. 232). Was ihn im Banne hält, ist Platons Verquickung von Gefühl und Reflexion. Denn auch er ist Dichter und Denker in einer Person. So bleibt denn auch sein Augenmerk vornehmlich da haften, wo Platon das Gefühlsmoment noch nicht rein auszuscheiden vermag, wo er Forderungen des Gefühls logisch zu begründen sucht. War es im Jahre zuvor der Timaeus und das Symposion gewesen, was ihn vornehmlich begeistert hatte, so tritt nunmehr der Phaedrus in den Vordergrund. „Als ein Kommentar über den Phädrus" soll seine eigene geplante „Analyse des Schönen und Erha-

---

[1]) Vgl. E. Kühnemann: „Kants und Schillers Begründung der Ästhetik". München 1895. S. 80 ff.

[2]) Die Zusammenstellung mit Kant ergibt bereits, dass wir hier wohl lediglich an philosophische Autoren zu denken haben. Est ist nicht unwahrscheinlich, dass ein Zufall dem jungen Dichter gerade Platons Symposion von neuem nachdrücklich vor Augen gerückt hatte. Wir wissen, dass Hölderlin erst in Waltershausen Schillers Aufsatz „Über Anmuth und Würde", der bereits im Sommer 1793 gleichzeitig sowohl als Artikel der „Neuen Thalia", als auch separat erschienen war, kennen gelernt hatte (Br. 218). Da wir wohl voraussetzen dürfen, dass Frau von Kalb als Freundin Schillers zu den Subskribenten der Zeitschrift zählte, so liegt die Annahme nahe, dass Hölderlin die „Neue Thalia" überhaupt erst in Waltershausen näher hat kennen lernen. Die beiden letzten Stücke des Jahrgangs 1792 aber hatten eine Übersetzung von Platons Symposion gebracht. Ist es bei Hölderlins Platon-Verehrung nicht wahrscheinlich, dass er auch sie gelesen hat? —

benen" gelten und eine Stelle aus ihm als „ausdrüklicher Text" ihr zugrunde liegen. Nur Platons Lobpreisung des Eros kann von Hölderlin hier gemeint sein. Denn in ihm findet sich folgender beachtenswerte Gedanke:

„Lässt er ihn (sc. der Geliebte den Liebenden) nun so eine Zeitlang gewähren, und ist ihm nahe, dann ergiesst sich bei den Berührungen in den Uebungspläzen, und wo sie sonst zusammenkommen, die Quelle jenes Stromes, den Zeus, als er den Ganymedes liebte, Liebreiz nannte, reichlich gegen den Liebhaber, und theils strömt sie in ihn ein, theils von ihm, dem angefüllten, wieder heraus: und wie ein Wind oder ein Schall von glatten und starren Körpern abprallend wieder dahin, woher er kam, zurückgetrieben wird, so geht auch die Ausströmung der Schönheit wieder in den Schönen durch die Augen, wo der Weg in die Seele geht, zurük, und wenn sie dort angekommen, befeuchtet sie reichlich die dem Gefieder bestimmten Ausgänge, treibt so dessen Wachsthum, und erfüllt auch des Geliebten Seele mit Liebe. Er liebt also, wen aber weiss er nicht, ja überhaupt nicht, was ihm begegnet, weiss er oder kann es sagen, sondern wie einer, der sich von einem Andern Augenschmerzen geholt, hat er keine Ursach anzugeben; denn dass er wie in einem Spiegel in dem Liebenden sich selbst beschaut, weiss er nicht. Und wenn nun jener gegenwärtig ist, so hat auch er, gleichwie jener, Befreiung von den Schmerzen, ist er aber abwesend, so schmachtet auch er, wie nach ihm geschmachtet wird, mit der Liebe Schattenbilde, der Gegenliebe, behaftet."[1])

War Kants Behauptung, dass das ästhetische Urteil vom Subjekt, nicht aber vom Objekt seinen Ausgangspunkt nehme, hier nicht halb vorweggenommen? — Die einschmeichelnde Form der Darstellung täuschte über den inneren Widerspruch nicht hinweg: Schönheit erzeugt Liebe, und diese erweckt Lustgefühl, aber die Gegenliebe hat dieselbe Wirkung und ist doch ohne jenes Agens. — Wir müssen zu verstehen suchen, wie es den Schüler Kants reizen konnte, aus diesem Widerspruch für den Kritizismus Kapital zu schlagen. Und doch lockt es ihn zugleich, Platons Begriff der Liebe gegen Kants nüchterne Ästhetik auszuspielen: Schillers Begriff der „Schönen Seele" — bereichert um die Idee einer schönheitschaffenden Liebe — ein neues berückendes Humanitätsideal.

Allein dieses neue Ideal kommt zunächst noch nicht zur Reife. Andere mächtige Eindrücke drängen es in den Hinter-

[1]) Vgl. Phaedrus 255 B in der Übersetzung von Schleiermacher.

grund. Der Platon-Schwärmer verliert sich von neuem in die Schule des Kritizismus. Zu Fichtes Füssen sitzend sieht er voll staunender Bewunderung, wie dieser „Titane", die Kantische Welt umformend, eine neue noch stolzere sich erschafft. Wiederum ist seine empfängliche Seele erfüllt von Begeisterung. Widerstandslos lässt er die reissenden Fluten Fichtescher Weltbetrachtung hineinströmen in die stillen Wasser seines eigenen Gemüts. Kein Zweifel, kein Bedenken regt sich in ihm.

Aber Schillers Bild der „Schönen Seele" geht in dem Gewoge nicht unter. Die Flut verläuft, und gleich Venus Anadyomene erhebt es sich von neuem über den Wellen in strahlender Schöne.

Deutlich fühlt der Dichter, dass trotz der engen Verwandtschaft die Welt Schillers mit der Fichtes nicht zu vereinen ist. Und doch drängt ihn ein inneres Bedürfnis, den Gegensatz beider Ausgangspunkte zu versöhnen. War es an sich nich möglich? — Zwar war Fichtes Gedankengang lückenlos geschlossen. Aber war derjenige Kants es weniger gewesen? — Strengste Konsequenz war das Charakteristikum hier wie dort. Und doch hatte Schiller in unbedingtem Anschluss an Kant ein neues unendlich wertvolles Resultat aufzuweisen vermocht. Ohne ein System zu geben oder geben zu wollen, hatte er das von Kant aufgestellte Prinzip zu einer neuen Formulierung der grossen Menschheitsfrage abgebogen, die auch den Forderungen menschlichen Gefühls gerecht zu werden vermochte. Wurde Fichte diesen Forderungen gerecht? — Sie waren seiner Individualität nicht weniger fremd als der Kants. Nur zu deutlich bewies dies das Bild, das er in seinen Vorlesungen „Über die Bestimmung des Gelehrten" von Kultur und Menschheit entworfen hatte.[1]) Hier hätte sich zeigen müssen, was der Mensch ihm galt. Aber wie handgreiflich verriet die Polemik gegen Rousseau, dass der Verstandesmensch kein Organ hatte, um die

[1]) Sie lagen bereits im Herbst 1794 gedruckt vor. Hölderlin kannte sie und hat sie am 26. Januar 1795 anscheinend an Hegel gesandt (Br. 256). Auch las Fichte in dem Wintersemester eine Fortsetzung dieses Kollegs.

neue Welt des Schwärmers zu verstehen. „Handeln! Handeln!" war die ständige Mahnung, mit der er des Menschen letzte Bestimmung erschöpfen zu können glaubte. Für die Bedürfnisse eines weichen Gemüts war kein Raum in diesem Bilde.

Hier war die Grenze, die Fichtes Welt von der Hölderlins trennte.[1]) Wie sollte ein System des Dichters Seele ausfüllen, das ihm keine Antwort gab auf die Fragen seines Herzens? „Thathandlungen der Einbildungskraft" waren es nach Fichte, durch die das Ich sich seine Welt erschuf. Hölderlin mochte fühlen, dass seine Welt noch auf anderm Fundamente ruhte. Was war sie ihm, wenn er sie nicht liebte? Erst dadurch, dass er sie liebte, dass er an ihr hing mit jeder Faser seines Herzens, wurde sie das Grosse, Gewaltige, vor dessen Herrlichkeit seine Seele in Stunden der Begeisterung sich beugte.

In dem peinlichen Gefühl nur halb bewusster innerer Unbefriedigung wendet sich sein suchender Blick abermals zu Platon zurück. Der Plan seiner Untersuchung über die ästhetischen Ideen tritt von neuem in den Vordergrund seines Denkens. Er führte ihn mit Notwendigkeit hin zu dem Grundgedanken von Platons Symposion, dem Mythus vom Eros:

„Als nemlich Aphrodite geboren war, schmauseten die Götter, und unter den übrigen auch Poros, der Sohn der Metis. Als sie nun abgespeist, kam, um sich etwas zu erbetteln, da es doch festlich herging, auch Penia und stand an der Thüre. Poros nun, berauscht vom Nektar, denn Wein gab es noch nicht, ging in den Garten des Zeus hinaus, und schwer und müde, wie er war, schlief er ein. Penia nun, die ihrer Dürftigkeit wegen den Anschlag fasste, ein Kind mit Poros zu erzeugen, legte sich zu ihm und empfing den Eros. Deshalb ist auch Eros der Aphrodite Begleiter und Diener geworden wegen seiner Empfängniss an ihrem Geburtsfest, und weil er von Natur ein Liebhaber des Schönen ist, und Aphrodite schön ist. Als des Poros und der Penia Sohn aber befindet sich Eros in solcherlei Umständen. Zuerst ist er immer arm, und bei weitem nicht schön, wie die Meisten glauben, vielmehr rauh, unansehnlich, unbeschuht, ohne Behausung,

[1]) Bereits Petzold hat einen derartigen Gegensatz nachzuweisen gesucht (vgl. „Hölderlins Brod und Wein" S. 24 f. u. 28). Er spricht sogar bei Hölderlin von einem durch Fichte bewirkten „wissenschaftlichen Zusammenbruch seiner pantheistischen Ideale", sodass er zu der Annahme verleitet wird, dass Hölderlin von da ab auf jede logische Begründung seines Pantheismus verzichtet habe.

auf dem Boden immer umherliegend, und unbedeckt schläft er vor den Thüren und auf den Strassen im Freien, und ist der Natur seiner Mutter gemäss immer der Dürftigkeit Genosse. Und nach seinem Vater wiederum stellt er dem Guten und Schönen nach, ist tapfer, keck und rüstig, ein gewaltiger Jäger, allezeit irgend Ränke schmiedend, nach Einsicht strebend, sinnreich, sein ganzes Leben lang philosophirend, ein arger Zauberer, Giftmischer und Sophist, und weder wie ein Unsterblicher geartet noch wie ein Sterblicher, bald an demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch hinsterbend, doch aber wieder auflebend nach seines Vaters Natur. Was er sich aber schafft, geht ihm immer wieder fort, so dass Eros nie weder arm ist noch reich, und auch zwischen Weisheit und Unverstand immer in der Mitte steht." [1])

Aber nun ereignet sich das Seltsame. Indem Hölderlin versucht, Platons Lehre auch gegen Fichte auszuspielen, nimmt sie selber unter seinen Händen Fichtesche Färbung an. Fichte lehrt ihn, sie kritizistisch zu verstehen. Indem er sie in ihrem innersten Zusammenhange aufzufassen versucht, wächst sein eigener Gedankengang weit über sie hinaus. Fichtes Subjektivismus verschmilzt mit dem Gedankengange des Symposion zu einer hyperkritizistischen Auffassung des Schönen: War die Liebe nach Platon in der Tat ein Streben nach dem Schönen, nach der „Erzeugung im Schönen", das Schöne selbst aber nach Kant ohne objektives Prinzip, war dann die Liebe nicht selbst ein beständiges Erzeugen der Welt des Schönen, ein unaufhörliches „Aus sich herausstellen" des Reichtums, um dessen vermeintliche Unerreichbarkeit wir uns grämen?

Es ist durchaus wahrscheinlich, dass eine rein äusserliche Ähnlichkeit dem jungen Dichter zu seinem Funde erst verholfen hat. Wenn Platons Mythus von der Liebe und Fichtes Deutung der individuellen Existenz des Menschen (Br. 265) in seinem Bewusstsein zufällig zusammentrafen, so konnte die überraschende Ähnlichkeit beider Gedankengänge ihm unmöglich entgehen. War für Platon die Liebe das Kind des Reichtums und der Dürftigkeit, so war für Fichte der Mensch das Erzeugnis der beiden einander widerstrebenden Triebe nach Unendlichkeit und nach Beschränkung. Interpretierte man Platons Mythus im Sinne Fichtes, so war die Gleichung Mensch =

---

[1]) Vgl. Symposion 203 B in der Übersetzung von Schleiermacher.

Liebe ohne weiteres gegeben, und mit ihr ein neuer unendlich tiefer Gedankengehalt.

Mit diesem Einwand führt Hölderlin Fichtes subjektivistisches Prinzip zur letzten Konsequenz. Er biegt es nach der Gefühlsseite hin ab, wie Schiller das Moralprinzip Kants abgebogen hatte: Ist in der Tat, wie Fichte behauptet, die Welt, die wir mit unseren Sinnen erkennen, ein Werk unseres Willens, das wir selbst durch eigene Tathandlung uns beständig erschaffen, dann ist auch die Welt, die wir lieben, nicht weniger ein Werk unseres Ich, eine „Thathandlung". Die Liebe ist die sich selber unbekannte Schöpferin des Schönen:

„Wie kann sie den Reichtum, den sie tief im Innersten bewahrt, in sich erkennen? So reich sie ist, so dürftig dünkt sie sich. Sie trägt der Armut schmerzliches Gefühl und füllt den Himmel mit ihrem Ueberfluss an. Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt sie die Vergangenheit; wie ein Gestirn durchwandelt sie die Nacht der Zukunft mit ihren Strahlen und ahndet nicht, dass nur von ihr die heilige Dämmerung ausgeht, die ihr entgegenkömmt. In ihr ist nichts und ausser ihr ist alles" (W. II, 14, 34 ff.).

Diese subjektivistische, durchaus auf Fichtes Lehre fussende Auffassung der Liebe als Schöpferin der Welt des Schönen wird zum Zentralgedanken, um den von Stund an Hölderlins Denken sich dreht. Von hier aus allein fällt Licht auf den Entwicklungsgang seiner Dichtung.

Es ist nur zu begreiflich, dass diese bedeutungsvolle Wendung in Hölderlins Denken den Dichter auch zu einer neuen Konzeption seines Romanes führt. Es genügt ihm nicht mehr, uns einen Helden vor Augen zu stellen, der immer strebend sich bemüht, weil er das Bild einer vollkommenen Menschheit dunkel ahnend in der Seele trägt. Für ihn selbst hat dieses Bild scharfumrissene Züge gewonnen. Es ist für ihn zum Mittelpunkt seines individuellen Strebens geworden. Es drängt ihn, dies Bild auch in seine Dichtung hineinzutragen, auch sie unter die beglückende Herrschaft des neuen Humanitätsideals zu stellen.

Die innere Form seines Romans vertrug sich mit einer derartigen Durchdringung an sich durchaus. Es war ja des Dichters Plan, von der Höhe seines Menschheitsideales aus die durchlaufene Entwicklung zu beleuchten. Er brauchte

nur Fichtes Glauben an den Primat des menschlichen Willens in dieses Ideal hineinzutragen, und die Aufgabe war gelöst. Immerhin, ohne grosse Opfer war die Umarbeitung nicht möglich. Die bisher vollendeten Partien mussten fallen. Sie sanken zum Werte von „rohen Massen" herab. Vor allem galt es, den sentimentalen Ton des Thalia-Fragmentes hinaufzustimmen. Denn der „Sucher" Hyperion sollte zum „weisen Manne" werden, der, thronend auf der Höhe des Lebens, sine ira et studio zurückschaut auf die Erfahrungen und „Irrungen" der Jugend. Es handelt sich für ihn nicht um den anekdotischen Reiz des Erlebten, er will nicht traute Erinnerungen zurückrufen aus dem Meer der Vergangenheit, er will nur zeigen, wie er allmählich herangereift ist zu der Weltanschauung, in der er nunmehr seinen Frieden gefunden hat. Nur um der Gegenwart willen hat die Vergangenheit für ihn Wert.

Aber der Dichter, der dieses Gemälde zu entwerfen sich anschickt, ist ein Vierundzwanzigjähriger. Was in jenem Bilde Vergangenheit, ist für ihn Gegenwart, was dort Gegenwart, ist hier — Zukunft. Konnte der Vierundzwanzigjährige im Ernste daran denken, sein Empfinden künstlich emporzuschrauben auf die Höhe einer greisenhaften Weltbetrachtung? — Aber der junge Dichter fühlt die Unnatur nicht, die in diesem Plane steckt. Ihn beherrscht einzig der Traum, den er träumt von der eigenen Zukunft, von der Zeit, wo er, der Überempfindliche, sich nicht mehr stösst an den Ecken und Kanten der Welt, wo das Schöne, das sich loszuringen sucht aus der Tiefe seines Herzens, aufgegangen sein wird in aller Herrlichkeit. Er will dies Idealbild seines eigenen Ich erschaffen in seiner Dichtung, es soll die Sonne sein, um die sich seine Welt dreht, es soll den Massstab liefern, mit dem er das Menschenleben misst.

Wie aber es anfangen, dieses Bild selbst zu gestalten? — Die Frage war eine schwierige, denn sie entrollte von neuem das Problem der äusseren Form. Im Thalia-Fragment hatte sich der Dichter noch damit begnügen dürfen, seinen idealen Massstab in einem Vorwort flüchtig anzudeuten. Trotzdem war dieses Thalia-Vorwort bereits dunkel und missverständ-

lich genug. Wie aber sollte er sich erst hier verständlich machen, wo es galt, dem menschlichen Denken völlig neue Werte zu vermitteln? — Es war nicht allzu schwer einzusehen, dass er ohne eine genaue und ausführliche Entwicklung seiner neuen Grundidee nicht zum Ziele kam. Sie in einem Vorwort unterzubringen, ging daher kaum an, sollte es nicht zu einer philosophischen Abhandlung anschwellen. War es nicht weit zweckmässiger, sie dem Helden selber in den Mund zu legen? Nur so war um eine rein abstrakte Darstellung noch einigermassen herumzukommen. Und gab nicht eben Platon das glänzendste Muster dafür ab, wie selbst der Weg in „die Tiefe der Tiefen" noch künstlerisch zu gestalten war? —

Hatte sich der Gedanke an das Vorbild Platons in dem Kopfe des Dichters erst einmal festgesetzt — und schon sein Thema musste ihm den Gedanken an Platons Symposion nahelegen —, so war die äussere Form der neuen Fassung damit ohne weiteres gegeben: Der Briefroman wird zur Rahmenerzählung.[1]) Dass der Dichter hierbei sogleich auf eine metrische Form verfiel, wird uns bei Hölderlins feiner Empfänglichkeit für die „Musik der Versification" (Br. 270) gewiss nicht wundern.

Damit aber hatte auch Hölderlins Plan, seine Gedanken über die ästhetischen Ideen schriftlich niederzulegen, seine Erledigung gefunden. Es mochte ihn nicht locken, das, was er in seine Dichtung hineinzuarbeiten gedachte, nochmals in Form einer philosophischen Abhandlung breitzutreten.

Die Vorteile, die die Rahmenerzählung im Vergleich zum Briefroman dem Dichter bot, waren nicht zu unterschätzen. Sie gab ihm nicht nur die Möglichkeit, das konkrete Moment dem abstrakten noch strenger unterzuordnen, sondern sie verleitete gewissermassen selbst dazu, die Gestalt des Erzählers

---

[1]) Wir brauchen nicht anzunehmen, dass der Gedanke an andere bekannte Rahmenerzählungen, wie etwa Wielands „Goldner Spiegel" oder Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", die mit Anfang des Jahres 1795 in Schillers Horen zu erscheinen begannen, irgendwie bestimmend auf diese Entschliessung gewirkt habe.

mit der des Dichters noch besonders zu kontrastieren und dadurch noch schärfer herauszuheben.

Hölderlin weiss diesen Vorteil geschickt zu benutzen. Befriedigen wird sein Verfahren uns gleichwohl schwerlich. Zu deutlich trägt die Eingangspartie den Stempel ihrer metaphysischen Herkunft. Es ist, als habe der Drang, das Idealbild einer gesteigerten Humanität in den glänzendsten Farben der Menschheit vor Augen zu stellen, der dichterischen Kraft nicht Zeit gelassen, die Konzeption ihrem vollen Umfange nach zur Reife zu bringen. So sehr steht das gedankliche Moment im Vordergrund, dass es sich ans Licht drängt, noch ehe die Konzeption Zeit gewinnt, sich vollends in epische Form umzusetzen. Der nackte Gedanke steht vor uns.

Mit einer Selbstcharakteristik hebt der Dichter an. Aber zwecklos wäre es, in diesem fingierten Bilde die Züge des echten Hölderlin erkennen und aufweisen zu wollen. In nichts erhebt es sich über die kümmerlichste Schablone. Es ist das unverkennbare Spiegelbild des Vernunftmenschen, das Kants Sittenlehre geschaffen hat, freilich ein Spiegelbild, dem nur wenig fehlt, um zur Karikatur zu werden. Den Dichter kümmert die Gefahr nicht. Ihm ist im Gegenteil darum zu tun, in diesem Bilde eines Kantischen Rigoristen die unfreundlichen Züge zu häufen, denn für ihn ist jener nur der markierte Feind, den es zu besiegen gilt. Nur um den Gegensatz, der sein neues Bildungsideal von dem Kants trennt, noch schärfer zu betonen, zeichnet der Dichter sich selbst als die einseitige Verkörperung des starren Kantischen Standpunkts. Es ist kein einziger Zug in diesem ganzen Bilde, der nicht auf Schillers Aufsatz „Über Anmuth und Würde" die unmittelbarste Beziehung hätte.[1]) Schiller ist es, der ihm die Farben liefert.

Dieser rigoristischen Lebensanschauung stellt Hölderlin die des „weisen" Hyperion gegenüber. Von neuem wiederholt sich der Prozess einer völlig durchgeistigten Konzeption. Wie das philosophische Eingangsgespräch sich uns darstellt als die Antizipierung des in dem Ganzen zu verarbeitenden

---

[1]) Vgl. Säkular-Ausgabe XI. Bd. S. 213, Z. 31 ff.

Gesamtresultates, so drängt sich auch hier der ganze Gedankengehalt, den das beginnende Gespräch erst beschaffen soll, in dem ersten Worte zu schärfster Formulierung zusammen:

„Und wie ich wohl auf meinen Wanderungen
Die Menschen fände, fragt er traulich mich
Nach einer Weile. Thierisch mer als göttlich,
Versetzt' ich hart und strenge, wie ich war."
(Anhang Frg. A 2 r, 24 ff.)

Und alsobald bringt Hyperion seiner Weisheit letzten Schluss:

„Sie wären's nicht, erwidert er mit Geist
Und Liebe, wenn ihr Sinn nur menschlich wäre."
(Anhang Frg. A 2 r, 29 ff.)

Das Thema der Untersuchung ist gegeben. Die explicatio kann beginnen. Die demonstratio wird ihr folgen.

Schon durch die Wendung, mit der Hölderlin seinen Begriff des „Menschlichen" der Antithese „Göttlich — tierisch" gegenüberstellt, scheint er andeuten zu wollen, dass er ihn als eine Synthese beider darstellen will. Demgemäss beginnt er damit, die Bedeutung des Ideals herauszustellen und zu definieren: Die klare Vorstellung des Ideals zeigt uns die Schwierigkeit der Aufgabe, das Ideal als Regulativ unseres Handelns überall festzuhalten. Entweder verlieren wir die Hoffnung, den gestellten Anforderungen jemals zu genügen, oder unsere Kräfte, zu äusserster Anspannung gereizt, überbieten die Forderung und zerstören so mutwillig vom neuem die Harmonie, die sie im andern Falle nicht erreichen konnten.

Auch dieser ganze Gedankengang geht auf Schillers Aufsatz „Über Anmuth und Würde" zurück.[1]) Hölderlin bringt keinen einzigen Gedanken, zu dem sich nicht dort die Parallele fände. Denn Schillers Verdienst war es, auf der von Kant geschaffenen Basis diesen Gegensatz formuliert und überwunden zu haben.

Es ist nicht ohne Bedeutung, dass der Dichter in seinem Prosa-Entwurf nach diesen Worten die Rede Hyperions kurz unterbricht. Es findet sich hier nicht nur der logischen Verknüpfung nach in der Tat ein Einschnitt, sondern der Gedanke

[1]) Vgl. Säkular-Ausgabe XI. Bd. S. 213, Z. 22 ff.

springt ganz unmittelbar in eine völlig andere Vorstellungswelt über. Wir überschreiten den Ring der Kant-Schillerschen Betrachtungsweise, um uns jenseits neue Wege zu suchen. Hyperion führt uns hinüber in die Welt des religiösen Gefühls, um auch sie zur Opposition gegen Kants Rigorismus nutzbar zu machen: Hatte Kant ein Recht, Welt und Natur zur praktischen Vernunft in Gegensatz zu bringen? Empfinden wir diese Welt nicht als ein Geschenk der göttlichen Liebe? Ist nicht selbst das, was wir Schicksal nennen, nur die geheimnisvolle Führung göttlicher Gnade? —

Es ist schwer, entscheiden zu wollen, ob eigene Argumentierung des Dichters in diesem Gedankengang sich ausspricht, oder ob er auch hier lediglich Gedankenfäden aufgreift, die seine Zeit ihm darbietet. Denn unverkennbar spiegelt der Protest, mit dem die Gefühlsphilosophie eines Herder und eines Friedrich Heinrich Jacobi sich der wachsenden Macht des Kantischen Einflusses entgegenwarf, in diesem Gedankengange sich wieder. Selbst das eigentümliche Verwaschen des kirchlichen Gottesbegriffs zu dem spinozistischen ἓν καὶ πᾶν, in dem namentlich Herder sich gelegentlich gefiel, fehlt nicht:

„Begegnet nicht in allem, was da ist, unserem Geiste ein freundlicher Geist? Birgt sich nicht, indess er die Waffen gegen uns kehrt, ein guter Meister hinter dem Schilde? Nenn' ihn, wie Du willst! Er ist derselbe" (Anhang Frg. A 4 l, 7 ff.).

Fast will uns scheinen, als habe der Gedanke an das Goethesche „Name ist Schall und Rauch" aus dem Faust-Fragment vom Jahre 1790 dem Dichter hier die Feder geführt.

Indem Hölderlin diese beiden Gedankengänge dem Kantischen Moralbegriff gegenüberstellt, formuliert er das Problem, dessen Lösung er in Fichtes System gefunden zu haben glaubt: Ist der Gegensatz zwischen Sollen und Wollen unüberwindlich? —

Unverweilt wendet er sich zur Lösung. Dem ersten Einwurf nimmt er den zweiten vorweg. Im Handumdrehen ist er erledigt. Ein Schwertstreich mit der Waffe des Kritizismus und er fällt: Wir selber sind es, die die Materie beseelen, die den Begriff eines Gottes erst hineintragen in das

Walten einer blinden Notwendigkeit, das wir den Weltlauf nennen, so wie wir selbst die Schöpfer der Materie sind, indem wir sie begrifflich erfassen. Denn

„was ist,
Das nicht durch uns so wäre, wie es ist?"
(Anhang Frg. B 1, 31 ff.)

Hier bereits hat der Dichter den Höhepunkt des Fichteschen Gedankens erreicht. Von dieser sicheren Stellung aus wird es ihm ein Leichtes, auch den ersten Einwurf zu Fall zu bringen. Denn der Weg, der ihn schnurstracks zu einer neuen Formulierung des Kulturideales führen könnte, liegt offen vor ihm. Doch Hölderlin vermeidet ihn. Es ist nicht wenig bezeichnend, dass er selbst hier, wo es gilt, allerpersönlichsten Besitz zu verdichten und zu gestalten, dennoch auf eine eigene Form verzichtet. Es ist, als traue er selbst sich die Kraft nicht zu, eine solche wirklich zustande zu bringen. Ängstlich tastet er auf seinem Wege rechts und links nach Anhaltspunkten, um seinen Gedanken zu stützen. Mit sorgsamstem Vorbedacht verfolgt er die Strasse des Fichteschen Denkens bis zu dem Punkte, wo der Weg Platons dessen Bahn schneidet. Nur so gelingt es ihm, der Menschheit einen tiefen originellen Gedanken zu vermitteln, ohne ein Wort auszusprechen, das nicht aus Fichte oder Platon belegbar wäre.

Im Prosa-Entwurf können wir noch deutlich verfolgen, wie der Dichter mit dem Fichteschen Gedanken beginnt und diesem alsdann erst Platons Bild unterschiebt. In der metrischen Fassung selbst ist dieser Ausgangspunkt bereits völlig verwischt. Das mythische Element hat Fichtes Gedanken zurückgedrängt; auch er ist in die Farbe des Mythus getaucht. Gerade darum aber ist der Prosa-Entwurf für uns überaus wertvoll. Er lässt uns deutlich verfolgen, wie der junge Dichter die beiden Gedankenreihen ursprünglich rein äusserlich ineinanderschiebt, und sie erst gelegentlich der Umgiessung in die metrische Form durch Verwischung der scharfen Konturen auch innerlich miteinander verbindet. Leider bricht der Prosa-Entwurf ab, bevor die Gleichung Mensch = Liebe zu einer klaren Formulierung gelangt. Erst das Ende des

metrischen Fragments bringt jenen Hymnus auf die Liebe, welcher beweist, dass der Dichter sich der grandiosen Tiefe seines neuen Gedankens vollkommen bewusst ist.

Der tiefe Sinn dieser kritizistischen Umdeutung des platonischen Mythus wird uns erst ganz verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass der hier gegebene Gedankengang gleichsam als Antwort gedacht war auf jenen ersten Einwurf, der im Schillerschen Sinne vor einem der Menschheit unwürdigen moralischen Rigorismus warnte. Schiller glaubte in seiner Idee einer „schönen Seele" die Entkräftigung dieses Einwurfs gefunden zu haben. Hölderlin stellt diesem Ideale Schillers dasjenige einer schöpferischen, schönheitschaffenden Liebe gegenüber. Es ist das Ergebnis seines theoretischen Erkennens und sittlichen Strebens, das Spiegelbild seiner Hoffnung und seiner Sehnsucht. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: In welchem Lichte muss es ihm erscheinen, sobald er erkennt, zu welcher Höhe Schiller inzwischen sein sittlich-ästhetisches Ideal gesteigert hat? —

Mit der Formulierung dieses Ideals einer schönheitschaffenden Liebe bricht jene erste Partie der metrischen Bearbeitung fragmentarisch ab. Es war ein glücklicher Zufall, der gerade diese letzten Verse des Fragments uns noch erhalten hat. Denn in ihnen ist bereits der Höhepunkt der zu erwartenden Betrachtung gegeben. Er ermöglicht uns den Ausblick auf das Verlorene. Wir brauchten daher die der metrischen Fassung folgende Prosa-Auflösung eigentlich kaum zur Orientierung heranzuziehen, um zu wissen, wie Hölderlin den hier abbrechenden Faden weitergesponnen hat, oder weiterzuspinnen beabsichtigte. Denn das in dem Eingangsgespräch entwickelte Idealbild einer vollkommenen Menschheit liefert der inneren Form der Dichtung den alles beherrschenden Mittelpunkt. Mit diesem Ideal tritt Hyperion heran an die Geschichte seines Lebens. Zur Belehrung des jungen Fremdlings misst er die eigene Vergangenheit an dem Musterbilde menschlicher Vollendung, das Spekulation und Erfahrung ihm mit den Jahren geliefert hat.

Leider besitzen wir, wie bereits erwähnt,[1]) von diesem

[1]) Vgl. oben S. 69.

ganzen Bericht, der den Hauptinhalt der Dichtung bilden sollte, nur ein kleines Fragment, ein einziges beiderseitig beschriebenes Quartblatt. Allem Anschein nach stellt es den Anfang des Entwurfes dar. Aber gerade dadurch gewinnt es für uns besonderen Wert. Denn naturgemäss beginnt der Erzähler nicht sofort mit dem Tatsachenbericht, sondern er schickt diesem nochmals eine kurze einleitende Betrachtung voraus. In knappen Worten bringt sie das zu behandelnde Thema zu klarer Formulierung: den Widerstreit des werdenden Charakters mit den von aussen eindringenden Bildungseinflüssen.

„Das beste Wort verwirrt den Menschen oft
Wenn er den treuen Tadel nicht versteht.
Er soll sich reinigen von einer Schlake,
Er möcht' es wohl, und weis nicht, wie und wo?
Und fühlt' sein Gutes un[-] und misverstanden.
Besiegt er es, so fühlt er wohl, er thue
Nicht recht daran, und siegt die Meinung nicht,
Behält ihr Recht die bessere Natur.
So straft er sich doch auch und zwiefach quält
Im Kampfe mit sich selbt, der Arme sich."

(Anhang Frg. D 1, 1 ff.)

Dass es sich hier unter allen Umständen um einen noch ungeordneten, ersten Entwurf handelt, beweisen die beiden unmittelbar folgenden Verse:

„Von lieben Fantasien sollte sich
Zu rechter Zeit der Knaben Sinn enthalten."

(Anhang Frg. D 1, 11 f.)

Sie stören hier durchaus den gedanklichen Zusammenhang. Denn im Grunde stellen sie diejenige Forderung auf, die in den vorhergehenden Worten implicite verworfen wird, und deren peinliche Konsequenzen die darauf folgenden Verse nachdrücklich betonen:

„In seiner Folgsamkeit verwundete
Der Thörige die Wurzel seines Wesens
Den jungen Trieb, zu wirken und zu siegen.
Und grämte sich, in seiner schmerzlichen
Erniedrigung, und wähnte doch sie nötig." [1])

(Anhang Frg. D 1, 13 ff.)

---

[1]) Es ist höchst interessant zu verfolgen, wie dieser selbe Gedanke volle sechs Jahre später in des Dichters eigenem Entwicklungsgang mit der Macht einer Offenbarung von neuem hervorbricht. Im Frühling 1801 schreibt Hölderlin von Hauptwyl aus seinem Freunde

Freilich ist der Widerspruch mehr formell als inhaltlich. Denn die unmittelbar anknüpfenden Jugenderinnerungen beweisen deutlich, dass der Erzähler nur zeigen will, wie Welt und Ich in notwendigem Kampfe liegen, wie das Ich sich seine Welt gestaltet, wie aber andererseits erst durch den Widerstand der Welt das individuelle Ich selbst Gestalt gewinnt: Schon den Knaben macht die Liebe zum Schwärmer. Vor der Welt seiner Träume versinkt die reale Welt in nichts, und nur die schmerzlichen Demütigungen, die ihre Vernachlässigung ihm einbringt, erinnern ihn an ihre Existenz.

Es ist nicht zu verkennen, wie Hölderlin seinem eigenen Innenleben die individuellen Züge entlehnt, mit deren Hilfe er die Eigenart seines Helden plastisch zu gestalten sucht.[1]) Aber ebenso wenig kann uns entgehen, wie Fichtes Gedanke von der wechselseitigen Beschränkung des Ich und Nicht-Ich dem Dichter auch hier die Feder führt. Fichtes Einfluss ist die Prämisse, die den Plan dieser zweiten Umarbeitung uns in allen wesentlichen Punkten überschauen lässt.

Landauer: „Theurer Freund! ich habe mich lange mit Täuschungen getragen, die andern und mir zur Last und vor dem Herrn des Lebens und vor meinem Schutzgeist eine Schande gewesen sind. Ich meinte immer, um in Frieden mit der Welt zu leben, um die Menschen zu lieben und die heilige Natur mit wahren Augen anzusehen, müsse ich mich beugen und, um andern etwas zu seyn, die eigene Freiheit verlieren. Ich fühle es endlich, nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe; es hat mich überrascht in Augenbliken, wo ich völlig rein und frei mich wieder umsah. Je sicherer der Mensch in sich und je gesammelter in seinem besten Leben er ist und je leichter er sich aus untergeordneten Stimmungen in die Eigentliche wieder zurückschwingt, um so heller und umfassender muss auch sein Auge seyn, und Herz haben wird er für alles, was ihm leicht und schwer und gross und lieb ist in der Welt" (Br. 582 f.).

[1]) Bereits Karl Litzmann nennt jene Verse ein „Selbstbekenntnis", das uns einen Einblick in Hölderlins eigenes Knabenleben gewähre: „Wir sehen den träumerischen, liebebedürftigen Knaben vor uns, dessen früh erwachter Ehrgeiz sich in einer Welt, die seine Phantasie ihm schafft, glücklich und zufrieden fühlt, und dem der harmlose Spott der Kameraden, wenn er ihn plötzlich in die Wirklichkeit zurückruft, unaussprechlich wehe thut" (Br. 7).

IV. KAPITEL.

DIE RAHMENERZÄHLUNG „HYPERIONS JUGEND".

Hölderlin scheint den Plan einer metrischen Bearbeitung sehr bald wieder umgestossen zu haben. Nirgends ist in den Briefen ausdrücklich von ihr die Rede. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass mehr als das Überlieferte überhaupt nicht existiert hat. Der Dichter mochte fühlen, dass die metrische Form mit der Herausarbeitung des gedanklichen Moments, wie er sie plante, doch nur schwer vereinbar sei. Da aber sein Bedenken sich allein gegen die äussere Form, nicht auch gegen die innere richtet, so beschränkt er sich darauf, seine Verse nachträglich in Prosa aufzulösen.

Bereits Karl Litzmann hat das von Sauer aus der Künzelschen Sammlung veröffentlichte Fragment „Hyperions Jugend" als eine Auflösung der metrischen Bearbeitung bezeichnet.[1]) Der von uns neu aufgefundene Anfang dieser Fassung vermag Litzmanns Annahme nur zu bestätigen. Wir können genau verfolgen, wie der Dichter, im einzelnen vielfach umgestaltend und verbessernd, aus der alten Fassung die neue gewinnt.

Schon das Verlassen der metrischen Form bedingte an sich eine wesentliche Umgestaltung. Gab es dem Dichter einerseits eine grössere Bewegungsfreiheit bei Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks, so involvierte es andererseits gerade darum zugleich die Forderung einer prägnanteren Formulierung des in dem philosophischen Eingangsgespräch entwickelten Gedankenganges. Durften wir uns im Grunde nicht wundern, wenn die Linien der metrischen Bearbeitung im Vergleich zu denen des zeitlich ihr vorangehenden Prosa-

---

[1]) Vgl. oben S. 1.

Entwurfes uns gleichsam verwaschen erschienen, so war umgekehrt jetzt umso mehr zu erwarten, dass die Prosa-Auflösung der metrischen Fassung die subjektivistische Richtung des Hölderlinschen Denkens nur noch schärfer zum Ausdruck bringen würde.

Aber gerade in dieser Erwartung sehen wir uns getäuscht. Eine seltsame Neigung, die kühnen Schösslinge seines Denkens zu beschneiden, macht sich bei dem Dichter plötzlich bemerkbar. Sie verleitet ihn, der Formulierung seines subjektivistischen Programms die Spitze abzubrechen: Der begeisterte Dithyrambus auf die Selbstherrlichkeit des weltenschaffenden menschlichen Geistes verschwindet.

Am augenfälligsten wird die gewaltsame Abflachung, die Hölderlins Gedanke hier erleidet, wenn wir folgende Stelle in der doppelten Beschneidung, die sie gelegentlich der Versifikation und deren Auflösung erfahren hat, näher ins Auge fassen.

Prosa-Entwurf:

„Denke nicht, ich spreche zu jugendlich, lieber Fremdling! Ich weis, dass nur ein Bedürfnis unserer höhern Natur ist, was der Natur eine Verwandschaft mit dem Unsterblichen in uns, was der Materie einen Geist, der blinden Nothwendigkeit Vernunft, der Welt einen Gott giebt, so wie ich weis dass die Materie nur für uns diese Materie, ich weis auch, dass wir da, wo die schönen Formen der Natur uns die gegenwärtige Gottheit verkündigen, wir selbst die Welt mit unserer Seele beseelen. Aber was ist dann, das nicht durch uns so wäre wie es ist?“ (Anhang Frg. A 4 I, 20 ff.)

Metrische Bearbeitung:

„Du denkest wohl, ich spreche jugendlich. Ich weis, es ist Bedürfnis was uns drängt, Der ewig wechselnden Natur Verwandschaft Mit dem Unsterblichen ins uns [zu] geben, Doch diss Bedürfnis giebt das Recht uns auch. Auch ist mir nicht verborgen, dass wir da, Wo uns die schönen Formen der Natur Die Gegenwart des Göttlichen verkünden, Mit unsrem Geiste nur die Welt beseelen. Doch, lieber Fremdling, sage mir, was ist, Das nicht durch uns so wäre, wie es ist?“ (Anhang Frg. B 1, 22 ff.).

Prosa-Auflösung:

„Du denkst wohl, ich spreche jugendlich. Ich weiss, es ist Bedürfnis, was uns drängt, der ewig wechselnden Natur Verwandtschaft mit dem Unsterblichen in uns zu geben. Doch dies Bedürfnis gibt uns auch das Recht. Es ist die Schranke der Endlichkeit, worauf der Glaube sich gründet; deswegen ist er allgemein in allem, was sich endlich fühlt.“ (W. II, 13, 8 ff.)

Erstaunt fragen wir, was diese Predigtreminiszenz hier plötzlich soll. Sie liegt nicht nur in der unmittelbaren Richtung des zuvor verfolgten Gedankens, sie ist sogar nur mit Mühe in logischen Zusammenhang zu bringen. Fast sind wir versucht zu glauben, dass Hölderlin überhaupt auf eine logische Verknüpfung habe verzichten wollen, dass es ihm nur darum zu tun gewesen sei, durch ein freiwillig abgelegtes Glaubensbekenntnis sich den Rücken zu decken gegen unerbetene Analysen des hier dargestellten Gedankens, die mit seinem theologischen Beruf nicht in Einklang zu bringen waren. Zweifellos war ein Hintergedanke mit im Spiele. Wir können unmöglich glauben, dass Hölderlins ehemaliger subjektivistischer Standpunkt sich zu dem hier angedeuteten zahmeren und kirchengerechteren plötzlich verschoben habe. Für eine derartige Annahme fehlt ausser jenem einen Worte alles. Denn der Gedankengang der Prosa-Auflösung weicht an sich von dem der metrischen Bearbeitung in keiner Weise ab. Selbst den verräterischen Gedanken, dass menschliches Bedürfnis uns dränge und berechtige, „der ewig wechselnden Natur Verwandschaft mit dem Unsterblichen in uns zu geben", bringt der Dichter in denselben Worten wieder. Nur die ihn begründende Verallgemeinerung streicht er aus und setzt an ihre Stelle den Satz, dass auf die Schranke der Endlichkeit der Glaube sich gründe.[1])

Wie sehr sich Hölderlin der Gefahr bewusst war, mit der ursprünglichen Ausführung seines Gedankens bei kirchlich Gesinnten Anstoss zu erregen, beweist uns die Antwort, die er in der metrischen Fassung dem jungen Fremdling, d. h. sich selbst in den Mund legt (Anhang Frg. B. 2,1 ff.). Auch sie musste natürlich fallen und durch eine ungefährlichere ersetzt werden. Umso seltsamer aber ist es, dass der

---

[1]) Wir entsinnen uns, dass gerade in diese Zeit jene berüchtigte preussische Kabinetsordre fällt, die dem 70jähren Kant „Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums" vorwarf. Der Erlass war datiert vom 1. Oktober 1794. Die Kunde von ihm drang im Laufe des Winters auch nach Jena. Hat vielleicht sie unsern Dichter zu seinem Rückzug verleitet? —

Dichter die darauf folgenden Worte, mit denen Hyperion seine Rede wieder aufnimmt — „So kann ich ja wohl mer noch wagen, doch erinnre mich zu rechter Zeit!" — ruhig stehen lässt. Sie sind hier fast sinnlos. Denn Hyperion hat bisher noch keinerlei Wagemut bewiesen.

Auch die nun folgenden Ausführungen über die Liebe werden wir nicht gewagt nennen können. Denn auch in ihnen ist alles, was irgendwie anstössig hätte erscheinen können, getilgt. Gleichwohl hat gerade diese Partie durch die Überarbeitung ausserordentlich gewonnen. Alles ist so sehr auf den zartesten Ton gestimmt, dass wir gar nicht empfinden, wie gefeilt und gedrechselt es ist. Es überrascht, mit welcher Fülle von Tönen der junge Dichter hier arbeitet, wie er den einen Gedanken, dass die Liebe allein den Menschen emporhebe über die Schranke der Menschlichkeit, hin- und herwendet, um ihm immer neue Schönheiten abzugewinnen. Immer kehrt er wieder, zu immer poetischerem Ausdruck ringt er sich empor. Die Seele des Dichters jubiliert in den hellsten Tönen. Und wie um das Ohr des Hörers nicht zu ermüden, klingt die eherne Stimme des Kantischen Sittengesetzes wie Posaunenruf dazwischen.

Eine zusammenfassende Formulierung des entwickelten neuen Humanitätsideales bildet den Schluss:

„Es ist das Beste, frei und froh zu sein; doch ist es auch das Schwerste, lieber Fremdling! — In seinen Höhn den Geist emporzuhalten, im stillen Reiche der Unvergänglichkeit, und heiter doch hinab ins wechselnde Leben der Menschen, auch ins eigne Herz zu blicken und liebend aufzunehmen, was von ferne dem reinen Geiste gleicht, und menschlich auch dem kleinsten die fröhliche Verwandtschaft mit dem, was göttlich ist, zu gönnen! Gewaffnet zu stehn vor den feindlichen Bewegungen der Natur, dass ihre Pfeile stumpf vom unverwundbaren Geschmeide fallen, doch ihre friedlichen Erscheinungen mit friedlichem Gemüte zu empfangen, den düstern Helm vor ihnen abzunehmen, wie Hektor, als er sein Knäblein herzte! Des Lebens Nächte mit dem Rosenlichte der Hoffnung und des Glaubens zu beleuchten, doch die Hände nicht müssig fromm zu falten, was wahr und edel ist, aus fesselfreier Seele den Dürftigen mitzuteilen, doch nie der eignen Dürftigkeit vergessen, dankbar aufzunehmen, was ein reines Wesen gibt und der brüderlichen Gabe sich zu freuen! Dies ist das Beste! So lehrte mich — ich ehre sie — die Schule meines Lebens" (W. II, 16, 34 ff.).

Es kann uns unmöglich entgehen, wie der Grundgedanke der Thalia-Fassung hier deutlich durchschimmert. Was Hyperion hier in unzweideutiger Formulierung als die Quintessenz seiner Lebensweisheit aufstellt, ist nichts anderes als die Exegese jenes „non coerceri maximo, contineri tamen a minimo". Ja, deutlicher noch, als jene Formel es zuliess, erkennen wir in dieser Exegese Hölderlins ursprüngliche Quelle: den programmatischen Brief Raphaels an Julius. Wenn Körner dort der Forderung „Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuss deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung — das Bewusstsein des Adels deiner Seele — in dir zu beleben" den Satz gegenüberstellt, dass ein höheres Wesen „das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre" ehre[1]), so deckt sich dieser Gedanke völlig mit der hier formulierten Lebensmaxime: „In seinen Höhn den Geist emporzuhalten, . . . und menschlich auch dem kleinsten die fröhliche Verwandtschaft mit dem, was göttlich ist, zu gönnen!"

Nicht weniger auffällig ist die Übereinstimmung in der nun folgenden Formulierung der Disposition. Als „Verbrüderung mit Menschen" und „Abgezogenheit von allem Lebendigen" hatte der Dichter im Thalia-Fragment die beiden Prinzipien charakterisiert, die einander ablösend dem Leben seines Helden die bestimmende Richtung gaben. Auch sie finden wir beide wieder in der zweigliedrigen Disposition, die der Dichter, ehe er zur eigentlichen Darstellung von Hyperions Entwicklungsgang schreitet, seiner explicatio folgen lässt:

„Nur zu lange", rief er, „irrt' auch ich, und die Geschichte meiner Jugend ist ein Wechsel widerstrebender Extreme; ich kenne das, wo wir trauernd und verarmt des hohen Eigentums nicht gedenken und alles ferne wähnen, was wir doch in uns finden sollten, und das Verlorne in der Zukunft suchen und in der Gegenwart, im ganzen Labyrinthe der Welt, in allen Zeiten und ihrem Ende; ich kenn' auch das, wo das feindliche verhärtete Gemüt jede Hülfe verschmäht, jedes Glaubens lacht in seiner Bitterkeit, auch die Empfänglichkeit für unsere Wünsche der guten Natur missgönnt und lieber seine Kraft an ihrem Widerstande misst" (W. II, 17, 14ff.).

[1]) Vgl. oben S. 48.

Klar und deutlich lässt die Anapher die beiden Glieder der Disposition hervortreten. Um uns jedoch den Überblick über den Gesamtplan womöglich noch mehr zu erleichtern, legt der Dichter zum Schluss auch noch den Gesichtspunkt genauestens fest, von dem aus er die Geschichte dieser Jugend betrachtet und betrachtet wissen will. Mit einer nochmaligen tiefpoetischen Paraphrase der gewonnenen Welterkenntnis lässt er den weisen Hyperion seinen Vortrag schliessen:

„Doch auch diesen Verirrungen gönn' ich jetzt oft einen freundlichen Blick, wenn sie mir erscheinen. Wie sollt' ich sie noch mit Strenge bekämpfen? Sie schlummern friedlich in ihrem Grabe. Wie sollt' ich sie aus meinem Sinne bannen? Sie sind doch alle Kinder der Natur, und wenn sie oft der Mutter Art verleugnen, so ist es, weil ihr Vater, der Geist, vom Geschlechte der Götter ist. Genügsam hält sich ewig in ihrer sichern Grenze die Natur; die Pflanze bleibt der Mutter Erde treu, der Vogel baut im dunkeln Strauche sein Haus und nimmt die Beere, die er gibt; genügsam ist die Natur, und ihres Lebens Einfalt verliert sich nie, denn sie erhebt sich nie in ihren Forderungen über ihre Armut. Genügsam ist der mangellose Geist, in seiner ewigen Fülle, und in dem Vollkommenen ist kein Wechsel. Der Mensch ist nie genügsam. Denn er begehrt den Reichtum einer Gottheit, und seine Kost ist die Armut der Natur. — Verdamme nicht, wenn in dem Sinnenlande das unbefriedigte Gemüt von einem zum andern eilt, es hofft Unendliches zu finden: durch die Dornen irrt der Bach; er sucht den Vater Ozean. Wenn sein vergessen, des Menschen Geist über seine Grenze sich verliert, ins Labyrinth des Unerkennbaren, und vermessen seiner Endlichkeit sich überhebt, verdamme nicht! Er dürstet nach Vollendung. Es rollten nicht über ihr Gestade die regellosen Ströme, würden sie nicht von den Fluten des Himmels geschwellt" (W. II, 17, 25 ff.).

Nachdem der Dichter so sein Programm genauestens festgelegt, hebt das zweite Kapitel mit der eigentlichen Erzählung von Hyperions Jugendgeschichte an. Aber noch bevor dieser sich zu berichten anschickt, bricht unser Fragment ab. Wir besitzen somit gleichsam nur den Rahmen des Bildes. Aber er ist so überaus individuell gearbeitet, dass er uns auf den Inhalt des Bildes selbst die wertvollsten Schlüsse zu ziehen gestattet. Er verrät uns nicht nur Ton und Farbe dessen, was er einschliessen und abschliessen soll, sondern seine Ornamentik gibt uns auch stilisierend die Motive wieder, die das Gemälde beherrschen werden.

Als zugehörig zu diesem Fragment hat Berthold Litzmann in seiner Ausgabe ein von unbekannter Hand geschriebenes Quartdoppelblatt aus dem Hamelschen Nachlass abgedruckt (W. II, 19,1 ff.), das er, wie er im Vorwort schreibt, „kein Bedenken trägt, als Bestandteil dieser Redaktion anzusehen" (W. II, 8). Leider wird keinerlei Begründung für diese Annahme von ihm erbracht. In der Tat ist auch kaum eine denkbar. Vielmehr hoffe ich im nächsten Kapitel den sicheren Beweis liefern zu können, dass dieses Bruchstück einer noch späteren Bearbeitung angehört.

Gleichwohl glaube ich, dass noch weitere Bruchstücke der hier in Frage stehenden Fassung auf uns gekommen sind. Ich hoffe den sicheren Nachweis erbringen zu können, dass sie uns in jenen Fragmenten vorliegen, die Berthold Litzmann zu seiner sog. „Ersten Diotimafassung" zusammengestellt hat. Lediglich gestützt auf den Umstand, dass die Heldin des Romans nicht mehr wie im Thalia-Fragment Melite heisst, sondern bereits wie in der Schlussredaktion den Namen Diotima führt, hat er diese Fassung für die Frankfurter Zeit ansetzen zu müssen geglaubt.[1])

Es ist in die Augen springend, wie wenig dieser Name in Wirklichkeit beweist.[2]) Was zwingt uns anzunehmen, dass Hölderlins angebetete Herrin, Susette Gontard, die er unter dem fingierten Namen Diotima besang, der Heldin seines Romans den Namen geliefert habe? Ist nicht das Gegenteil das weit Wahrscheinlichere? —

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass der Dichter

---

[1]) Schon für Karl Litzmann war der Name ausschlaggebend gewesen. Er schreibt: „Der Inhalt bewegt sich vom vierten Capitel ab ganz in dem Gedankenkreise der ersten drei Briefe des Thalia-Fragments, einzelne Sätze und Wendungen sind denselben fast wörtlich entnommen. Wenn diese genaue Anlehnung an das Fragment für die Entstehung in Jena spricht, so ist die Reinschrift, in welcher das Bruchstück uns vorliegt, doch vielleicht erst in Frankfurt angefertigt, da die Geliebte Hyperions nicht mehr Melite, sondern bereits Diotima genannt wird" (Br. 194 f.).

[2]) Dieser Ansicht ist anscheinend auch Böhm. Ohne Litzmanns Argumentierung irgendwie zu berühren, erklärt er, dass in der zu Jena entstandenen „einfachen Kapitelerzählung" die Geliebte Diotima heisse. Vgl. in seiner Einleitung S. XIX.

den Namen Diotima dem Symposion Platons entlehnt hat.[1]) Wir haben verfolgt, welch tiefen Einfluss der dort entwickelte Gedanke auf die Konzeption der metrischen Fassung gewonnen hat. Es liegt nur zu nahe anzunehmen, dass Hölderlin hierbei auch den Namen Diotima mit übernommen hat, vermutlich sogar in der bewussten Absicht, nach dem Muster Platons auch seiner Heldin eine zentrale Stellung innerhalb des Ganzen einzuräumen.

Allein mit der Beseitigung dieser nur scheinbaren Schwierigkeiten ist noch keinerlei Beweis für die Richtigkeit unserer Hypothese erbracht. Ein solcher Beweis wird keineswegs etwa überflüssig durch den einfachen Hinweis darauf, dass beide Partien übereinstimmend und im Gegensatz zu allen anderen Prosafragmenten Kapiteleinteilung tragen.[2])

Wir könnten unsere Beweisführung damit beginnen, dass wir auf Grund genauer stilistischer Vergleichung aller Parallelen die zeitliche Aufeinanderfolge der verschiedenen Fragmentpartien vorerst festzustellen versuchten. Allein, gesetzt auch den Fall, dass mit der Entscheidung der Prioritätsfrage schon viel gewonnen wäre, ein vollgültiger Beweis wird sich

---

[1]) Karl Litzman meint, dass „vielleicht eine der von dem Philosophen Franz Hemsterhuis der Fürstin Gallitzin unter dem Namen Diotima gewidmeten Schriften den Anstoss zur Wahl des Namens gegeben“ habe (Br. 316 Anm.). „Vermischte Philosophische Schriften des H. Hemsterhuis. Aus dem Französischen übersetzt“ waren bereits Leipzig 1782 in 2 Teilen erschienen. Ein 3. Teil folgte Leipzig 1797. Doch war das wichtigste Stück dieses 3. Teils, der Dialog „Alexis oder das goldene Zeitalter“ bereits im Erscheinungsjahr der französischen Originalausgabe (Paris 1787) durch eine vielgelesene Übersetzung von Fr. H. Jacobi (Riga 1787) in Deutschland bekannt geworden. Bei der Beliebtheit, deren sich Hemsterhuis' Dialoge auch bei uns erfreuten, ist es nicht unwahrscheinlich, dass Hölderlin sie gekannt hat. Dagegen ist ausgeschlossen, dass Friedrich Schlegels Aufsatz „Diotima“ unserm Dichter zur Wahl des Namens Veranlassung gab. Denn — von allem andern abgesehen — er erschien erst im Juli- und August-Heft der „Berlinischen Monatsschrift“ vom Jahre 1795. Vgl. „Friedrich Schlegel 1794—1802, seine prosaischen Jugendschriften“, hg. von J. Minor. Wien 1882. 1. Bd. S. 46ff.

[2]) Allerdings scheint Böhm lediglich dieses Argument ins Feld führen zu wollen. Vgl. in seiner Einleitung S. XIX. Wie bereits erwähnt — vgl. oben S. 22 — lassen seine Ausführungen über die von

auf diesem Wege kaum erbringen lassen. Gewiss wäre er möglich, wenn bei der Umgiessung in die neue Form das Prinzip einer reiferen stilistischen Ausgestaltung für den Dichter ausschlaggebend gewesen wäre. Im vorliegenden Falle aber hatte ein anderer, wichtigerer Gesichtspunkt dieses Prinzip in den Hintergrund gedrängt. Er war dem Dichter aufgezwungen durch die Verschiebung der inneren Form. Halten wir diesen Gedanken fest, dann ist uns auch der Weg gewiesen, wie wir die Identität der Rahmenerzählung „Hyperions Jugend" mit Litzmanns „Erster Diotimafassung" zu erhärten haben werden. Die Frage kann nur lauten: Welche innere Form verraten uns die Fragmente dieser sog. „Ersten Diotimafassung", und welche lässt jene Rahmenerzählung uns erwarten?

Es ist das wesentlichste Charakteristikum der Hyperion-Dichtung, dass sie bereits in ihrer ersten Konzeption durchaus bedingt ist durch den beständigen Hinblick auf das Menschenideal, das der junge Dichter in seiner Seele trägt. Nicht das Erlebnis als solches treibt ihn zur Konzeption, sondern dessen Verhältnis zu dem, was sein müsste und werden soll. Der Gesichtswinkel, unter dem es gesehen ist, bildet das wesentlichste Moment der Dichtung. Sie ist, um Schillers klassische Terminologie zu gebrauchen, im ureigentlichsten Sinne sentimentalisch. [1])

---

ihm ebenfalls für die Jenaer Zeit angenommene „dritte Fassung" vermuten, dass auch er beide Partien als zusammengehörig auffasst. In welcher Weise er allerdings beide zu einander in Beziehung bringen will, bleibt durchaus rätselhaft. Denn Karl Litzmann folgend, spricht er nicht nur von einer „einfachen Kapitelerzählung", sondern lässt sich von ihm auch zu der falschen Auffassung verleiten, dass „der Eingang des Romans den jungen Hyperion als den Zögling eines philosophischen Greises" zeige. Wie jedoch schon Sauer gleich zu Anfang richtig erkannte, ist Hyperion eben dieser „gute Mann" selbst. Es hat durchaus den Anschein, als ob Böhm diesen „philosophischen Greis" mit Hyperions altem Lehrer indentifizieren möchte. Denn in jenem ersten Bruchstück spricht der Dichter nie von einem alten, sondern nur von einem „guten" oder „königlichen Mann" (W. II, 11, 25 u. 12, 5).

[1]) Vgl. Schillers Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung" (Säkular-Ausgabe XII. Bd., S. 161 ff.). In zwei Fussnoten (S. 201 ff. u. 221 f.) hat Schiller selbst ausdrücklich betont, dass die Definitionen,

Versuchen wir, auch die Wandlung, die aus dem Thalia-Fragment die metrische Fassung hat werden lassen, unter den Gesichtspunkt der Schillerschen Klassifizierung zu stellen, so werden wir sagen müssen, dass die ursprünglich reine „Elegie" sich zur „strafenden", ja — fast möchte man sagen — bis zur „scherzhaften Satire" weiterentwickelt hat. Nicht ohne tiefen Grund nennt Hyperion in der förmlichen propositio thematis, die in der Prosa-Auflösung das philosophische Eingangsgespräch abschliesst, die Schicksale seiner Jugend „Verirrungen", denen er jetzt oft einen freundlichen Blick gönne. Als Verirrungen muss er sie verurteilen. Aber alle Bitterkeit ist aus seiner Seele längst geschwunden.

Durch diese nachdrückliche Hervorkehrung des Gesichtspunktes, von dem aus Hyperion die Geschichte seiner Jugend zu betrachten gelernt hat, ist die innere Form des Berichtes genauestens festgelegt. Wir wissen im voraus, was wir in den folgenden Kapiteln zu erwarten haben werden. Es wird an beständigen ausgesprochenen und unausgesprochenen Hinweisen auf das, was hätte sein sollen, nicht fehlen. Hölderlins Lebensideal wird das Licht sein, das in Hyperions Jugendgeschichte sich spiegelt.

Die Fragmente jener „Ersten Diotimafassung" entsprechen diesem Programm durchaus. Sie zeigen nicht nur handgreiflich diejenige Tönung, die wir nach dem Eingangskapitel erwarten müssen, sondern an mehr als einer Stelle drängt sich die Reflexion des Erzählers, den epischen Fluss völlig unterbrechend, so sehr in den Vordergrund, dass sie uns mitten in den Ideenkreis jenes Eingangsgesprächs zurückversetzt. Zug für Zug werden wir ihn wiedererkennen.

An einer dieser Stellen, der wichtigsten, wächst der Exkurs sich gleichsam nochmals zu einer kleinen Abhandlung aus:

„Wohl dem, der das Gefühl seines Mangels versteht! wer in ihm den Beruf zu unendlichem Fortschritt erkennt, zu unsterblicher

---

die er den genannten Begriffen gibt, sich mit dem Sprachgebrauch nicht völlig decken. Diese reservatio mag auch mich vor dem Vorwurf der Ungereimtheit schützen, wenn ich es im folgenden unternehme, die hier in Frage stehende Hyperion-Fassung als eine satirische Dichtung zu definieren.

Wirksamkeit, wer im Schmerze der Erniedrigung den kleinen Trost verachten kann, unter den Kleinen gross zu sein, ohne an sich zu verzweifeln und den Glauben an die Götterkraft des Geistes aufzugeben, wer sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, wenn es überall eine Leere findet, und das wenige, was es geben kann, verschmäht fühlt! — Wohl manches jugendliche Gemüt trauert, wie ich einst trauerte, im Gefühle menschlicher Armut, und je trefflicher die Natur, desto grösser die Gefahr, dass es verschmachte im Lande der Dürftigkeit. Mir ist er heilig, dieser Schmerz, so wahr mich's freuet, wenn mir ein freundlich Auge begegnet! Aber sagen möcht' ich der Seele, die mir ihn klagte, dass sie nur darum ihr Paradies verloren hätte, damit sie ein Paradies erschaffe, doch werde dies mit nichten am siebenten Tage vollendet sein, denn der Ruhetag der Geister würd' ihr Tod sein, sagen würd' ich ihr, dass sie, um ihres Adels willen nicht einzig fremder Hülfe vertrauen soll, die treuste Pflege müsse den zu Grunde richten, der müssig von ihr allein sein Heil erwarte, in brüderlichem Zusammenwirken bestehe das Beste, doch sei es auch herrlich, allein zu stehn und sich hindurchzuarbeiten durch die Nacht, wenn es an Kampfgenossen gebreche" (W. II, 47, 11 ff.).

Der hier gegebene Gedanke wird erst ins richtige Licht gerückt, wenn wir die Parallelstelle des Thalia-Fragments ins Auge fassen, aus der er sich herausentwickelt hat:

„Wohl dem, Bellarmin! wohl dem, der sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, der es verstehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlornen Paradieses. Je höher sich die Natur erhebt über das Tierische, desto grösser die Gefahr, zu verschmachten im Lande der Vergänglichkeit!" (W. II, 22, 32 ff.)

Erschöpft sich hier der Gedanke noch völlig in der Schillerschen Antithese „Paradies der Natur — Paradies der Vernunft", so spüren wir dort deutlich, wie Fichtes Betonung der Selbstherrlichkeit des menschlichen Willens dem ursprünglichen Gedanken einen neuen, vertieften Inhalt gibt.

Gleichwohl setzt sich diese Weiterbildung des Gedankens keineswegs so sehr in Widerspruch zu dem im Thalia-Fragment gegebenen, dass sie den innern Gegensatz beider Fassungen klar veranschaulichen könnte. Umsomehr fällt eine andere Parallelstelle ins Gewicht. Vergleichen wir das Ende des vierten Kapitels mit den Schlussworten im ersten Briefe des Thalia-Fragments. Aus dem schmerzvollen Seufzer um die entschwundene Geliebte:

„Melite! o Melite! himmlisches Wesen!" (W. II, 24, 25.)

ist eine trostreiche Betrachtung geworden:

„Jetzt ehr' ich als Wahrheit, was mir einst dunkel in ihrem Bilde sich offenbarte. Das Ideal meines ewigen Daseins, ich hab' es damals geahndet, als sie vor mir stand in ihrer Grazie und Hoheit, und darum kehr' ich auch so gerne zurück zu dieser seligen Stunde, zu dir, Diotima, himmlisches Wesen!" (W. II, 50, 3 ff.)

Deutlich sehen wir, wie die abstrahierende Betrachtung des „weisen" Hyperion der dargestellten Welt der Wirklichkeit alle Wärme entzieht. Selbst die Geliebte, für den Helden des Thalia-Fragments das A und O seines Denkens und Empfindens, hat für ihn im Grunde nur Wert — sub specie aeternitatis.

Noch offenkundiger kommt dies vielleicht zum Ausdruck an einer dritten Stelle, wo der Erzähler, sein Thema verlassend, ganz plötzlich Front macht gegen die selbstsüchtige Engherzigkeit der Liebe, die auch ihn einst verblendete:

„Ich muss es nur geradezu sagen, ich war oft ärgerlich über alles Gute und Wahre, wovon sie sprach, weil sie mich drüber zu vergessen schien. O es ist mir sehr begreiflich geworden, wie der Mensch dahin geraten kann, dass er das Beste, was wir haben, das edle freie Leben des Geistes, zu morden strebt in dem Wesen, woran sein Herz hängt. Es geht mir durch die Seele, wenn ich mir die guten Kinder denke, die sich das Mein! und Dein! so unbedingt, mit solcher Entzückung sagen. Der Missverstand ist so leicht. Und weh ihnen, wenn sie sich missverstehn!" (W. II, 61, 32 ff.)

So störend dieser Exkurs hier im Zusammenhang der Dichtung an sich auch wirken mag, so harmonisch stimmt er zu dem Bilde, das der „weise" Hyperion in jenem Eingangskapitel von der weltenschaffenden Liebe entworfen hat.

Mit bewusster Absicht ist in diesen Exkursen der Standpunkt des Erzählers von neuem festgelegt. Es sind die Lichter, die den Untergrund des Gemäldes klar hervortreten lassen. Und doch wäre die Richtigkeit unserer Hypothese auch hierdurch noch nicht bewiesen, liesse nicht auch der Bericht selbst uns die Physiognomie jenes „weisen Mannes" deutlich wiedererkennen. Aber auch hier findet unsere Hypothese nur neue Bestätigung. Schon der Ton des Berichts spiegelt die in jenem Eingangskapitel fixierte Lebensstimmung aufs klarste wieder: Keine Trauer, keine Klage um die Entschwundene spricht aus Hyperions Worten. Die Leidenschaft der Jugend ist abgetan. Als der Gereifte, der zwar die Erinne-

rung an die einstige Jugendliebe tief im Herzen trägt, aber doch wunschlos und ohne Schmerz nunmehr auf das Vergangene zurückblickt, stellt er das Bild jener seligen Zeit uns vor Augen. Nirgends eine Spur wehmütiger Resignation oder gar verzweiflungsvoller Klage. Mit wahrhaft greisenhafter Klarheit des Blicks verfolgt er die einander ablösenden Phasen seiner Entwicklung.

Weit charakteristischer aber als das Wie? ist das Was? Denn gerade in der Auswahl dessen, was ihm erwähnenswert und bedeutungsvoll erscheint, muss der Standpunkt des Erzählers notwendigerweise klar erkennbar sein.

Einen „Wechsel widerstrebender Extreme" hatte der „weise Mann" in jenem Eingangskapitel die Geschichte seiner Jugend genannt (W. II, 17, 15 f.). Der Inhalt unserer Fragmente entspricht dieser propositio thematis durchaus. Diese Übereinstimmung wiegt umso schwerer, als die neue Fassung sich auch in diesem Punkte von dem Thalia-Fragment streng unterscheidet. Beschränkte sich der Dichter dort lediglich darauf, seinen Helden den Weg zwischen beiden Extremen, jene Bahn von der „Verbrüderung mit Menschen" zur „Abgezogenheit von allem Lebendigen" ein einziges Mal zu führen, so bringt er hier in schnellerem Tempo gleichsam eine mehrfache Wiederholung desselben Themas: In beständigem Auf und Nieder lösen Perioden wärmster Hingabe an die Menschen und pessimistischster Weltflucht einander ab. Diotimas Dazwischentreten macht dem kein Ende. Im Gegenteil: der Stimmungswechsel gewinnt an Wucht, seitdem sie eine Rolle in Hyperions Leben zu spielen begonnen hat. Mit verdoppeltem Schwung ringt er sich vereint mit ihr zur Höhe empor, wenn es gilt, die Menschheit liebend zu umfassen, und mit verdoppeltem Schmerz sinkt er in die Tiefe zurück, sobald er sich von ihr verlassen wähnt.

Fassen wir Diotimas Stellung schärfer ins Auge, so können wir deutlich verfolgen, dass ebenso wie Melite auch sie diejenigen Gedanken in den jungen Hyperion erst hineinträgt, deren konsequente Weiterbildung seinen schliesslichen Standpunkt begründet. Sie nimmt damit gleichsam die Rolle wieder auf, die bereits jener alte Lehrer in Hyperions Leben gespielt

hat. Es ist daher nicht ohne tiefe, gleichsam symbolische Bedeutung, wenn sie sich plötzlich als dessen Tochter entpuppt. Auch der Umstand, dass sie in Hyperions Panegyrikus auf die Alten die Ansicht ihres Vaters wiedererkennt und gerade dadurch die Mutter veranlasst, ihr Geheimnis preiszugeben (W. II, 52, 13 ff.), ist bezeichnend genug.[1]) Die geistige Verwandtschaft beider wird so zur Prämisse erhoben; sie prädisponiert beide gleichsam zur Liebe. Daher das Entzücken, mit dem Hyperion ihre Schilderung einer idealen „Geselligkeit" aufnimmt (W. II, 55, 22 ff.). Es ist dasselbe von Diotimas Vater ererbte Menschheitsideal, das beide schönheitstrunken in ahnender Seele tragen.

Erst dieses utopistische Traumbild einer „Geselligkeit" rückt Diotimas Bedeutung in das vollste Licht. Es tritt an die Stelle der Skizze, in der die Melite des Thalia-Fragments die Grundtendenz jener Fassung angedeutet hatte (W. II, 31, 20 ff.). Aufs schärfste kommt der feine Gegensatz beider Fassungen in diesen beiden Brennpunkten zum Ausdruck. Hatten wir dort gesehen, wie Melite dem mutlosen Freunde jenes „contineri a minimo" als Ziel persönlicher Kultur entgegenhielt, so können wir hier deutlich verfolgen, wie das ursprüngliche Prinzip einer höchstmöglichen Rezeptivität sich zu dem einer grösstmöglichen Spontaneïtät logisch weiterentwickelt hat: auch in der vermeintlichen Passivität ist das aktive Moment erkannt und betont. Deutlich spiegelt sich somit auch hier die im Eingangsgespräch formulierte Tendenz wieder. Diotimas Parallelstellung mit Platons Gedankenträgerin desselben Namens wird uns erst hier klar verständlich: Diotima ist an die Stelle Melites getreten.

[1]) Vielleicht gehen wir nicht fehl, wenn wir sogar verfolgen zu können glauben, wie die Gestalt dieses alten Lehrers entstanden ist. Dem Thalia-Fragment ist sie noch durchaus unbekannt. Gleichwohl finden Diotimas Worte: „So spricht mein Vater auch" in jener älteren Fassung eine förmliche Parallele in den Worten Melites, mit denen sie ihre Ermahnung an Hyperion beschliesst: „Es sind Worte meines Vaters, eine Frucht seiner Leiden, wie er sagt" (W. II, 31, 33 ff.). Ist es nicht wahrscheinlich, dass erst diese Worte dem Dichter den Gedanken eingaben, diesen Vater selbst handelnd einzuführen und zu dem Leben des Helden in Beziehung zu setzen? —

Allem Anschein nach aber hat dies utopistische Traumbild einer „göttlichen Gemeinde", in deren Kult die unmittelbaren Gottheiten der Erde, der Sonne, des Äthers und des Wassers den einen mittelbaren, unaussprechlichen Gott verdrängt haben, sich nicht ohne fremden Einfluss aus der gegebenen ideellen Grundlage herausentwickelt. Die Übereinstimmung mit der in den letzten Blättern von Heinses Ardinghello gezeichneten Kultgemeinde[1]) ist zu überraschend, als dass wir nicht von einer unmittelbaren Beeinflussung überzeugt sein dürften.[2]) Es sind hier wie dort dieselben Naturgewalten, denen die göttliche Verehrung gezollt wird: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Auch Hölderlins Gegenüberstellung des einen, alles umfassenden, ungenannten Gottes scheint durch Heinses Erwähnung des „unbekannten" Gottes veranlasst.[3])

Für die Charakterisierung Diotimas bezeichnet dieses utopistische Traumbild den Höhepunkt. Sie selbst scheint sich auch durchaus bewusst, in ihm den Kernpunkt ihres Wesens ausgesprochen zu haben. Nachdrücklichst betont sie, was dieser geistige Besitz ihr gilt. Durch ihn fühlt sie sich erhaben über alle „die Armen, die sich vor uns müde ringen und abkümmern,

---

[1]) Vgl. Wilhelm Heinses Sämtliche Werke, hg. von C. Schüddekopf. 4. Bd. (Leipzig 1902). S. 389.

[2]) Dass Hölderlin den Ardinghello bereits früher gekannt hat, lässt uns der Umstand vermuten, dass seine 1790 entstandene und in Stäudlins „Musenalmanach für das Jahr 1792" erstmalig gedruckte „Hymne an die Göttin der Harmonie" ein Zitat aus dem Ardinghello als Motto trägt. Doch ist vielleicht bemerkenswert, dass die in Stuttgart verwahrte Handschrift dieses Gedichts das Motto noch nicht kennt. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Dr. Theodor Reuss zu Tübingen, einem Schüler Hermann Fischers. Er hat den Beziehungen zwischen „Heinse und Hölderlin" eine überaus gründliche Spezialuntersuchung gewidmet, die noch im Laufe dieses Winters als Tübinger Doktor-Dissertation erscheinen wird. Sie bringt insbesondere alle nur erdenklichen Parallelen zwischen Ardinghello und Hyperion und gelangt zu dem Schluss, dass „der durch den Ardinghello vermittelte literarische Einfluss Heinses ganz bedeutend" gewesen sei. Vgl. auch Petzold: „Hölderlins Brod und Wein" S. 22 ff.

[3]) Es ist durchaus nicht unmöglich, dass Hölderlin Heinses offenbare Persiflage auf Apostelgeschichte 17,23 gar nicht erkannt hat.

ohne dass sie wissen worüber? weil ihnen das Eine, was not ist, nicht erscheint“ (W. II, 56, 32 ff.).

Es ist schwerlich Zufall, dass der Dichter die biblische Wendung von dem „Einen, was not ist“ gerade hier an dieser Stelle gebraucht. Er als Theologe musste wissen, was dieses Wort bedeuten will. Und sicher würde er es vermieden haben, wäre er sich nicht klar bewusst gewesen, gerade in diesem Kernpunkt christlicher Lehre noch völlig auf dem Boden biblischer Anschauung zu stehen. Unzweideutig verweist somit auch der Mittelpunkt dieses Gedankenkomplexes auf die in jenem Eingangsgespräch entwickelte Idee einer weltenschaffenden Liebe.

Alle diese Argumente machen es, denke ich, zweifellos, dass jene Fragmente, die Berthold Litzmann zu seiner sog. „Ersten Diotimafassung“ zusammengestellt hat, in Wirklichkeit nichts anderes als weitere Bruchstücke der Rahmenerzählung „Hyperions Jugend“ darstellen. Beide Fragmentpartien stehen innerlich im engsten Zusammenhang. Da sie beide Kapiteleinteilung tragen, so besteht keinerlei Schwierigkeit, sie auch äusserlich in die richtige Verbindung zu bringen, d. h. die Grösse der Lücke zu bestimmen, die beide trennt. Es fehlen: das zweite Kapitel, bis auf den kurzen Anfang, und der grösste Teil des dritten Kapitels. Es lässt sich annehmen, dass Hyperions Schilderung seiner Freundschaft mit dem alten Lehrer, dem Vater Diotimas dieses ganze dritte Kapitel gefüllt hat. Eine gemeinsame Reise nach Delos und dem Cynthus wird im folgenden zweimal erwähnt (W. II, 52,37 u. 60,32 ff.). Für das zweite Kapitel blieben dann die Erinnerungen aus Hyperions Kindheit, von deren Inhalt das letzte Quartblatt der metrischen Fassung uns eine ungefähre Vorstellung gibt.

Mit dieser Annahme wäre alsdann auch ohne weiteres jene Stelle aus Schwabs Biographie in Einklang zu bringen, die uns von einer „Schilderung der Knabenjahre“ berichtet, „wo Hyperion mit ziemlicher Weitläufigkeit erzählt, wie er sich einst seine kindische Sehnsucht zu befriedigen, heimlich in der Nacht zu einem Bilde der Panagia, der griechischen Madonna, geschlichen und es inbrünstig geküsst

habe".[1]) Karl Litzmann hat diese Notiz auf die Parallelstelle in der metrischen Bearbeitung deuten zu dürfen geglaubt.[2]) Dem gegenüber ist zu bemerken, dass Schwab sicherlich die „ziemliche Weitläufigkeit" nicht ausdrücklich hervorgehoben haben würde, wäre ihm die Schilderung nicht als eine weitläufige genau in Erinnerung gewesen. Auch würde ihm schwerlich entgangen sein, dass er fünffüssige Jamben vor sich habe. Von einer metrischen Bearbeitung weiss aber Schwab allem Anschein nach nichts. Sicherlich würde er sie sonst erwähnt haben.[3])

Als Hölderlin zu Beginn seines Jenenser Aufenthalts die neue Bearbeitung des Hyperion in Angriff genommen hatte, da war er — nicht nur seine Briefe, die Fragmente selber beweisen es — durchglüht von der Begeisterung für das neue Lebensideal, das in seiner Dichtung erblühen sollte. Der unerschütterliche Glaube an dessen Realisierbarkeit beherrscht sein Denken und Empfinden.

Aber sein Enthusiasmus schwindet bald. Vielleicht würde er die Arbeit gänzlich liegen gelassen haben, wenn sich nicht bereits Cotta auf Schillers Empfehlung hin hätte bereit finden lassen, das Werk in Verlag zu nehmen (Br. 266). Somit war er gewissermassen gebunden. Auch mochte er

---

[1]) Vgl. Friedrich Hölderlins sämmtliche Werke, hg. von Ch. Th. Schwab. Stuttgart und Tübingen 1846. 2. Bd. S. 282.

[2]) Vgl. Karl Litzmanns „Hölderlinstudien" a. a. O. S. 411.

[3]) Dieser Vermutung widerspricht keineswegs der Umstand, dass sämtliche vier metrischen Fragmente gerade aus dem Nachlass Schwabs an die Stuttgarter Landes-Bibliothek gekommen sind. Denn einerseits ist hier zu bemerken, dass die bisher allein bekannt gewesenen drei metrischen Fragmente auch heute noch nicht dem Faszikel der übrigen Hyperion-Papiere einverleibt sind, sondern sich unter dem Titel „Ungereimte fünffüssige Jamben" bei den übrigen metrischen Stücken befinden. Da der Name Hyperion sich im Texte nirgends findet, so ist anzunehmen, dass Schwab sie nie als Hyperion-Bruchstücke erkannt hat. Andererseits ist nicht zu vergessen, dass Schwab bereits mit 25 Jahren seine Hölderlin-Biographie hat erscheinen lassen. Da er erst 1883 im Alter von 62 Jahren starb, so ist es nicht unmöglich, dass die genannten Fragmente erst nach 1846 in seinen Besitz gelangt sind. Über die Herkunft der in Stuttgart liegenden Hölderlin-Papiere vgl. Karl Litzmanns „Neue Mittheilungen über Hölderlin" (Archiv für Litteraturgeschichte, hg. von Schnorr von Carolsfeld. XV. Bd.) S. 69.

wohl die 100 Gulden nicht fahren lassen, die Cotta für das erste Bändchen zahlen wollte (Br. 275). Er will daher die Arbeit zu Ende bringen. Aber die Illusionen, in denen er sich einstmals wiegte, sind geschwunden. Schon im April 1795 bittet er den Freund Neuffer um schonende Nachsicht: „Scandalisire Dich nicht an dem Werkchen! Ich schreib' es aus, weil es einmal angefangen, und besser, als gar nichts ist, und tröste mich mit der Hoffnung, bald mit etwas anderem meinen Kredit zu retten" (Br. 270). Und in einem Briefe an die Mutter vom 22. Mai 1795 nennt er seinen Hyperion ein „unbedeutendes Manuscript" (Br. 275).

Es läge an sich überaus nahe, anzunehmen, dass Goethes Wilhelm Meister, der noch kurz vor Weihnachten 1794 zu erscheinen begonnen hatte, von bestimmendem Einfluss auf diesen Stimmungswechsel Hölderlins gewesen sei.[1]) Durch nichts findet jedoch eine solche Annahme irgendwelche Bestätigung. Nur ein einziges Mal erwähnt der Dichter Goethes Roman, und zwar zu einer Zeit, als seine Arbeit noch im vollem Gange ist. „Hast Du Göthens neuen Roman, Wilhelm Meister gelesen?" fragt er am 19. Januar 1795 in einem Briefe an Neuffer. „Nur Göthe konnt' ihn schreiben. Besonders wirst Du Dich über das Ständchen vor Mariannens Hause und das Gespräch über die Dichter freuen" (Br. 253). Und geschäftig kehrt er zu seiner „eignen Geschichte" zurück. Es klingt, als komme ihm gar nicht der Gedanke, dass hier in Wilhelm Meister seinem Hyperion ein Rivale erwachse, der ihm möglicherweise noch vor der Geburt das Lebenslicht ausblasen könne. Die vergleichende Parallele zwischen beiden Dichtungen, die uns heute so nahe liegt, lag sie ihm ferner? —

Wenn etwas ihn verleiten konnte, über den ideellen Gehalt des Goetheschen Romans hinwegzusehen, so war es

---

[1]) Böhm sucht umgekehrt die Entstehung der „dritten Fassung" auf den Einfluss des Wilhelm Meister zurückzuführen: „Offenbar unter dem Einfluss des „Wilhelm Meister" wird die früher durch eine Briefform verwickelte Anlage in eine einfache Kapitelerzählung geklärt, die Schilderung verbreitert und die glühende Sprache unter strenger Verleugnung des individuellen Rhythmus zu Goethischer Ruhe abgekühlt." Vgl. in seiner Einleitung S. XIX.

gerade Goethes innerer Stil, sein mit immer reiferen Mitteln arbeitendes Bestreben, nichts rein äusserlich zu akzentuieren, sondern das „Bedeutende" durch sich selbst sprechen zu lassen. Lag es in Hölderlins Natur, gleichsam sich überstürzend, das Resultat vorwegzunehmen, so schien Goethe sich immer mehr des Genusses zu freuen, die Frucht langsam reifen zu sehen. Bedeutete die innere Form des Hyperion gewissermassen einen Abstieg aus der Höhe, so war die des Wilhelm Meister einem allmählichen Aufsteigen vergleichbar. Erst nachdem im Wilhelm Meister das letzte Wort gesprochen, war ein wirklicher Vergleich beider Dichtungen überhaupt möglich. Als aber Goethe den vierten Band seiner Lehrjahre im Oktober 1796 dem bereits im November 1795 erschienenen dritten Bande endlich folgen liess, war die Krisis bei Hölderlin längst überwunden.

Auch geht es nicht an, diesen Stimmungswechsel etwa kurzer Hand mit der Behauptung abtun zu wollen, Hölderlin habe seinen „Fichteschen Glauben" verloren. Gerade für diese und die nächstfolgende Zeit lässt sich am ersten beweisen, wie sehr Hölderlins Denken sich noch in Fichteschen Bahnen bewegte.

Und doch ist eine Wandlung in seiner inneren Stellung zu Fichte durchaus zu vermuten. Auch sind wir gewiss auf richtiger Fährte, wenn wir Hölderlins plötzlichen Stimmungswechsel mit ihr in Verbindung bringen. Nur ist der Kausalzusammenhang zweifellos der umgekehrte. Nicht der Zweifel an Fichtes System bedingt seine Niedergeschlagenheit. Sondern ein höchstens dem Psychiater erklärlicher Depressionszustand,[1]) den des Dichters kommende Geistesnacht gleich

---

[1]) Gleichwohl ist es nicht nötig, auch die Erklärung für Hölderlins plötzliche Rückkehr in die Heimat ausschliesslich in ihm zu suchen. Denn das zeitliche Zusammenfallen seines Wegganges von Jena mit Fichtes Rückzug nach Osmannstädt, zu dem dieser sich infolge seines Konflikts mit dem Unitistenorden zu Beginn des Sommersemesters 1795 veranlasst sah (vgl. „Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel" 2. Aufl. Leipzig 1862. 1. Bd. S. 257 ff.), wird kaum Zufall sein. Es scheint allen Hölderlin-Biographen bisher entgangen zu sein. Denn Fichtes Brief an Reinhold vom 2. Juli 1795 lässt uns vermuten, dass seine Anhänger — Hunderte von Studenten hatten sich, wie er

einem Schatten vorauswirft, raubt ihm die Kraft, sich dauernd auf der Höhe Fichtescher Weltbetrachtung zu halten.

Den Subjektivismus Fichtes hatte eine starke, energievolle, ihrer selbst gewisse Seele geboren. Sie fühlte sich nicht nur stark genug, ihre Welt aus sich selbst zu erschaffen, sie hatte auch die Kraft, einem Atlas gleich diese Welt in allem Wandel der Zeit auf starker, nie ermüdender Schulter zu tragen. Was die überzarte Dichterseele Hölderlins in Fichtes Gedankenbahn hineindrängte, war kein überquellendes Kraftgefühl, sondern lediglich die durch Kant vermittelte Erkenntnis von der Bedeutung des Subjekts. Wohl konnte blinder Enthusiasmus den Dichter verleiten, es dem „Titanen" nachzutun. Stunden der Ernüchterung mussten ihm bald sagen, dass er im Begriffe stehe, sich in eine Weltbetrachtung zu verlieren, der nur die stärksten, ihrer selbst allzeit gewissen Gemüter gewachsen waren.

Nur zu bald musste dieser innere Widerspruch seinem vollen Umfang nach zutage treten. „Ewig Ebb' und Fluth" hatte der Dichter den beständigen Stimmungswechsel seines Innern einst genannt (Br. 130). Jetzt im April 1795 bekennt er bescheiden, dass er „alle Tage, die Gott giebt, durch eine andere Brille sieht, die ihm, wer weis woher? aufgesezt wird" (Br. 270). Heute besingt er mit Begeisterung die weltenschaffende Liebe, und morgen klagt er verzweiflungsvoll, dass er den Tod nicht begreife in Gottes Welt (Br. 272). Gerade dieser Brief, den er nach dem Tode von Neuffers Braut an diesen richtet, zeigt uns deutlich, wie lediglich die erneute Lektüre von Neuffers Brief vermögend ist, den Dichter aus dem Zustand trostloser Klage zu der Höhe seiner alten Betrachtung emporzureissen. Er will dem Freunde Trost zusprechen, und des Freundes Brief tröstet ihn. Wie oft brauchte er Trost und Zuspruch. Und wie gern und leicht liess er sich trösten.

---

schreibt, für ihn „ins Gewehr gestellt", um ihn vor den tätlichen Angriffen der Unitisten zu schützen — nach seinem Weggang scharenweise die Universität verliessen (vgl. ebd. 2. Bd. S. 217 ff.). Auch hatte Hölderlin schon vorher die Absicht geäussert, Jena baldmöglichst zu verlassen (Br. 273).

Aber die Trösterin, die ihm einst alles war, deren Zuspruch ihn stets selbst aus dem tiefsten Leid aufzurichten vermochte, ist nicht mehr. Tot ist die Welt um ihn, als deren Kind sich zu fühlen, einst die Quelle seiner Freuden war. Seelenlos die Natur, nur er selbst lebend, er, der Herr und Schöpfer der Welt, unter Larven die einzige fühlende Brust, zeugend den Geist, die Liebe, welche Welt und Natur beseelen soll. Er ist so reich geworden über Nacht und fühlt sich doch so arm, so verlassen in dieser liebeleeren Welt. Sein Empfinden wird zur Elegie, zur Klage um die verlorene Trösterin seiner Kindheit. Tiefpoetisch spricht sie in den letzten Strophen des Gedichts „An die Natur" sich aus:

„Tot ist nun, die mich erzog und stillte,
Tot ist nun die jugendliche Welt,
Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
Tot und dürftig wie ein Stoppelfeld;
Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,
Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muss die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,
Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Dass so ferne dir die Heimat liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt."
(W. I, 146 f.)

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die Vermutung Karl Litzmanns, der das Gedicht nach Hölderlins Rückkehr aus Jena entstanden glaubt, das Richtige trifft (Br. 199 f.).[1] Aber es ist gewiss ebenso unzweifelhaft, dass ihm die Bezugnahme auf Fichte zugrunde liegt, wie wir sie hier entwickelt haben.

Aber vielleicht wäre Hölderlin nie darauf verfallen, über seine veränderte Stellung zur Natur mit solcher Niedergeschlagenheit zu philosophieren, wäre ihm die Anfechtbarkeit des Fichteschen Standpunkts nicht gerade damals von fremder Seite besonders nahe gerückt worden. Diese Kritik

[1]) Vgl. auch Petzold: „Hölderlins Brod und Wein" S. 24.

fand bei ihm um so günstigere Aufnahme, als sie einerseits von fichtefreundlicher Seite kam, und andererseits durchaus in der Richtung seines persönlichen Empfindens lag. Es war nur zu natürlich, dass derjenige Denker, der, ausgehend von der Frage nach der Subjektivität des Nicht-Ich, Fichtes System umzugestalten begann, einen beherrschenden Einfluss auf Hölderlins Weiterentwicklung gewinnen musste: F. W. J. Schelling.

Es gehört mit zu den seltsamsten Verwicklungen in Hölderlins Schicksalen, dass der von Fichteschem Subjektivismus überreizte, gefühlskranke junge Dichter gerade diesem Manne in die Arme läuft. Nur der Umstand, dass beide in enger Jugendfreundschaft miteinander verbunden waren, macht das Seltsame dieses Zufalls weniger offensichtlich. Ende Juli oder Anfang August 1795 besucht Hölderlin den jungen Schelling im Tübinger Stift.[1]) Für beide war es ein völlig neues Anknüpfen. Denn seit Hölderlins Abgang vom Stift war allem Anschein nach jeglicher Konnex zwischen beiden verloren gegangen.[2]) Auf dem Rückwege nach Nürtingen begleitet Schelling den Dichter. Ihre Unterhaltung dreht sich um Philosophie.[3])

Dieses Zusammensein der beiden Freunde wird zu einem der wichtigsten Wendepunkte in Hölderlins Entwicklungs-

[1]) Am 21. Juli weiss Schelling dem Freunde Hegel nur zu melden, dass Hölderlin, wie er höre, zurückgekommen sei (vgl. „Aus Schellings Leben. In Briefen.“ Leipzig 1869—70. 1. Bd. S. 80). Aber bereits am 30. August hat Hegel in Bern von Hölderlins Besuch in Tübingen Kenntnis (vgl. „Briefe von und an Hegel“, hg. v. Karl Hegel. Leipzig 1887. 1. Theil, S. 22).

[2]) Zu Anfang des Jahres 1795 beklagt sich Schelling in einem Briefe an Hegel, dass Hölderlin seiner Freunde im Stift „noch nie gedacht“ habe (vgl. „Aus Schellings Leben“ 1. Bd. S. 71). In seiner Antwort verspricht Hegel, Hölderlin zu mahnen (vgl. „Briefe von und an Hegel“ 1. Theil, S. 13). Wir wissen aber weder, ob Hegel sein Versprechen gehalten — zweifellos sind Briefe verloren —, noch ob seine Mahnung irgend welchen Erfolg gehabt hat. Vielleicht war Hölderlins Besuch der Erfolg.

[3]) Schellings Biograph erzählt, dass bei dieser Gelegenheit Schelling u. a. geklagt habe, wie weit er noch in der Philosophie zurück sei. Da habe ihn Hölderlin mit den Werten getröstet: „Sei du nur ruhig, du bist grad' so weit als Fichte, ich habe ihn ja gehört“ (vgl. „Aus Schellings Leben“ 1. Bd. S. 71).

gang. Der geniale zwanzigjährige Schelling schlägt den um fünf Jahre älteren Dichter völlig in seinen Bann. Denn nach Hause zurückgekehrt, versenkt sich auch Hölderlin von neuem in die Tiefen rein spekulativen Denkens. Er fasst den Plan einer philosophischen Untersuchung, die er für Niethammers neugegründetes „Philosophisches Journal" bestimmt.[1]) In seinem Brief an Schiller vom 4. September 1795 setzt er das Thema dieser Arbeit des näheren auseinander (Br. 278). Es ist nichts als die Weiterführung eines bereits von Schelling klar gefassten Gedankenganges:

„Ich suche mir die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie zu entwickeln, ich suche zu zeigen, dass die unnachlässige Forderung, die an jedes System gemacht werden muss, die Vereinigung des Subjekts und Objekts in einem absoluten — Ich oder wie man es nennen will — zwar ästhetisch, in der intellektualen Anschauung, theoretisch aber nur durch eine unendliche Annäherung möglich ist, wie die Annäherung des Quadrats zum Zirkel, und dass, um ein System des Denkens zu realisiren, eine Unsterblichkeit eben so nothwendig ist, als sie es ist für ein System des Handelns. Ich glaube dadurch beweisen zu können, in wie fern die Skeptiker recht haben, und in wie fern nicht" (Br. 278).

So dunkel diese Worte auf den ersten Blick scheinen mögen,[2]) sie erhalten vollstes Licht, sobald wir Schellings „Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kriticismus", die noch in ebendem Jahre in Niethammers „Philosophischem Journal" zu erscheinen begannen,[3]) zur Interpretation mit heran-

[1]) Niethammer hatte seinen Landsmann Hölderlin schon im Frühjahr 1795 gelegentlich ihres Beisammenseins in Jena um Beiträge angegangen (Br. 265 u. 284).

[2]) Die Hölderlinforschung ist denn auch bisher stets an ihnen vorbeigegangen, selbst Dilthey weiss anscheinend nichts mit ihnen anzufangen. Petzold spricht sogar von der „witzigen (!) Idee, das Postulat unendlicher Fortdauer auf das Gebiet des Denkens zu übertragen", und folgert aus ihr des Dichters Unfähigkeit, „eine grössere abstracte Ideenfolge consequent und scharf auszudenken". Vgl. Petzold: „Hölderlins Brod und Wein" S. 25 Anm.

[3]) Vgl. Niethammers „Philosophisches Journal", 7. Heft (1795) S. 177—203 und 11. Heft (1796) S. 173—239. Wiederabgedruckt in Schellings „Philosophischen Schriften" (Landshut 1809) S. 115—200. Darnach in „Schellings sämmtlichen Werken" (Stuttgart und Augsburg 1856—61) 1. Abth. 1. Bd. S. 281—341.

ziehen. Hölderlins Plan erscheint durchaus als ein Exkurs zu Schellings „Briefen". Die Abhängigkeit ist insofern völlig zweifellos, als Schelling hier die Vorarbeit geleistet hat, ohne die Hölderlins Untersuchung kaum denkbar wäre. Denn gerade in den „Briefen" hatte Schelling die Vereinigung von Subjekt und Objekt in einem Absoluten als implicite gegebene Forderung eines jeden philosophischen Systems aufgestellt[1]) und behauptet, dass sie ebenso wie für den Dogmatiker Spinoza für den Kritizisten möglich sei in der „intellektualen Anschauung"[2]), dass dagegen die theoretische Realisierung der Identität von Subjekt und Objekt stets nur ein Postulat des Denkens bleiben könne.[3]) Aus diesem Gedankengange ergibt sich Hölderlins Behauptung, dass das Vorrücken auf diesem Wege die nie endende Geschichte des menschlichen Geistes repräsentiere, gleichsam von selbst.

Aus alledem folgt mit unzweifelhafter Gewissheit, dass Hölderlin diese Briefe noch vor ihrer Veröffentlichung, wenigstens ihrem Inhalte nach gekannt hat. Schelling hatte sie ihm entweder im Manuskript geliehen, oder ihm mündlich Ausführliches über sie berichtet. Denn dass beide Freunde auch noch nach des Dichters Besuch in Tübingen zuweilen zusammen waren, lässt Hölderlins Brief an Niethammer vom 22. Dezember 1795 uns vermuten (Br. 284).[4])

Mit dieser Feststellung ist der Beweis geliefert, dass Hölderlin während seines Nürtinger Aufenthaltes in geistige Abhängigkeit zu Schelling gerät. Mit ihm ist uns für die Ergründung des Umschwungs, der sich um diese Zeit in des Dichters Seele vorzubereiten beginnt, die notwendige Handhabe geboten. Was Hölderlin zu jener Zeit in sich erlebt,

---

[1]) Werke 1. Abth. 1. Bd. S. 298, vgl. auch ebd. S. 308.

[2]) Werke 1. Abth. 1. Bd. S. 317 ff. Der Gebrauch dieser Form ist Schelling durchaus eigentümlich. Fichte redet stets nur von „intellektueller Anschauung".

[3]) Werke 1. Abth. 1. Bd. S. 331 ff.

[4]) Schelling weilte nach seinem im August 1795 erfolgten Abgang von Tübingen zunächst im Elternhause zu Schorndorf, dann aber seit Ende September oder Oktober in Stuttgart im Hause des auch Hölderlin näher bekannten Professor Ströhlin. Vgl. „Aus Schellings Leben" 1. Bd. S. 90.

ist die Weiterbildung seines Fichteschen Glaubens zu dem Schellings.[1])

Noch war kein volles Jahr vergangen, seitdem Schellings individuelles Denken den ersten selbständigen Ausdruck gefunden hatte. In genialem Wurf hatte der Zwanzigjährige in seinem Buche „Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen"[2]) Fichtes System reproduziert. War seine Erstlingsschrift vom Herbst 1794 „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt"[3]) noch nicht über die Schranken der Schülerarbeit hinausgekommen, so legt bereits hier der Gegensatz

---

[1]) Man pflegt zu sagen, dass Hölderlin mit seiner Untersuchung nicht ins reine gekommen sei. Zwar können wir in den Briefen die Spuren der Arbeit noch bis zum Februar 1796 hin verfolgen (Br. 280, 284 u. 375), auf uns gekommen aber ist von ihr leider nichts, ausgenommen ein unbedeutendes Fragment der Stuttgarter Landesbibliothek (Cod. poet. et phil. fol. 63, fasc. 3, Nr. 14), auf das Petzold zuerst hingewiesen hat (vgl. „Hölderlins Brod und Wein" S. 25 Anm.). Die Sachlage erscheint jedoch in ziemlich anderem Licht, wenn wir bedenken, dass Schelling selbst noch in ebendem Jahre 1796 das von Hölderlin formulierte Thema zu behandeln begann. Das glänzende Resultat seiner Untersuchung bildete seine „Allgemeine Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur" (vgl. Fichte und Niethammers „Philosophisches Journal", Jahrgang 1797, 1.—6. u. 10. Heft. Wiederabgedruckt in Schellings „Philosophischen Schriften" S. 201—340 unter dem Titel „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre", unter letzterem Titel auch in den „sämmtl. Werken" 1. Abth. 1. Bd. S. 343—452). Die Vorstellung der Überwindung Kants durch Fichte hatte sich ausgewachsen zur Idee einer Geschichte des weltenschaffenden Ichs. Es ersteht die Frage, wie wir Hölderlins Beziehung zu dieser Arbeit aufzufassen haben. Höchst wahrscheinlich hat Schelling von Hölderlins Plan gewusst. Es ist daher nicht anzunehmen, dass Schelling Hölderlins Idee ohne Rücksichtnahme auf den Freund verwertet habe. Viel näher liegt die Annahme, dass Hölderlins Plan überhaupt auf eine Anregung Schellings zurückging, dass die grundlegende Idee in Schellings Kopf entsprang, dass er ihre Ausarbeitung dem Freunde überliess, sein geistiges Eigentum aber wieder zurückerbat, als das Thema ihm selber näherzutreten begann.

[2]) Tübingen, bei Jakob Friedrich Heerbrandt 1795. Wiederabgedruckt in Schellings „Philosophischen Schriften" S. 1—114. Darnach in den „sämmtl. Werken" 1. Abth. 1. Bd. S. 149—244.

[3]) Tübingen, bei Jakob Friedrich Heerbrandt 1795. Wiederabgedruckt in den „sämmtl. Werken" 1. Abth. 1. Bd. S. 85—112.

gegen Fichte sich fest. Des Meisters Lehre erhält in der Auffassung des Schülers eine klarere Physiognomie. Indem der subjektive Idealismus zum absoluten sich umgestaltet, beginnt er sich mit jenem Zauber zu umkleiden, den kurz vorher der Spinozismus auszustrahlen begonnen hatte, und öffnet auch seinerseits einem neuen Pantheismus Tor und Tür.

Schelling hatte seine Schrift bald nach Erscheinen im Juli 1795 an Hegel nach Bern gesandt.[1]) Ob auch Hölderlin gleichzeitig ein Exemplar erhalten hatte, erscheint angesichts der gelockerten Beziehungen zwischen beiden Freunden ziemlich fraglich.[2]) Es ist jedoch der Zeit nach keineswegs ausgeschlossen, dass Hölderlin Schellings Schrift noch in Jena zu Gesicht bekommen hatte, vielleicht durch Fichtes Vermittlung.[3])

Es ist sehr gut möglich, dass Hölderlins Interesse an Schellings Arbeit die tiefere Veranlassung zu seinem Besuch in Tübingen gewesen ist. In diesem Falle war im Gespräch mit dem Autor ihm die beste Gelegenheit geboten, über etwaige unklar gebliebene Stellen die gewünschte Aufklärung zu erhalten. Kannte aber der Dichter Schellings Schrift bis dahin noch nicht, so hat er sie zweifellos gelegentlich dieses Besuches allerspätestens erhalten und sie, angeregt durch das philosophische Gespräch mit dem Autor, nach seiner Rückkehr nach Nürtingen eingehend studiert.

Die Wirkung, die Schellings neue Wendung auf den Dichter ausüben musste, konnte keine kleine sein. Denn im Ausgangspunkte, der Würdigung des Kritizismus, waren sich beide durchaus einig. Auch für Hölderlin gab es auf dem

---

[1]) Vgl. Schellings Begleitbrief vom 21. Juli 1795 („Aus Schellings Leben" 1. Bd. S. 77 ff.) und Hegels Antwort vom 30. August desselben Jahres („Briefe von und an Hegel" 1. Theil, S. 17 ff.).

[2]) Doch geht aus Schellings Brief an Hegel — er ist datiert vom 21. Juli — hervor, dass er von Hölderlins Heimkehr bereits erfahren hat. Die Adressierung hätte also keinerlei Schwierigkeiten geboten.

[3]) Fichtes Brief an Reinhold vom 2. Juli 1795 bezeugt, dass dieser bereits damals Schellings Schrift flüchtig gelesen hatte (vgl. „Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel" 2. Aufl. 2. Bd. S. 217). Schelling wird sie ihm wohl, wie er dies bei seiner Erstlingsschrift auch getan hatte, sofort nach Erscheinen zugesandt haben.

von Fichte eingeschlagenen Weg kein „Zurück“, sondern nur ein „Über ihn hinaus“. Aus tiefster Seele aber musste er die Scheidung von Ich und Subjekt, wie Schellings Betrachtung sie anbahnte, mit Freuden begrüssen. Sie lag auf dem Weg, auf den sein allerpersönlichstes Empfinden ihn von jung auf geleitet hatte. Jetzt plötzlich erkennt er den Subjektivismus Fichtes als die Frucht einer Lebensstimmung, der er nicht gewachsen ist. Alte Knabenerinnerungen erwachen in ihm. Wenn er sich die Zeit vergegenwärtigt, wo die stille Versenkung in das Walten der Natur seine Seele noch mit bangem Schauer erfüllte, dann erscheint ihm Fichtes subjektivistische Auffassung des Nicht-Ich im Lichte einer grandiosen Verirrung. Der Gedanke an Fichtes Flucht aus Jena kommt hinzu, und die Konzeption des Empedokles, der bereitwilligst Verbannung und Tod auf sich nimmt, weil er in Stunden schwärmerischer Begeisterung sich selbst für einen Gott erklärte, ist in allen wesentlichen Einzelheiten gegeben.[1])

---

[1]) Bereits Petzold bringt das Empedoklesproblem mit Fichte in Zusammenhang: „Zu beiden Conflicten, die in der Tragödie zum Austrag kommen: dem zwischen dem Denker und den Göttern (= dem All), und dem zwischen dem Denker und der bürgerlichen Mitwelt, haben Fichtes Lehre und Schicksale Züge hergeliehen“. Vgl. „Hölderlins Brod und Wein“ S. 26 Anm. 2.

V. KAPITEL.

DIE LOVELL-FASSUNG.

Um die Wende des Jahres 1795 verlässt Hölderlin abermals die Heimat, um zu Frankfurt a. M. im Hause des Kaufmanns Gontard sein Glück zu suchen. Es muss uns auffallen, dass der Dichter von diesem Zeitpunkt an bis zum Erscheinen des ersten Bandes des Hyperion im Frühjahr 1797 in den uns überlieferten Briefen den Roman kaum flüchtig erwähnt. Nirgends eine Notiz, die uns über sein inneres Verhältnis zu dem Werke irgendwelchen Aufschluss gäbe. Dass diesem Schweigen eine bewusste Absicht zugrunde lag, beweist ein Brief an den Bruder vom 19. Januar 1797, wo der Dichter seinen „Eigensinn", nichts von seinen Arbeiten verraten zu wollen, offen bekennt (Br. 401).

Gleichwohl liefert uns das Wenige, das wir aus dieser Zeit über den Roman erfahren, mehrere wertvolle Anhaltspunkte. Vor allem aber bezeugt uns ein späterer Brief Hölderlins an Schiller die Tatsache einer nochmaligen gründlichsten Umarbeitung. Denn er schreibt gelegentlich der Übersendung des ersten Bandes seines Hyperion am 20. Juni 1797: „Sie haben sich des Büchleins angenommen, da es, durch den Einfluss einer widrigen Gemüthsstimmung und fast unverdienter Kränkungen gänzlich entstellt, und so dürr und ärmlich war, dass ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit freierer Ueberlegung und glücklicherm Gemüthe von Neuem angefangen, und bitte Sie um die Güte, es bei Gelegenheit durchzulesen und mich durch irgend ein Vehikel Ihr Urtheil wissen zu lassen" (Br. 410).

Dass Hölderlin hier nicht etwa die Umarbeitung der Thalia-Fassung im Auge hat, beweisen die beiden Faktoren, auf die er die Mangelhaftigkeit der von ihm verworfenen Bearbeitung zurückführen zu dürfen glaubt: „eine widrige Ge-

müthsstimmung" und „fast unverdiente Kränkungen".[1]) Beide sind nur zu deuten auf die Zeit von Hölderlins Nürtinger Aufenthalt während der zweiten Hälfte des Jahres 1795.

---

[1]) Was der Dichter unter diesen „fast unverdienten Kränkungen" verstanden haben mag, bildet für den Hölderlin-Biographen noch immer eine offene Frage. Zweifellos sind die Worte mit einer anderen Briefstelle in Verbindung zu bringen, in der Hölderlin sich über die Familie Gontard äussert: „Es sind wirklich seltene Menschen, unter denen ich bin, und um so schätzbarer für mich, weil ich sie so zu rechter Zeit fand, weil einige bittere Erfahrungen mich wirklich gegen Verhältnisse aller Art hatten misstrauisch gemacht" (Br. 384). Fast zwei Jahre später, im Februar 1798, spricht er abermals von „unaussprechlich schmerzlichen Erfahrungen", die er einst habe machen müssen. Allem Anschein nach war er kurz vorher aufgefordert worden, die Briefe zurückzusenden, die er von seiner Tübinger Liebe, Elise Lebret, in früheren Jahren empfangen hatte. Zwar nennt der Brief keinen Namen. Die weiteren Ausführungen aber lassen keine andere Deutung zu. In diesem Briefe heisst es u. a.: „Ich hab' es genug gebüsst durch eine Frivolität, die sich dadurch in meinen Charakter einschlich, und aus der ich nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand" (Br. 432). Ein späterer Brief an die Mutter lässt uns vermuten, dass der endgültige Bruch während seines Nürtinger Aufenthaltes im Sommer 1795 erfolgte. Denn er schreibt am 4. September 1799 auf die Nachricht von Elisens Verlobung: „Wir taugten nicht recht zusammen und es ist das traurige bei solchen jugendlichen Bekantschaften, dass man sich erst kennen lernt, wenn man sich schon gegenseitig attachirt hat. So sehr ich diss bei meinem lezten Aufenthalt in Wirtemberg fühlte, so war ich doch, wie Sie selber wissen fest gesonnen, nicht leichtsinnig abzubrechen. Aber sie sah es selbst ein, sie musste sich auch wohl erinnern usw." (Br. 521). Alle diese Stellen fänden eine durchaus ungezwungene und plausible Erklärung, wenn wir annähmen, dass es im Sommer 1795 schriftlich oder mündlich — wie wir wissen, war Hölderlin im Juli oder August dieses Jahres in Tübingen — zu einer für Hölderlin kränkenden Auseinandersetzung mit Elisens Angehörigen gekommen ist. Denn dass gerade in dieser Zeit noch wichtige Briefe zwischen Hölderlin und Elise gewechselt worden sind, und zwar allem Anschein nach die letzten, lehrt uns ein undatierter Brief an Neuffer, der seinem Inhalt nach nur im Herbst 1795 von Nürtingen aus geschrieben sein kann: „Das Verhältniss, das mich bestimmte, das Anerbieten, das mir diesen Sommer in Stutgard gemacht wurde, auszuschlagen, dieses bisarre Verhältniss, das Du kennst, würde mir wohl diesmal Ruhe lassen. Auf meinen lezten gewiss rechtlichen ehrlichen Brief, den ich nach Tübingen schrieb, hab' ich noch keine Antwort, und es war noch einige Tage vor meiner Abreise

Und doch ist es, wie wir sahen, durchaus unwahrscheinlich, dass der Dichter während dieser Zeit an seinem Roman ernstlich gearbeitet hat. Wir gehen vielmehr wohl kaum fehl, wenn wir in Hölderlins Brief an Schiller vom 4. September 1795 eine Bestätigung des Gegenteils zu finden glauben. „Maladie und Verdruss", heisst es hier, „hinderten mich, das, was ich wünschte, auszuführen. Vielleicht zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen dies in einiger Zeit zuschicke" (Br. 277). Zweifellos ist hier von einer Arbeit die Rede, deren Plan dem Empfänger des Briefes bereits bekannt war. Nur der Hyperion kann aber dann gemeint sein.

Eine scheinbare Bestätigung findet diese Annahme in Hölderlins Brief vom 11. Februar 1796. „Weisst Du nichts Neues von meinem Roman?" fragt er hier den Bruder, um unmittelbar darauf fortzufahren: „Hat Schiller noch nichts an mich geschickt?" (Br. 375). Es läge durchaus nahe anzunehmen, dass der Dichter seinem Versprechen, sein Hyperion-Manuskript an Schiller einzusenden, in der Zwischenzeit nachgekommen sei und nunmehr Schillers Urteil erwarte.

Diese Hypothese wird auch nicht ohne weiteres umgestossen durch den Nachweis, dass Hölderlin allem Anschein nach bald darauf Schillers neuen Musenalmanach zugestellt erhielt.[1]) Denn ist es auch durchaus wahrscheinlich, dass

in's Unterland, dass ich schrieb. Wohl mir, wenn ein guter Gott mein Herz befreit!" (Br. 279.) Auch erblicke ich eine Bestätigung meiner Vermutung in Hölderlins Brief an Neuffer vom März 1796, wo es am Schlusse heisst: „Für die Nachricht von der Lebretin dank' ich Dir; ich hätt' es auch nicht um sie verdient, wenn sie nicht gut von mir gedacht hätte" (Br. 377).

[1]) Ein Brief Schillers an Friedrich Haug vom 18. Januar 1796 (Jonas IV, S. 395) besagt uns, dass Schiller diesem gleichzeitig drei Exemplare seines Musenalmanachs übersandte mit der Bitte, die „einliegenden Stücke an die H.H. Hölderlin u. Neuffer besorgen" zu wollen. Vermutlich ist das für Hölderlin bestimmte Exemplar erst nach dem 11. Februar in seinen Besitz gelangt, und zwar durch Neuffers Vermittlung. Denn aus Hölderlins Brief an Neuffer vom März des Jahres geht hervor, dass dieser kurz vorher geschrieben hatte, und zwar seit längerer Zeit zum ersten Male wieder (Br. 376). Auch lässt die Art, wie des Musenalmanachs Erwähnung geschieht, sehr vermuten, dass in Neuffers Brief von ihm bereits die Rede war.

der Dichter bei seiner zweiten Frage den Musenalmanach im Auge hatte, so setzt die erste Frage doch zweifellos voraus, dass Hölderlin sich von seinem Hyperion-Manuskript, oder wenigstens einem wichtigen Teile desselben, getrennt hatte. Und gerade das unmittelbare Nebeneinander beider Fragen bestärkt uns in der an sich schon naheliegenden Annahme, dass er es in Schillers Händen wusste.

Gleichwohl lässt sich mit Sicherheit beweisen, dass Hölderlin von Nürtingen aus keinerlei Hyperion-Papiere an Schiller gesandt hat. Diese Festellung ist uns ermöglicht durch Schillers Kalender.[1]) Aus ihm ergibt sich, dass Hölderlins Verkehr mit Schiller sich während dieser ganzen Zeit auf die uns bekannten beiden Briefe vom 23. Juli und 4. September beschränkte. Ersterem war die Übersetzung von Ovids Phaethon beigeschlossen,[2]) letzterem das Gedicht „An die Natur".[3])

Es bleibt uns nach alledem nur noch eine Annahme übrig: Wir müssen voraussetzen, dass Hölderlin bei seinem Weggang von Jena sein Hyperion-Manuskript in den Händen Schillers zurückgelassen hatte, und dass er bei der oben zitierten Bemerkung in seinem Brief vom 4. September an die Fortsetzung des Romanes dachte.[4])

---

[1]) Vgl. „Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805", hg. von Emilie von Gleichen-Russwurm (Stuttg. 1865). Neue Ausgabe von Ernst Müller (Stuttg. 1895).

[2]) Denn gegen Schluss des Briefes heisst es: „Bei dem, was ich beilege, betrübte es mich oft, dass das erste, was ich auf Ihren unmittelbaren Antrieb vornahm, nicht besser werden sollte" (Br. 277). Nur Hölderlins Übersetzung des „Phaethon" kann mit diesen Worten gemeint sein. Denn wir wissen, dass der Dichter sie im Frühling desselben Jahres, und zwar auf Schillers unmittelbare Veranlassung, für dessen Musenalmanach in Angriff genommen hatte (Br. 270). Auch stimmt Hölderlins Urteil völlig mit dem später in seinem Brief an Neuffer geäusserten überein (Br. 377).

[3]) Vgl. hierüber Humboldts Briefe an Schiller vom 28. September und 2. Oktober 1795 („Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt in den Jahren 1792 bis 1805." Stuttgart o. J. S. 138 u. 142). Vielleicht ist auch Hölderlins Gedicht „Der Gott der Jugend" erst mit einem der beiden Briefe des Dichters in Schillers Hände gelangt. Humboldts Darstellung ist für uns nicht völlig klar.

[4]) Man wird hier kaum einwenden können, dass diese Annahme in Widerspruch stehe mit unserer eigenen Interpretation von Hölderlins

Andererseits aber steht wiederum fest, dass Schiller die erbetene und wohl auch versprochene Beurteilung des Romans nie gesandt hat. Bis zu seinem Brief vom 24. November 1796 war die Übersendung des Musenalmanachs das Einzige, was dem jungen Dichter den Beweis lieferte, dass Schiller seiner noch gedachte. Aber selbst dieser einzige Beweis war für Hölderlin wenig ermutigend. Er fand in dem neuen Almanach weder seine Übersetzung des Phaethon, noch seine Elegie „An die Natur", sondern nur das bereits früher entstandene Gedicht „Der Gott der Jugend". Obgleich Hölderlin die Übersetzung gleichsam im Auftrag Schillers eigens für dessen Musenalmanach unternommen hatte, scheint Schiller es dennoch nicht für nötig gehalten zu haben, in einem Begleitbrief die Ablehnung irgendwie zu begründen oder zu entschuldigen.[1]) Erst Hölderlins rührende Klage ob seines Schweigens (Br. 395 f.) veranlasst ihn zu der Versicherung, dass er seinen „lieben Freund" keineswegs vergessen habe (Br. 399).

Aber auch hier über den Hyperion kein Wort. Es ist, als ob er auf die Vollendung des Werkes, für das er im Jahre zuvor bei Cotta bereits den Verlag vermittelt, gar nicht mehr rechne. Und doch können wir unmöglich die Absichtlichkeit verkennen, mit der er dem jungen Dichter die

---

Äusserung, Schiller habe sich „des Büchleins angenommen, da es durch den Einfluss einer widrigen Gemüthsstimmung und fast unverdienter Kränkungen gänzlich entstellt" gewesen sei (vgl. oben S. 113 f.). Denn dass die Eigentümlichkeit jener Rahmenerzählung, die der Dichter hier „Entstellung" nennt, weit tiefere Gründe hatte als die beiden genannten, hat unsere Untersuchung zur Genüge bewiesen. Dagegen können wir verstehen, wenn Hölderlin auf der Höhe seines Glücks alle jene trüben Momente des Jahres 1795 in der Erinnerung zusammenwirft, wenn wir nicht gar vorziehen anzunehmen, dass es dem Dichter lediglich darum zu tun war, gleichsam zur Rechtfertigung irgendwelchen Grund zu nennen.

[1]) Es ist auf keinen Fall anzunehmen, dass Schiller die Übersendung des Almanachs etwa mit einem Schreiben begleitet habe, das in seinem Kalender nicht ausdrücklich verzeichnet sei. Hiergegen spricht nicht nur Hölderlins Brief an Schiller vom 20. November 1796 (Br. 395 f.), sondern doch wohl auch seine Bemerkung in dem Brief an die Mutter vom Sommer 1797, dass sein „Verhältniss mit Schiller . . eine Weile ein wenig unterbrochen schien" (Br. 417).

„philosophischen Stoffe" widerrät. Eindringlichst warnt er ihn vor der drohenden Gefahr einer überstiegenen Subjektivität: „Nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen, und lassen ihn, in den schönsten Momenten des Daseyns, ruhig der Vollendung zureifen; fliehen Sie wo möglich die philosophischen Stoffe, sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben, verzehrt sich oft die beste Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr seyn, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren, oder in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren" (Br. 399).

In diesem Rate lag Schillers Ablehnung des Hyperion. Wir werden es verstehen können, wenn Schiller es vermied, den so rührend Bittenden, den er volle fünf Vierteljahre auf einen Bescheid hatte warten lassen, mit einem harten Urteil vor den Kopf zu stossen. Aber er brauchte auch nicht deutlicher zu sein. Hölderlin verstand ihn. Klar beweisen das die Worte, mit denen er ein halbes Jahr später die Übersendung des ersten Bandes an Schiller begleitet:

„Mein Brief und was er enthält, käme nicht so spät, wenn ich gewisser wäre, von dem Empfang, dessen Sie mich würdigen werden. Ich habe Muth und eigenes Urtheil genug, um mich von andern Kunstrichtern und Meistern unabhängig zu machen, und in so fern mit der so nöthigen Ruhe meinen Gang zu gehen, aber von Ihnen dependir' ich unüberwindlich; und weil ich fühle, wie viel ein Wort von Ihnen über mich entscheidet, such' ich manchmal Sie zu vergessen, um während einer Arbeit nicht ängstig zu werden. Denn ich bin gewiss, dass gerade diese Ängstigkeit und Befangenheit der Tod der Kunst ist, und ich begreife deswegen sehr gut, warum es schwerer ist, die Natur zur rechten Aeusserung zu bringen, in einer Periode, wo schon Meisterwerke nah' um einen liegen, als in einer andern, wo der Künstler fast allein ist mit der lebendigen Welt. Von dieser unterscheidet er sich zu wenig, mit dieser ist er zu vertraut, als dass er sich stemmen müsste gegen ihre Autorität, oder sich ihr gefangen geben. Aber diese schlimme Alternative ist fast unvermeidlich, wo gewaltiger und verständlicher als die Natur, aber eben deswegen auch unterjochender und positiver, der reife Genius der Meister auf den jüngern Künstler wirkt. Hier spielt das Kind nicht mit dem Kinde, hier ist nicht das alte Gleichgewicht, worin der erste Künstler sich mit seiner Welt befand,

der Knabe hat es mit Männern zu thun, mit denen er schwerlich so vertraut wird, dass er ihr Uebergewicht vergisst. Und fühlt er dies, so muss er eigensinnig oder unterwürfig werden. Oder muss er nicht? Wenigstens möcht' ich mir nicht helfen wie die schwachen Herren, die in solchem Falle, wie Sie wissen, gewöhnlich den Weg der Mathematiker einschlagen, und durch unendliche Verkleinerung das Unendliche dem Beschränkten gleich und ähnlich machen. Könnte man sich auch die Infamie verzeihen, die man an dem Besten begeht, so ist's dann doch ein gar zu schlechter Trost: $0 = 0$!" (Br. 409 f.)

Sicherlich ist dieser Brief nur zu verstehen als die Rechtfertigung einer künstlerischen Persönlichkeit, die sich klar bewusst ist, gegen die Lehre des Meisters „eigensinnig" gewesen zu sein. Daher gleich zu Anfang das ausdrückliche Bekenntnis, dass er wie von keinem andern „Kunstrichter und Meister" gerade von Schiller „unüberwindlich dependire". Gleichwohl aber liegt es ihm fern, den Gegensatz zwischen dem Meister und ihm irgendwie vertuschen, „durch unendliche Verkleinerung das Unendliche dem Beschränkten gleich und ähnlich machen" zu wollen.

Leider ist Schillers Antwort auf diesen Brief allem Anschein nach für immer verloren. Mit ihr ist uns das wertvolle Dokument geraubt, das uns zweifellos ein offenes, unzweideutiges Urteil Schillers über den Hyperion geliefert hätte. Und doch kann über den Inhalt dieses Urteils — vielleicht schon eben deshalb, weil es uns nicht überliefert ist[1]) — kaum ein Zweifel sein. Denn nur wenige Tage nach Empfang des Romans, am 30. Juni 1797, urteilt Schiller über Hölderlin in einem Briefe an Goethe: „Er hat eine heftige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beyzukommen ist. Indessen finde ich in diesen neuern Stücken" — gemeint sind die beiden Gedichte „Der Wanderer" und „An den

[1]) Der bereits oben (S. 19) einmal geäusserte Verdacht, dass der literarische Nachlass Hölderlins noch vor seiner Erschliessung einer fürsorglichen Durchsicht unterzogen worden ist, findet hier neue Nahrung. Auch muss uns notwendig auffallen, dass Hölderlin selbst, der das anerkennende Urteil Heinses keineswegs mitzuteilen vergisst (Br. 421), nirgends in seinen Briefen das Urteil Schillers erwähnt, selbst da nicht, wo von jenem Briefe Schillers ausdrücklich die Rede ist (Br. 417).

Aether", die Schiller dem Freunde zur Beurteilung übersendet — „doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vormaligen Arbeiten halte. . . . Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüsste, ihn aus seiner eignen Gesellschaft zu bringen, und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluss von aussen zu öfnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurth, und ist also in Sachen des Geschmacks und der Poesie bloss auf sich selber eingeschränkt und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben".[1]) Wenige Wochen darauf wirft er in einem weiteren Brief an Goethe die tiefgründige Frage auf, ob wohl Naturen der Art „absolut und unter allen Umständen so subjektivisch, so überspannt, so einseitig geblieben wären, ob es an etwas primitivem liegt, oder ob nur der Mangel einer aesthetischen Nahrung und Einwirkung von aussen und die Opposition der empirischen Welt in der sie leben gegen ihren idealischen Hang diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt das letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so däucht mir doch, dass manches brave Talent auf diese Art verloren geht".[2])

Schillers Urteil trifft den Nagel auf den Kopf. Mit sicherem Blick erkennt er die geistige Verwandtschaft, die ihn selbst mit Hölderlin verbindet. Voll Bedauern sieht er jenen einer Gefahr entgegengehen, die ihm selbst einst drohte. Und doch hat Schiller in seinem Brief an Hölderlin allem Anschein nach sich nicht damit begnügt, sein ablehnendes Urteil über die „einseitige Subjektivität" in ein paar höfliche Worte zu kleiden. Hölderlins Antwort lässt uns vielmehr vermuten, dass er noch einmal ernstlich versuchte, diese Subjektivität als eine, wenn auch bedauerliche, so doch durchaus erklärliche Folgeerscheinung aus Hölderlins individueller Natur abzuleiten, um alsdann erst dem jungen Dichter zur „empirischen Welt" „den Weg zu weisen".

[1]) Vgl. Schillers Briefe, hg. von Fritz Jonas. V. Bd. S. 211.

[2]) Vgl. ebd. S. 241 f.

Allein auch dieser letzte Versuch missglückt. Nur das Eine gelingt ihm: in Hölderlin das beseligende Gefühl zu wecken, von dem geliebten Lehrer verstanden zu sein. „Ihr Brief wird mir unvergesslich seyn, edler Mann!" schreibt Hölderlin voll Begeisterung. „Er hat mir ein neues Leben gegeben. Ich fühle tief, wie treffend Sie meine wahrsten Bedürfnisse beurtheilt haben, und ich folge um so freiwilliger Ihrem Rath, weil ich wirklich schon eine Richtung nach dem Wege genommen hatte, den sie mir weisen" (Br. 417 f.) Und wie um zu beweisen, dass er seiner bisherigen Subjektivität Lebewohl gesagt, demonstriert er dem verehrten Meister die Grundidee der Lehre — Fichtes:

„Ich betrachte jezt die metaphysische Stimmung, wie eine gewisse Jungfräulichkeit des Geistes, und glaube, dass die Scheue vor dem Stoffe, so unnatürlich sie an sich ist, doch als Lebensperiode sehr natürlich und auf eine Zeit so zuträglich ist, wie alle Flucht bestimmter Verhältnisse, weil sie die Kraft in sich zurückhält, weil sie das verschwenderische jugendliche Leben sparsam macht, so lange, bis sein reifer Überfluss es treibt, sich in die mannigfaltigen Objecte zu theilen. Ich glaube auch dass eine allgemeinere Thätigkeit des Geistes und Lebens, nicht blos dem Gehalte, dem Wesen nach vor den bestimmtern Handlungen und Vorstellungen, sondern dass auch wirklich der Zeit nach in der historischen Entwiklung der Menschennatur die Idee vor dem Begriffe ist, so wie die Tendenz vor der (bestimmten regelmässigen) That. Ich betrachte die Vernunft als den Anfang des Verstandes,[1]) und wenn der gute Wille zaudert und sich sträubt, zur nüzlichen Absicht zu werden, so find ich es ebenso karakteristisch für die Menschennatur überhaupt, als es für Hamlet karakteristisch ist, dass es ihn so schwer ankömmt, etwas zu thun, aus dem einzigen Zweke, seinen Vater zu rächen" (Br. 418).

---

[1]) Um den Zusammenhang mit Fichte zu verstehen, vergleiche man Hölderlins Brief an den Bruder vom 2. Juni 1796: „Die Vernunft, kann man sagen, legt den Grund, der Verstand begreift. Die Vernunft legt den Grund mit ihren Grundsätzen, den Gesetzen des Handelns und Denkens, insofern sie blos bezogen werden auf den allgemeinen Widerstreit im Menschen, nämlich auf den Widerstreit des Strebens nach Absolutem und des Strebens nach Beschränkung. Jene Grundsätze der Vernunft sind aber selbst wieder begründet durch die Vernunft, indem sie von dieser bezogen werden auf das Ideal, den höchsten Grund von Allem; und das Sollen, das in den Grundsätzen der Vernunft enthalten ist, ist auf diese Art abhängig vom (idealischen) Seyn. Sind nun die Grundsätze der Vernunft, welche bestimmt gebieten, dass der Widerstreit jenes all-

Das Missverständnis konnte nicht grösser sein. Wir werden verstehen, wenn Schiller keinen Versuch mehr machte, auf Hölderlins Entwicklung irgendwelchen Einfluss zu gewinnen. Er musste erkennen, dass der junge Dichter in der Tat nicht „aus seiner eignen Gesellschaft zu bringen" war.

Und doch war Schiller im Irrtum, wenn er glaubte, Hölderlins Subjektivität lediglich auf individuelle Veranlagung und äussere Lebensumstände zurückführen zu können. Er verkannte den Einfluss Fichtes.[1]) Er selbst hatte Fichtes Gedankenwelt bei aller Anerkennung des wissenschaftlichen Verdienstes von vornherein abgelehnt. Sie wurde ihm nicht gefährlich, da sie zu einer Zeit sich Bahn brach, als die empirische Welt bereits zu vollster Wirkung in ihm gelangt war. Und so war es nur natürlich, wenn ihm auch unver-

---

gemeinen, sich entgegengesetzten Strebens soll vereiniget werden (nach dem Ideal der Schönheit), sind diese Grundsätze im Allgemeinen ausgeübt an jenem Widerstreit, so muss jede Vereinigung dieses Widerstreits ein Resultat geben, und diese Resultate der allgemeinen Vereinigung des Widerstreits sind dann die allgemeinen Begriffe des Verstandes, z. B. die Begriffe von Substanz und Accidens, von Wirkung und Gegenwirkung, Pflicht und Recht u. s. w. Diese Begriffe sind nun dem Verstande eben das, was der Vernunft das Ideal ist; so wie die Vernunft nach dem Ideale ihre Gesetze, so bildet der Verstand nach diesen Begriffen seine Maximen." (Br. 378 f.).

[1]) Diese Ansicht stützt sich auf die oben zitierten Urteile Schillers über Hölderlin. Wir kommen jedoch zu einem andern Standpunkt, wenn wir eine Äusserung aus den im Sommer 1795 zwischen Schiller und Fichte gewechselten Kontroversbriefen mit Schillers Urteil über Hölderlin in Verbindung bringen. In Fichtes Brief vom 27. Juni 1795 heisst es u. a.: „Es sollen schon jetzt nachtheilige Folgen meines Princips auf die Geschmackslehre sich geäussert haben? Ich wünschte dieselben zu wissen: aber wie, wenn es Punkte betrifft, über die wir nicht eins sind?" (vgl. „Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel". 2. Aufl. Leipzig 1862. 2. Bd. S. 382). In dem Briefe Schillers, der zu Fichtes Antwortschreiben Veranlassung gab, findet sich ein derartiger Vorwurf zwar nirgends erhoben, doch ist in dem uns einzig überlieferten Konzept eine Lücke, die den anscheinenden Widerspruch völlig zu erklären vermag. Gehen wir nun von der oben (S. 116) ausführlich erörterten Annahme aus, dass Hölderlin den Anfang der Rahmenerzählung „Hyperions Jugend" Schiller zur Beurteilung vorgelegt hatte, so haben wir für den gegen Fichte erhobenen Vorwurf eine durchaus rechtfertigende Erklärung.

ständlich blieb, wie Hölderlins dichterische Eigenart sich in Fichtes System eine rationelle Begründung schaffen konnte. Er vermochte Hölderlins innere Welt ebensowenig völlig zu überschauen, wie Hölderlin die seinige. Beide sehen sie beständig an einander vorbei.

Auch beruhte dieses gegenseitige Missverstehen keineswegs auf mangelnder Gelegenheit einander kennen zu lernen. Hölderlins Aufenthalt zu Jena hatte sie nahe genug zusammengeführt. Dieser Verkehr hätte umso eher ein gegenseitiges Verständnis wecken müssen, als er gerade in jene Zeit fiel, wo Schiller in seinen Briefen „Über die aesthetische Erziehung des Menschen" sein Kulturideal in endgültiger Formulierung der Welt kund zu tun sich bemühte. Es kann kein Zweifel sein, dass in ihren Gesprächen oft und ausführlich von diesen Briefen die Rede war. Bei Schillers abfälligem Urteil über Hölderlins einseitige Subjektivität und seinem Eifer, ihn der empirischen Welt näher zu bringen, wird er gewiss nicht versäumt haben, den jungen Dichtergenossen auf die Bedeutung des dort niedergelegten Gedankenganges hinzuweisen.

Aber alles Werben Schillers ist im Grunde vergebens, und muss es sein. Denn Hölderlin ist vorerst noch nicht in der Lage, den Gedanken einer „schmelzenden Schönheit" rein aufzufassen. Fichtes Subjektivismus hält ihn in seinem Bann. Für einen überzeugten Schüler Fichtes — und das war Hölderlin damals noch nicht weniger als Schelling — konnte es auf dem von dem Meister betretenen Wege so leicht keinen Rückzug geben. Und so vermag er auch Schillers Idee einer ästhetischen Erziehung vorerst nur durch die Brille des Subjektivismus anzuschauen. So tief sitzt ihm die Idee einer kritizistischen Welterklärung, dass er die von Schiller geforderte Hinwendung zur empirischen Welt gar nicht als eine Umkehr, sondern nur als einen Fortschritt auf der bisher verfolgten Bahn sich denken kann. Schillers durchaus dualistisch verstandene Idee fasst er monistisch. Auch Schiller erscheint ihm als „Kritizist". Denn mochte auch Schillers Grundtendenz derjenigen Fichtes durchaus widersprechen, eine Verquickung beider Gedankengänge war mög-

lich, sobald man dem „Stofftrieb" Schillers eine kritizistische Deutung gab. Fichtes eigener Aufsatz „Ueber Geist und Buchstab in der Philosophie" lieferte den Beweis.[1])

Keine Theorie ist imstande, die kritizistische Grundanschauung des jungen Dichters zu erschüttern. Aber das Leben gibt den Ausschlag. Während sein Denken noch völlig in den Bahnen Fichte-Schellings wandelt, erlebt er in innerstem Herzen die Wahrheit von Schillers Idee einer ästhetischen Erziehung. Während er noch hochweise dem Bruder schreibt: „Du bist glücklich, mein Karl, durch das, was Du Dir selbst bist, und ich wollte, Du sähest das ein, wie ich" (Br. 380), erfährt er in tiefster Seele, dass nicht Geben, sondern „Empfangen" das Erbteil des Menschen ist:

„Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sey, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es giebt ein Wesen

---

[1]) Vgl. Fichte und Niethammers „Philosophisches Journal", Jahrgang 1798, 7. u. 8. Heft. Wiederabgedruckt in „Fichtes sämmtlichen Werken" (Berlin 1845—46) VIII. Bd. S. 270 ff. Fichtes Arbeit war ursprünglich für die Horen bestimmt. Schiller lehnte aber die Aufnahme ab, da er in ihr eine förmliche Parodie auf seine Briefe „Über die aesthetische Erziehung des Menschen" erkennen zu müssen glaubte. Die hieran anknüpfende briefliche Kontroverse — vgl. oben S. 122 Anm. 1 — gehört zu den aufschlussreichsten Dokumenten für die Beurteilung beider Männer (vgl. „Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel." 2. Aufl. 2. Bd. S. 372 ff.) Schillers wesentlichster Einwand betrifft bezeichnenderweise Fichtes Ignorierung des „Triebs nach Existenz oder Stoff (der sinnliche — Empfindungstrieb)" (S. 378). Und Fichte erwidert nicht weniger charakteristisch: „Wenn meiner Eintheilung der Triebe nichts weiter mangelt, als dass der Trieb nach Existenz oder der Stofftrieb nicht darunter geht, so ist sie wohlgeborgen. Ein Trieb nach Existenz vor der Existenz; also eine Bestimmung des Nichtseienden!! Aller Stoff entsteht durch Einschränkung des Selbstthätigen, nicht aus seiner Thätigkeit. (Etwas anderes ist die Darstellung des Stoffs im Gemüthe; diese gehört begreiflicherweise unter den Erkenntnisstrieb.) Der Trieb ist erst durch die Einschränkung Trieb; ohne sie wäre er That" (S. 381). Es ist einerseits seltsam, andererseits für Fichtes Selbsteinschätzung umso bezeichnender, dass er die eigentliche Ursache des ganzen Streithandels mit keiner Silbe berührt: Schiller hatte die Terminologie seines „Freundes" Fichte übernommen, ohne auf die Schranke hinzuweisen, die seine Grundanschauung von der Fichtes trennte.

auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, dass selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt, Du weist ja, wie ich war, wie mir gewöhnliches entlaidet war, weist ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend; konnt ich werden, wie ich jezt bin, froh, wie ein Adler, wenn mir nicht diss, diss Eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit seinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblike, wo all' meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht scheinen, so unbegreiflich, wie den Kindern.

Es ist auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas sterbliches zu denken und eben desswegen lässt so wenig sich von ihr sagen.

Vielleicht gelingt mirs hie und da, einen Theil ihres Wesens in einem glüklichen Zuge zu bezeichnen, und da soll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muss eine festliche durchaus ungestörte Stunde seyn, wenn ich von ihr schreiben soll.

Dass ich jezt lieber dichte als je, kannst Du Dir denken. Du sollst auch bald wieder etwas von mir sehen.

Was Du mir mittheiltest, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es gelesen, hat sich gefreut, hat geweint über Deine Klagen.

O sei glüklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Grosser Schmerz und grosse Lust bildet den Menschen am besten. Aber das Schustersleben, wo man Tag für Tag auf seinem Stuhle sizt, und treibt, was sich im Schlafe treiben lässt, das bringt den Geist vor der Zeit ins Grab" (Br. 382 f.).

Wie in einem Hohlspiegel sammelt sich in diesem Briefe das Bild der Welt, das dem Dichter an der Seite Diotimas aufzugehen beginnt. In dem Erlebnis der Liebe erschliesst sich ihm der tiefe Sinn von Schillers Menschheitsideal. Als ein Grosses, Überwältigendes tritt es vor seine Seele. Ermunternd stellt es sich ihm zur Seite, um selber ihm die Hand zu führen. Hölderlin hat nicht die Kraft, sich dieser Aufforderung zu widersetzen. Ohne Widerpruch liefert er sein Lebenswerk der Autorität des Meisters aus.

Schellings Verschiebung des Subjektivismus macht diese Auslieferung seinem Denken möglich. Denn erst mit dem von Schelling objektivierten absoluten Ich war die von Schiller geforderte Passivität überhaupt vereinbar. Ohne es

zu ahnen, drängt Schiller den jungen Dichter in die Bahnen Schellings. Denn Hölderlins Ausganspunkt bedingt es, dass sein bewusstes Streben, Schiller näher zu rücken, ihn nur immer Schelling ähnlicher macht. Schelling ist es, der die von Schiller aufgestellte Forderung einer bewussten Hingabe an das Nicht-Ich ihm theoretisch annehmbar macht.

Diese innere Wandlung hatte sich zwischen den Dichter und seinen Roman gestellt, als im Laufe des Sommers 1796 der Umschwung der ihn umgebenden Verhältnisse von neuem die Lust zu schriftstellerischer Produktion in ihm weckte. An eine Fortsetzung des alten Plans war nicht zu denken. Mit der Betonung der Rezeptivität war jenes philosophische Eingangsgespräch nicht mehr vereinbar. Es musste fallen. Dass der Dichter es in der Tat restlos opferte, und nicht den geringsten Versuch machte, wenigstens einen Teil zu retten, beweist, wie sehr er jenen ganzen Gedankengang nunmehr verwarf. Sollte aber jenes Eingangsgespräch wirklich fallen, dann war kein Grund mehr vorhanden, auf die Vorteile der Briefform, die er einzig und allein jenem Gespräch zuliebe geopfert hatte, noch fernerhin zu verzichten.

So beginnt denn Hölderlin im Frühling 1796 die Arbeit abermals von neuem in der Form des Briefromans. Über den weiteren Verlauf gibt uns Hölderlins Briefwechsel, wie bereits oben erwähnt, keinerlei unmittelbaren Aufschluss. Und doch liefern uns die beiden einzigen Briefstellen, die in der Folgezeit den Roman erwähnen, durch ihren Widerspruch die sicheren Grundlagen zu einer neuen wertvollen Hypothese. Denn im November 1796 schreibt Hölderlin an den Bruder: „Mein Hyperion wird wohl bis nächste Ostern auf einmal ganz erscheinen. Zufälle haben seine Erscheinung verzögert" (Br. 395). In einem Briefe an Neuffer vom 16. Februar 1797 dagegen heisst es: „Von meinem Hyperion wird der erste Band bis nächste Ostern erscheinen. Zufällige Umstände verzögerten die Herausgabe so lange" (Br. 404). Dieser Widerspruch würde nicht das Geringste beweisen, wenn die Verzögerung, mit der der zweite Band dem ersten folgte, sich auf wenige Monate beschränkte. In Wirklichkeit aber erschien der zweite Band erst zwei volle Jahre später als der

erste. Hieraus ergibt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass der Dichter noch nach dem November 1796 zum mindesten die zweite Hälfte seines Romans nochmals einer gründlichen Umarbeitung unterzog.

Ich glaube nun aber den Nachweis liefern zu können, dass diese zu vermutende allerletzte Umarbeitung sich nicht nur auf den zweiten Band, sondern auf das gesamte Werk erstreckte. Denn eine nochmalige Umarbeitung des ersten Bandes ist zu belegen. Es ist mir nicht nur gelungen, aus fünf Bruckstücken des zu Stuttgart und Homburg v. d. H. liegenden Nachlasses[1]) eine neue bisher unbekannte Fassung fragmentarisch zusammenzustellen, sondern ich glaube auch an der Hand innerer und äusserer Argumente den sicheren Beweis erbringen zu können, dass sie erst im Laufe des Jahres 1796 entstanden sein kann.

Es handelt sich um die unter der Überschrift „Die Lovell-Fassung" im zweiten Kapitel des Anhanges von mir zusammengestellten fünf Bruchstücke.

Für die Zusammengehörigkeit dieser fünf Fragmente spricht folgendes: H und J gehören inhaltlich unmittelbar zusammen. Bezeugt wird dies ausserdem durch den Umstand, dass H auf der letzten Seite rechts unten mit der Chiffre 16 und J an der entsprechenden Stelle mit der Chiffre 17 versehen ist, beides anscheinend noch von Hölderlins Hand. Dementsprechend findet sich auf dem von fremder Hand geschriebenen Quartdoppelblatt G an der gleichen Stelle die Chiffre 14.[2]) G erzählt von Hyperions Abschied von Smyrna und seiner Rückkehr nach Tina. In H, das uns eine Unterredung Hyperions mit seinem Diener in Tina berichtet, wird auf einen Abschied von Smyrna in einer Weise Bezug genommen, die den in G geschilderten Vorgängen genauestens entspricht.

Andererseits zeigen alle sechs Quartdoppelblätter dasselbe

---

[1]) Vgl. hierüber die Vorbemerkung zum Anhang.

[2]) Bemerkt sei hier, dass auch die vier Quartdoppelblätter-Lagen, die Berthold Litzmann in Ausgabe (W. II. 41, 1 ff.) zu seiner sog. „Ersten Diotimafassung" zusammengestellt hat, Chiffren tragen, nämlich die Buchstaben e, f und h, i. Sie stehen in der linken unteren Ecke jeder ersten Seite.

mittelstarke Papier ohne Wasserzeichen und — mit Ausnahme des von fremder Hand geschriebenen G — dieselbe gleichmässige, saubere Schreibweise. Auch sind alle mit derselben blassen Tinte geschrieben, während die Korrekturen in E und J mit einer andern, tiefschwarzen Tinte nachgetragen sind.[1]) Dieser äussere Umstand zeugt für die Zugehörigkeit von E, das die erste Begegnung Hyperions mit der Geliebten schildert. Da J die Bekannntschaft beider voraussetzt, E aber seinem Inhalte nach unmöglich zu der zwischen G und H fehlenden Lage 15 gehören kann, so müssen wir es notwendigerweise an erste Stelle setzen. Dass E keine Chiffre trägt, lässt sich leicht durch die Möglichkeit erklären, dass es das innere Quartdoppelblatt der betreffenden Lage gewesen ist.

Aus der Notwendigkeit, E an die Spitze dieser vier Fragmente stellen zu müssen, geht klar hervor, dass die Reihenfolge der Erlebnisse in der vorliegenden Fassung eine andere war, als die Schlussredaktion sie darstellt. Zweifellos ging in ihr die Liebesepisode — sie spielt in der Schlussredaktion auf der Insel Kalaurea — dem Zerwürfnis mit dem Freunde vorher. Dieser Umstand gibt mir Veranlassung, auch das Konzept-Fragment F dieser Fassung zuzuordnen und es zwischen E und G einzuschalten. Denn gleich in den ersten Worten dieses Bruchstücks, das keinerlei Erlebnisse berichtet, sondern mit seiner rein lyrischen Schilderung der Stimmung des Briefschreibers laut Überschrift das erste Kapitel abschliessen sollte, spricht Hyperion die Absicht aus, nach Tina und Kalaurea hinüberzufahren, um die einstigen „Begegnisse“ sich vors „Auge zu halten“ (Anhang Frg. F 1, 4). Er wird demnach das, was er an beiden Orten erlebt hat, bereits erzählt haben. Tina ist Hyperions Heimat. Die Schliessung und Lösung des Freundschaftsbundes aber verlegt die vorliegende Fassung ebenso wie die Schlussredaktion nach Smyrna. In Anbetracht dessen nun, dass Tina und

[1]) Die Möglichkeit zu dieser Feststellung verdanke ich dem überaus liebenswürdigen Entgegenkommen beider Bibliotheks-Vorstände, die mir ihre Schätze zur gleichzeitigen Benutzung nach Tübingen überliessen.

Kalaurea, nicht aber Smyrna genannt wird, ist es durchaus wahrscheinlich, dass das in Frage stehende Konzept-Fragment die Übergangspartie darstellt, mit der der Dichter von Hyperions Liebesidyll zu den Erlebnissen in Smyrna hinüberleitet.

Überdies ist in dem Konzept-Fragment ein Gedanke ausgesprochen, der in einem der andern Fragmente eine Parallele findet und für die neue Umarbeitung, wie wir noch verfolgen werden, überaus charakteristisch ist. Ich meine die Parallele Frg. F 1, 13 ff. = Frg. H 4, 11 ff.

Die Zusammenfassung aller dieser Momente liefert den sicheren Beweis, dass die hier zusammengestellten fünf Fragmente eine neue, bisher unbekannte Fassung darstellen. Es fragt sich nur noch, ob es möglich sein wird, sie auch zeitlich genauer festzulegen.

Bereits Karl Litzmann hat auf die Verwandtschaft des von ihm erwähnten Fragments J mit dem von Berthold Litzmann später als „Erste Diotimafassung" publizierten Bruchstück, das er in der Jenenser, bzw. Frankfurter Zeit entstanden glaubt, nachdrücklich hingewiesen. Er ist geneigt, auch seine Entstehung „in diese oder eine wenig spätere Zeit zu verlegen, weil es sowohl, was Inhalt, als Sprache betrifft, grossentheils mit dem vierten Capitel jenes ersten Bruchstücks" — eben jener ‚Ersten Diotimafassung' — „und so auch theilweise mit dem ersten Briefe des Thalia-Fragments übereinstimmt" (Br. 195).[1] „Dagegen", fährt er fort, „entspricht der Anfang des Bruchstücks fast genau dem Anfange des zehnten Briefes in der letzten Fassung des Romans (1797). Es ist demnach anzunehmen, dass das Bruchstück vor dieser, aber später als jenes erste Bruchstück, niedergeschrieben wurde."

Es läge nahe, den von Karl Litzmann hier angedeuteten Weg weiterzuverfolgen, um zunächst die zeitliche Aufeinanderfolge der verschiedenen Fassungen festzustellen. Allein dieser Weg ist, wie ich versichern kann, völlig aussichtslos Es findet sich unter den Varianten der so überaus zahlreichen Parallelen

[1]) Vgl. auch Karl Litzmanns „Hölderlinstudien" a. a. O. S. 417.

nicht eine einzige, die irgendwelche Beweiskraft beanspruchen könnte.

Aber selbst wenn auf diesem Wege eine Beweisführung möglich wäre, im Grunde wäre uns wenig damit geholfen. Denn dass die vorliegende Fassung später als die Rahmenerzählung entstanden ist, lässt schon ihre innere Form, wie wir noch genauer sehen werden, ausser allem Zweifel. Vielmehr kann es sich nur einzig und allein um die Frage handeln, ob die neue Fassung erst in Frankfurt, oder schon in Nürtingen, vielleicht sogar bereits in Jena entstanden ist. Eine sichere Antwort auf diese Frage würde aber nur dann möglich sein, wenn es uns wie bei der metrischen Fassung gelänge, in den uns überkommenen Fragmenten genau datierbare Einflüsse nachzuweisen.

Eine solche Festlegung des terminus post quem aber ist möglich. Wir sind in der Lage, die Quelle nachzuweisen, aus der der Dichter schöpfte, als er seinen Stoff mit neuen Zügen ausstattete. Diese Quelle ist Ludwig Tiecks Jugendwerk „William Lovell".[1]) In ihm finden wir alle die Züge wieder, die unsere Fassung als neue Bearbeitung charakterisieren.

Auch der Konzeption des Tieckschen Romans hat das Ringen der Zeit nach gesicherter Weltanschauung seinen unverkennbaren Stempel aufgeprägt.[2]) Ein schwärmerischer

---

[1]) Es erschien bei Carl August Nicolai, dem Sohne Friedrich Nicolais, Berlin und Leipzig 1795 und 96 in drei Bänden, von denen jeder wiederum in drei Bücher zerfällt. Eine zweite Auflage vom Jahre 1813 in zwei Bänden kürzt einzelne Partien und teilt das Ganze in sieben Bücher. Doch kehrt der Abdruck in der bei Georg Reimer erschienenen Gesamtausgabe von „Ludwig Tiecks Schriften" (Berlin 1828—46) zur Einteilung der ersten Auflage zurück, indem er nur das 2. Buch des 2. Bandes in zwei Hälften teilt, um das Ganze in zwei Bänden von je fünf Büchern unterbringen zu können. Ich zitiere nach der Originalausgabe, füge aber die Zahlen der Gesamtausgabe jedesmal bei, da erstere äusserst selten ist. Mir liegt das Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek vor, meines Wissens das einzige, das öffentlich zugängig ist. Es zeigt das Exlibris von Friedrich Nicolai und trägt im 3. Bande eine eigenhändige Widmung Tiecks an seinen Vater.

[2]) Vgl. hierüber Tiecks eigene Darstellung in der Vorrede zur zweiten Auflage mit Hayms Beurteilung in seiner „Romantischen Schule" S. 46 f.

Schwächling durchschaut die Subjektivität der ihm anerzogenen Moral- und Humanitätsbegriffe. Verleitet durch einen vermeintlichen Freund, macht er sich alsbald an die Umwertung aller Werte, bis der Boden ihm unter den Füssen schwindet. In schärfstem Gegensatz stellt Tieck den alten, einfältigen, kindlich frommen Diener Willy seinem Helden gegenüber. Er ist das unverkennbare Urbild unseres Stephan in Fragment H.

Eine weitere Kontrastfigur zu Lovell bildet dessen ehemaliger Freund Eduard Burton. Die Freundschaft zwischen beiden löst sich, als Lovell in einem Briefe an Burton diesem Aufschluss gibt über eine Szene, die einst ihre Freundschaft begründete. Er schreibt:

„Erinnerst Du Dich noch des Tags, an welchem zuerst aus einer langweiligen Bekanntschaft unsre sogenannte Freundschaft entstand? — Wir waren auf einem Spatziergange, es war ein schöner Tag, und wir bestiegen den Berg, auf welchem schauerlich und wild die Ruinen eines alten Schlosses liegen. — Du klettertest mir mit jugendlichem Muthe voran, um mich in der Kühnheit zu übertreffen, und mein Wetteifer vermehrte sich mit Deiner Geschicklichkeit. Wir standen oben, und sahen mit Entzücken in die romantische Gegend hinab; ich hatte Dich bewundert, aber Dir war es noch nicht genug. Du stelltest Dich jetzt auf den äussersten Punkt eines hervorragenden, zerbröckelten Gesteins, so dass mir hinter Dir schwindelte. Ich sah Dich frey in der Luft schweben, und eine unbegreifliche Lust ergriff mich, Dich von der Spitze des Felsen in die Tiefe hinunterzustossen; je mehr ich mich dieser Begierde erwehren wollte, desto heftiger ward sie in mir; endlich um mich selbst zu überwältigen, riss ich Dich mit gewaltigen Armen zurück, und schloss Dich an meine Brust, und weinte laut; Du weintest mit, denn Du glaubtest, meine Thränen wären nur Zeugen meiner Liebe, meiner Besorglichkeit für Dich; — und so band Dich ein blosser, schrecklicher Irrthum an mich. Hätte ich Dir mein Gefühl gestanden; so hättest Du mich mit Abscheu zurückgestossen, und einen verworfenen Menschen genannt: Du wärest von dem Augenblicke an mein Feind geworden." [1])

Später, als Lovell bereits zur tiefsten Stufe des Verbrechens herabgesunken ist, erhält er von dem Haupte des Geheimbundes, dem er angehört, den Auftrag, Burton zu ermorden. Der Anschlag geht fehl. Der tieferschütterte Burton

[1]) Originalausgabe: II. Bd. S. 240 f. (2. Buch, Ende des 5. Briefs). Vgl. „Schriften" VI. Bd. S. 334 f.

verschafft dem gefallenen Freunde selbst die Mittel zur Flucht. Die Szene dieses Abschieds ist vielleicht die tiefstgefühlte des ganzen Buchs, sie ist in gewissem Sinne der poetische Mittelpunkt des Ganzen. Um ihren Gefühlsgehalt voll auszuschöpfen, erzählt Tieck sie zweimal in ziemlich breiter Darstellung, erst durch den Mund Burtons, dann durch den Lovells.

Burton berichtet:

„Um Mitternacht eröffnete ich Lovell's verschlossenes Zimmer. Es war alles still im Hause, die Bedienten schliefen, ich hatte die Schlüssel zu mir gesteckt, und eine Laterne angezündet. Ich sagte ihm er solle mir folgen, weil er in meinem Hause nicht mehr sicher sei. Er antwortete nichts, sondern betrachtete mich mit einem düstern Blicke und stand auf.

Wir gingen über die schallenden Gänge, und ich sah mich zuweilen nach ihm um; ein bleicher Schein meines Lichtes fiel auf sein Gesicht, und entstellte es auf eine wunderbare Weise. Ich schloss das Haus auf, und wieder hinter mir zu. Der Himmel war dick und schwarz rund umher bezogen.

Wie im Traume ging ich mit ihm fort, keiner von uns liess einen Laut vernehmen, wie zwey Gespenster schlichen wir durch den Garten. — Es war mir wunderbar, als wir den Lauben und den Bänken vorübergingen, wo ich so oft mit ihm gesessen hatte; die Bäume neigten sich wehmüthig, als wir unter ihren Wipfeln hinweggingen. — Arm in Arm war ich sonst hier mit Lovell auf und abgegangen, hier hatte sich uns mit Entzücken die Welt Ossians und Shakspears aufgeschlossen, hier hatte ich ihn am Morgen zuerst gesucht, und noch der Abend traf uns in diesen Gebüschen, wenn die übrigen schon längst zu den Zimmern zurückgekehrt waren, — hier hatte er mir sein ganzes Herz enthüllt, und ich ihm das meinige; — o! und nun gingen wir mit dicht verschleierten Seelen nebeneinander; kein Mund öffnete sich, keine Hand streckte sich nach einen Drucke aus.

Wir kamen an das Gartenthor, und ich benutzte diesen Stillstand, um ihm einen Wechsel in die Hand zu geben. Er sagte nichts, sondern steckte ihn mechanisch ein. — Stillschweigend gingen wir nun wieder den Fusssteig im Walde hinab, die Laterne schoss nur einzelne bleiche Strahlen durch die schwarze Nacht des Forstes, alle Bäume sahen seltsam aus. In einzelnen Momenten grauste mir vor der Einsamkeit, mein Herz zitterte wenn ich mir wiederholte, dass die Gestalt die neben mir gehe Lovell sey.

So waren wir an die Gränze von Bonstreet gekommen. Ich stand still, er ebenfalls. Ich konnte ihn nicht ansehen und nicht sprechen; und doch schien er es zu erwarten, dass ich ihm etwas sagen sollte. Im Herzen arbeiteten tausend Empfindungen durch

einander, und ich wartete nur auf einen Laut von ihm, ach! um ihm um den Hals zu fallen, um zu weinen und ihm alles zu vergeben. — Aber er blieb stumm, und jedes Wort blieb in meine Brust zurückgedrängt. — Wir standen immer noch still, und die Zeit schien mit uns still zu stehen, und nur auf den ersten Ausbruch der Angst zu warten, um alles in einem rascheren Laufe wieder einzuhohlen.

Hier muss ich zurück gehen, sagte ich endlich mit schwacher Stimme, und kehrte mich um. — Es war als wenn sich die ganze Welt, und mein eigenes Herz von mir abwendete, und ich stand wieder, und ich sah nach dem stummen tief in sich versunkenen Lovell hin. Der Bruder des Missethäters kann in der Stunde der Hinrichtung nicht mehr empfinden als ich jetzt fühlte.

Er redete immer nicht, und es ging plötzlich wie ein eiskalter Wind durch das Innerste meines Herzens, ich hasste ihn jetzt nicht, aber ich wendete mich gleichgültig um, und ging einige Schritte in den Wald zurück. — Das Licht war herunter gebrannt, und die Laterne erlosch; — ich hörte seinen Fusstritt, der sich von mir entfernte. — Dickes Dunkel war umher, und der glimmende Docht beleuchtete nur auf einen Augenblick noch eine grüne Stelle auf dem Boden.

O! jetzt hätt' ich ihn gegen über haben mögen! ich hätte ihn mit Thränen und Küssen erstickt. — Sein Schritt tönte schon viel schwächer, — ach! ich sehe ihn nicht wieder, sagte ich zu mir selber, und die Thränen rannen heiss und dicht gedrängt über meine Wangen. — Ich sehe ihn nicht wieder, und es ist Lovell! — Ich wollte ihm nach, und stiess an einen Baum, ich sank zur Erde, und rief so laut als ich konnte, von gewaltigem Schluchzen unterbrochen: Lebe wohl, recht wohl! — Ich weiss nicht ob er mich gehört hat, ob er es verstanden hat.

Ich lag auf der feuchten Erde, und streckte mich ganz aus, ich verbarg mein heisses Gesicht in dem nassen Grase. Ich schlief beynahe ein.

Kalt und ohne Besinnung suchte ich dann den Rückweg. Wie ein grosses eisernes Gefängniss, hing der dunkle Himmel um mich her."[1])

Lovell berichtet:

„Es nahte sich die Nacht, in der ich mit Emilien entfliehen wollte. Ich war eben im Begriffe aus dem Fenster zu klettern, als sich die Thüre eröffnete und Burton mit einer kleinen Laterne hereintrat. Er sagte mir, ich solle ihm folgen, weil ich in seinem Hause nicht mehr sicher sey. Wir gingen stillschweigend durch den Garten und er gab mir ein Papier, das, wie ich nachher gesehen habe, ein ansehnlicher Wechsel war. Hinter dem Garten liegt ein Wald und wir gingen auf einem schmalen gewundenen Fusssteige. Ich wartete

[1]) Originalausgabe: III. Bd. S. 68 ff. (1. Buch, 18. Brief). Vgl. „Schriften" VII. Bd. S. 119 ff.

immer darauf, dass Burton sprechen solle, aber er war heimtückisch und still. In meinem Innern war ich dürr und ausgestorben, alles kam mir vor, wie ein Scherz und aus einer gewissen Furcht hätt ich ein paarmal die Stille beinahe durch ein lautes Gelächter unterbrochen.

Wir standen endlich still. Wir schwiegen und wie drückende Gewitterluft ängstigten mich diese Minuten. Ich suchte nach Gedanken um das Grässliche, das darin lag, zu verscheuchen, — ich wollte fort, und verzögerte dann gern wieder den Moment der Trennung, — es war eine von jenen seltsamen Pausen, in denen die Seele unschlüssig ist, ob sie über den Körper gebieten soll, in denen sie an ihrem Willen zweifelt und sich an der trägen Maschine nicht auf eine bedenkliche Probe stellen will.

Durch ein Paar Worte unterbrach Eduard das Stillschweigen und ging zurück: er kehrte wieder um, als wenn er etwas vergessen hätte; dann ging er wieder, und eine grosse Thräne presste sich in mein Auge, eine Angst drängte fürchterlich aus der Brust zur Kehle hinauf; mir war, als wenn ich ersticken sollte. Ich ging einige Schritte und suchte durch meinen lauten Gang mein Schluchzen zu übertönen. — Ich sah zurück, er hatte die Laterne schon ausgelöscht, damit ich ihn nur desto früher aus dem Gesichte verlieren möchte.

Was empfand ich in diesem Augenblicke! — Rosa, Sie können es nicht begreifen. — Ich habe ihn noch vor einigen Jahren so innig geliebt, ich glaubte damals, dass es ihm eine Kleinigkeit sei, sein Leben für mich zu versprützen — und jetzt, in dieser Stunde meines Lebens, in der er wusste, dass er mich nie wiedersehen würde, jetzt liess er mich gehen, ohne ein Wort zum Abschiede zu sagen, ohne meine Hand zu nehmen, ohne ein Lebewohl! Ich habe ihm so oft die Hand gedrückt, ohne dass er es verdiente, er hätte es ja wohl auch jetzt thun können, und wenn es auch nur Verstellung gewesen wäre.

Doch besser, dass es nicht geschehen ist. Ich war zu weich; hätt' er nur ein gutes Wort gesagt, so wär' ich ihm an die Brust gestürzt, und hätte ihm alles bekannt, ich wäre wieder in meine Kindheit zurückgesunken, ich hätte alle meine Erfahrungen abgeschworen; ich hätte ihm die Flucht Emiliens, und alles entdeckt, ich wäre in der gewaltigen Rührung vielleicht zu Grunde gegangen. — Er verdiente es nicht, wie sehr ich ihn liebte; alles kam mir zurück, was er mir einst gewesen war, und was ich von ihm gehofft hatte; es war mir als wenn er mich riefe, und ich stand stille und wollte umkehren, aber es war nur der Schall des Windes im Forste.

Ich wusste immer noch nicht, ob ich nicht dennoch zurückgehen sollte; je weiter ich fortschritt, je ängstlicher klopfte mein Herz, — ach und er hat sich nicht nach mir umgesehen, er hat nicht weiter an mich gedacht."[1])

---

[1]) Originalausgabe: III. Bd. S. 88 ff. (1. Buch. 21. Brief). Vgl. „Schriften" VII. Bd. S. 131 ff.

Der Freundschaftsbund, den Irrtum und perverses Empfinden einst begründet, endet in Irrtum und Verkennung.

Stellen wir Anfang und Ende dieses Freundschaftsbundes nebeneinander und vergleichen mit diesem Doppelbilde Tiecks jene seltsame Szene, in der das von fremder Hand geschriebene und von Berthold Litzmann gedruckte Fragment G die Trennung Hyperions von Adamas schildert, so muss es uns notwendig anmuten, als seien alle jene Züge der Tieckschen Schilderung zu diesem einen Bilde zusammengeschossen. Wir vermögen in ihm kein einziges wesentliche innere oder äussere Moment zu entdecken, das von Tieck nicht bereits vorweggenommen wäre. Hölderlin greift den Gefühlsinhalt der von Tieck geschilderten Trennungsszene auf und presst ihn in die Form, in der derselbe Dichter das Eigentümliche der Gefühlsweise seines Helden plastisch gestaltet hat.

Das ihm völlig neue Moment einer urplötzlich in Hass umschlagenden unbezähmbaren Liebe — ein Kapitalstück der kommenden Romantik[1]) — sticht ihm in die Augen. Seinetwegen bemächtigt er sich der echt romantischen Gestalt des Schurken Lovell und formt sie um zu seinem edleren Adamas. Aber seine Gestaltungskraft ist so gering, dass er auch die äusseren Momente für seine Zeichnung des Adamas dem Tieckschen Reichtum entnimmt. Denn nur allzu deutlich spiegelt sich in jener Abschiedsszene zwischen Hyperion und Adamas das Schicksal Lovells. Nur im Hinblick auf dieses wird die dargestellte Situation in allen Einzelheiten uns verständlich. Jetzt erst verstehen wir, was es heisst, wenn Adamas ruft: „Ein Wort, ein einzig Wort hat dich von uns getrieben. Prüfe wenigstens! Was fürchtest du? will Einer dein Verderben? Ich wollt' ihn treffen! beim ewigen Gott! und wenn er mein Bruder wäre, wollt' ich ihn —" (Anhang Frg. G 1, 7 ff.) und wenn Hyperion auf seine Drohung: „Zwingen kann ich! Morden kann ich auch!" kalt erwidert:

---

[1]) Das Gegenstück — ein Hass, der urplötzlich in Liebe umschlägt — hatte Tieck bereits in seinem „Karl von Berneck" aufgestellt, einer Schicksalstragödie, die 1793 konzipiert, zwei Jahre später umgearbeitet, aber erst 1797 gedruckt worden ist. Vgl. „Schriften" XI. Bd. S. 1 ff.

„Wer weiss? Du könntest sogar den Auftrag haben!" (Anhang Frg. G 2, 3 ff.) Denn auch Adamas gehört wie Lovell einem Geheimbunde an, dessen Treiben das Licht zu scheuen hat, und verliert das Vertrauen des Freundes, als dieser das Geheimnis erfährt.

Diese unsere Vermutung wird zur zweiffellosen Gewissheit, sobald wir jene Abschiedsszene zwischen Hyperion und Alabanda, zu der Hölderlin in der Schlussredaktion die von Tieck inspirierte Schilderung abgeschwächt hat, zum Vergleich mit heranziehen. Denn auch Alabanda, der umbenamste Adamas der Schlussredaktion, trägt noch die äusseren Züge des Tieckschen Lovell. Auch ihn hat das Schicksal einem Geheimbund zugeführt. Die wenigen Striche, mit denen Hölderlin das Treiben dieses Bundes schildert, sind ausnahmslos von Tieck übernommen. Der geheimnisvolle „Mann mit ausgezeichnetem Gesicht" (W. II. 183, 41 f.), der heute in Sevilla, morgen in Triest auftaucht, der sein Opfer durch die ganze Welt zu verfolgen scheint, der den Erwartungsvollen nachts in eine „feierliche Gesellschaft", den „Bund der Nemesis" einführt (W. II, 184, 37 ff.), ist die verwischte, aber dennoch unverkennbare Kopie von Tiecks Andrea Cosimo. Zwar ist gewiss nicht zu zweifeln, dass Hölderlin auch Tiecks eigene Vorlage, den Armenier in Schillers „Geisterseher",[1])

[1]) In der von Tieck später selbst genannten Vorlage (vgl. den „Vorbericht zur zweiten Lieferung" der Schriften, VI. Bd. S. XVII), dem „Paysan perverti" des Retif de la Bretonne, fehlt eine analoge Gestalt zu Andrea Cosimo. Als Urbild desselben und des mit ihm verwandten Omar im „Abdallah" hat daher Julian Schmidt eine Gestalt aus Tiecks eigenem Bekanntenkreis, einen gewissen Wiesel zu eruieren gesucht (vgl. seine „Geschichte der Deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit." Berlin 1886—96. IV. Bd. S. 28). Schmidts Annahme hat grosse Wahrscheinlichkeit für sich. Zweifellos aber trifft schon Köpke das Richtige, wenn er als literarisches Vorbild Schillers „Geisterseher" nennt, den Tieck, wie Köpke ausdrücklich bemerkt, sehr hoch schätzte (vgl. dessen grundlegende Biographie „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen." Leipzig 1855. II. Bd. S. 206). Über Schillers Quellen vgl. namentlich die Studie von A. v. Hanstein: „Wie entstand Schillers Geisterseher?" (Forsch. z. n. Litt.-Gesch. XXII) Berlin 1903.

selber gekannt hat,[1]) schwerlich aber wäre gerade er wohl darauf verfallen, dieses vielmissbrauchte Lieblingsthema der Zeitgenossen für seinen Roman zu verwerten, hätte nicht Tieck ihm gleichsam die Brücke geschlagen. Aber gerade der Umstand, dass dieses Thema so gar nicht auf Hölderlins eigenem Wege lag, berechtigt uns zu der Annahme, dass alle diese Züge nicht erst gelegentlich der Schlussredaktion in die Dichtung hineingekommen sind, sondern bereits wesentliche Bestandteile der vorletzten Fassung gebildet haben.

Auch erscheint es nicht ausgeschlossen, dass Hölderlin zu seiner Schilderung des Überfalls, dem Hyperion seine nähere Bekanntschaft mit Alabanda verdankt (W. II, 83, 7 ff.), durch Tieck angeregt worden ist.[2]) Ja, es ist nicht unmöglich, dass die Wendung, mit der Tieck seinen Roman schliesst, indem er den „lebenssatten" Karl Wilmont Kriegsdienste nehmen lässt,[3]) unserem Dichter das Motiv geliefert hat, auch seinen Helden den Schlachtentod suchen zu lassen (W. II, 170, 15 ff.), obschon wir wiederum nicht verkennen dürfen, dass hier eine der beliebtesten Wendungen des zeitgenössischen Romans vorliegt.

Das hiermit nachgewiesene Abhängigkeitsverhältnis Hölderlins von Tieck ist für unsere Untersuchung in doppelter Beziehung wichtig. Vor allem liefert es uns einen schlagenden Beweis, wie überaus unselbständig Hölderlin auch in der künstlerischen Ausgestaltung der ihn beherrschenden Idee verfuhr, wie er beständig, gleichsam um sich tastend, nach konkreten Anhaltspunkten sucht, um den kühnen Bau seiner Dichtung zu stützen.

Für unsere Spezialuntersuchung bedeutet dieser Abhängigkeitsnachweis noch ein weiteres, nicht unwichtiges Moment. Der dritte Band von Tiecks William Lovell erschien

---

[1]) Die Beschreibung der Mitverschworenen, die in der Schlussredaktion sich findet (W. II, 90, 23 ff.), erinnert sogar ziemlich auffallend an die Charakteristik des „russischen Offiziers" im Geisterseher. Vgl. Säkular-Ausgabe II. Bd. S. 241, Z. 2ff.

[2]) Originalausgabe: I. Bd. S. 222 f. u. 233 f. (3. Buch, 7. u. 8. Brief) Vgl. „Schriften" VI. Bd. S. 121 f. u. 127 f.

[3]) Originalausgabe: III. Bd. S. 476 (3. Buch, Ende des 32. Briefs). Vgl. „Schriften" VII. Bd. S. 334.

erst im Jahre 1796.[1]) Das zweite Buch der in Frage stehenden Hyperion-Fassung kann demnach erst in Frankfurt entstanden sein. Denn — selbst für den immerhin möglichen Fall, dass der Dichter die beiden ersten Bände des Lovell gleich nach Erscheinen kennen gelernt hat — erst der dritte Band brachte diejenigen Züge, die Hölderlins neue Konzeption in erster Linie mitbedingten: die Trennung der beiden Freunde trotz gegenseitiger innigster Liebe und Lovells Erkenntnis, ein Opfer von Andrea Cosimos Rachsucht geworden zu sein. Es ist daher durchaus wahrscheinlich, dass der Dichter erst in Frankfurt im Hause Gontards — vielleicht durch Heinse — die literarische Novität kennen lernte. Angeregt durch die in ihr zur Gestaltung strebende tiefe dichterische Idee — wie eng war sie trotz aller Verschiedenheit der seinen verwandt — tritt der Gedanke an das eigene Schaffen von neuem lebhaft vor seine Seele.

Gestützt wird unser Beweis überdies durch den Umstand, dass das Konzept-Fragment F die letzten Seiten eines Heftes füllt, das seinem übrigen Inhalte nach nur in Frankfurt angelegt sein kann. Denn wir finden in ihm u. a. die Konzepte der Gedichte „Der Wanderer", „An Diotima", „An den Aether", „Die Eichbäume", die zweifellos sämtlich erst in Frankfurt entstanden sind.[2])

Leider sind der auf uns gekommenen Bruchstücke zu wenige, als dass sie uns gestatteten, den zugrunde liegenden Plan völlig zu überschauen. Gleichwohl bleibt kein einziges der in den fünf Fragmenten dargebotenen Momente für uns unverwertbar. Ein jedes einzelne eröffnet uns eine reiche Perspektive.

Allerdings ist die äussere Anordnung des Stoffes kaum der Hauptsache nach übersehbar. Wir wissen z. B. nicht,

---

[1]) Der erste Band nennt als Erscheinungsjahr 1795, der zweite dagegen schon 1796. Aber selbst für den Fall, dass der zweite Band ebenfalls schon 1795 erschienen und aus buchhändlerischem Interesse nachdatiert sein sollte — Sicheres hierüber festzustellen, ist mir leider nicht gelungen —, so darf doch wohl als Erscheinungsjahr für den dritten Band 1796 zweifellos als gesichert gelten.

[2]) Vgl. Karl Litzmanns „Neue Mittheilungen über Hölderlin" a. a. O. S. 72 f.

ob die Fassung die Schilderung der Knabenjahre bereits fallen gelassen hatte. An sich liegt kein Grund vor es anzunehmen. Dagegen lässt die Erwähnung des „alten herrlichen Freundes" (Anhang Frg. J 4, 9 ff.) uns vermuten, dass die Schilderung dieses Freundschaftsbundes ein wesentliches Moment der Fassung bildete. Dass sie jedoch keinen allzu grossen Raum einnahm, dürfen wir vielleicht daraus schliessen, dass der „alte herrliche Freund" allem Anschein nach noch keinen Namen trug. Erst gelegentlich der Schlussredaktion geht der Name des dem Helden gleichaltrigen Smyrner Freundes auf ihn über, und der ehemalige Adamas erhält dafür den Namen Alabanda.

Dass die Diotima-Episode der Freundschaft mit Adamas vorausging, ist bereits oben gelegentlich der Handschriftenfrage festgestellt worden. Ebensowenig ist ein Zweifel darüber möglich, dass die in den beiden grösseren Fragmenten H und J geschilderten Vorgänge sich abspielen, als bereits der alte Lehrer, Diotima und Adamas den Helden verlassen haben. Es ist dies um so mehr zu betonen, als sich zu mehreren Stellen dieser beiden Fragmente sowohl in den früheren Prosa-Fassungen, als auch in der Schlussredaktion Parellelen finden, die der Diotima-Episode vorausgehen.

So kärglich nun auch immerhin unser Ergebnis bezüglich des Stoffes sein mag, die innere Form der Fassung ist in den spärlichen Fragmenten trotz alledem genauestens festgelegt.

In schärfster Formulierung fixiert das Fragment H den Standpunkt, von dem aus der Schreiber der Briefe die erzählte Jugendgeschichte betrachtet haben will. Als Hyperion von seinem erfolglosen Bestreben berichtet, seinen Willen und seine „Empfänglichkeit" gewaltsam zu unterdrücken, da unterbricht er sich mit dem Ausruf:

„Ach! und daran dacht' ich nimmer, dass nur der Friede des Lebendigen, die Einigkeit der ungeschwächten Kräfte Ordnung, Gottes Ordnung, und dass die heilige Flamme des Altars kein fressend Feuer ist" (Anhang Frg. H 6, 6 ff.).

Klar und unzweideutig ist hier der Kernpunkt des Schillerschen Ideenganges in die Sprache Hölderlins übersetzt. Er bildet die endgültige Formulierung der die gesamte

Hyperion-Dichtung beherrschenden Zentralidee, deren allmähliche Entwicklung wir an Hand der früheren Fassungen bereits deutlich verfolgen konnten. Hatte der Verfasser des Thalia-Fragments sich noch darauf beschränkt, ohne jede weitere Erörterung des Wie? und Warum? lediglich durch tendenziöses Unterstreichen eines Mottos auf das zu erstrebende Ziel von ferne hinzuweisen, so fanden wir in dem metrischen Fragment bereits den Ansatz zu einer Vertiefung und Verarbeitung des Gedankens in dem daselbst aufgestellten Grundsatz, dass nicht in der Beschränkung, sondern in der Ausbildung der seelischen Kräfte das erstrebenswerte Ziel zu suchen sei (Anhang Frg. D 1, 1 ff.).

Aber erst hier in der Lovell-Fassung sind alle Verknüpfungen des Gedankenganges klar entwickelt. Denn erst hier erkennt Hyperion deutlich, dass diese Hingabe an die empirische Welt, die wir Liebe nennen, im tiefinnersten Bedürfnis der Menschenseele wurzelt:

„O mein Bellarmin! was thut der Mensch nicht, um lieben zu können? [1]) um lieben zu können, sezte mein Herz sich selbst herunter, um an den Brosamen mich zu freuen, sagt' ich mir, dass man den Kindern des Hauses nicht das Brod nehme und gebe es den Knechten! [2]) O lass mich weinen! Denn hier darf ich's. Dahin hatten mich die Menschen gebracht, das hatt' ich ihnen zu danken, dass ich mich endlich beredete, ich sey, wie sie, um vorlieb mit ihnen zu nehmen, dass ich mir nahm, was ich ihnen nicht zusezen, dass ich mich niederdrükte, weil ich sie nicht erheben konnte! Sage mir nicht, ich spreche stolz! Ich sage wenig genug, wenn ich sage: ich war besser, wie sie!" (Anhang Frg. H 4, 11 ff.)

Mit vollem Nachdruck bringt dieser plötzliche Ausbruch des Selbstgefühls den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt in der Lebensstimmung Hyperions zur Geltung: Er glaubte sein Selbst zurückdrängen zu müssen, solange er in den Menschen des Alltags seine Vorbilder sah. Er strebt die Kräfte

[1]) Vgl. hierzu die bereits oben (S. 129) erwähnte wertvolle Parallele des Konzept-Fragments (Anhang Frg. F 1, 13 ff.).

[2]) Die Gegenüberstellung von „Knechten" und „Kindern des Hauses" vielleicht in Anlehnung an Schillers Aufsatz „Über Anmuth und Würde" (vgl. Säkular-Ausgabe XI. Bd. S. 219, Z. 24 f.), hier jedoch nicht im Schillerschen, sondern rein biblischen Sinne gebraucht (vgl. Joh. 8, 33 ff., Römer 8, 14 ff.).

seiner Seele zu entwickeln seit dem Augenblick, wo sein neues Lebensideal ihm aufzugehen begann.

Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sucht der Dichter den einstigen Tiefstand in der Seele des Helden uns zu veranschaulichen. Die Form des Briefromans erlaubt ihm, Hyperions eigene Reflexionen uns aufzutischen:

„Der Tod des Lebens, den ihr „gesezt seyn" nennt, der war mein edles Ideal geworden; denn, sagt' ich äusserst weise, ein Wesen, das sich leicht bewegt, kann leicht zur Unzeit, leicht über die gemessne Gränze sich bewegen, und wo viele Kräfte sind, da giebts leicht Anarchie, da ist die Ordnung wenigstens ein selten Beispiel; deswegen ist es besser, wenn der Mensch nur eine kleine Dose Willen, und noch weniger Empfänglichkeit besitzt" (Anhang Frg. H 5, 21 ff.).

Auch dem Freunde Gorgonda Notara wird eine lange breite Kritik über den Helden in den Mund gelegt:

„O ihr seyd sonderbare Geschöpfe! rief er, verzärtelt, wie die kranken Kinder und heroisch, wie die Riesen; Nadelstiche könnten euch zur Desperation bringen und einer Megäre gegenüber wäre vieleicht euch wohl. Ihr habt Vernunft, aber keinen Verstand, [1]) Muth, aber keine Geduld; doch könnt' ihr lernen, was ihr nicht habt, aber ihr lernt sehr ungern, wenn ich nicht irre, und das kommt daher, weil euch zu wohl ist, bei dem, was sich nicht lernt" (Anhang Frg. H 8, 16 ff.).

Um der Charakteristik von Hyperions einstiger Lebensstimmung eine noch grössere Modulation zu geben, verfällt der Dichter schliesslich auf den Ausweg, eine Art Tagebuch-Aufzeichnung einzuschalten, die den bisherigen Entwicklungsgang des Helden kurz zusammenfasst. Da sie dem lyrischen Moment breitesten Spielraum gewährt, so erhebt sie sich künstlerisch zu bemerkenswerter Höhe:

„Da ich ein Kind war, heisst es, da strekt' ich meine Arme aus nach Freude und Sättigung und die Erde bot ihre Blumen und Beere mir dar, und die mächtige Natur gab lächelnd sich dem Kinde zum Spiele.

Da das Meer mich ausstiess und ich hülllos unter den Trümmern lag, da hub ein Mensch mich auf und wie ich erwachte, sah' ein erbarmend Auge mich an.

---

[1]) Was diese Gegenüberstellung sagen will, lehren die beiden oben (S. 121) zitierten Briefe vom 2. Juni 1796 (Br. 378) und vom August 1797 (Br. 418). Sie liefern dadurch noch einen weiteren Stützpunkt für unsere Datierung der vorliegenden Fassung.

War das nicht Liebe? nicht sie, die die Pflanzen mit Regen und Thau erquickt, die das Licht des Himmels über die Blumen giesst, dass ihr Herz sich öffnet und sie hervorgehn zur Freude? Auch mein Herz öffnete sich, auch ich bin hervorgegangen zur Freude. — Warum bin ich denn nun verlassen? verlassen! —

Zwar hab' ich nichts mehr, was ein Herz zur Hülfe bewegen könnte; die Todten danken ja nicht.

Ja! lasst mich, lasst mich nur! —

Was wollt' ich dann? was ist mir fehlgeschlagen?

Was wird man antworten, wenn du dahin bist und die Leute fragen: was hat ihm gefehlt?

Ach! man wird nicht fragen und nicht antworten.

Aber was wollt ich dan? —

Dass ich sah, was ein sterblich Auge nicht sieht, dass einst die Liebe mir erschien in einem seeligen Traume — sollte das tödten?

Die Fabel sagt von Menschen, sie hätte die gegenwärtige Gottheit getödtet. — Ja! nun versteh' ichs. Die Fabel ist Wahrheit.

Aber sag' es nicht aus! Sie glauben dir nicht und glauben sie dir, so ist's ihr Tod — ein stiller langsamer Tod! O spottet, wenn ich hin bin, spottet und sagt: er starb, weil ihm ein Traum sich nicht erfüllte.

Also ein Traum wars, da mir die Liebe erschien? Und man fände beim Erwachen keine Spur von ihm? Spuren mag man finden, wenn man eifrig genug herumsucht und lange genug hinsieht. O' davon kann ich reden. Hab' ich doch herumgesucht, bis ich hinsank, hab' ich mich doch blind gesehen an diesen Spuren, dass nun Nacht vor mir ist, Nacht, wie im Grabe! — Ach! beredete mich doch einer, — —" (Anhang Frg. J 7,8 ff.).

Hier bereits findet der Schmerz um die verlorene Liebe eine Tiefe des Ausdrucks, die selbst in den entsprechenden Partien der Schlussredaktion kaum überboten wird. Aber gerade hierin liegt das Überraschende. Wir dürfen nicht vergessen, dass es dem Dichter darum zu tun ist, den einstigen Tiefstand in der Seele des Helden zu charakterisieren. Dieser Tiefstand der Lebensstimmung gilt dem Helden selbst letzten Endes als ein moralisches Manko, dem er den Gewinn, den sein neues Lebensideal ihm gebracht hat, triumphierend entgegenhält. In der eingeschalteten Tagebuch-Aufzeichnung aber findet der Dichter Töne, denen gegenüber jede moralisierende Kritik notwendig verstummen muss. Wir fühlen deutlich: der Dichter, der noch eben im Begriffe stand, seinen Helden über einstige Jugendtorheiten mitleidig lächeln zu

lassen, fällt aus seiner Rolle. Was er hier schreibt, sind keine fingierten Referate mehr über Schmerzen, die man einem verurteilenden Lächeln preisgibt. Sein eigen Herzblut tritt ihm in die Feder.

Schauen wir nun näher zu, so werden wir erkennen, dass sich dieser selbe Widerspruch fast auf jeder Seite unserer Fragmente wiederfindet. Denn dass es sich dem Plane nach auch bei dieser Fassung noch immer um eine Satire im Schillerschen Sinne handelt, das beweisen uns zur Genüge die oben zitierten Repliken des Briefschreibers. Aber gleichsam wider Willen des Dichters wird die geplante Satire zur Elegie. Elegisch ist die Schilderung von Hyperions erster Begegnung mit Diotima, elegisch sind die Klagen, mit denen der Erzähler seinen Bericht immer wieder unterbricht.

Erst wenige Monate zuvor hatten Schillers Horen-Aufsätze „Über naive und sentimentalische Dichtung"[1]) den Unterschied zwischen Satire und Elegie klar herausgestellt. Wir können daher unmöglich glauben, dass der feinsinnige Dichter den Widerspruch, in den ihn der Umschwung seiner Lebensstimmung hineingetrieben hatte, nicht selbst deutlich empfunden habe. Er musste fühlen, dass er nicht mehr in der Lage sei, von der alten Höhe selbstgewisser Weltweisheit über das Kapitel Liebe zu reden. Er war selbst wieder der Jüngling geworden, den er noch soeben zurechtweisen zu können glaubte. Mit dieser Erkenntnis stürzt der Plan einer eitlen Selbstbespiegelung, einer Abwägung des „Einst" an dem „Jetzt", endgültig in sich zusammen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass gerade der subjektive Charakter der eingeschalteten Tagebuch-Aufzeichnung dem Dichter den Widerspruch besonders nachdrücklich vor Augen gerückt hat. Denn unser letztes Fragment bricht hier plötzlich ab, und es ist keineswegs unmöglich, dass in ihm die letzte ausgearbeitete Partie der Lovell-Fassung uns vorliegt.

[1]) Zuerst gedruckt unter drei verschiedenen Titeln in den Horen: Jahrg. 1795 11. u. 12. Stück und Jahrg. 1796 1. Stück.

VI. KAPITEL.

DER ERSTE BAND DER SCHLUSSREDAKTION.

Es ist fraglich, ob sich Hölderlin aus dem Zustand der Stagnation, der ihn Ende 1795 zu überwältigen drohte, herausgerettet hätte, wenn nicht das Feuer einer leidenschaftlichen Liebe ihn bis in die Grundfesten seines Innern erschüttert hätte. Hölderlin liebte Diotima mit der ganzen Glut eines zur Verschwendung geborenen Herzens. Es berührt uns seltsam, wenn man uns noch immer glauben machen will, „dass seine Liebe in diesem Falle eine eigenartige, ein der Freundschaft verwandteres Gefühl war, frei von dem unerfüllbaren Verlangen nach Besitz und darum frei von dem Bewusstsein einer Schuld" (Br. 316).[1] In nichts findet diese Behauptung irgendwelche Bestätigung.

Um recht zu verstehen, wie dieses Geheimnis in dem moralischen Bewusstsein der beiden Liebenden sich spiegelte, ist es unbedingt notwendig, auch diese Frage rein historisch zu betrachten. Goethes Beziehungen zu Frau von Stein und so manches andere „Freundschaftsverhältnis", das wir heute anders zu beurteilen geneigt sind, als es die Zeitgenossen gewohnt waren, liefert uns den Schlüssel zum Verständnis. Schiller wird durchaus zum Sprachrohr des sittlichen Urteils seiner Zeit, wenn er seinen Marquis Posa im Gespräch mit der Königin erklären lässt:

„Gehört die süsse Harmonie, die in
Dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmern es zu schlagen,
Doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen
Und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen.
Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen.

[1]) Vgl. namentlich auch Br. 309 ff.

Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Diesen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurteil zerstören." [1])

Hölderlins Urteil wird kaum anders gelautet haben, wenn in Stunden stiller Einkehr das Bedürfnis innerer Rechtfertigung in seinem Gewissen erwachte. Schillers Autorität trug ihn über jeden Zweifel sicher hinweg.

Und dennoch war es kein Glaube, der sich ein für allemal übernehmen, in dem sich sorglos und unbekümmert leben und wohnen liess. Es war der Glaube starknerviger Naturen, der täglich neu errungen und erkämpft werden musste. Konnte Hölderlin sich die Kraft zutrauen, die dieser Kampf kosten würde? — Bald muss er erfahren, dass es so leicht nicht ist, das „Schauen im Glauben" festzuhalten. Das Lebensideal, dessen Besitz er einst als ein so leicht erreichbares Ziel empfand, das so klar und deutlich vor seinem inneren Auge stand, dem er sich so nahe wähnte, dass er dichtend es sich erträumen zu können glaubte, es weicht in dem Masse zurück, als er sich seines Besitzes bedürftig fühlt. Die Not des Lebens kommt über ihn, und mit ihr ein neues niegeahntes Lebensgefühl. Er erkennt, dass das Leben nicht nur so lange eine Kette von „Verirrungen" ist, bis der Mensch das sichere Heil in festen Händen hält, sondern dass dies unablässige Streben und Sehnen nach einer Form, in der die Kräfte der Seele zur Entfaltung kommen, das Leben selber ist.

Diese Erkenntnis gibt nicht nur seinem Denken eine neue Richtung,[2]) sie bringt auch seiner Dichtung die entscheidende Wendung. In völlig anderem Lichte erscheint ihm nunmehr der bisherige Plan seines Romans. Er fühlt,

---

[1]) Vgl. Säkular-Ausgabe IV. Bd. S. 230 (Vers 4358 ff.).

[2]) Überaus bezeichnend ist seine Bemerkung über die „einzig mögliche Philosophie der Zeit" in dem wichtigen Briefe an den Bruder vom 1. Januar 1799. Wenn der Dichter auch durchaus anerkennt, dass „die Deutschen keinen heilsameren Einfluss erfahren konnten, als den der neuen Philosophie, die bis zum Extrem auf Allgemeinheit des Interesses dringt, und das unendliche Streben in der Brust des Menschen aufdeckt", so kann er ihr doch den Vorwurf nicht ersparen, dass „sie sich zu einseitig an die grosse Selbstthätigkeit der Menschennatur hält" (Br. 468 f.).

dass er nicht mehr fähig ist, die eigene Vergangenheit in satirische Beleuchtung zu rücken. Gleichsam ohne sein Zutun wird die Satire ihm zur Elegie. Was er geplant hatte, war nichts als die Illustration eines philosophischen Gedankenganges. Aber was war Gutes zu erwarten, wenn er, der Sechsundzwanzigjährige mit dem sehnsuchtsvollen Herzen, aus der selbstgewissen Seele eines Vollendeten heraus eine langatmige Jugendgeschichte entwickeln wollte? Deutlich erkennt er: Die Fiktion, dass ein „weiser Mann", thronend auf der Höhe des Lebens, die „Verirrungen" seiner Jugend einer gereifteren Lebensanschauung gegenüberstellt, muss fallen. Ohne darum die ursprüngliche Konzeption, seinen Helden die Vergangenheit im Spiegel der Gegenwart aufzeigen zu lassen, selbst irgendwie aufzugeben, gestaltet er ebendieses Verhältnis Hyperions zur Vergangenheit von Grund aus um. Wie der Dichter selbst, so wird auch Hyperion bescheidener. Er rühmt sich nicht mehr des selbsterrungenen geistigen Besitzes, sondern in ehrlicher Resignation beugt er sich vor dem Allbeherrscher Leben.

Besonders nahegelegt wurde dem Dichter die Beibehaltung der ursprünglichen Form wohl auch dadurch, dass die Lovell-Fassung bereits zum grossen Teil in Reinschrift vorlag. Es kostete ihm nur diese oder jene Striche und Zusätze, um das gesamte Material für die neue Fassung verwertbar zu machen. Schon der Umstand, dass bereits Ostern des nächsten Jahres der erste Band des Romans erschien, zwingt uns zu der Annahme, dass auf diese Weise ganze Partien des Manuskripts mit nur wenig umfangreichen, darum aber umso bedeutungsvolleren Änderungen in die Schlussredaktion übergegangen sind. Denn dass die wenigen uns erhaltenen Bruchstücke die innere Form der Lovell-Fassung so überaus deutlich erkennen lassen, erklärt sich wohl einzig und allein daraus, dass gerade diese Blätter die grössten Umänderungen erfahren haben und eben darum ausgeschieden werden mussten.

Und doch hiesse es Hölderlins künstlerischen Ernst gründlichst verkennen, wollten wir den Umstand, dass der Dichter der ursprünglichen Anlage bis zu Ende treu bleibt, auf Zufälligkeiten zurückführen. Die Treue, mit der er an ihr fest-

hält, beweist vielmehr am deutlichsten, dass gerade in der nachdrücklichen Betonung der aus dem Entwicklungsgang resultierenden Lebensstimmung und Weltanschauung der Mittelpunkt der Hyperion-Dichtung von Anfang an zu suchen ist. Was er einst bei seiner ersten Umarbeitung als Programm formulierte, dass er darstellen wolle den „grossen Übergang aus der Jugend in das Wesen des Mannes, vom Affecte zur Vernunft, aus dem Reiche der Fantasie ins Reich der Warheit und Freiheit" (Br. 241), das steht noch als künstlerische Intention vor seiner Seele, als er Ostern 1797 den ersten Band der Öffentlichkeit übergibt.

Ohne diesmal mit einem Kommentar sogleich zu Hilfe zu eilen, stellt er wiederum jenes Wort aus Loyolas Grabschrift seinem Werke voran — nicht ohne zuvor die Spuren mönchischer Stilistik sorgsam getilgt und es zu einem Satze gerundet zu haben:

„Non coerceri maximo, contineri minimo, divinum est" (W. II. 66).

Aber noch immer scheint er zu fürchten, der Leser könne seine Absicht verkennen. Auch jetzt hält er es noch nicht für überflüssig, in einem Vorwort auf seine Intention hinzuweisen. Aber feinfühlig verschmäht es seine reife Kunst, noch immer allzu deutlich zu sein: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Kurz und bündig kennzeichnet er sein Werk als „die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter":

„Ich verspräche gern diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Kompendium, und um das fabula docet sich zu sehr bekümmern, indes die andern gar zu leicht es nehmen, und beide Teile verstehen es nicht.

Wer bloss an einer Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloss, um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.

Die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissem Charakter ist weder für das blosse Nachdenken, noch für die leere Lust" (W. II. 66, 1 ff.).

Und wiederum schickt er die „Auflösung" den „Dissonanzen" voraus. Noch immer betrügt der Lyriker den Epiker um den Erfolg. Er kann sich auch hier noch nicht begnügen, die Dissonanzen vorerst allein hinausklingen zu lassen, es drängt ihn, gleich zu Beginn mit den Akkorden einzusetzen, in denen seine Symphonie ausklingen soll. Wiederum nimmt

er das Endresultat des darzustellenden Entwicklungsprozesses gleich zu Anfang vorweg: In Briefen an seinen Freund Bellarmin wird Hyperion den zurückgelegten Lebensweg schildern, aber noch ehe er mit dem Berichte anhebt, zeichnet er ihm das Bild des Erzählers. Der Eingang des Thalia-Fragments ist genauestens kopiert.[1])

Gleichwohl tritt der Gegensatz im Stimmungston beider Fassungen auf das schärfste hervor. Keine Spur mehr von der emphatischen Klage, mit der der Dichter damals zu betäuben suchte. Fest und sicher hat er sein Leitmotiv nunmehr erfasst.

Aus dem Drangsal des Lebens hat sich Hyperion in sich selbst geflüchtet. Er hat den Hoffnungen und Wünschen der Welt entsagt, um am Herzen der Natur die Sehnsucht seiner nimmersatten Liebe zu stillen:

„Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte, es sei mein eigen.

Fern und tot sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam kehr' ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Messer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, sich zur Lust hält.

Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der alllebendigen Welt ernährt und sättiget mit Trunkenheit mein darbend Wesen.

O selige Natur! Ich weiss nicht, wie mir geschiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Thränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit" (W. II, 68, 1 ff.).

Aber Hyperion wäre nicht des Dichters Abbild, wenn sich diese Lebensstimmung nicht auch auf eine bewusste

[1]) Es ist mir unverständlich, wie Böhm schreiben kann: „Der neue Roman fängt dort an, wo das Thaliafragment aufhörte". Vgl. in seiner Einleitung S. XXVII.

Weltanschauung gründete. Sein Empfinden ist die bewusste Hingabe an ein Prinzip und dies Prinzip das Resultat eines logischen Gedankenganges:

„Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das [ist] der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu sein mit allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt" (W. II, 68, 27 ff.).

Man hat den sich hier formulierenden Pantheismus lediglich auf Hölderlins individuelles Empfinden zurückführen zu können geglaubt, gelegentlich sogar mit der Begründung, dass alles dichterische Naturempfinden letzten Endes verkappter Pantheismus sei.[1]) Unsere Untersuchung hat uns gezeigt, dass schon der Pantheismus des Thalia-Fragments auf fremdem Boden erwachsen ist. Er geht ebensowenig über den Gesichtskreis von Schillers „Philosophischen Briefen" hinaus, als der Pantheismus der vorliegenden Fassung hinter den von Schelling gezogenen Grenzen zurückbleibt. Nicht eher wachsen jene Anfänge zu der späteren alles beherrschenden Grundanschauung sich aus, als bis die zeitgenössische Philosophie dem Dichter in Schellings Gedankengang die theoretische Begründung geliefert hat.

Den unmittelbaren Anknüpfungspunkt bieten wiederum jene geistvollen „Philosophischen Briefe über Dogmatismus und Kriticismus", mit denen wir Hölderlin schon im Herbst 1795 eingehend beschäftigt sahen.[2]) Unwillig über die Gedankenlosigkeit, mit der die Theologie die Resultate der

---

[1]) Wenigstens vermag ich Böhms Bemerkung, „dass Pantheismus erst die begriffliche Versteinerung des dichterischen Triebes ist," nicht gut anders zu verstehen. Vgl. in seiner Einleitung S. XXVI.

[2]) Vgl. oben S. 108 ff.

Kantischen Kritik für einen „moralischen Beweis" des Daseins Gottes zu verwerten suchte, hatte Schelling es unternommen, schärfer als es in Kants Absicht liegen konnte, zwischen Objektivismus und Subjektivismus die Grenzlinie zu ziehen.[1]) Und doch will es scheinen, als sei ihm nicht weniger darum zu tun gewesen, den Glanz des „Erhabenen", der aus Spinozas Dogmatismus ihm entgegenstrahlte, in sein kritizistisches System herüberzuretten. Denn unverkennbar ist der Eifer, mit dem er Spinozas Lehre von dem amor Dei intellectualis zu rektifizieren sucht.[2]) In dem Begriff einer „intellektualen Anschauung", deren Möglichkeit schon Fichte im Gegensatz zu Kant behauptet hatte, glaubt er jenes widerstandslose Sich-verlieren in der Vorstellung eines göttlichen All-Einen kritizistisch deuten zu können:

„Diese intellektuale Anschauung tritt dann ein, wo wir für uns selbst aufhören Objekt zu seyn, wo, in sich selbst zurückgezogen, das anschauende Selbst mit dem angeschauten identisch ist. In diesem Moment der Anschauung schwindet für uns Zeit und Dauer dahin: nicht wir sind in der Zeit, sondern die Zeit — oder vielmehr nicht sie, sondern die reine absolute Ewigkeit ist in uns. Nicht wir sind in der Anschauung der objektiven Welt, sondern sie ist in unsrer Anschauung verloren.

Diese Anschauung seiner Selbst hatte Spinoza objektivisirt. Indem er das Intellektuale in sich anschaute, war das Absolute für ihn kein Objekt mehr. Diess war Erfahrung, die zweierlei Auslegungen zuliess: entweder er war mit dem Absoluten, oder das Absolute war mit ihm identisch geworden. Im letztern Fall war die intellektuale Anschauung, Anschauung seiner selbst — im erstern, Anschauung eines absoluten Objekts. Spinoza zog das Letzte vor. Er glaubte sich selbst mit dem absoluten Objekt identisch und in seiner Unendlichkeit verloren." [3])

Hyperions schwärmerische Vorstellung, „Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur", deckt sich mit dem hier präzisierten Gedanken völlig. Wie Schelling verliert sich auch Hölderlin in gläubige Bewunderung des spinozistischen ἓν καὶ πᾶν. Nur zu deutlich lässt das dritte Glied der Anapher all den Glanz durchschimmern, den Spinoza auf die Vorstellung seines amor Dei intellectualis gehäuft hat.

---

[1]) Werke 1. Abth. 1. Bd. S. 283. [2]) Werke 1. Abth. 1. Bd. S. 317 ff.
[3]) Werke 1. Abth. 1 Bd. S. 319.

Dass es sich aber hier im Hyperion in der Tat um eine bewusste Anlehnnng an Schelling handelt und nicht etwa um eine selbständige Verwertung der Idee Spinozas, beweist der Umstand, dass genau ebenso wie in jener rein spekulativen Untersuchung vom Herbst 1795 Hölderlin auch hier diese „intellektuale Anschauung" in schroffen Gegensatz stellt zu der theoretischen Begründung: Die Vereinigung von Subjekt und Objekt, die in der intellektualen Vorstellung uns ästhetisch ermöglicht ist, bleibt theoretisch stets nur Postulat. Als fürchte Hölderlin gleichsam den Einwurf Schellings, lässt er seinen Helden sich angelegentlichst bemühen, den verkündeten Pantheismus als eine rein gefühlsmässige Hypothese zu charakterisieren, die sich in schroffen Gegensatz stelle zu den ärmlichen Versuchen der Philosophie:

„Auf dieser Höhe steh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewigeinige Welt, ist hin; die Natur verschliesst die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verstehe sie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich thöricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne" (W. II, 69, 4 ff.).

Unverkennbar ist die Absichtlichkeit, mit der Hölderlin die Seligkeit einer „intellektualen Anschauung" ausspielt gegen Fichtes Subjektivismus. Hyperions fast parodierende Betonung, er habe „gründlich" sich unterscheiden gelernt von dem, was ihn umgibt, weist nur allzu handgreiflich auf Fichte.[1]) Das

---

[1]) Dass Hölderlin hier vornehmlich Fichtes Lehre im Auge hat, beweist noch deutlicher eine Parallelstelle gleich gegen Ende des ersten Briefs in Hyperions Klage über die trostlose Lage seines Vaterlandes. „Und siehe mein Bellarmin!" heisst es hier, „wenn manchmal mir so ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Thräne ins Auge trat, so kamen dann die weisen Herren, die unter euch Deutschen so gerne spuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüt so gerade recht

parodische Moment eliminierend, werden wir die Parallele zu dem Gedicht „An die Natur" (W. I, 145 ff.) gewiss nicht verkennen.[1]) Wenn der Dichter dort den Reichtum der „goldnen Kinderträume" pries, die „des Lebens Armut" ihm verbargen (Vers 41 f.), wenn er dort mit dem resignierenden Troste schloss:

„Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Dass so ferne dir die Heimat liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt" (Vers 61 ff.).

so erscheint dieser selbe Gegensatz zwischen der Seligkeit naiven Naturempfindens und der Nüchternheit kritizistischer Naturerklärung gleichsam zur Formel verdichtet, wenn Hyperion seine Verherrlichung der intellektualen Anschauung mit den Worten abschliesst:

„O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein missratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stiess, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab" (W. II, 69, 19 ff.).

Schelling ist es auch, der durch die Schärfe seiner Begriffsentwicklung den Dichter zwingt, aus Hyperion einen Atheisten zu machen. Nur um sich auch der letzten Konsequenz des Monismus nicht zu entziehen, nimmt er seinem Helden den Glauben an Gott:[2])

---

ist, ihre Sprüche anzubringen, die thaten dann sich gütlich, liessen sich beigehn, mir zu sagen: Klage nicht, handle! O hätt' ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär ich reicher!" (W. II, 67, 25 ff.). Bereits Petzold hat aus dieser Stelle einen Hinweis auf Fichtes Vorlesungen „Über die Bestimmung des Gelehrten" herausgelesen und die diesbezügliche Stelle — Fichtes sämtliche Werke VI. Bd. S. 345 — namhaft gemacht (vgl. „Hölderlins Brod und Wein" S. 28). Aber obgleich er Hölderlins Worte als eine „Absage an die Fichtesche Lehre" auffassen zu dürfen glaubte, hat er dennoch mit Recht nachdrücklich betont, „dass der quietistische Standpunkt der angezogenen Stelle nur ganz individuell für den Helden des Romans gilt" (vgl. ebd. S. 29 Anm.).

[1]) Vgl. oben S. 106.

[2]) Wie wichtig diese Ableugnung eines persönlichen Gottes dem Dichter erscheint, beweist die Fussnote, in der er die Annahme abzuwehren sucht, als sollten derlei „blosse Phänomene des mensch-

„O du, zu dem ich rief, als wärst du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du wirst nicht zürnen, dass ich deiner vergass! — Warum ist die Welt nicht dürftig genug, um ausser ihr noch Einen zu suchen?

O wenn sie eines Vaters Tochter ist, die herrliche Natur, ist das Herz der Tochter nicht sein Herz? Ihr Innerstes, ist's nicht Er?" (W. II, 71, 10ff.)

Aber noch immer könnte es scheinen, als habe lediglich der Gedanke an Spinozas ἓν καὶ πᾶν dem Dichter die Feder geführt, als habe Hölderlin in der von Schelling aufgerollten Streitfrage, ob Dogmatismus oder Kritizismus, eine prinzipielle Stellungnahme vermieden. Erst die Wendung, durch die er anschliessend an Hyperions Bekenntnis zum Monismus die intellektuale Anschauung abermals zum theoretischen Denken in Gegensatz bringt, stempelt seinen Helden zum Kritizisten. Nicht der Dogmatismus Spinozas ist das System, dessen Realisierung er in intellektualer Anschauung sich erträumt, sondern der Kritizismus Fichte-Schellings:

„Aber hab' ich's, denn? kenn' ich es denn?

Es ist, als säh' ich[s], aber dann erschreck' ich wieder, als wär' es meine eigne Gestalt, was ich gesehn, es ist, als fühlt' ich ihn, den Geist der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten" (W. II, 71, 17ff.).

Es zeugt für Hölderlins feines Stilgefühl, dass er nach den beiden Eingangsbriefen nicht unmittelbar mit seinem epischen Berichte einsetzt. Entsprechend der Thalia-Fassung wird die lyrische Stimmung vorerst festgehalten, und nur ganz allmählich mischen epische Töne sich ein, bis sie die Überhand gewinnen und den lyrischen Ton ersticken. Die „Schil-

---

lichen Gemüts" seinen eigenen religiösen Standpunkt vertreten. Sicher würde er dieses ihm stets peinliche Thema vermieden haben, wäre ihm die Ablehnung eines persönlichen Gottes nicht als ein notwendiges Moment dieses Monismus erschienen. Denn über den Wert seiner persönlichen Verwahrung gegen den etwaigen Vorwurf des Atheismus kann wohl kaum irgendwelcher Zweifel mehr sein. Der orthodoxe Gottesbegriff galt dem Dichter nicht weniger für abgetan, als dem jungen Schelling. Und dass der hier perhorreszierte Gedanke den damaligen Anschauungen Schellings durchaus entsprach, beweist die vom 4. Februar 1795 datierte Antwort auf Hegels Frage, ob er glaube, man „reiche mit dem moralischen Beweis nicht zu einem persönlichen Wesen?" Vgl. „Aus Schellings Leben" 1. Bd. S. 76.

derung der Knabenjahre", deren „ziemliche Weitläufigkeit" in der Rahmenerzählung anscheinend ein volles Kapitel füllte,[1]) verflüchtigt sich zu dem lyrischen Erguss eines einzigen Briefs. Auch die Darstellung von Hyperions Verkehr mit seinem alten Lehrer — er führt erst hier den Namen Adamas[2]) — wird in einem einzigen, wenn auch ausführlicheren Briefe abgetan.

Mächtig regt sich in des jungen Hyperion Seele der Drang in die Weite. Adamas ist der erste, in dessen Bannkreis sie sich verliert. Er ist es, der Hyperions Blick hinlenkt auf die Kultur der Antike. Ein Traumbild des Vollkommenen ersteht ihm in der „Heroenwelt des Plutarch", in dem „Zauberland der griechischen Götter' (W. II, 73, 20 f.). Und da die ihn umgebende Welt seinen Ansprüchen nicht zu genügen vermag, so trägt er all sein Sehnen und Verlangen in dies Bild einer erträumten Welt zusammen.

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir in der Zeichnung dieses halb freundschaftlichen, halb väterlichen Verhältnisses das getreue Spiegelbild von des Dichters eigenen Beziehungen zu Schiller, seinem angebeteten Meister, wiederzuerkennen glauben.[3]) Es wird sich kein wesentlicher Zug in diesem Bilde finden lassen, der sich nicht aus Hölderlins Äusserungen über Schiller und seinen Briefen an ihn belegen liesse. Auch er hing an des Meisters Lippen und genoss „die verzehrende Herrlichkeit des Geistes" (W. II, 71, 29), die nur die Wahl lässt zwischen Flucht und Unterwerfung (W. II, 72, 13). Und deshalb ist es gewiss kein Zufall, wenn Hyperion seinen Adamas in schroffen Gegensatz stellt zu den „Barbaren, die sich einbilden, sie seien weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit töten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht" (W. II, 71, 35 ff.). Es sind unverkennbar dieselben

[1]) Vgl. oben S. 101.

[2]) Vgl. oben S. 139.

[3]) Dass Schiller dem Bilde des Adamas Züge geliehen, hat schon Haym vermutet, aber er glaubt auch Züge Fichtes erkennen zu können (vgl. „Romantische Schule" S. 302). Auch Dilthey sieht das Vorbild in beiden (vgl. „Das Erlebnis und die Dichtung" S. 334).

„Barbaren", denen Schiller in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung" sein neues Kulturideal gegenübergestellt hatte.[1]) Der Umstand, dass der Roman auf neugriechischem Boden spielt, erhält durch diesen Gedanken eine tiefsymbolische Bedeutung. Dem Dichter selbst erscheint sie so wichtig, dass er nicht versäumt, in seinem Vorwort auf diese Symbolik nachdrücklich hinzuweisen (W. II, 66, 12 ff.).[2]) Erst sie wirft volles Licht auf die Gestalt des heimatlosen Adamas, der das zerstörte Griechenland durchirrt, um unter dem Schutt zerfallener Tempel den Genius jener vollkommenen Menschheit zu erfragen, den er liebend im Herzen trägt.

Und so weist auch diese Symbolik in die Richtung jener Grundidee, der der Held unserer Dichtung, und durch ihn der Roman selbst seinen Namen verdankt. Nur um sie nochmals zu unterstreichen, malt uns der Dichter jenes Bild, wo Hyperion von ebendiesem Adamas zum Ebenbild des „alten Sonnengotts" geweiht wird, des „unsterblichen Titanen", der „in seiner ewigen Jugend" „zufrieden und mühelos" „mit seinen tausend eigenen Freuden" herauffliegt (W. II, 74, 37 ff.):

„Sei, wie dieser! rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt sie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit sich fort, und brächten uns ins Geleite des heiligen Wesens, das nun hinaufstieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und gross, und wunderbar mit seiner Kraft und seinem Geist die Welt und uns erfüllte" (W. II, 75, 4 ff.).

Dass die symbolische Deutung dieses Bildes durchaus in der Absicht des Dichters liegt, beweist der äusserst bezeichnende Umstand, dass Hölderlin gerade hier die Gelegenheit ergreift, seine Stellungnahme zu dem Thema seines Romans auf das schärfste zu kennzeichnen. Wiederum nimmt Hyperion in einem Exkurs das Resultat voraus, zu dem er den Freund Bellarmin an Hand seines Berichtes erst geleiten will. Er

---

[1]) Vgl. Säkular-Ausgabe XII. Bd. S. 13, Z. 23 ff.

[2]) Es ist durchaus wahrscheinlich, dass Hölderlins Bemerkung, er sei „kindisch genug gewesen", bezüglich des Schauplatzes „eine Veränderung mit dem Buche zu versuchen", lediglich als phraseologische Einkleidung dieses Hinweises zu betrachten ist. Auch wird schwerlich die Furcht vor dem „wahrscheinlichen Urteil des Publikums" diese Apologie veranlasst haben.

spricht aus, was das Schicksal ihn auf seinem Lebenswege hat erfahren lassen. Er erklärt, weswegen aus Hyperion ein Phaethon hat werden müssen. Dem Ziele seiner Sehnsucht stellt er das Ergebnis seiner Lebenserfahrung gegenüber. Denn noch immer steht das Ideal, das Adamas ihm gewiesen, das Ideal selbsteigener Ausgestaltung eines harmonischen Menschentums, leuchtend vor seiner Seele:

„Noch trauert und frohlockt mein Innerstes über jedes Wort, das mir damals Adamas sagte, und ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm sein musste. Was ist Verlust, wenn so der Mensch in seiner eignen Welt sich findet? In uns ist alles. Was kümmert's dann den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt? Was ringt er so nach Knechtschaft, da er ein Gott sein könnte!" (W. II, 75, 11 ff.)

Aber nur mit innerer Vereinsamung wird dieses Ideal erkauft. Und mehr vielleicht als andern Sterblichen ist gerade ihm dieser Preis unerschwinglich:

„Und das ist's, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, dass wir nicht allein sein können, dass die Liebe in uns, solange wir leben, nicht erstirbt. Gib mir meinen Adamas wieder, und komm mit allen, die mir angehören, dass die alte schöne Welt sich unter uns erneure, dass wir uns versammeln und vereinen in den Armen unserer Gottheit, der Natur, und siehe! so weiss ich nichts von Notdurft" (W. II, 75, 22 ff.).

Wir werden nicht verkennen, wie das grosse Erlebnis der Liebe, das wir in der Lovell-Fassung bereits sich niederschlagen sahen,[1]) auch hier der Grundidee des dichterischen Ganzen die entscheidende Wendung gibt.[2]) Aber noch fühlt sich der Dichter berufen, aus diesem inneren Widerstreit dem Menschen die Anklage zu schmieden; noch empfindet er ihn nicht als reine Tragik:

„Aber sage nur niemand, dass uns das Schicksal trenne! Wir sind's, wir! wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Un-

---

[1]) Vgl. oben S. 140.

[2]) Sie wird von nun an zum beherrschenden Thema der Hölderlinschen Lyrik. Am klarsten findet sie sich vielleicht ausgesprochen in der ursprünglichen Fassung des Gedichtes „Lebenslauf":

„Hochauf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf' ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam" (W. I, 167).

bekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär' es möglich, wir verliessen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Grenzen hinaus. Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimat möglich; und wie der Sonne Strahl die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder versengt, so tötet der Mensch die süssen Blumen, die an seiner Brust gediehen, die Freuden der Verwandtschaft und der Liebe" (W. II, 75, 29 ff.).

Früh bereits muss Hyperion diesen Zwiespalt innerlichen Menschentums an sich erfahren. Kaum hat Adamas ihn verlassen, so kommt die Not des Lebens über ihn. Er verliert sich in das Traumbild antiker Herrlichkeit mit der ganzen Glut seiner liebenden Begeisterung. Aber nur umso tiefer wühlt sich die Qual ungestillter Sehnsucht in sein Herz.

Die Wanderlust erwacht in ihm; er will „in die Welt" (W. II, 78, 16). Der Wunsch des Vaters führt ihn zunächst nach Smyrna. In vollen Zügen kostet er die Herrlichkeit der ihn umgebenden grossen Natur. Aber ihr beruhigender Einfluss währt nicht lange. Nur umso bitterer wird das Gefühl der Vereinsamung. Bald schlägt es um in gehässige Verachtung. Aber mag auch mehr und mehr die schöne Zuversicht ihm schwinden, in einer Seele seine Welt zu finden, sein „Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen" (W. II, 81, 26 ff.), unauslöschlich glimmt in seinem Herzen die Hoffnung weiter.

Er glaubt sich am Ziel, als Alabanda seinen Lebensweg kreuzt. „Wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zu einander zu bahnen, und durchzubrechen bis dahin, wo sie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in einen majestätischen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen" (W. II, 84, 26 ff.), so schliessen sich ihrer beider Seelen zu heldenmütiger Freundschaft zusammen. Ein Motiv steht beherrschend im Mittelpunkte dieses Freundschaftsbundes: der Gedanke an die Welt, die nicht ist, aber sein sollte und sein wird:

„Wie Boten der Nemesis, durchwanderten unsre Gedanken die Erde, und reinigten sie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unsern Richterstuhl, das

stolze Rom erschreckte uns nicht mit seiner Herrlichkeit, Athen bestach uns nicht mit seiner jugendlichen Blüte.

Wie Stürme, wenn sie frohlockend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, so drangen unsre Seelen in kolossalischen Entwürfen hinaus" (W. II, 85. 21 ff.).

Die masslose Begeisterung, mit der beide Freunde das Traumbild der Zukunft erfassen, kontrastiert seltsam mit dem resignierenden Quietismus, den die Eingangsbriefe als das Endergebnis von Hyperions Entwicklungsgang verkünden.

Es ist, als habe der Dichter dem Freundschaftskult der eigenen Jugend hier ein Denkmal errichtet. Konnte doch auch Hegel noch 1795 an Schelling schreiben: „Das Reich Gottes komme und unsere Hände seyen nicht müssig im Schoose! .. Vernunft und Freiheit bleiben unsere Losung und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche."[1]) Und gleich einer Antwort auf die Losung „Reich Gottes!", mit der einst Hölderlin von Hegel geschieden (Br. 231), klingt es zurück, wenn ebenderselbe „ruhige Verstandesmensch" (Br. 404) in jenem seltsamen Gedicht „Eleusis" schwärmt von

„der Gewissheit Wonne,
Des alten Bundes Treue fester, reifer noch zu finden,
Des Bundes, den kein Eid besiegelte:
Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie,
nie einzugehn!"[2])

Wir wissen, dass die Zeitströmung diesem Jugendbunde einen stark politischen Anstrich gegeben hatte. Und so wird uns verständlich, wenn auch in das phantastische Traumbild, in dem Hyperion „die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche" (W. II, 90, 1 ff.) dem Freunde malt, ganz unvermittelt rein politische Erwägungen sich mischen:

„Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das lässt sich nicht erzwingen. Das lass' er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag' es an den Pranger! Beim

[1]) Vgl. „Briefe von und an Hegel", hg. von Karl Hegel. 1. Theil, S. 13.

[2]) Zuerst veröffentlicht in Rosenkranz' Mitteilungen „Aus Hegels Leben" im 1. Jahrgang des „Literarhistorischen Taschenbuchs" von Prutz. Leipzig 1843. S. 99 ff.

Himmel! der weiss nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, dass ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

„Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen" (W. II. 89, 21 ff.).

Auch die Quelle dieses Gedankens lässt sich mit Sicherheit vermuten. Er findet sich breit ausgeführt in W. v. Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen", die im Frühjahr 1792 entstanden waren.[1]) Obgleich sie erst nach des Verfassers Tode 1851 erschienen,[2]) kann Hölderlin sie von Hörensagen gleichwohl gekannt haben, da sich das Manuskript seit Sommer 1792 mindestens bis zum Januar 1793 in Schillers Händen befand.[3]) Überdies hatte Humboldt schon im Januarheft des Jahrgangs 1792 der „Berlinischen Monatsschrift" unter dem Titel „Ideen über die Staatsverfassung, durch die neue französische Konstitution veranlasst" einen Brief erscheinen lassen,[4]) der den unmittelbar darauf ausführlicher behandelten Gedanken bereits deutlich aussprach. Schon hier war zu lesen, „das Princip, dass die Regierung für das Glück und Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen müsse", sei „gerade der ärgste und drükkendste Despotismus".[5]) Aber selbst wenn unserem Dichter diese Arbeit unbekannt geblieben sein sollte, so hat er doch zweifellos die Abhandlung gelesen, die Schiller noch im Herbst desselben Jahres im 5. Stück des 2. Bandes seiner „Neuen Thalia" unter dem Titel „Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken?" veröffentlicht hatte. Sie bildet einen Ausschnitt aus Humboldts oben erwähntem Manuskript und entspricht dem 2. und der

---

[1]) Vgl. W. v. Humboldts Gesammelte Schriften, hg. v. d. Kgl. Pr. Akademie d. W. 1. Abt. Werke I S. 97 ff.

[2]) Hg. von E. Cauer, Breslau 1851.

[3]) Vgl. Humboldts Briefe an Schiller vom 12. September 1792 und 18. Januar 1793 („Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt in den Jahren 1792 bis 1805". Stuttgart o. J. S. 56 u. 64).

[4]) Vgl. W. v. Humboldts Gesammelte Schriften, hg. v. d. Kgl. Pr. Akademie d. W. 1. Abt. Werke I S. 77 ff.

[5]) a. a. O. S. 83.

ersten Hälfte des 3. Kapitels.[1]) Auch hier ist der Grundgedanke der Untersuchung bereits in aller Deutlichkeit entwickelt.

Es war nur zu natürlich, dass Hölderlin diesem Gedankengange durchaus sympathisch gegenüberstand. Wir glauben ihn noch nachklingen zu hören, wenn der Dichter noch vier Jahre später gelegentlich des Friedens von Luneville an Landauer schreibt: „Was mich vorzüglich bei demselben freut, ist, dass mit ihm die politischen Verhältnisse und Missverhältnisse überhaupt die überwichtige Rolle ausgespielt und einen guten Anfang gemacht haben zu der Einfalt, welche ihnen eigen ist; am Ende ist es doch wahr, je weniger der Mensch vom Staat erfährt und weiss, die Form sei, wie sie will, um desto freier ist er" (Br. 583).

Es ist derselbe Gedanke, der für Hyperion sich auswächst zum Traumbild künftiger Herrlichkeit:

„O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wieder bringen. Dich kann der Staat nicht hergebieten. Aber er störe dich nicht, so wirst zu kommen, kommen wirst du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in goldne Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe — frägst du mich, wann dies sein wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit die neue Kirche, hervorgehn wird aus diesen befleckten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit und seiner Brust die schöne Jugend wieder bringen wird, wann — ich kann sie nicht verkünden, denn ich ahne sie kaum, aber sie kömmt gewiss, gewiss. Der Tod ist ein Bote des Lebens, und dass wir jetzt schlafen in unsern Krankenhäusern, dies zeugt vom nahen gesunden Erwachen. Dann, dann erst sind wir, dann, dann ist das Element der Geister gefunden!" (W. II, 89, 35 ff.)

Aber so kühn und stolz auch der Bau dieser Freundschaft dem Himmel entgegenstrebt, ein Stoss genügt, um ihn zerschellen zu lassen. Schon ein unbedachtes Wort und ein zweideutiger Blick — das in der Rahmenerzählung und Lovell-Fassung geschilderte Zerwürfnis zwischen Hyperion und No-

[1]) Fast um dieselbe Zeit hatte Biester, der lange Zeit eine Abschrift des Manuskripts in Händen hatte, noch drei weitere Bruchstücke in seiner „Berlinischen Monatsschrift" erscheinen lassen. Sie finden sich im Oktober-, November- und Dezemberheft des Jahrgangs 1792 und entsprechen dem 5., 8. und 6. Kapitel.

tara (W. II, 45, 19 ff. und Anhang Frg. J 2, 18 ff.) scheint hier herübergenommen — vermögen den Freundschaftsbund von Grund auf zu erschüttern. Vollends aber verliert Alabanda das Vertrauen des Freundes, als dieser eine Reihe weiterer Verschwörer kennen lernt. Es kommt zum Bruch, als Hyperion Rechenschaft verlangt.

Unsere Untersuchung hat bereits im vorigen Kapitel die Abhängigkeit dieses Zuges von Tiecks William Lovell nachzuweisen gesucht.[1] Dieser Nachweis war möglich, da die Trennungsszene der Lovell-Fassung die fremde Vorlage noch deutlich durchschimmern liess. Leider hat die Schlussredaktion nicht nur die äusseren Konturen vollständig verwischt, sondern auch den Gefühlsgehalt der Szene wesentlich abgeschwächt. Das von Tieck übernommene Moment einer in Hass umschlagenden Liebe verschwindet. An sich werden wir diese Abschwächung gewiss nicht wenig bedauern. Denn an kraftvoller Plastik bleibt die neue Schilderung zweifellos hinter der alten weit zurück. Aber gerade diese Verschlimmbesserung beweist, dass lediglich das peinliche Gefühl, fremdes Gold gemünzt zu haben, den Dichter zu seiner Abschwächung verleitete. Denn es ist kaum anzunehmen, dass der von Tieck übernommene Grundzug jener ursprünglichen Darstellung, das Umschlagen der extremsten Affekte in ihr Gegenteil, sich vor Hölderlins Kunstempfinden nicht mehr habe behaupten können.

Der Jammer, der nach der Trennung von Alabanda Hyperions Innerstes erfasst, ist namenlos. Er verlässt Smyrna und kehrt in die Heimat zurück.

Es ist nicht Zufall, dass sich in den nun folgenden Klagen und Reflexionen die meisten Anklänge an den Wortlaut der früheren Fassungen nachweisen lassen. Sie bilden gleichsam die Basis, auf der die gesamte Hyperion-Dichtung sich erhebt. Und gleich Bausteinen setzt sie der Dichter bei allen Umarbeitungen immer wieder neu zusammen, um schon durch die Anordnung neue Reize zu gewinnen. Sie macht das Ganze zu einem Meisterwerk prosaischer Lyrik. Nachdem Hyperion sich zweimal in lang anhaltenden Klagen ergangen, um zum Schlusse jedesmal mit einem „So dacht' ich" (W. II, 96, 27).

[1]) Vgl. oben S. 135 f.

bezw. „So träumt' ich hin" (W. II, 99, 1) die Elegie zur Kritik zu erheben, lässt er im nächsten Brief sein Klagelied sanft verklingen. Aber noch hat die Elegie sich nicht völlig zum objektiven Berichte ausgeglichen, da mischen sich bereits wieder freundlichere Töne in den Trauergesang. Die Klage schlägt um in den Preis des Frühlings. Schon glauben wir, der Gedanke an den Frühling habe die Erinnerung an die einstige Leidenszeit in der Brust Hyperions verdrängt, da beginnt der Rückschlag, und in nur noch gewaltigeren Wogen ergiesst sich über uns die Flut seiner Lebensklage. Der jammernde Wehschrei über das „Nichts, das über uns waltet" (W. II, 102, 8 f.), scheint seine Seele von neuem in tiefstem Grunde zu erschüttern. Die finstersten Gedanken und Empfindungen, die damals seine Seele beschlichen, sind ihm so klar gegenwärtig, dass wir es ihm kaum glauben, wenn er uns zum Schlusse versichert: „So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif' ich noch nicht" (W. II, 103, 14 f.).

Erst jetzt, nachdem Hyperion sein Menschheitsideal in Alabanda schon einmal erfasst zu haben glaubt, tritt Diotima in sein Leben. Wir erkennen in dieser Umstellung den Fortschritt gegenüber der Lovell-Fassung. Sucht Hyperion dort in der Freundschaft Heilung für sein Liebesweh, so lässt ihn hier umgekehrt die Liebe zu Diotima die Wunde vergessen, die der Bruch mit Alabanda ihm schlug. Wird bereits hierdurch das Bild Diotimas gleichsam auf ein Piedestal erhoben, so überbietet sich der Dichter auch sonst noch, es aller göttlichen Ehren würdig zu gestalten. Die höchsten Töne der Begeisterung entlockt er seiner Leier. So tief die Trennung von Alabanda den Helden geschmerzt, so hoch erhebt ihn der begeisterte Glaube an Diotima:

„Ich hab' es einmal gesehen, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es sei; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es ist jetzt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es sei; ich hab' es gesehn, ich hab' es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit,

im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wisst ihr seinen Namen? den Namen des, das Eins ist und Alles?

Sein Name ist Schönheit" (W. II, 108, 20 ff.).

Trotz aller mysteriösen Verdunkelung kommt auch hier des Dichters Grundgedanke klar zur Formulierung: Gilt ihm die Natur deshalb als die göttliche, weil er sie auffassen kann als die tausendfache Offenbarung jener universellen Einheit, deren Erkenntnis er als das höchste erstrebenswerte Glück empfindet, so ist es nur natürlich, wenn ihm der Gegenstand seiner Liebe als die greifbarste Verkörperung jener allbeherrschenden Einheit erscheint. Und mit dem Pathos des Sehers, der das Geheimnis der Welt durchschaut, nennt er sie „Schönheit".[1])

Aber genau wie in den Eingangsbriefen folgt auch hier unverzüglich der Rückzug. Wurde dort Hyperions Spekulation alsbald in die Farben des Traums gekleidet, so wird auch hier sogleich der bereits klar formulierte Gedanke in unerreichbare Ferne gerückt:

„Wusstet ihr, was ihr wolltet? Noch weiss ich es nicht, doch ahn' ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil' ihm zu und ergreife die andern und führe sie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ozean.

Und du, du hast mir den Weg gewiesen! Mit dir begann ich. Sie sind der Worte nicht wert, die Tage, da ich noch dich nicht kannte —

O Diotima; Diotima, himmlisches Wesen!" (W. II, 108, 36 ff.)

Wir erinnern uns der Stelle zu Ende des vierten Kapitels der Rahmenerzählung, wo der gereifte Hyperion gleichsam die Bedeutung zu präzisieren sucht, die Diotima für sein Leben gewonnen hat (W. II, 50, 3 ff.).[2]). Die Parallele zwischen beiden Stellen wird uns nicht entgehen, aber ebensowenig auch der fundamentale Gegensatz beider Fassungen, der gerade hier zu prägnantester Formulierung kommt: War es dort der Vollendete, der voll Selbstgewissheit zurückschaute auf die Irrfahrten der Jugend, so ist es hier der dankbar Empfangende, der Trost findet in dem Gedanken, dass er einmal wenigstens „die Vollendung gegenwärtig gefühlt". War Diotima dort gleichsam die Vorläuferin und Prophetin des Grösseren, dem

[1]) Vgl. unten S. 173. [2]) Vgl. oben S. 96 f.

sie die Wege ebnete zur Lebenshöhe, so wird sie hier zum Ideal, das selber zu erreichen Hyperion nicht mehr hoffen darf:

„Man sagt sonst, über den Sternen verhalle der Kampf, und künftig erst, verspricht man uns, wenn unsre Hefe gesunken sei, verwandle sich in edeln Freudenwein das gärende Leben; die Herzensruhe der Seligen sucht man sonst auf dieser Erde nirgends mehr. Ich weiss es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich stand vor ihr, und hört' und sah den Frieden des Himmels, und mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania" (W. II, 114, 4ff.).

Und Diotimas Bild wird umso strahlender leuchten, je tiefer es in die Vergangenheit hinabsinkt. Denn nur immer neue, berückendere Zauber wirkt der Gedanke: Diotimas Grab. Tot ist Diotima, und keine Klage bringt das entrissene Ideal zurück. —

Mit feinstem Kunstverstand wirft der Dichter schon hier die Kontrastfarbe in das Bild. Durch nichts kann er die Elegie wirksamer gestalten, als durch den Hinweis darauf, dass Hyperion Unwiderbringliches beweint. Aber kaum hat dieser Gedanke dichterischen Ausdruck gefunden, da beginnen wir schon zu fühlen, wie des Dichters ureigenstes Empfinden die zarte Hülle dichterischer Fiktion durchbricht. Die Dichtung wird zum Spiegelbild des persönlichen Erlebnisses. Gleich der folgende Brief verliert sich in eine so seltsame Wendung, dass er aus dem Rahmen der Dichtung fast herausfällt. Nicht Hyperion, der Dichter selber ist es, der sich abquält, das Recht seiner Liebe zu verteidigen: [1])

---

[1]) Gleichwohl schiesst Adolf Wilbrandt weit über das Ziel hinaus, wenn er in seinem Essay über Hölderlin behauptet: „Das Verhältnis des Hyperion zu Diotima, die Schmerzen, die Kämpfe, endlich die gewaltsame Auflösung, sind sonderbar, unbegründet, scheinen launische Willkür des Dichters zu sein, wenn man sich nicht diesen unschuldigen Herzensbund eines reinen Jünglings und eines freien Mädchens in das verderbliche Verhältnis umwandelt, das eine verheirathete Frau mit dem Erzieher ihrer Kinder verbindet. Um dies zu schildern, subjektiv leidenschaftlich auszuströmen, zwingt der Dichter seinen Gestalten fremdes Leben auf, erfindet ihnen Konflikte, die der einfachen Empfindung widerstreiten, und entstellt so ein Kunstwerk, um uns ein wundersames Denkmal seines Innern zu lassen." Vgl. Raumers „Historisches Taschenbuch." 41. Jahrgang (Leipzig 1871). S. 392. Der Aufsatz wiederabgedruckt in Nr 2/3 von Bettelheims „Geisteshelden" (Dresden 1890).

„War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die uns belauschten, und das Tageslicht und den Aether! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Strahlen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da ist.

Wir waren eine Blume nur, und unsre Seelen lebten ineinander, wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschlossnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde sie, wie eine angemasste Krone, von mir gerissen und in den Staub gelegt?" (W. II, 116, 5ff.)

Erst die Schlusswendung rückt den Inhalt des Briefes in das richtige Licht. Denn dass es sich hier in der Tat um Hyperions aufbegehrende Frage nach dem Rechte seiner Liebe handelt, das beweist offenkundig das Konzept dieses Briefes, das ein glücklicher Zufall uns erhalten hat.[1]) Es zeigt schon den vollen Wortlaut des Textes, schiebt aber zwischen die beiden ersten Abschnitte noch folgenden überaus charakteristischen Gedanken:

„Mir ward ein Geist, zu richten, zu gebieten. Der übte früh sein Schwerd, der streifte bald, wie Staub, der Knechtschaft Ketten ab, und der, der Gott in mir führt meine Sache.

Wem hab' ich sie gestohlen? wem?"

Was — fragen wir uns verwundert — soll dieser Gedanke im Munde Hyperions? — Nur zu deutlich erkennen wir, wie Hölderlins allerpersönlichste Lebensstimmung sich hier in seine Feder drängt.

Nicht weniger aufschlussreich sind die Varianten in dem Konzept des folgenden Briefes. Ich drucke den Anfang desselben in seinem ursprünglichen Wortlaut hier ab:

„Ach! eh' ich es wusste und hoffen konnte, war sie mein.

(Wenn ich so begraben und verloren in der unendlichen Schönheit) Wenn ich so mit allen Huldigungen des Herzens, seelig über-

---

[1]) Es findet sich, ebenso wie das weiter unten erwähnte, in dem in der Stadtbibliothek zu Homburg v. d. H. verwahrten Teile des Hölderlin-Nachlasses. Vgl. hierüber die Vorbemerkung zum Anhang.

wunden vor ihr stand, und schwieg, und wie die Sterne meinen Geist, mein Leben sich ihr hingab, in den (stillen) Strahlen des Auges, das nur sie sah, nur sie umfasste, wenn sie dann zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wusste, wo ich war mit meinen Gedanken, ach wenn ich oft begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und merkte, wie die Blume, die an ihrer Brust sich freute, auf und nieder wallt', und sie nun in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt'; und überrascht von meinen Freuden, meine Freude sich verbarg und bei den Pflanzen, die sie zärtlich pflegte, ihre Ruhe wieder sucht' und fand, wenn sie immer mit Rath und freundlichen Ermahnungen versucht', ein ordentlich und fröhlich Wesen noch aus mir zu machen, wenn sie die sorgenlosen Loken mir verwies,

wenn sie, wunderbar allwissend usw."[1])

Die beiden Worte „sorgenlosen Loken" sind ausgestrichen und darübergeschrieben: „düstern Loken und das alternde Gewand, und die zernagten Finger". —

Es ist undenkbar, dass dieses plötzliche Ausgleiten auf dem Wege höchst pathetischer Diktion sich anders erkläre als durch die Annahme, dass auch hier die Erinnerung an das eigene Erleben jede andere Empfindung in der Seele des Dichters für den Augenblick erstickte.[1])

Genährt von der Liebe, die Diotimas Schönheit in ihm

---

[1]) Auf die vielerörterte Frage, welcher Art die Beziehungen waren, die den Dichter mit Frau Gontard verbanden, wirft diese Konzeptvariante ein grelles Licht. Wir sehen vor uns eine Dame der vornehmen Welt, die sich genötigt sieht, den Erzieher ihrer Kinder selber erst zu besseren gesellschaftlichen Formen zu erziehen. Gleichwohl wäre es ein Trugschluss, wollten wir darum zu der Ansicht Karl Litzmanns zurückkehren, der nur „ein der Freundschaft verwandteres Gefühl" bei beiden annehmen möchte: „Das Urbild Diotimas . . . . . ist die von ihm geliebte und verehrte Herrin des Hauses und wie sie ihm nicht blos im Traum, sondern lebendig vor Augen stand, so ist auch in der Dichtung ihre Gestalt vom wärmsten Leben erfüllt. Doch wäre es ein Irrthum, wenn wir die Empfindungen, die Hyperion in derselben ihr entgegenbringt, einfach als den Ausdruck der persönlichen Gefühle des Dichters für die Lebende ansehen wollten" (Br. 316). Denn ebendiese Konzeptvariante beweist das Gegenteil. Was wir im Romane fast als eine Unmöglichkeit empfinden, das Nebeneinander einer kritisierenden und einer zärtlich liebenden Diotima, es verliert jeden Anstrich des Seltsamen, sobald wir es in des Dichters eigenem Erlebnis in ein Nacheinander aufgelöst denken.

auslöst, reift Hyperions innere Welt zu immer bedeutenderen Formen heran. Sie tritt ans Licht, als gelegentlich eines Gesprächs über die Freundschaft auf Harmodius und Aristogiton die Rede kommt. Beider Liebe wird ihm zum Symbol antiken Menschentums. All seine schwärmerische Begeisterung schiesst zu diesem Bilde zusammen. Antikes Menschentum gilt ihm als das Herrlichste, was das Leben zu bieten hat. Soll es für uns Spätgeborenen ewig dahin sein? —

Sowohl das Thalia-Fragment als auch die Rahmenerzählung zeigten bereits eine starke Verherrlichung der Antike (W. II, 25,41 ff. u. 51,31 ff.). Der überaus wesentliche Fortschritt der Schlussredaktion aber liegt darin, dass der Panegyrikus auf die Alten in unmittelbaren Zusammenhang gebracht ist mit jener gleichfalls aus den früheren Fassungen übernommenen Parallelisierung von „Natur" und „Ideal" (W. II, 36,27 ff. u. 47,24 ff.). Was dort beziehungslos nebeneinander stand, ist hier zu einer höheren Einheit verbunden.

Unsere Untersuchung hat uns bereits gezeigt,[1]) dass der dem Thalia-Fragment zugrunde gelegte Gedanke von der Zurückführung des verlorenen Menschheitsparadieses durch die Kultur durchaus von Schillers Abhandlung „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" abhängig war, dass aber eine Identifizierung dieses paradiesischen Urzustandes mit der Antike unserem Dichter zu jener Zeit noch ebenso fern lag wie seinem Vorbilde Schiller. Erst die im Herbst 1794 erfolgende endgültige Redaktion der Arbeit „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" bringt im sechsten Briefe unter dem Einfluss W. v. Humboldts jenen Panegyrikus auf die Alten, der die Antike jenem zu erstrebenden Menschheitsideale gleichsetzt. Und erst diese Gleichsetzung liefert unserem Dichter die rechtfertigende Grundlage für die Stellung, die er der Antike im Rahmen seines Romans einräumt. Mag auch unter dem Einfluss der Zeitatmosphäre die Gleichung von Schönheit und Antike schon früh für Hölderlin entschieden sein, erst auf Grund des Schillerschen Gedankenganges gewinnt sie auch in seinem Denken die funda-

[1]) Vgl. oben S. 63 ff.

mentale Bedeutung, die der Schlussredaktion seines Romans das charakteristische Gepräge gibt.[1])

Hölderlin verwertet den Gedanken Schillers bis ins einzelnste. Wie jener so sieht auch er den Vorzug der Alten in deren Totalität. Zersplitterung der Kräfte hat uns diesen köstlichen Besitz verlieren lassen. Die wirkende Macht des Schönen wird ihn uns zurückbringen. Sie lehrt uns, die verlorene Harmonie der Geister mit Bewusstsein neu zu erschaffen:

„Die Liebe gebar Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird sie wiedergebären. Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein. Von Pflanzenglück begannen die Menschen und wuchsen auf, und wuchsen, bis sie reiften, von nun an gärten sie unaufhörlich fort, von innen und aussen, bis jetzt das Menschengeschlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt, dass alle, die noch fühlen und sehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im Sonnenglanze, wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal ist, was Natur war" (W. II, 118, 12 ff.).

Nur Diotima vermag dem kühnen Gedankenflug des Geliebten völlig zu folgen (W. II, 118, 32 ff.). Mit einer Deutlichkeit, die die Grenzen des Schönen fast überspringt, ist die Eigenart ihrer Liebe unterstrichen: nicht die hingebende, die leidende, die sich selbst aufopfernde, es ist die verstehende Liebe, die der Dichter uns schildert. Mag er uns auch in glühenden Farben ausmalen, wie bereits bei der ersten Begegnung, noch ehe ein Wort gewechselt, die Liebe in Hyperions Herzen Einzug hält, mag er sich auch angelegentlichst bemühen, den Zug des Kindlich-Unbewussten in Diotimas Bild hineinzutragen, er kennt im weiteren Verlauf der Schil-

[1]) Mit welcher Inbrunst Hölderlin diesen Gedanken erfasst, beweist jene vielzitierte Stelle aus dem bereits oben (S. 145 Anm. 2) genannten Brief an den Bruder vom 1. Januar 1799: „O Griechenland, mit deiner Genialität und deiner Frömmigkeit, wo bist du hingekommen? Auch ich mit allem guten Willen, tappe mit meinem Thun und Denken diesen einzigen Menschen in der Welt nur nach, und bin in dem, was ich treibe und sage, oft nur um so ungeschickter und ungereimter, weil ich, wie die Gänse mit platten Füssen im modernen Wasser stehe, und unmächtig zum griechischen Himmel emporflügle" (Br. 471).

derung doch kaum ein anderes Moment, das uns die Innigkeit dieser Liebe überzeugend machen könnte, als Diotimas Verständnis für Hyperions innerste Bedürfnisse, als die Harmonie ihrer Seelen. Alle andern Momente gruppiert er um dieses eine.[1])

Und so vermag denn auch nur sie allein ihm den Schlüssel zu liefern zum Verständnis der Schmerzen, die er in tiefster Seele erlebt hat. Als er ihr die Geschichte seiner Leiden erzählt, da liegt sein innerstes Wesen klar vor ihr ausgebreitet. Sie legt den Finger auf seine Lebenswunde:

„Weisst du denn, woran du darbest, was dir einzig fehlt, was du, wie Alpheus seine Arethusa, suchst, um was du trauertest in all deiner Trauer? Es ist nicht erst seit Jahren hingeschieden, man kann so genau nicht sagen, wann es da war, wann es wegging, aber es war, es ist, in dir ist's! Es ist eine bessere Zeit, die suchst du, eine schönere Welt. Nur diese Welt umarmtest du in deinen Freunden, du warst mit Ihnen diese Welt.

„In Adamas war sie dir aufgegangen; sie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erschien dir ihr Licht zum zweitenmale, aber brennender und heisser, und darum war es auch wie Mitternacht vor deiner Seele, da er für dich dahin war.

„Siehest du nun auch, warum der kleinste Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden musst' in dir? warum du ihn verstiessest, weil er nur nicht gar ein Gott war?

„Du wolltest keine Menschen, glaube mir, du wolltest eine Welt. Den Verlust von allen goldenen Jahrhunderten, so wie du sie, zusammengedrängt in e i n e n glücklichen Moment, empfandest, den Geist von allen Geistern bessrer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Heroen, die sollte dir ein Einzelner, ein Mensch ersetzen! — Siehest du nun, wie arm, wie reich du bist? warum du so solz sein musst und auch so niedergeschlagen? warum so schrecklich Freude und Leid dir wechselt?

„Darum, weil du alles hast und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen sollen, dein gehört, und doch nicht da ist, weil du ein Bürger bist in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott bist unter Göttern in den schönen Träumen, die am Tage dich beschleichen, und wenn du aufwachst, auf neu griechischem Boden stehst.

„Zweimal, sagtest du? o du wirst an e i n e m Tage siebzigmal vom Himmel auf die Erde geworfen. Soll ich dir es sagen? Ich fürchte für dich, du hältst das Schicksal dieser Zeiten schwerlich aus. Du wirst noch mancherlei versuchen, wirst —

„O Gott! und deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab sein" (W. II, 121, 16 ff.).

[1]) Vgl. oben S. 98 ff.

Aber gebannt von der Liebe zu ihr bäumt Hyperions Lebensfreude gegen diesen Schluss sich auf. Nie mehr wird er der Darbende sein. Denn für alle Zeit hat er in Diotima das Ziel seiner Sehnsucht gefunden. Vergebens weist sie die Verehrung zurück, deren verhängnisvollen Überschwang sie deutlich empfindet.

Aber die Liebe besiegt auch sie. Diotimas Verständnis für Hyperion wird zum Glauben an ihn. Es ist, als hätten die beiden Liebenden ihr innerstes Wesen vertauscht, wenn wir bald darauf im Liebesgeflüster Diotima, die Verständige, zur Schwärmerin werden sehen. Tiefste Lebenswahrheit, alle planmässige Überlegung verdrängend, führt dem Dichter die Feder. Den Vollkommensten aller Vollkommenen sieht Diotima in dem Geliebten. Aber gerade dadurch, dass Hyperion diese Verherrlichung weit von sich weist, entpuppt er sich plötzlich als der Lebensweise. Er gedenkt der Zeiten, wo auch er seine sehnsüchtige Liebe in das Idol seiner einsamen Träume hinübertrug:

„Lass mich, lass mich dein sein, lass mich mein vergessen, lass alles Leben in mir und allen Geist nur dir zufliegen; nur dir, in seliger endeloser Betrachtung! O Diotima! so stand ich sonst auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe sich schuf, vor dem Idole meiner einsamen Träume; ich nährt' es traulich: mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfrischt', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, liess es mich arm; und nun! nun hab' ich im Arme dich, und fühle den Atem deiner Brust, und fühle dein Aug' in meinem Auge, die schöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichste so und bebe nicht mehr — ja! ich bin wirklich nicht, der ich sonst war, Diotima! ich bin deinesgleichen geworden, und Göttliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen" (W. II, 127, 13ff.).

Wiederum zerreisst der zarte Schleier der Dichtung, und wir blicken hinein in des Dichters Seele. Das grosse Erlebnis, das Hölderlins allerpersönlichstem Denken und Dichten die letzte entscheidende Wendung gab, spricht hier in schlichtester Klarheit sich aus: Alle Selbstherrlichkeit des Ich schwindet dahin vor dem berauschenden Entzücken einer tiefinnerlichen Liebe.

Auch Diotima muss dieses Sichselbstverlieren in eigener

Seele erleben. Aber wie ganz anders spricht diese Erfahrung in ihr sich aus:

„Abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbst, und achte des Tages und der Nacht nicht, wie sonst, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem. aber die Blüte des Mais und die Flamme des Sommers und die Reife des Herbsts, die Klarheit des Tags und der Ernst der Nacht, und Erd' und Himmel ist mir in diesem Einen vereint! so lieb' ich!" (W. II, 129, 35 ff.)

Die Erfahrung der Liebe ist es denn auch allein, die Hyperions innere Welt zur Reife bringt. Klar erkennbar spiegelt sie sich wieder in dem tiefgründigen Raisonnement über die „Trefflichkeit des alten Athenervolkes" (W. II, 131, 9 ff.). Es wird zum Gegenpol, an dem Hyperions Denken sich niederschlägt.

Nur zu deutlich verrät die ungeschickte Art, wie der Dichter dieses Thema in den Gang der Erzählung einschaltet, die Absichtlichkeit des Verfahrens. Unvermittelt versetzt er uns mitten in die von Winckelmann angeregte Diskussion über die Bedeutung der Antike:

„Wir sprachen untereinander von der Trefflichkeit des alten Athenervolkes, woher sie komme, worin sie bestehe.

Einer sagte, das Klima hat es gemacht; der andre: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform" (W. II, 131, 9 ff.).

Hyperion selbst erscheint in seiner Replik durchaus als Schüler Winckelmanns, wenn er auch dessen Gedankengang nach eigenem Gesichtspunkt zu modifizieren sucht. Tiefer will er ihn fassen. Und so wendet er sich denn bezeichnenderweise vor allem gegen die übertriebene Betonung der klimatischen Einflüsse, die den Nachtretern Winckelmanns geläufig geworden war:[1])

---

[1]) Ein typisches Beispiel hierfür bildet eine Dissertation von Jakob Friedrich Abel aus dem Jahre 1776, die Vaihinger vor kurzem ans Licht gezogen hat, da unter den „respondentes" auch der junge Schiller verzeichnet steht (vgl. „Schiller als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant." Festgabe der „Kantstudien", hg. von Vaihinger und Bauch. Berlin 1905. S. 125 ff.). Sie trägt den Titel „De origine characteris animi" und stellt im 3. Kapitel den „influxus climatis" auf die „spiritus animales" eingehend dar. Abel wurde im Herbst 1790 Professor der praktischen Philosophie in Tübingen und damit Hölderlins Lehrer. Wenn wir nun auch wissen, dass Abels Eklektizismus sehr wandlungsfähig gewesen ist, so erscheint doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass auch die Schüler des Stifts noch ähnliche Ansichten, wie die in

„Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform", sagt' ich, „sind Blüten und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Ursache.

„Wer aber mir sagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, dass auch wir darin noch leben" (W. II, 131, 14 ff.).

Rein winckelmannisch aber ist die Art, wie er die Entwicklungsbedingungen der Lacedämonier und Athener gegeneinander abzuwägen sucht: Nur darum stand die athenische Kultur so hoch, weil sie der Ausdruck gereifter, sich selbst überlassener Natur war:

„Denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muss in dem Menschenkinde leben, eh es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur" (W. II, 132, 4 ff.).

Wiederum klingt der alte Lieblingsgedanke Schillers deutlich durch: Das Paradies der Natur wird zum Paradies der Vernunft. Aber noch wird er übertönt von dem Rufe Rousseaus:

„Lasst von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, dass er euch nicht entbehre, und so von ihm euch unterscheide, thut nicht zu viel, dass er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, lasst den Menschen spät erst wissen, dass es Menschen, dass es irgend etwas ausser ihm gibt; denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön" (W. II, 132, 30 ff.).

---

der Dissertation vorgetragenen, von Abel zu hören bekamen, die dann den jungen Hölderlin nicht weniger zum Widerspruch gereizt haben mögen, als sie höchst wahrscheinlich den jungen Schiller zum Opponenten gemacht haben. Denn wohl zweifellos verbirgt sich hinter Hyperions Replik Hölderlins eigene Ansicht. Umso offenkundiger aber wird die Wandlung, die wir seit 1797 in Hölderlins Seele sich vollziehen sehen, wenn er gegen Ende des Jahres 1798 tief resigniert dem Bruder schreibt: „Ich habe diese Tage in Deinem Diogenes Laertius gelesen. Ich habe auch hier erfahren, was mir schon manchmal begegnet ist, dass mir nämlich das Vorübergehende und Abwechselnde der menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer aufgefallen ist, als die Schicksale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt, und ich glaube, es ist natürlich, denn, wenn der Mensch in seiner eigensten, freiesten Thätigkeit, im unabhängigen Gedanken selbst von fremdem Einfluss abhängt, und wenn er auch da noch immer modifiziert ist von den Umständen und vom Klima, wie es sich unwidersprechlich zeigt, wo hat er dann noch eine Herrschaft?" (Br. 465)

Unvermittelt springt mit den letzten Worten der Gedanke um in eine völlig andere Vorstellungsreihe. Hyperion verlässt den Weg kulturhistorischer Betrachtung, der ihn rein induktiv zu dem Idealbegriff einer vollkommenen Menschennatur geführt hat, um nun auf dem Wege reiner Deduktion die Wirkungen dieses Menschentums einzeln zu entwickeln.

Aber auch hier muss uns auffallen, dass die Identifizierung der beiden Begriffe „vollendete Menschennatur" und „Schönheit" jeder logischen Begründung entbehrt. Der Dichter vermeidet sie offensichtlich, nicht weil er sie nicht zu geben wüsste, sondern weil sie ihn zwänge, sein ganzes System uns zu entwickeln. Und doch kommt dieses System gleich zu Beginn der nun folgenden Deduktion so deutlich zum Vorschein, dass wir ohne seine Zuhilfenahme die Entwicklung des Gedankens gar nicht zu verfolgen vermöchten:

„Im Anfang war der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war" (W. II, 133, 9 ff.).

Der Hymnus auf Diotima hat diese „sich selber unbekannte ewige Schönheit" bereits näher bestimmt.[1]) Sie ist „die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit", „das Höchste und Beste", „das Ein und Alles"; „es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es ist jetzt nur verborgner in ihr" (W. II, 108, 21 ff.).

Diesen Bestimmungsgliedern fügt der Dichter nunmehr noch ein weiteres hinzu: Jene „ewige Schönheit" ist das „ἑν διαφερον ἑαυτῳ (das eine in sich selber Unterschiedene des Heraklit" (W. II, 135, 4 f.). Aber gerade diese Formel Heraklits, die an sich vielleicht am ersten geeignet wäre, uns auf falsche Fährte zu locken, wird zum Verräter. Niemals hat Heraklit das sagen wollen, was Hölderlin in sein Wort hier hineinträgt.[2]) Nur die Definition, die der Philosoph seinem Be-

---

[1]) Vgl. oben S. 163.

[2]) Es ist gewiss kein Zufall, dass Hölderlin die mediale Form διαφεφόμενον, in der das Zitat allein überliefert ist (Symposion 187 A u. Sopistes 242 D), in das aktivische διαφέρον umwandelt. Denn schon der ursprüngliche Wortlaut der Formel widerspricht der Deutung, die Hölderlin ihr gibt. Vgl. Teichmüller: „Neue Studien zur Geschichte der Begriffe." Gotha 1876—79. 1. Heft.

griffe des All-Einen gibt: „das in sich selber Unterschiedne", verleitet den Dichter, ihn für denjenigen einzusetzen, den Hyperions Mund nicht aussprechen darf: das Absolute.

Fichtes „absolutes Ich" schimmert unverkennbar durch, wenn Hölderlins „Ein und alles" sich aus sich selbst herausstellt, um zum Bewusstsein seiner selbst zu kommen (W. II, 133, 7 ff.). Aber auch hier erscheint dieses absolute Ich bereits nach der Weise Schellings objektiviert. Wie Schellings Absolutes, so hat auch Hölderlins „ewige Schönheit" alle subjektivistische Färbung abgestreift. Als das Objekt der „intellektualen Anschauung" wird sie „die Unendliche, die Allumfassende", die „der Weise liebt", das Volk nur in mannigfaltigen Abbildern zu verehren vermag (W. II, 133, 15 ff.). Und diese „intellektuale Anschauung" ist es, die alle Philosophie im Grunde erst möglich macht. In ihr, und nur in ihr, ist die Identität von Subjekt und Objekt gegeben, die aller systematischen Spekulation zum Zielpunkt dienen muss (W. II, 134, 13 ff.).[2])

Was die hier niedergelegte Weltanschauung dem Dichter gilt, das wird erst in den unmittelbar hieran anschliessenden Ausführungen ganz offenbar. Er stellt sie der Gedankenwelt des Ägypters und des nordischen Bewohners gegenüber. Was er in beiden vermisst, ist das innere „Gleichgewicht" des Weltbetrachters. Lässt dort das Subjekt sich vom Objekt überwältigen, so scheint hier andererseits das Subjekt die objektive Welt verdrängen und auflösen zu wollen:

„Man muss im Norden schon verständig sein, noch eh ein reif Gefühl in einem ist, man misst sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muss vernünftig, muss zum selbstbewussten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit lässt man nicht in ihm gedeihn und reifen,

---

²) Auch Dilthey, der von dem grundsätzlich anderen Standpunkt ausgeht, dass Hölderlins Lehre vom All-Einen „nicht eine metaphysische Doktrin, sondern die Erfahrung eines schönheitsfreudigen Künstlers" darstelle, kommt schliesslich zu dem Resultat, dass sie mit Schellings Idee übereinstimmt: „Wenn später Schelling in der Kunst das Organ für die Auffassung des göttlichen Weltgrundes sah, so ist dies genau was Hölderlin lehrte." Vgl. „Das Erlebnis und die Dichtung" S. 340.

eh er sich bildet und entwickelt. Der blosse Verstand, die blosse Vernunft sind immer die Könige des Nordens" (W. II, 136, 4 ff.).

Wir fühlen die Absichtlichkeit, mit der der Dichter Front macht gegen die Einseitigkeit des extremen Subjektivismus, zu dem Kant wider Willen den Anstoss gegeben hatte. Denn aus Kants Lehre stammt das Kriterium, mit deren Hilfe er unmittelbar anschliessend ebendiese Begriffe Verstand und Vernunft gegeneinander abzugrenzen sucht,[1]) und Fichtes Geist atmet die Definition der Vernunft als „Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts":

„Aus blossem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntnis des Vorhandenen.

„Aus blosser Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffs.

„Leuchtet aber das göttliche ἐν διαφερον ἑαυτῳ. das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiss warum, wozu sie fordert" (W. II, 136, 30 ff.).

Nie wäre Hölderlin darauf verfallen, die Begriffswelt Kant-Fichtes der Idee eines göttlichen All-Einen zu substituieren, hätte nicht eben Schelling ihm den Weg gewiesen, um den schwer errungenen wertvollen Besitz des Kritizismus in den „amor Dei intellectualis" eines Spinoza hinüberzuretten. So aber hat er die Grundvorstellung gefunden, die der Anschauungswelt des Ägypters und der des nordischen Bewohners ausgleichend gegenübertritt. Jenem gibt sie die Möglichkeit des „non coerceri maximo", diesem die des „contineri minimo":

„Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt. dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäfte, so schwärmt er zwar nicht hinaus und lässt sein Notwerk stehn, doch denkt er gern des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte" (W. II, 136, 40 ff.).

Mit dieser Akzentuierung des Erzieherischen bricht Hyperions Dithyrambus auf die „intellektuale Anschauung" des All-Einen bezeichnenderweise ab. Die Reisenden landen in Attika und suchen, den Lykabettus aufwärtswandernd, Athen zu erreichen. Von neuem wendet sich Hyperions Blick zurück zur Antike: Sie war einstmals, die vollendete Mensch-

[1]) Vgl. hierüber Hayms Ausführungen in seiner „Romantischen Schule" S. 295.

heit, die er in heissem Herzen ersehnt, die im Mittelpunkt all seines Denkens und Fühlens steht:

„Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte.

„Ihn feiert', ihm nur opferte sie.

„Er war es auch wert, er mochte liebend in der heiligen Werkstatt sitzen und dem Götterbilde, das er gemacht, die Kniee umfassen, oder auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spitze, unter den horchenden Schülern gelagert, sich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht' im Stadium laufen, oder vom Rednerstuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenschein und Blitze senden und goldene Wolken" (W. II, 137, 42 ff.).

Und wiederum ist es Diotima, die den Entschluss, der den inneren Abschluss dieses ganzen Gedankenganges bildet, in Hyperions Seele hineinträgt. Mit Worten tiefer Lebensweisheit rüttelt sie ihn auf aus der Trunkenheit seiner Liebesleidenschaft: Er soll wuchern mit dem Pfunde, das seine individuelle Natur ihm anvertraut. Der Reichtum seiner innern Welt bestimmt ihn zum Erzieher seines Volks.

Mit stolzer Begeisterung greift Hyperion den Plan Diotimas auf:

„Sie werden nicht glücklicher sein, aber edler; nein! sie werden auch glücklicher sein. Sie müssen heraus, sie müssen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersflut, wenn ihr unterirdisches Feuer sie treibt.

„Zwar steh' ich allein und trete ruhmlos unter sie. Doch einer, der ein Mensch ist, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Teile sind des Menschen?" (W. II, 141, 34 ff.)

Völlig unverhüllt kommt Schillers Grundidee von der „Totalität" des ästhetischen Menschen hier plötzlich zum Vorschein. Schauen wir nun, um diese neue Einsicht bereichert, nochmals auf den entwickelten Gedanken zurück, so muss uns notwendig einleuchten, dass es sich bei ihm überhaupt nur um eine Anwendung der Schillerschen Erziehungsidee auf Schellingsche Voraussetzungen handelt. Bis in alle Einzelheiten ist der Gedankengang der Briefe „Über die aesthetische Erziehung des Menschen" wiederholt: hier wie dort die Forderung der Totalität, des „Gleichgewichts der schönen Menschheit" (W. II, 141, 9), hier wie dort die Voraussetzung,

dass diese Totalität im antiken Menschen bereits verkörpert war, hier wie dort die alte Grundvorstellung Schillers, dass die Harmonie der Natur von neuem emporblühen werde in einer vollkommenen Menschheit, dass „Ideal wird, was Natur war" (W. II, 118,22f.).[1])

Nichtsdestoweniger aber ist dieser ganze Prozess, den Hyperion um des Ideals menschlicher Vollkommenheit willen bewusst erstrebt, zugleich im Sinne Schellings gedacht: das Ziel aller Entwicklung die Identität von Subjekt und Objekt, die Wiedervereinigung von Geist und Stoff in jenem „Absoluten", aus dem sie hervorgegangen.[2])

Und so spiegelt denn auch das Bild, das Hyperion zum Schluss von der ersehnten vollkommenen Menschheit entwirft, unverkennbar beide Grundvorstellungen wieder:

„Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie seine Braut, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir.

Es wird nur eine Schönheit sein; und Menschheit und Natur wird sich vereinen in eine allumfassende Gottheit" (W. II, 143, 5ff.).

Wir mögen den Schlussatz drehen und wenden, wie wir wollen, er bleibt Phrase, solange wir nicht zugeben, dass Schellings Gedanke von der „Vereinigung des Subjekts und Objekts in einem absoluten Ich" (Br. 278), mit dem wir den Dichter schon im Herbst 1795 angelegentlich beschäftigt sahen, auch ihm zugrunde liegt. Was die Eingangsbriefe und — wie wir noch sehen werden — der Schlussbrief des Romans als einen in der „intellektualen Anschauung" dargestellten geistigen Besitz schildern, das erscheint hier gemäss der Anlage des Romans als Postulat.

[1]) Vgl. oben S. 167 f. [2]) Vgl. oben S. 149 ff.

VII. KAPITEL.

DER ZWEITE BAND DER SCHLUSSREDAKTION.

Als Hölderlin zu Ostern 1797 den ersten Band seines Romans allein in die Welt hinausgehen liess, da sprach er in seiner Vorrede sein Bedauern darüber aus, dass auf diese Weise vorerst „die Beurteilung des Plans noch nicht jedem möglich" sei (W. II, 66, 19 ff.). Auch in dem Begleitbrief an Schiller hob er denselben Gedanken ausdrücklich hervor: „Ich fühle, dass es unklug war, den ersten Band ohne den zweiten auszustellen, weil jener gar zu wenig selbstständiger Theil des Ganzen ist" (Br. 410).

Immerhin war „die Beurteilung des Plans" auch dem Leser insofern möglich, als die Anlage des ersten Bandes der Ausgestaltung des zweiten schon feste Grenzen gezogen hatte. Sowohl die Eingangsbriefe als auch die Elegie auf den Tod Diotimas hatten nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Hyperions Entwicklungsgang nicht dauernd den Weg zur Höhe nehme, dass seine Schaffensfreude doch schliesslich einem weltverneinenden Quietismus weichen werde. Las auch der flüchtige Beurteiler vielleicht darüber hinweg, der Dichter selbst zum wenigsten sah die Richtlinie des Ganzen genauestens festgelegt.

Es ist nötig, diesen Gedanken nachdrücklich zu betonen. Hölderlins Bild gewinnt ein neues eigentümliches Licht, sobald wir uns vergegenwärtigen, dass der Dichter sich der innern Form seines Romans durchaus bewusst war, als er seine persönliche Lebensstimmung in die Dichtung einströmen liess. Bei der völligen Übereinstimmung von Erlebnis und Dichtung, die sich uns in diesem Punkte offenbart hat, ist notwendig anzunehmen, dass der Dichter auch seine Beziehungen zu Frau Gontard von Anfang an als ein nicht

unentreissbares Geschenk seines eigenen Schicksals betrachtete. Mochte das Glück des Augenblicks ihn noch so sehr über sich selbst erheben, der schreckende Gedanke, dass diese Seligkeit ihm noch einmal Vergangenheit bedeuten werde, sah ihm beständig über die Schulter.

Gleichwohl findet sich in den Briefen des Jahres 1796 noch keinerlei Spur dieser beklemmenden, zwiespältigen Stimmung. Erst in jenem wertvollen Brief an Neuffer vom 16. Februar 1797, den man von jeher als eines der wichtigsten Zeugnisse seines Liebesglückes betrachtet hat, kommt zum erstenmal der Zwiespalt seines Innern zum Vorschein. Es ist derselbe Brief, der uns meldet, dass die Herausgabe des zweiten Bandes sich noch weiter hinausschieben werde:

„Ich habe eine Welt von Freude umschifft, seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte Dir gerne indess von mir erzählt, wenn ich jemals stille gestanden wäre und zurükgesehen hätte. Die Wooge trug mich fort; mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken.

Und noch ist es so! noch bin ich immer glüklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in diss arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüth besänftiget, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich sonst betrift, so bin ich auch ein wenig mit mir zufrieden. Ich dichte wenig und philosophire beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schiksaal mir mein glüklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun, als bisher . . . . .

Ich wollte Dir so viel schreiben, bester Neuffer! aber die armen Momente, die ich habe dazu, sind so sehr wenig, um das Dir mitzutheilen, was in mir waltet und lebt! Es ist auch immer ein Tod für unsre stille Seeligkeit, wenn sie zur Sprache werden muss. Ich gehe lieber so hin in fröhlichem schönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, fasst ja doch kein Gedanke nicht ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen und so brauchte es keiner Worte mehr! Sie ist schön, wie Engel. Ein zartes geistiges himmlisch reizendes Gesicht! Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seeliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde!

Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süsses Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist alles ist in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Theurer!" (Br. 403 ff.)

Das volle beseligende Glück einer tiefen Liebe giesst in diesem Briefe sich aus. Er fühlt sich von der Woge des Glücks getragen. Widerstandslos sich ihm hinzugeben, ist all sein Sehnen. Nicht denken — nur fühlen — empfinden —. Selbst die Sprache ist ihm verleidet, denn sie zwingt ihn, das unendliche Gefühl in Begriffe zu zwängen.

Und doch — wie ein Schatten steigt es am Horizonte auf. Schon will er die Feder aus der Hand legen, da klingt die alte Schicksalsstimme ihm ins Ohr:

„Wen die Götter lieben, dem wird grosse Freude, grosses Laid zu Theil" (Br. 405).[1])

Und nun weiss er plötzlich, was ist und was kommen wird:

„Auf dem Bache zu schiffen ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schiksaal in den Meersgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann" (Br. 405).

Je enger das Band sich knüpft, das die Liebenden verbindet, desto mehr verdrängt die Finsternis das Licht. Er erkennt, dass die Woge, die ihn trug, und trägt, und tragen wird, das Schicksal ist. Und tief gedemütigt beginnt er vor dem Schicksal sich zu beugen:

„Ich habe das Schiksaal so weit ehren gelernt, dass ein tieferfahrener Geist der einzige ist, bei dem ich noch gerne in die Schule gehen möchte. Ich fühle immer mehr, wie unzertrennlich unser Wirken und Leben mit den Kräften zusammenhängt, die um uns her sich regen und so ist [es] natürlich, dass ich es lange nicht hinreichend halte, aus sich selber zu schöpfen und seine Eigenthümlichkeit, wäre sie auch die allgemein gültigste, blindlings unter die Gegenstände hineinzuwerfen" (Br. 429).

Aber je mehr die Vorstellung von der vernichtenden Macht des Lebens in Hölderlins Denken sich auswächst, desto stärker wird in ihm das Streben, diesem ungleichen Kampfe auszuweichen:

„Den Meisten ist das Leben zu schläfrig. Mir ist es oft zu lebendig, so klein auch der Kreis ist, worin ich mich bewege. Es war

---

[1]) Die Worte sind von Hölderlin durch Anführungszeichen als Zitat kenntlich gemacht. Woher sie stammen, habe ich leider nicht feststellen können. Vermutlich handelt es sich um eine Übersetzung aus dem Griechischen.

mir noch vor wenig Jahren unbegreiflich, dass irgend eine Situation, die unsere Kraft zurückhält, in irgend einer Rücksicht, eine günstige genannt werden könne. Jetzt fühl' ich manchmal, welch ein Glück darin liegt, wenn ich sie mit andern vergleiche, die uns oft zu viel aus uns entfernen, die für uns das sind, was der Rübsamen für die Aecker, die zu viel Kraft aus uns ziehen und uns für die Folgezeit unbrauchbar machen" (Br. 415).

Und doch läuft dieses bange Grauen vor dem Leben keinen Augenblick Gefahr, in einem frivolen Pessimismus einen Ausweg zu suchen. Alles Leid lässt den Zaghaften nur umso deutlicher den Wert reiner Menschlichkeit erkennen. Der Gedanke, mit dem er einst in seinem Hymnus auf „die Mutter der Heroen, die eherne Notwendigkeit" (W. I, 138 ff.) in knabenhafter Ahnungslosigkeit gespielt, gewinnt für ihn neues tiefes Leben:

„Bruderherz, ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief, und dennoch mein' ich, das Beste, was an mir ist, sey noch nicht untergegangen. Mein Alabanda sagt im zweiten Bande: „Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins, und wenn du es zerreissest bis auf den Grund, und wenn du bis ins Mark es zerschlägst, doch bleibt es eigentlich unverwundet, und sein Wesen entfliegt Dir siegend unter den Händen 2c.". Dies lässt sich mehr oder weniger auf jeden Menschen anwenden, und auf die Aechten am meisten. Und mein Hyperion sagt: „Es bleibt uns überall noch eine Freude. Der ächte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, dass wir erst im Leiden recht der Seele Freiheit fühlen" (Br. 144 f.).

Das Überhandnehmen dieser tieftragischen Stimmung bedingt die Wendung, die in Hölderlins Dichtung aus dieser Zeit sich deutlich bemerkbar macht. Aber sie würde vielleicht nicht so schnell zu klarem Ausdruck gelangt sein, hätte sich dem Dichter nicht gerade damals ein Gedankengang geboten, der wie kein zweiter dieser Stimmung eine tiefpoetische Form zu leihen vermochte. Der Vater dieses Gedankens war wiederum — Schelling.

Auch Schellings Streben, den Kritizismus seines subjektivistischen Charakters zu entkleiden, hatte die Notwendigkeit gefühlt, die „empirische Welt" aus der Missachtung zu befreien, in die sie durch Fichtes Lehre geraten war. An-

geregt durch die Fortschritte der exakten Naturwissenschaft hatte der Zweiundzwanzigjährige die Natur als ein teleologisches System darzustellen unternommen, das in seinen sichtbaren Formen die Phasen des sich entwickelnden Geistes repräsentiere.

In seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur"[1]) hatte er anknüpfend an Fichtes Unterscheidung der beiden Grundtriebe des Ichs den Mechanismus der Natur in einen durch stetige Attraktion und Repulsion sich betätigenden Organismus aufzulösen begonnen. Aber schon in der Schrift „Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus"[2]) lässt er den Ausgangspunkt fallen, um die Idee des „Lebens" als des unablässigen Streits der Kräfte in den Mittelpunkt zu rücken.

Schellings „Ideen" erschienen zu Ostern 1797:[3]) zu Ostern des nächsten Jahres folgte die Schrift „Von der Weltseele" nach.[4]) Hegel war demnach bereits in Frankfurt und genoss den vertrauten Umgang Hölderlins, als Schellings „Ideen" erschienen. Doch wissen wir weder von Hegel noch von Hölderlin, dass sie Schellings Arbeiten von dem Freunde selber zugesandt erhielten.[5]) Dennoch kann kein Zweifel sein, dass beide sie bald nach Erscheinen gelesen haben. Lässt bei Hegel das spekulative Interesse es uns ohne weiteres erwarten, so ist bei Hölderlin der Einfluss von Schellings neuem Gedanken-

---

[1]) Leipzig 1797 (2. Aufl. Landshut 1803). Wiederabgedruckt in den „sämmtl. Werken" 1. Abth. 2. Bd. S. 1—343.

[2]) Hamburg 1798 (2. u. 3. Aufl. ebd. 1806 u. 1809). Wiederabgedruckt in den „sämmtl. Werken" 1. Abth. 2. Bd. S. 345—583.

[3]) Dass sie zur Ostermesse bereits gedruckt vorlagen, beweisen Schellings Ausführungen am Schluss des Briefes an den Vater vom November 1797 (vgl. „Aus Schellings Leben" 1. Bd. S. 213). Hiermit erledigt sich Hayms irrtümliche Annahme, als ob die für Ostern geplante Ausgabe sich verzögert habe (vgl. „Romantische Schule" S. 585 Anm.).

[4]) In dem Brief Schellings an den Vater vom 19. Mai 1798 kann nur von dieser zweiten Schrift die Rede sein (vgl. „Aus Schellings Leben" 1. Bd. S. 221 f.).

[5]) Die letzten Briefe zwischen Hegel und Schelling waren im Juni 1796 gewechselt worden (vgl. „Aus Schellings Leben" 1. Bd. S. 179 f.). Erst im November 1800 wendet Hegel sich wieder mit einer Bitte an Schelling (vgl. „Briefe von und an Hegel" 1. Theil, S. 26 ff.).

gange sogar deutlich nachweisbar. Denn spätestens Anfang Juni 1797 ist das Gedicht „An den Aether" (W. I, 157 ff.) entstanden,[1]) das nur im Hinblick auf Schellings Behauptung von der Verwandtschaft des Lichts mit der „Lebensluft"[2]) in allen Einzelheiten verständlich ist. Wir können deutlich verfolgen, wie der Dichter den Gedanken Schellings, dass Licht und irdische Materie allenthalben, schon in der unbelebten Pflanze,[3]) einander entgegenwirken, in seine Dichtung hineinträgt. Er wird zur Grundanschauung, die in all seinen Äusserungen der nächsten Zeit, sei es in Briefen oder Gedichten, immer wiederkehrt. Sie gibt dem Gedicht „Die Eichbäume" (W. I, 157)[4]) die innere Form und macht in der Umarbeitung des Liedes an „Diotima" (W. I, 150 ff.) den „Stern der Tyndariden" zum Sonnengott, dem „Vater" Diotimas und des „zu Licht und Luft geborenen" Dichters.

Aber erst nachdem Schelling in seiner Schrift „Von der Weltseele" den Begriff des „Lebens" in den Vordergrund gerückt hat, gewinnt auch Hölderlins Denken in ihm einen neuen Inhalt. Jetzt erst entstehen die beiden Gedichte „Dem Sonnengott" (W. I, 160 f.) und „Der Mensch" (W. I, 161 f.),[5]) die den Gedanken eines in Natur und Geist gleichermassen durch Antagonismus wirkenden positiven Prinzips mit dichterischem Glanz umkleiden.[6])

[1]) Die Datierung Berthold Litzmanns, der es für den Winter 1796/97 ansetzt, entbehrt jeder Begründung. Wir wissen nur, dass Hölderlin die beiden Gedichte „Der Wanderer" und „An den Aether" — wohl auch „Die Eichbäume" — dem Briefe an Schiller beilegt, mit dem er am 20. Juni die Übersendung des ersten Bandes seines Hyperion begleitet (Br. 409 ff.). Einen Anhaltspunkt für die Datierung bietet höchstens die Reihenfolge der Entwürfe in dem bereits oben (S. 138) erwähnten Konzept-Heft des Hamelschen Nachlasses (vgl. Karl Litzmanns „Neue Mittheilungen" a. a. O. S. 72 ff.).

[2]) Werke 1. Abth. 2. Bd. S. 171. [3]) Werke 1. Abth. 2. Bd. S. 170.

[4]) Auch dieses Gedicht ist allem Anschein nach erst mit dem Briefe vom 20. Juni 1797 in Schillers Hände gelangt. Wenigstens haben wir auch hier kein Recht, es mit Berthold Litzmann schon für das Jahr 1796 anzusetzen.

[5]) Sie kamen beide mit Hölderlins Brief vom 30. Juni 1798 (Br. 440) in Schillers Besitz und haben in seinem Nachlass sich vorgefunden.

[6]) Werke 1. Abth. 2. Bd. S. 503.

Dieser Schellingsche Begriff des „Lebens" bildet auch den Ausgangspunkt des Bekenntnisses in dem vielzitierten Brief vom 24. Dezember 1798, den man seit langem als eines der wichtigsten Zeugnisse für Hölderlins Pantheismus zu zitieren gewohnt war:

„Ich habe diese Tage in Deinem Diogenes Laertius gelesen. Ich habe auch hier erfahren, was mir schon manchmal begegnet ist, dass mir nämlich das Vorübergehende und Abwechselnde der menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer aufgefallen ist, als die Schicksale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt, und ich glaube, es ist natürlich, denn, wenn der Mensch in seiner eigensten, freiesten Thätigkeit, im unabhängigen Gedanken selbst von fremdem Einfluss abhängt, und wenn er auch da noch immer modificirt ist von den Umständen und vom Klima, wie es sich unwidersprechlich zeigt, wo hat er dann noch eine Herrschaft? [1]) Es ist auch gut, und sogar die erste Bedingung des Lebens und aller Organisation, dass keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objektlos; es hat auch im strengen Sinne niemals eine gegeben. Alles greift in einander und leidet, so wie es thätig ist, so auch der reinste Gedanke des Menschen, und in aller Schärfe genommen ist eine apriorische, von aller Erfahrung durchaus unabhängige Philosophie, wie Du selbst weisst, so gut ein Unding, als eine positive Offenbarung, wo der Offenbarende nur alles dabei thut, und der, dem die Offenbarung gegeben wird, nicht einmal sich regen darf, um sie zu nehmen, denn sonst hätt' er schon von dem Seinen etwas dazu gebracht.

Resultat des Subjektiven und Objektiven, des Einzelnen und Ganzen ist jedes Erzeugniss und Produkt, und eben weil im Produkt der Antheil, den das Einzelne am Produkt hat, niemals völlig unterschieden werden kann vom Antheil, den das Ganze daran hat, so ist auch daraus klar, wie innig jedes Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt und wie die Beede nur Ein lebendiges Ganze ausmachen, das zwar durch und durch individualisirt ist und aus lauter selbstständigen, aber eben so innig und ewig verbundenen Theilen besteht. Freilich muss aus jedem endlichen Gesichtspunkt irgend eine der selbstständigen Kräfte des Ganzen die herrschende seyn, aber sie kann auch nur als temporär und gradweise herrschend betrachtet werden . . . ." [2]) (Br. 465 f.).

---

[1]) Vgl. oben S. 172 Anm. 1.

[2]) Es ist zu beachten, dass auch hier — vgl. oben S. 19 — eine allem Anschein nach höchst wichtige Stelle unterdrückt ist. Die Lücke findet sich bereits in dem ersten Abdruck bei Schwab. Die Urschrift war nach Berthold Litzmanns Versicherung „trotz sorgfältigster Nachforschungen nicht mehr auffindbar" (Br. 673).

Ausgehend von Schellings Grundanschauung eines dynamischen Antagonismus verfolgt der Dichter den Weg rückwärts, auf dem die Ehrfurcht vor dem Individuellen den jungen Schelling zur Hypothese einer Weltseele geführt hatte. Hölderlins Formulierung wird so in ihrem zweiten Teil durchaus originell und von Schelling unabhängig. Trotzdem wächst sie auch hier über die Grundidee Schellings nicht hinaus.[1]) Dafür aber zeigt sie in ihrem ersten Teil einen Anknüpfungspunkt, der für die Charakteristik unseres Dichters umso wertvoller ist. Denn nur zu deutlich verrät der ganze Gedankengang, wie Schellings Vorstellung von der wechselseitigen Beschränkung aller Lebenserscheinungen sich der Stimmung Hölderlins gleichsam unterschiebt. Der Dichter empfindet das Leben als Tragödie, Schelling lässt ihn das Leben als Tragödie erkennen.[2])

In dieser Zeit wachsender Resignation bringt der Dichter den zweiten Band seines Hyperion langsam zum Abschluss. Im Frühjahr 1799 reisst er sich von ihm los.

Der Umstand, dass Hölderlin im November 1796 die Absicht äussert, seinen Hyperion „bis nächste Ostern auf einmal ganz erscheinen" zu lassen (Br. 395), macht es wahr-

---

[1]) Ohne den Schellingschen Ausgangspunkt zu erkennen, glaubt Haym gerade hier „die Rückwirkung und den Nachklang Hegel'scher Gedankenarbeit zu sehen" (vgl. „Romantische Schule" S. 306). Petzold dagegen bringt neben anderen auch diese Briefstelle in Zusammenhang mit Herder: „Von etwa 1798 an vertauschte Hölderlin die apriorische Construktion mit dem empirischen Standpunkt Herders, ohne jedoch im einzelnen den Einfluss der durchgemachten Schule zu verleugnen, und lernte die Phänomene des Geistes mit den übrigen Natur- und Zeiterscheinungen in causalen Zusammenhang bringen" (vgl. „Hölderlins Brod und Wein" S. 25 Anm.).

[2]) Dieses Ergebnis unserer Untersuchung wird weder durch Hölderlins Geständnis, dass die Philosophie seiner Natur „weniger angemessen zu seyn" scheine und ihn „nur immer friedensloser" gemacht habe (Br. 475), noch durch seine gelegentliche Bemerkung, dass er sich über Schellings Meinungen „selber manchmal mit ihm gezankt" habe (Br. 447), irgendwie widerlegt. Denn beide Äusserungen finden sich bezeichnenderweise in Briefen an die Mutter, die stets mit besonderer Vorsicht aufzunehmen sind, da sie zumeist, wie der Zusammenhang auch hier in beiden Fällen überzeugend dartut, tendenziös gefärbt sind.

scheinlich, dass auch der zweite Band bereits gut vorbereitet war, als Hölderlin im Winter 1796/97 die Fassung seines Romans zum letzten Male umstiess. Wie der Dichter sich ihn dachte, lässt nur die innere Form der Lovell-Fassung uns vermuten. Aus ihr aber ergibt sich klar, dass nur die verherrlichende Ausmalung einer den „Willen" und die „Empfänglichkeit" gleichmässig bejahenden Lebensauffassung den Abschluss des Romans hätte bilden können.

Dieser Zielpunkt wird ein völlig anderer, als in ebendiesem Winter die Satire zur Elegie sich umgestaltet und das Streben nach „intellektualer Anschauung" des All-Einen die bisherige Forderung der Lebensbejahung bei Seite drängt. Aber nicht weniger bewusst als bisher fasst der Dichter den neuen Zielpunkt ins Auge, als er bei Ausgestaltung des ersten Bandes die Richtlinie des Ganzen festzulegen beginnt. Als fühle er in ahnender Seele, dass die Zukunft ihn nur immer tiefer in die Kniee zwingen werde, bereitet er die Tragödie vor, indem er auf der Höhe seines Glückes das Lied von „Diotimas Grab" zu singen sich anschickt. Hier bereits findet er den Stimmungston, den die Folgezeit nur immer lauter und reiner in seiner Seele erklingen lässt.

Nur diesem Umstand verdanken wir es, dass die Richtlinie des zweiten Bandes nicht sichtbarer von der des ersten Bandes abweicht, als sie es in Wirklichkeit tut. Der Tenor des ersten Bandes bleibt gewahrt, weil des Dichters eigene Lebensstimmung nach dem Winter 1796/97 keine tiefgreifende Wandlung mehr erfährt, sondern lediglich in der eingeschlagenen Richtung sich weiterentwickelt. Denn so völlig ist Hölderlins Dichtung der Spiegel seiner Seele, dass wir nichtsdestoweniger auch diesen nur gradweisen Unterschied der Lebensstimmung im Romane deutlich erkennen können. Sprach aus dem ersten Bande lediglich der Schwärmer, wie Schellings „Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kriticismus" ihn vorahnend geschaut,[1]) so spricht nunmehr aus dem zweiten Band der tragische Held. Die Fesseln sprengend, die die ursprüngliche Anlage dem Ganzen gezogen, wächst der zweite

[1]) Werke 1. Abth. 1. Bd. S. 320 f.

Band zur Tragödie sich aus.[1]) Denn nicht etwa, dass nur der Inhalt von Hyperions Bericht diese düstere Stimmung verbreitet, auch das Lebensgefühl des Erzählers, das dem Plane der Dichtung nach den Ton jener Eingangsbriefe genauestens treffen müsste, ist ein anderer geworden.

Diese Variierung des Grundtons läuft dem Dichter keineswegs wider Wissen und Willen mit unter, sondern durchaus bewusst trägt er den Neubesitz an innerem Lebensgut, den das Schicksal seit jenem Winter ihm beschert hat, in seine Dichtung hinüber. Er selbst weist darauf hin. Als fürchte er, die Wandlung könne dem Leser entgehen, verdrängt er die Sentenz aus Loyolas Grabschrift, die dem Roman — nicht etwa dem ersten Bande — als Motto vorangestellt den Zielpunkt des darzustellenden Entwicklungsganges festlegen sollte, durch jenes Wort des Sophokles, das der weltverneinenden Grundstimmung der griechischen Tragödie den gewaltigsten Ausdruck verleiht:

„μη φυναι, τον ἁπαντα νικᾳ λογον. τοδ' ἐπει φανῃ βηναι κειθεν, ὁθεν περ ἡκει, πολυ δευτερον ὡς ταχιστα" (W. II. 143).[2])

Dieses beständige Durchklingen tief empfundener Tragik liefert den Grundton des zweiten Bandes. Die Welt des Erzählers ist in düsteres Dunkel getaucht. Selbst das Bild Diotimas hat seine heilende und versöhnende Kraft eingebüsst. Wir glaubten es dem Erzähler des ersten Bandes, wenn er uns die Versicherung gab:

---

[1]) Etwas wesentlich anderes behauptet Böhm, wenn auch er von einem „inneren Widerspruche" redet, an dem die verschiedene Abfassungszeit schuld sei. „Der erste Teil", heisst es bei ihm, „findet in der Schönheit der Natur die Schönheit, die das Leben verloren; der zweite gibt, anstatt auf diese Erkenntnis hinzuführen, zwei andere Heilswege, die Selbstbefreiung durch den Tod und die Erlösung durch die Hoffnung". Diese Behauptung erklärt sich nur einigermassen dadurch, dass Böhm von der Ansicht ausgeht, das letzte Kapitel sei „nur unorganisch dem Ganzen angefügt". Überhaupt findet er den Plan des zweiten Teiles „verworren". Vgl. in seiner Einleitung S. XXX f.

[2]) Vgl. Oidipus Kol. V. 1224 ff. In der Übersetzung von Viehoff:

„Nie zu schauen des Lebens Licht,
Ist der erste, der höchste Wunsch;
Und der nächste, sobald man lebt,
Eilig zu wandern, woher man gekommen."

„Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien! und wenn hinfort mich das Schicksal ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken: so soll dies Einzige doch mich selber überleben in mir, und leuchten in mir und herrschen, in ewiger unzerstörbarer Klarheit! — (W. II, 106, 42 ff.)

Für den Erzähler des zweiten Bandes hat auch dies „Göttliche" seine sieghafte Unüberwindlichkeit verloren. Es rückt ihm die Tragik des Menschenlebens nur noch näher vor Augen:

„O Bellarmin! wer darf denn sagen, er stehe fest, wenn auch das Schöne seinem Schicksal so entgegenreift, wenn auch das Göttliche sich demütigen muss, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen teilen!" (W. II, 144, 23 ff.)

Gleich zu Beginn des dritten Buches[1]) hält diese Reflexion des Erzählers den veränderten Grundton des Ganzen fest. Der ganze erste Brief, dessen Schlussworte sie bildet — für sich betrachtet wiederum ein Meisterstück prosaischer Lyrik —, scheint nur um ihretwillen da zu sein. Deutlich vernehmbar klingt der tragische Ton, der den zweiten Band durchzieht, hier bereits an.

Erst der zweite Brief bringt den Fortgang der Handlung. Völlig unerwartet führt das Schicksal des Vaterlandes den verlorenen Freund von neuem in den Lebensweg unseres Helden. Durch ihn ergeht an Hyperion der Ruf zum Kampf.

Hier erst, zu Beginn des dritten Buches, erfahren wir, dass die Handlung unseres Romans nunmehr im Jahre 1770 spielt, als Russland der Türkei den Krieg erklärt und den Griechen die Freiheit verspricht, wenn sie durch einen Aufstand die Sache der Russen unterstützen.[2])

Dass der Dichter im ersten Bande jegliches bestimmtere Zeitkolorit verschmäht hat, beruht auf bewusster Absicht, wie eine briefliche Äusserung vom Juli 1799 uns beweist (Br. 500). Seine Forderung einer „zarten Scheue des Acci-

---

[1]) Hölderlin selbst teilt den zweiten Band wiederum in ein erstes und zweites Buch. Ich folge jedoch dem Beispiele sämtlicher Herausgeber, indem ich der Einfachheit halber alle vier Bücher durchzähle.

[2]) Vgl. Karl Mendelssohn Bartholdy: „Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bis auf unsere Tage." Leipzig 1870. 1. Theil, S. 65.

dentellen" ist zum mindesten gewiss diskutierbar. Ein offenbarer Verstoss gegen alles Stilgesetz aber ist es, wenn eine Dichtung anfänglich zwar dieser Forderung zu entsprechen scheint, um nachträglich dennoch auf das genaueste zeitlich festgelegt zu werden. Wir dürfen nicht annehmen, dass Hölderlins feines Stilgefühl diesen Fehler — als wolle er ihn verwischen, verlegt er die genauere Zeitangabe in eine Fussnote — leicht ertragen oder am Ende gar nicht bemerkt habe. Die Vermutung liegt daher nur zu nahe, dass Hölderlin sich über den weiteren Verlauf der Handlung im einzelnen noch nicht zur Genüge klar war, als er den ersten Band allein in die Welt hinausgehen liess.

Dieser Vermutung widerspricht keineswegs der Umstand, dass es allerdings des Dichters Plan gewesen zu sein scheint, seinen Helden auch Kriegsschicksale erleben zu lassen. Bereits die Rahmenerzählung spricht antizipierend von „den Bitterkeiten und Mühen des Lebens, bei stürmischer Fahrt, am Schlachttag" (W. II, 49, 35 f.). Und im zweiten Buche der Schlussredaktion erklärt Hyperion ausdrücklich, er schäme sich seiner „eigenen Kriegsgeschichte" (W. II, 103, 34).

Als Fortsetzung der Handlung des zweiten Buches erscheint auch diese Kriegsgeschichte als eine Anwendung des Gedankenganges, den Schillers Briefe „Über die aesthetische Erziehung des Menschen" dem Dichter geliefert haben. Anknüpfend an das grosse Ereignis der französischen Revolution hatte Schiller in den einleitenden Briefen auf die Unmöglichkeit hingewiesen, den geschichtlich gewordenen „Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen", bevor die verlorene „Totalität des Charakters" mit Hilfe der ästhetischen Erziehung zurückerworben sei.[1]) Was Schiller theoretisch gefolgert hatte, verwertet Hölderlin gleichsam praktisch, indem er die von Schiller gefolgerte Unmöglichkeit seinen Helden am eigenen Leibe erleben lässt. So wird denn, wie für Schiller die französische Revolution, dies ganze Erlebnis für Hyperion zu einer nachdrücklichen Bestätigung der Notwendigkeit seines Kulturideals.

[1]) Vgl. Säkular-Ausgabe XII. Bd. S. 14, Z. 1 ff.

Man trifft daher zweifellos Hölderlins eigenen Gedanken, wenn man[1]) in den Einwendungen Diotimas, mit denen sie den Geliebten von seinem gewaltsamen Beginnen abzuhalten sucht, Anklänge an Schillers Briefe zu erkennen glaubt. Die Gründe, mit denen Schiller den blutigen Ausgang der französischen Revolution sich zu erklären suchte, werden für Diotima zu Befürchtungen. Warnend erhebt sie sich, um den Feldzug zu widerraten. Allein Hyperions Rechtfertigung, dass die gewollte „heilige Theokratie des Schönen" in einem „Freistaat" wohnen müsse, besiegt endlich auch sie.

Im Sinne der Schillerschen Briefe bedeutet diese Entscheidung ein Abgleiten vom rechten Wege. Demgemäss wird sie denn auch für Hyperion zum Wendepunkt seines Schicksals. Mit ihr beginnt die Tragödie seines Lebens. Stufe auf Stufe war er emporgestiegen zu der Höhe einer harmonischen Weltbetrachtung. Der Anblick Athens hatte das Licht seiner Seele in hellstem Glanze erstrahlen lassen. Diotima hatte ihn zum Erzieher seines Volks geweiht. Schon glaubt er den Kranz des Lebens zu ergreifen, da beginnt sein tiefer, erschütternder Fall.

Aber mit dem Stilgefühl des echten Tragikers führt Hölderlin die Bahn der beiden Liebenden zunächst noch weiter aufwärts. Zwar liegt wehmütige Todesahnung auf der herrlichen Szene des Abschieds, aber der Stern, der Hyperions Zuversicht leuchtet, strahlet heller als je.

Um die Katastrophe in Hyperions Seele uns nach Möglichkeit noch näher vor Augen zu rücken, benutzt der Dichter die sich bietende Gelegenheit, um die Form des zeitlich zurückliegenden Berichts zu verlassen und den Briefwechsel der beiden Liebenden selber einzufügen. Den vermittelnden Übergang bildet wiederum eines jener orientierenden Bekenntnisse des Erzählers, die Hölderlin seinem Romane einfügt, um das innere Verhältnis von Erzähler und Erzähltem genauestens festzulegen. Sie waren die Marksteine, die uns die innere Entwicklung unseres Romans am deutlichsten offenbarten. Und so wird auch hier wiederum vor unsern Augen

[1]) Vgl. namentlich Hayms „Romantische Schule" S. 293.

der Lebensnerv bloss gelegt. Die grosse Wandlung in der Lebensstimmung Hölderlin-Hyperions spricht offen sich aus. Abgetan ist alle didaktische Tendenz, die noch den „weisen Mann" der Rahmenerzählung veranlasste zu zeigen, wie er's so herrlich weit gebracht. Frei von allem geistigen Hochmut durchwandert Hyperion die weiten Gefilde der Vergangenheit, weil die Schwäche der Menschennatur ihn herniederzieht:

„Darum, mein Bellarmin! weil jeder Atemzug des Lebens unserm Herzen wert bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unsre Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger Ruhe, ist sie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Locken? Lieber Bellarmin! ich habe eine Weile geruht; wie ein Kind, hab' ich unter den stillen Hügeln von Salamis gelebt, vergessen des Schicksals und des Strebens der Menschen. Seitdem ist manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe nun so viel Frieden in mir, um ruhig zu bleiben, bei jedem Blick ins menschliche Leben. O Freund! am Ende söhnet der Geist mit allem uns aus. Du wirst's nicht glauben, wenigstens von mir nicht. Aber ich meine, du solltest sogar meinen Briefen es ansehn, wie meine Seele täglich stiller wird und stiller. Und ich will künftig noch so viel davon sagen, bis du es glaubst" (W. II, 152, 17 ff.).

Fanden wir den Gedanken, dass das Bedürfnis der Liebe uns an Menschheit und Leben fessele, schon in der Lovell-Fassung (Anhang Frg. F 1, 13 ff.), weitläufiger noch im ersten Bande der Schlussredaktion (W. II, 75, 22 ff.) ausgesprochen, so gibt dagegen die Weiterführung ihm hier eine Wendung, die ihn geradezu in Gegensatz bringt zu dem Vorwurf, mit dem Hyperion dort seine Reflexion abgeschlossen hatte.[1])

Die trübe Resignation dieses Bekenntnisses gewinnt eine umso grössere Wirkung, als sie mit dem nun folgenden Briefwechsel Hyperions mit Diotima in glänzendem Kontrast steht. Hier sprüht jede Zeile begeistertes Entzücken und siegesfrohe Zuversicht. Von neuem flammt Hyperions Begeisterung empor. Die Wiedervereinigung mit Alabanda lässt ihn die Töne wiederfinden, die ihm die erste freundschaftliche Annäherung einst entlockte. Ihrer beider Tiraden suchen an Überschwänglichkeit sich schier zu überbieten. Gleich einer Sturzflut schwemmt ihre Begeisterung die letzten Spuren der einstigen

---

[1]) Vgl. oben S. 156 f.

Verstimmung hinweg. Sie taucht dem Liebenden das bunte kriegerische Bild in märchenhaften Glanz. Wie einem Kinde rollen ihm die bunten Bilder vorüber.

Aber je tiefer der entzückende Traum der Zukunft ihn berauscht, desto schrecklicher das Entsetzen, als er die Furchtbarkeit der Gegenwart schaudernd erkennt. Was ihm heilige Tat schien, entpuppt sich ihm als Verbrechen. Alle seine kühnen und stolzen Hoffnungen sind mit einem einzigen Schlage vernichtet. Widerstandslos überlässt er sich dem Jammer und der Klage:

„In der That! es war ein ausserordentlich Projekt, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen.

Nein! bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehn, und ich will's auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein letzt Bewusstsein mir zerreisst.

Denkst du, ich tobe? Ich habe eine ehrsame Wunde, die einer meiner Getreuen mir schlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, so riss' ich die Binde von ihr, und so ränne mein Blut, wohin es gehört, in diese trauernde Erde.

Diese trauernde Erde! die nackte! so ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, so ich schmücken wollte mit allen Blumen des griechischen Lebens!

O es wäre schön gewesen, meine Diotima!" (W. II, 165, 27 ff.)

Das Pathos Karl Moors klingt unüberhörbar durch alle Perioden dieser Klage. Und Schillers Räuber weisen dem Dichter auch fürder den Weg. Denn wie Karl Moor wächst auch Hyperion über sich hinaus, indem er „auf sein Elend tritt" (W. II, 167, 31). Eine geheimnisvolle Macht treibt ihn, sich freiwillig aller Bande zu entledigen, die ihn noch mit dem Leben verknüpfen. Der Traum des zu erringenden Freistaats ist vernichtet. Wehmütig entäussert er sich auch des Vaterlandes. Nur um noch einen Platz auszufüllen unter der Sonne, will er Kriegsdienste nehmen bei der russischen Flotte.

Auch der Geliebten denkt er zu entsagen. Wer so wie er alle menschlichen Hoffnungen hinter sich geworfen, der kann auch ihr nichts mehr gelten.

Aber gerade diese Selbstentäusserung, dieses Überbordwerfen aller Hoffnungen, gibt seiner Seele eine niegeahnte Befriedigung. Tiefer als je geniesst er das Glück der freien Selbstbestimmung:

„Der echte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, dass wir erst im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort versteht — es ist ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin so innigst angefochten, bin so unerhört gekränkt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch ist eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gebein mit süssen Schauern durchdringt, so oft es rege wird in mir" (W. II, 167, 30ff.).

Und doch durchschüttert ihn der Gedanke der Trennung von Diotima mit furchtbarer Gewalt. Nur wehmütiges Schwärmen vermag den Schmerz ihm zu lösen:

„Noch einmal möcht' ich wiederkehren an deinen Busen, wo es auch wäre! Aetheraugen! Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an deinen Lippen hängen, du Liebliche! du Unaussprechliche! und in mich trinken dein entzückend heiligsüsses Leben — aber höre das nicht! ich bitte dich, achte das nicht! Ich würde sagen, ich sei ein Verführer, wenn du es hörtest. Du kennst mich, du verstehst mich. Du weisst, wie tief du mich achtest, wenn du mich nicht bedauerst, mich nicht hörst" (W. II, 168, 33ff.).

Dieser stolzen Seele wird auch der Glaube an die Unsterblichkeit von neuem zur innigsten Gewissheit:

„Seit langer Zeit ist mir die Majestät der schicksallosen Seele gegenwärtiger, als alles andre, gewesen; in herrlicher Einsamkeit hab' ich manchmal in mir selber gelebt; ich bin's gewohnt geworden, die Aussendinge abzuschütteln, wie Flocken von Schnee; wie sollt' ich dann mich scheun, den sogenannten Tod zu suchen? hab' ich nicht tausendmal mich in Gedanken befreit, wie sollt' ich denn anstehn, es einmal wirklich zu thun? Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefesselt, den wir pflügen? sind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weil's da gefüttert wird?" (W. II, 170, 1ff.)

Und wie um diesem Bilde der Weltentsagung noch einen letzten, allerschwärzesten Schatten aufzusetzen, foltert er das Herz seiner Diotima mit dem Gedanken, dass er kein Grab finden werde, dass sein Sterbliches der Meeresflut werde preisgegeben sein.

Mit diesem Entschluss Hyperions, in der Schlacht den Tod zu suchen, scheint die Tragödie sich erschöpfen zu wollen. Aber noch ein volles Buch hindurch spinnt Hyperions Schicksal sich weiter. Noch hat er die Irrgänge des Leidens nicht alle durchlaufen, noch ist er zur höchsten Erkenntnis von dem Werte des Menschenlebens nicht herangereift. Was er bisher erlitten, war nur das Scheitern eitler, übermütiger Hoffnungen,

deren Erfüllung er in selbstsüchtiger Verblendung vom Schicksal gefordert. Noch hat er nicht erkannt, dass das Leben den Menschen nur darum reich macht, um ihm schliesslich grausam wieder zu entreissen, was er in eitlem Selbstbetrug als sein unveräusserliches Eigentum betrachtete.

Wider Wollen und Erwarten überlebt Hyperion die mörderische Schlacht. „Wie einen Bettlerpfennig" hatte er sein Leben den Feinden hingeworfen, aber das Schicksal verschmäht sein unreines Opfer. Von Alabanda treulich gepflegt erwacht er zu neuem Leben. Bar aller Ansprüche und Forderungen tritt er von neuem dem Schicksal gegenüber:

„O ich will die Entwürfe, die Forderungen alle, wie Schuldbriefe, zerreissen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künstler sich hält, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich stillen, schöner Aether, der die Sterne beseelt, und hier auch diese Bäume umatmet und hier im Innern der Brust uns berührt! o Eigensinn der Menschen! wie ein Bettler, hab' ich den Nacken gesenkt und es sahen die schweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaben mich an!" (W. II, 173, 34 ff.)

In dieser Stimmung trifft ihn Diotimas Antwort auf seinen Abschiedsbrief. Die Vergangenheit stellt sich ihm hemmend in den Weg. In das Dunkel jener überwundenen Wirren sucht sie ihn zurückzubannen:

„Wem einmal, so, wie dir, die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer so, wie du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchstem Geiste sich nur, wer so den Tod erfuhr, wie du, erholt allein sich unter den Göttern" (W. II, 175, 35 ff.).

Und in strahlenderem Glanze, als er es selbst jemals geschaut, steigt noch einmal das Bild seines einstigen Wollens und Strebens vor seiner Seele auf.

Aber über dieses selbstgeschaffene Hindernis hinweg stürmt Hyperions trunkene Seele vom Rande des Todes zum Leben zurück. Er will leben, von neuem erwarmen an dem heiligen Feuer ihrer Liebe. Er will von sich abtun alle „finstern Irren", allen „Übermut". Nichts ist verloren, wenn sie ihm bleibt, die Sonne, die ihn einst ins Leben rief, Diotima. Entsagen wollte er?

„Aber wie kann das heilig sein, was Liebende trennt? wie kann das heilig sein, was unsers Lebens frommes Glück zerrüttet?" (W. II, 179, 7 ff.)

All sein Sehnen, dem der Kreis der Menschheit einst zu eng, klammert sich an die Hoffnung auf ein stilles Liebesglück. Griechenland ist nicht mehr. Aber noch grünt und blüht die Erde wie einst, noch ist Diotima die seine:

„Und sieh! es ist so manches in mir untergegangen, und ich habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit seinem Himmelssinne hab' ich noch, wie einen Hausgott, aus dem Brande gerettet. Unser Leben, unsers ist noch unverletzt in mir. Sollt' ich nun hingehn und auch dies begraben? Soll ich ruhelos und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre? Hab' ich darum lieben gelernt?

„O nein! du Erste und du Letzte! Mein warst du, du wirst die Meine bleiben" (W. II, 181, 1 ff.).

Mit diesem Jubelruf einer weltverachtenden Liebe hat das retardierende Moment in der Tragödie Hyperions seinen Höhepunkt erreicht. Mit unverkennbarer Absicht hat der Dichter das Bild dieses erträumten Glückes dem Gemälde von Hyperions einstiger Lebenshoffnung gegenübergestellt, das Diotimas Brief in aller Breite entrollt. Wie in einem Spiegelbilde erkennen wir den tiefen Gegensatz des Einst und Jetzt in der Lebensstimmung Hyperions. Er, der sein Volk zu höchstem Menschentum hinaufführen zu können glaubte, verzehrt sich in der Erwartung eines einsamen Liebesglücks.

Aber auch diesen Traum raubt das Schicksal ihm bald. Alabanda trennt sich von ihm, da er fürchten muss, dass Diotimas Nähe der Ruhe seines Herzens gefährlich werden könne. Und da ihm fern von Hyperion die Zukunft nichts mehr zu bieten vermag, und er überdies sein Leben als einen Raub empfinden muss, so überliefert er sich selbst dem Gericht des Bundes, dem er einst in jugendlicher Verblendung Treue geschworen.

Das Schicksal des Räubers Moor und des Marquis Posa schiebt sich hier ineinander. Wie der Reflex der Trennungsszene im Don Carlos muten Alabandas Abschiedsworte uns an. Denn wie der Infant erkennt auch Hyperion erst in der Trennungsstunde den ganzen Seelenadel des Freundes aus dem Bericht dessen, was jener für ihn getan. Bis in die einzeln Worte ist Schillers Vorbild erkennbar. Aber weit über Schillers Pathos hinaus schwingt Hölderlins sentimentalischer Hang sich

zu emphatischem Ausdruck empor. Fichtes Freiheitsglaube weist ihm den Weg.[1])

Blutenden Herzens reisst Hyperion von dem Freunde sich los. Schon fühlt er tief, wie das Schicksal ihn die Tragik des Menschenlebens kosten lässt, schon greift er zur Laute, um das „Schicksalslied" zu singen, das er „einst in glücklicher unverständiger Jugend" seinem Adamas nachgesprochen, da trifft ihn der schwerste Schlag, der einzige, der ihn noch treffen kann: Diotimas Tod. Das letzte Band, das ihn an die Menschheit knüpfte, zerreisst. Lautlos sinkt alles Glück, das er je von ihr erhofft, in die Tiefe hinab.

Wiederum steht Hyperion dem „Nichts" gegenüber. Er würde abermals den Tod zu finden suchen, hätten sich zwischen ihm und der Natur nicht Bande geknüpft, die ihn an die Erde fesseln. Diotimas Vermächtnis hält ihn am Leben fest.

Voll tiefsten Verständnisses für Hyperions Seelenleid hatte sie in seinen Vorschlag zur Trennung eingewilligt. Aber ohne die Konsequenz zu ziehen, die sich seiner Verzweiflung zunächst allein ergab, hatte sie ihn auf einen Trost verwiesen, den sogleich zu finden nur der Tiefe ihres edeln Frauengemütes möglich war. Aber Hyperion war nicht fähig gewesen, das Rätselwort zu verstehen. Zwar hatte seine neu aufflammende Daseinsfreude ihn in die gleiche Richtung verwiesen, aber gebannt von der Liebe zu Diotima hatte er geglaubt, dass nur im engsten Verein mit ihr ihm die Seele reifen könne zum empfindsamen Genusse der Welt.

Das Schicksal verlegt ihm den Weg. Allein soll er finden, was seine Sehnsucht ihn ahnen lässt. Aber sterbend weist Diotima ihm von neuem den Weg:

---

[1]) Haym betont hier lediglich den Einfluss Fichtes (vgl. „Romantische Schule" S. 296), nennt dafür aber an anderer Stelle den ganzen Roman einen „in's Lyrische und Romanhafte übersetzten Don Carlos". Er führt diesen Vergleich im einzelnen auch aus: „Ein Bürger in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ist Hyperion so verletzlich in der Freundschaft wie der Infant, so knabenhaft heroisch wie Posa. Wie dieser mit Hülfe seines Freundes die Niederlande, so wollen Alabanda und Hyperion Griechenland befreien. Wie dort Elisabeth, so wird hier Diotima zum Sinnbild und Werkzeug für die Schöpfung eines idealen Staats, mit dem eine neue Weltgeschichte beginnen soll" (vgl. „Romantische Schule" S. 299).

„Trauernder Jüngling! bald, bald wirst du glücklicher sein. Dir ist dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrten verblühten, denn Priester sollst du sein der göttlichen Natur, und die dichterischen Tage keimen dir schon.

„O könnt' ich dich sehn in deiner künftigen Schöne! Lebe wohl" (W. II, 194, 10 ff.).

Die Frucht der Wunderpflanze, deren Wurzeln das schwache Gefäss gesprengt, senkt sich in Hyperions Seele. Aber nicht alsogleich treibt der Same neuen Keim. Noch immer ist Hyperion nicht fähig, den Trost, der ihm hier gereicht wird, in seiner Tiefe zu erfassen. Der Schmerz um das Verlorene hält ihn in seinem Bann. Ihm schaudert vor der Leere seines Daseins:

„O Gott! und dass ich selbst nichts bin, und der gemeinste Handarbeiter sagen kann, er habe mehr gethan, denn ich! dass sie sich trösten dürfen, die Geistesarmen, und lächeln und Träumer mich schelten, weil meine Thaten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei sind, weil meine Zeit dem wütenden Prokrustes gleicht, der Männer, die er fing, in eine Kinderwiege warf, und, dass sie passten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb" (W. II, 196, 11 ff.).

Abgestorben allem Vergänglichen trägt Hyperion des Lebens Last. Und so zieht er einsam seines Weges in die fremde Welt. „Wie der heimatlose blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten," so kommt er unter die Deutschen.

„Wie anders ging es mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiss und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefässes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossne Lebensblut im Sande zerrinnt?" (W. II, 198, 12 ff.)

Es ist, als ob wir mit eigenen Augen sähen, wie die Röte zorniger Entrüstung über Hyperions bleiches, gramver-

zehrtes Antlitz sich ergiesst. Erschreckt stehen wir und beugen uns der bittersten Anklage, die je über uns ergangen ist. Und doch vermögen wir den plötzlichen Ausbruch des Sturms in Hyperions Seele nicht zu verstehen. Wie ein roter Lappen auf einem Trauerkleid nimmt diese Anklage mitten im Berichte seiner Leiden sich aus. Wer so wie er in die tiefste Tiefe der Leiden hinabgestiegen, wer so wie er allem Menschlichen völlig abgestorben, der kann — sollten wir meinen — die Töne flammendster Entrüstung nicht mehr finden, die hier wie Sturmesbrausen über uns dahin gehen.

Die naheliegende Vermutung, dass Hölderlin rein persönlichem Impulse folgend — vielleicht unter dem Eindruck des Rastadter Kongresses — diesen vorletzten Brief erst nachträglich seinem Romane eingefügt habe, scheint auf den ersten Blick unabweisbar. Und doch wird sie mehr als entbehrlich, sobald wir auch dieses Moment im Rahmen des Ganzen aufzufassen suchen. Zweifellos zwar hat der Dichter im Tone sich vergriffen. Denn so natürlich es uns erschienen wäre, wenn er unter der Fiktion, ein Dokument aus Hyperions gährender Jugend mitteilen zu wollen, diese Anklageschrift dem ersten Bande einverleibt hätte, so seltsam mutet sie uns an als Zeugnis für des Helden schwer erkaufte innere Reife. Nie aber würde des Dichters feines Stilgefühl sich haben verleiten lassen, das innere Nacheinander der dargestellten Entwicklung so zu verschieben und gleichsam nochmals den Anfang an das Ende zu knüpfen, hätte er nicht die Notwendigkeit gefühlt, das behandelte Problem gleichsam nochmals zu prägnanter Formulierung zu bringen, bevor er seine Lösung gab. Die endlose Diskussion zwischen Hyperion und Diotima hat den Ausgangspunkt der Dichtung, Hyperions sehnsüchtiges Streben nach einem idealen Menschentum, fast in Vergessenheit gebracht. Der Dichter fühlt, wie in den düstern Farben seines Bildes der ursprüngliche leuchtende Ton zu versinken droht, und kurz entschlossen wirft er noch einen Pinsel grellsten Rots in das fast fertige Gemälde. Als sei Hyperion von neuem zu dem alten anspruchsvollen Eifer erwacht, entwickelt er noch einmal höchst beredt den Grundgedanken seines einstigen Lieblingsthemas:

„Die Tugenden der Alten seien nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiss nicht, welche böse Zunge;[1]) und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Uebel und nichts weiter; denn Notwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Misslaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der toten Ordnung dieser Menschen" (W. II, 199, 6 ff.).

Deutlicher noch als an den durchsichtigsten Stellen des ersten Bandes kommt Schillers Idee von der verlorenen Totalität des antiken Menschen hier nochmals zur Formulierung. Wenn die Übereinstimmung mit Schillers Panegyrikus auf die Alten gleichwohl so weit zurücktritt, dass man im Gegenteil Schillers Verurteilung der „Gräkomanie" gegen diese Anklage ausspielen zu können geglaubt hat,[2]) so liegt dies lediglich daran, dass Schiller im Herbst 1794 innerlich bereits

---

[1]) Auch in Fr. H. Jacobis Woldemar ist einmal die Rede von der „von vielen gründlichen Männern streng erwiesenen Wahrheit: dass die so hoch gepriesenen Tugenden der Alten nur glänzende Laster gewesen" (vgl. Fr. H. Jacobis Werke. Leipzig 1812—25. 5. Bd. S. 90). Gemeint ist anscheinend auch hier das dem Augustin fälschlich zugeschriebene Wort von den „splendida vitia der Heiden" (vgl. Denifle: „Luther und Luthertum." Mainz 1904. S. 383 ff.).

[2]) Den Anfang machte Haym (vgl. „Romantische Schule" S. 311). Freilich beging Hölderlin die Unvorsichtigkeit, seine Anklage lediglich gegen „die Deutschen" zu richten, und so konnte es nicht ausbleiben, dass schon die Zeitgenossen seine Worte als „empörend" empfanden, wie z. B. Waiblinger (vgl. Waiblingers gesammelte Werke. Hamburg [in Wirklichkeit Cannstadt] 1839. 3. Bd. S. 230). Dass übrigens dem Dichter in der Tat die Deutschen ganz besonders bildungsbedürftig erschienen, ergibt sich aus seinen Ausführungen über die „glebae addicti" in dem bereits mehrfach genannten Brief an den Bruder vom Neujahrstag 1799 (Br. 467 f.). Aber gerade im Hinweis auf diese Äusserungen hat Haym mit vollem Recht hervorgehoben, wie Hölderlins Anklage auf ihn selber zurückfällt: „Er, der den Siegen der Franzosen, den „Riesenschritten der Republikaner" zujauchzte und dann wieder „all' die Lumpereien des politischen und geistlichen Würtembergs und Deutschlands und Europa's" auszulachen sich vornahm, er hält sich nichts desto weniger berechtigt, über die „bornierte Häuslichkeit" der Deutschen, über ihre „Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre und gemeinschaftliches Eigentum" zu klagen" (vgl. „Romantische Schule" S. 309 f.).

zu abgeklärt war, um wie Hölderlin seinem Unmut über die Einseitigkeit des modernen Kulturmenschen die Zügel schiessen zu lassen. Sein Standpunkt ist derselbe. Wenn jemals, so fühlt Hölderlin sich jetzt eins mit dem angebeteten Lehrer. Und nur diese innere Übereinstimmung gibt dem Zaghaften den Mut, all das in die Welt hinauszuschreien, was er in Schillers Panegyrikus auf die Alten zwischen den Zeilen lesen zu können glaubt. Er formuliert das Problem, für das ihm Schiller das Auge geöffnet hat.[1])

Und so stehen denn gleichsam in den beiden letzten Briefen unseres Romans Frage und Antwort unmittelbar einander gegenüber. Denn unvermittelt nimmt der Schlussbrief den Tenor jener Eingangsbriefe wieder auf, in denen die Wonne intellektualer Anschauung des All-Einen als „Auflösung der Dissonanzen" im voraus verkündet wurde. In der „intellektualen Anschauung" — so scheint es — lässt Hölderlin seinen Hyperion finden, was Schiller von der ästhetischen Erziehung des Menschen erhofft.

Dieser Gedanke verliert alles Seltsame, sobald wir bedenken, dass auch für Spinoza der amor Dei intellectualis zum Moralprinzip wurde. Schon die Eingangsbriefe deuteten

[1]) Wie vollkommen der Dichter Schillers Idee einer ästhetischen Erziehung inzwischen zu der seinigen gemacht hat, beweisen seine Ausführungen in dem soeben genannten Brief an den Bruder: „Man hat schon so viel gesagt über den Einfluss der schönen Künste auf die Bildung der Menschen, aber es kam immer heraus, als wär' es keinem Ernst damit, und das war natürlich, denn sie dachten nicht, was die Kunst, und besonders die Poesie, ihrer Natur nach ist. Man hielt sich blos an ihre anspruchlose Aussenseite, die freilich von ihrem Wesen unzertrennlich ist, aber nichts weniger, als den ganzen Charakter derselben ausmacht; man nahm sie für Spiel, weil sie in der bescheidenen Gestalt des Spiels erscheint, und so konnte sich auch vernünftiger Weise keine andere Wirkung von ihr ergeben, als die des Spiels, nämlich Zerstreuung, beinahe gerade das Gegentheil von dem, was sie wirket, wo sie in ihrer wahren Natur vorhanden ist. Denn alsdann sammelt sich der Mensch bei ihr und sie gibt ihm Ruhe, nicht die leere, sondern die lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind, und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als thätig erkannt werden. Sie nähert die Menschen und bringt sie zusammen, nicht wie das Spiel, wo sie nur dadurch vereiniget sind, dass jeder sich vergisst und die lebendige Eigenthümlichkeit von keinem zum Vorschein kommt" (Br. 469 f.).

an, dass auch Hölderlin die intellektuale Anschauung des All-Einen als die resultierende Lebensmaxime seines Helden aufgefasst wissen wollte (W. II, 68, 35 ff.).[1] Und doch wird erst hier, nachdem wir die tragische Bahn mit durchlaufen, dieses Resultat uns wirklich verständlich. Der Quietismus Hyperions gewinnt einen tiefen, reichen Untergrund. Der Schauder vor der Furchtbarkeit des Menschenlebens treibt den Helden in die Arme des All-Einen. Er fühlt sich aus der Welt hinausgestossen. Aber die unbezähmbare Sehnsucht seines liebenden Herzens sucht Rettung vor dem Nichts, das ihr entgegengähnt. Hart am Abgrund erbaut sie ihren Tempel, um sich der Mutter Natur zum Opfer zu weihn. Denn das Schicksal hat ihr die Menschheit verleidet. Es hat die Einzige, in deren Seele er die Menschheit umarmen zu können glaubte, wie eine angemasste Krone ihm entrissen. All sein froher Glaube an das Leben ist mit ihr dahin gesunken. Er fühlt, wie das rastlose Auf und Nieder des Lebens die Kräfte seiner Seele überanstrengt. Aber je mehr der Schauder vor dem Menschenschicksal ihn allem Wandelbaren entfremdet, desto inbrünstiger klammert sich seine verschwenderische Liebe an die unwandelbare Schönheit der Natur.

Vergleichen wir nun aber dieses Bild einer „seligen Natur" mit dem der Eingangsbriefe näher, so kann uns nicht entgehen, dass beide sich sichtbar unterscheiden. Denn wo fände sich dort auch nur angedeutet die Parallele von Geist und Natur, die dem Bilde hier das bestimmende Gepräge gibt? — Nur die Idee einer Wiedervereinigung beider in die ursprüngliche allumfassende Einheit war dort in mannigfachere Form vorgetragen (W. II, 67, 34 ff.). Erst hier wächst der Gedanke der Natur sich aus zu einem Analogon der Geschichte des Geistes.

An Hand unserer bisherigen Resultate bietet auch die Erklärung dieses Umschwungs keinerlei Schwierigkeit. Sie wird uns ohne weiteres verständlich im Hinblick auf Schelling.[2]

Wir glauben Schellings Deutung des Lichts als der „ersten und positiven Ursache der allgemeinen Polarität"[3]

[1]) Vgl. oben S. 151. [2]) Vgl. oben S. 149 ff.
[3]) Werke 1. Abth. 2. Bd. S. 397.

bereits anklingen zu hören, wenn Hyperion ausmalt, wie „das hohe Licht, das göttlichheitre, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, dass ihr Herz erwarmt' und all ihre Kinder wieder sich fühlten" (W. II, 202, 16 ff.). Denn dass der Dichter hier in der Tat das Licht in Schellingschem Sinne fasst, beweist nicht nur Hyperions Äusserung, dass sein Herz bei der „Sonne" und den „Lüften" wohne „wie unter Brüdern" (W. II, 202, 33 f.), sondern vor allem die an sich völlig unverständliche Wendung, in die Hyperion den Wunsch kleidet, der seligen Natur „näher zu sein":

„Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu sein, hätt' ich so gern doch weniger gewusst und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu sein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschen! Wie Eis, zerschmolz, was ich gelernt, was ich gethan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wir innig Eines waren wir!" (W. II, 202, 36 ff.)

Unverkennbar kommt hier Schellings Parallelisierung von Geist und Natur, der Gedanke, dass „die Natur der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur" sei,[1]) zum Durchbruch: Um der seligen Natur näher zu sein, möchte Hyperion dem Lichtstrahle gleichen, der nach Schellings Gesetz der Polarität die positive Kraft der Natur am unmittelbarsten repräsentiert.[2])

Diese Grundvorstellung einer Identität von Geist und Natur spiegelt sich wieder in dem Rätselwort, das Hyperion aus Diotimas „heil'gem Munde" zu vernehmen glaubt:

„Bei den Meinen bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengeist misskennt!" (W. II, 203, 15 f.)

Und wiederum ist es Fichte, der als Zeuge dieses „Misskennens" herhalten muss:

„O du, mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

---

[1]) Werke 1. Abth. 2. Bd. S. 56. [2]) Werke 1. Abth. 2. Bd. S. 390.

„Wie lang ist's, dass sie dich entbehren? o wie lang ist's, dass ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligstillen!" (W. II, 203, 26 ff.)

Denn im Grunde war es doch Fichte, gegen den auch Schellings neue Lehre sich wandte, weil er die Natur „gemein" genannt, weil er sie nur als ein Mittel zur Realisierung des sittlichen Zwecks auffassen zu können glaubte.

Alle Bitterkeit aber schwindet bei dem Gedanken, dass auch diese Verächter nur beitragen müssen, den Zweck der Natur zu realisieren:

„Es fallen die Menschen, wie faule Früchte, von dir, o lass sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, dass ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umatme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldnen Samenkorn herauf!" (W. II, 203, 34 ff.)

Mit besonderm Nachdruck betonen die letzten Worte den Schellingschen Grundgedanken von dem einheitlichen Ausgangspunkt aller Entwicklung, das „Resultat" seiner Untersuchung, „dass ein und dasselbe Princip die anorgische und die organische Natur verbindet":[1])

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe!" (W. II, 203, 40 ff.)

Und wie um zu beweisen, dass diesem Dithyrambus auf die „Brüderlichkeit" alles Existierenden ein klar bewusster Gedanke zugrunde liege, bringt der Dichter Schellings Parallelisierung von Geist und Natur nochmals zu prägnantester Formulierung. Mag auch der stetig wirkende Trieb nach Individualisierung das äussere Gepräge der Einheit zerstört haben, die Liebe zum „Aether" verrät dennoch den gemeinsamen Ursprung:

„Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von aussen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den Aether doch[2]) all und innigst im Innersten gleichen wir uns" (W. II, 203, 42 ff.).

Mit dieser Antithese hat Hölderlin den Zielpunkt von

---

[1]) Werke 1 Abth. 2. Bd. S. 350.

[2]) Es steht ausser allem Zweifel, dass der Dichter dieses „doch" nicht im Sinne einer Begründung aufgefasst wissen will, sondern es lediglich des Rhythmus wegen aus „dennoch" kontrahiert hat. Denn nur so wird der Gedanke überhaupt verständlich.

Schellings neuer Lehre erreicht, die Vorstellung eines „Wesens, das die älteste Philosophie als die **gemeinschaftliche Seele der Natur** ahndend begrüsste, und das einige Physiker jener Zeit mit dem formenden und bildenden Aether (dem Antheil der edelsten Naturen) für Eines hielten".[1]) Sie liefert auch ihm den Akkord, mit dem Hyperion seine Symphonie ausklingen lässt:

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen? — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

„Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles" (W. II, 204, 8 ff.).

Gleichwohl kann uns nicht verborgen bleiben, dass die Ausgestaltung und Vertiefung, die Schellings Begriff der Weltseele hier erfährt, den Ausgangspunkt weit hinter sich lässt. Hölderlins Hymnus erhebt sich zu einer Höhe der Weltbetrachtung, die es durchaus unmöglich macht, die Weite des Gesichtsfeldes genauer zu bestimmen. Gerade als Schlussglied eröffnet der Gedanke einer „Versöhnung mitten im Streit" den Blick ins Unendliche.

Und doch wird auch dieses Moment näher bestimmbar, sobald wir eine andere Stelle des Romans, die gleichfalls als zusammenfassende Betrachtung des Briefschreibers gedacht ist, zur Erklärung mit heranziehen. Nachdem Hyperion den Brief Notaras mitgeteilt hat, der den Tod Diotimas berichtet, zieht er gleichsam das Facit seines Lebens, bevor er zu seinem Antwortschreiben überleitet:

„So schrieb Notara; und du fragst, mein Bellarmin! wie jetzt mir ist, indem ich dies erzähle?

Bester, ich bin ruhig, denn ich will nichts Bessers haben, als die Götter. Muss nicht alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! Dass du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt' ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig sein, wie ein Kind und schlummern, dem Nichts

---

[1]) Werke 1. Abth. 2. Bd. S. 569.

gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein andrer Gefährte, denn er. —" (W. II, 195, 12 ff.)

Hier bereits verleitet die Neigung zu Fichtescher Begriffsbildung, die auch im ersten Bande sich gelegentlich bemerkbar machte — man denke an den Hymnus auf die Kindheit (W. II, 69, 31 ff.) —, den schmerzerfahrnen Dichter, das „alte, feste Schicksalswort, dass eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und dass, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt" (W. II, 201, 34 ff.), auf eine Formel zu bringen, die die für Hegel bestimmend gewordene Vermengung von „Realrepugnanz" und logischer „Kontradiktion" deutlich durchschimmern lässt. Stärker sogar als in dem Schlussbrief ist der Gedanke, dass alle Thesis nur durch Antithesis zur endlichen Erscheinung komme, hier bereits hervorgehoben. Aber erst die nachdrückliche Betonung der Synthesis, wie die Schlusspartie sie aufweist, lässt uns vermuten, dass auch dieses „Durchlaufen aller Vollendungen" möglicherweise als fortlaufende Dialektik vom Dichter verstanden ist.

Trifft diese Vermutung aber das Richtige, dann steckt hier bereits der Gedanke Hegels, dass alle Synthesis von neuem zur Thesis wird, um so in unendlicher Stufenfolge den absoluten Geist sich selbst zu Bewusstsein zu bringen. Dann aber gewinnt auch der Gedankengang in Hyperions „Schicksalslied" (W. II, 189, 1 ff.) eine tiefe metaphysische Bedeutung. Denn auch hier muss der Vergleich der Himmlischen mit dem „schlafenden Säugling" und die Wendung, dass der Geist ihnen blühe „keusch bewahrt in bescheidener Knospe", uns notwendig stutzen machen.

Wollen wir uns nicht entschliessen, an diesem Bilde achselzuckend vorüberzugehen und auf eine Deutung überhaupt zu verzichten, so können wir nicht umhin, auch hier eine poetische Einkleidung des Hegelschen Entwicklungsgedankens anzunehmen. Denn Hegels „absoluter Geist" ist in der Tat die „Knospe", die in stetiger Entwicklung die Welt

der Wirklichkeit aus sich erblühen lässt, um ihren unendlichen Reichtum sich selber kundzutun. Was Hegel in Anlehnung an Aristoteles als ein völlig Neues in die Idee des „Absoluten" hineintrug, die Vorstellung einer in dialektischer Stufenfolge aufsteigenden Entwicklung zum Bewusstsein — in Hölderlins Hyperion scheint sie angedeutet.

Wir hätten kein Recht, auf diese anscheinende Parallele irgendwelchen Wert zu legen, käme nicht der Umstand hinzu, dass Hölderlin gerade während der Ausarbeitung des zweiten Bandes Hegels vertrauten Umgang genoss, und hätte nicht unsere Untersuchung uns überdies den sicheren Nachweis geliefert, dass Hölderlin seit jeher mit der Entwicklung der zeitgenössischen Philosophie die engste Fühlung behielt, und zwar ausgesprochenermassen in der Absicht, für seine Dichtung aus ihr Nutzen zu ziehen. Denn seine Äusserung in dem Briefe an die Mutter vom Januar 1799, er habe „die Philosophie mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung betrieben", weil er sich „vor dem Namen eines leeren Poeten gefürchtet" (Br. 475), ist wohl kaum anders verständlich.

Ist nach alledem die aufgewiesene Parallele schwerlich Zufall, so bleibt sie dennoch — vorerst wenigstens — ein unlösbares Problem, da auch der jüngste Versuch, über die ersten Anfänge Hegels Klarheit zu gewinnen, hat einräumen müssen, „dass allem Anscheine nach jede Forschung nur die relative Chronologie der Handschriften Hegels wird verfeinern können". [1])

---

[1]) Vgl. Dilthey: „Die Jugendgeschichte Hegels." Aus den Abhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1905. S.-A. S. 61.

ANHANG.

ZWEI FRAGMENTARISCHE HYPERION-TEXTE.

Vorbemerkung.

Das handschriftliche Material zu Hölderlins Hyperion setzt sich zusammen aus einem Stoss von Fragmenten im Besitze der Stadtbibliothek zu Homburg v. d. H.,[1]) einer Reihe von Bruchstücken im Besitz der Kgl. Landesbibliothek zu Stuttgart,[2]) und einem Fragment im Besitz von Erich Schmidt in Berlin.[3]) Das zuerst bekannt gewordene Bruchstück aus der Sammlung des früheren Leipziger Autographenhändlers Wilhelm Künzel[4]) hat sich in dessen Nachlass nicht vorgefunden. Meine Bemühungen, den jetzigen Besitzer ausfindig zu machen, waren leider erfolglos.

Aus dieser Masse bringt der vorliegende Anhang neben 2 bereits gedruckten Fragmenten — D und G. J ist z. T. gedruckt — 7 bisher noch unveröffentlichte. Massgebend für die getroffene Auswahl war der Gang der oben gebotenen Untersuchung. Doch kann ich versichern,

---

[1]) Sie stammen nebst einer Reihe anderer Hölderlin-Papiere aus dem Nachlass des 1872 verstorbenen Homburger Stadtbibliothekars Johann Georg Hamel, der sie um die Mitte der fünfziger Jahre von dem Neffen des Dichters, Finanzrath Bräunlin in Weissenau († 1884), käuflich erworben hatte (vgl. Karl Litzmanns „Neue Mittheilungen über Hölderlin“ im XV. Band von Schnorr's Archiv für Litteraturgeschichte 1887 S. 69), und kamen nach Hamels Tode in die Hände eines Herrn Dekan Encke in Homburg v. d. H., der sie der Homburger Stadtbibliothek testamentarisch vermachte.

[2]) Sie stammen nebst einer grossen Menge anderer Hölderlin-Papiere aus dem Nachlass Christoph Theodor Schwabs († 1883), dem sie teils von Hölderlins Stiefbruder, Hofrath Karl von Gock († 1849), teils von des Dichters Schwester Heinrike Bräunlin († 1850), bezw. deren Sohn, dem oben genannten Finanzrath Bräunlin, zur Benutzung bei der Herausgabe von Hölderlins Werken übergeben worden waren (vgl. Karl Litzmanns „Neue Mittheilungen über Hölderlin“ a. a. O. S. 69). Dazu kam 1892 aus dem Nachlass des Präzeptor Kolb in Stuttgart ein Quartblatt, das Berthold Litzmann in seiner Ausgabe (W. II, 51 ff.) zuerst veröffentlicht hat.

[3]) Ein Quartblatt, gedruckt in Litzmanns Ausgabe (W. II, 53 ff.).

[4]) Ein Bogen, zuerst veröffentlicht von August Sauer im XIII. Band von Schnorr's Archiv für Litteraturgeschichte 1885 S. 380 ff., alsdann wiederabgedruckt in Litzmanns Ausgabe (W. II, 11 ff.).

dass mit dieser Auswahl die Menge des kritisch verwertbaren Materials, soweit es bisher noch ungedruckt war, gründlichst erschöpft ist.[1]) Was zurückbleibt, sind lediglich Konzepte der Schlussredaktion, 14 an der Zahl. Eins von diesen, das bei weitem umfangreichste — es entspricht ungefähr den Briefen 15, 16, 18, 19 des 3. Buches, schildert aber die Einnahme von Misistra weit ausführlicher — befindet sich in Stuttgart (Cod. poet. et phil. fol. 63, fasc. 3, Nr. 10), die übrigen dreizehn in Homburg v. d. H.

Ich habe es für zwecklos errachtet, den Text der Fragmente mittels Konjekturen irgendwie lesbarer gestalten zu wollen. Ich gebe ihn daher in diplomatisch getreuem Abdruck mit sämtlichen Strichen und Korrekturen, indem ich die gestrichenen Stellen kursiv, die übergeschriebenen interlinear und petit drucke. Ausgestrichene und wieder unterpunktierte Worte sind durch linearen Petit-Druck gekennzeichnet. *[?]* bedeutet, dass in der Handschrift ein Wort steht, das sowohl mir als auch anderen Handschriftenkennern trotz aller Bemühungen unentzifferbar geblieben ist.

Die in der Untersuchung angezogenen Textstellen sind nach Seite und Zeile der betreffenden Fragmente zitiert, z. B.: Frg. G 7, 12 = Fragment G, Seite 7, Zeile 12. Der bei den Zitaten aus Fragment A hinter der Seitenzahl eingeschobene Buchstabe l oder r bedeutet linke oder rechte Spalte, z. B.: Frg. A 1 l, 18 = Fragment A, Seite 1, Spalte links, Zeile 18.

[1]) Doch vgl. oben S. 165 f.

I. TEXT DER METRISCHEN BEARBEITUNG.

Fragment A. Foliodoppelblatt der Stuttgarter Landesbibliothek: Cod. poet. et phil. fol. 63, fasc. 3, Nr. 11 a. Konzept, in der Mitte gebrochen, beiderseitig eng beschrieben. Vgl. oben S. 2f.

Unschuldiger Weise hatte mich[1]) die Schule des Schiksaals und der Weisen ***eine Strenge des Urteils und der Behandlung*** 1. Seite, linke Spalte.
ungerecht u.
gegeben, tyrannisch gegen die Natur gemacht. Der gänzliche Unglaube, den ich gegen alles hegte, was ich aus ihren Händen empfieng, lies keine Liebe in mir gedeihen. Ich ***nahm das Leben für nichts wusste von nichts, als von dem Kampfe den das Göttliche im Menschen mit der physischen Notwendigkeit kämpfe. Ich nahm sie für eine ewige Feindin*** Der reine freie Geist glaubt ich könne sich nie mit den Sinnen und ihrer Welt versöhnen und es gebe keine Freuden, als die des Siegs;
oft
ich freute [m]ich nicht so-[2]) ***wol, und*** ich freute mich des Kampfs den die Vernunft mit dem Unvernünftigen kämpft, weil es mir
das Gefül der Überlegenheit
ingeheim mehr darum zu thun war ***zu*** immer n e u e n Sieg zu erringen, als den gesezlosen Kräften, die des[3]) Menschen Brust bewegen, die schöne Einigkeit mit zu teilen, ***deren sie fähig sind.*** Ich achtete der Hülfe nicht, womit ***uns*** die Natur ***der zweiten Schöpfung, dem*** dem grossen Geschäfte der Bildung entgegenkömmt, denn ich wollte allein ***vollend*** arbeiten, ich nahm die Bereitwilligkeit, wômit sie der Vernunft die Hände bietet, nicht an, denn ich wollte sie beherrschen. Un-

---

[1]) urspr.: mir.

[2]) Nachträglicher Zusatz auf der rechten Spalte: ***oft fode*** zürnend
fesselfreie Freiheit
fodert' ich oft von dem Schiksaal die ursprüngliche ***Göttlichkeit*** unsere[s] Wesens zurük.

[3]) urspr.: der (oder umgekehrt).

angenemes achtet' ich wenig.[1]) Ich beurteilte die andern strenge, wie mich selbst.

Für die stillen Melodien des menschlichen Lebens, für das Häusliche, u. Kindliche hat[t'] ich den Sinn beinahe ganz verloren.

2. Seite, linke Spalte.

ehmals
| Unbegreiflich wars mir, wie mir *einst* Homer hätte gefallen können. Ich reiste und wünschte oft ewig zu reisen.

ich
Eben auf dieser Reise war es, daß *auch* in W., wo ich mich länger als sonstwo aufhielt, auf einen Fremden aufmerksam gemacht wurde, der *in der Nähe der*
Zeit benachbartes
Stadt seit einiger[2]) Jahren ein Landhaus bewohnte, und
Daseyn desto
desto mer in eben dem Grade die Gemüther dieser Menschen
mer ihn schienen
beschäftigte, je ruhiger *diese das seinige zu lassen weniger sich das seinige mit ihnen.* Im Grunde beschäftigte er auch die meisten nur, weil er fremd war. Nur Wenige schienen ihn zu verstehn, und zu ahnden. Ich gieng hinaus, ihn zu besuchen. Ich traf ihn in seinem Pappelwalde,[3]) mit einem
holden drükt ihm
Knaben, *dem er* lächelnd die Loken aus der Stirne *zurückbog,*
Schmerz
und schien mit tiefem Wohlgefallen das friedliche Geschöpf
freundlich
zu betrachten, das frei und zutraulich an dem majestätischen Manne hinaufsah.

Jezt sah' er sich um, und trat mir entgegen.

Ich widerstrebte dem ungewohnten Zauber, der mich umfieng, mit Gewalt, um die Freiheit meines Geistes zu behalten.

Seine Ruhe und Freundlichkeit half mir auch mer als ich selbst konnte, zur Besonnenheit.

---

[1]) nachträglicher Zusatz auf der rechten Spalte: Gefahr war mir oft fast willkommen.

[2]) urspr. einigen.

[3]) nachträglicher Zusatz auf der rechten Spalte: Er sas an einer
Lächelnd streichelt
Statue u. ein holder Knabe stand vor ihm. Diesem drükte er diesem.

Er fragte mich, wie ich die Menschen auf meiner Reise gefunden hätte.

Mer thierisch, als göttlich, antwortet' ich ihm.

Das *macht* kömmt daher, sagte er, dass so wenige menschlich sind.

Ich ahndete tiefen Sinn in seiner Rede, und war um so begieriger, ihn darüber zu hören, weil ich in das, was
mit
ich ahndete, *einem ziemlichen Kontrast* mit meiner [bi][1])sherigen Art zu *be*leben und zu denken, | meinem Gefüle nach in ziemlichem Kontraste stand. Ich bat ihn, mir das Gesagte zu entwiklen, und er fuhr fort:

3. Seite, linke Spalte.

(Dass wir das Göttliche dem Thierischen, das Heilige
so
dem Gemeinen, die Vernunft den Sinnen *stark* entgegensezen, ist notwendig, und eine voreilige Vereinigung der beiden
rächte sich so gewis
Gegenteile *ist so mislich* als die falsche Schonung, womit man, ohne sich gegenseitig zu erklären, die Zwiste beilegt. Man lächelt sich ins Angesicht, glaubt es auch wohl herzlich zu meynen, und ingeheim wäch[s]t der Unfrieden, bis Eines
überwälti
das andere unterdrükt hat, oder *wo das* die Feindschaft bitterer ausbricht.) Wir sollen unsern Adel nicht verläugnen.

wir sollen *darum* uns rein und
Je *reiner wir* das Urbild alles Daseins in *tragen, je*
heilig behalten
gränzenloser der Maasstaab ist, wo*mit* ran wir die Natur
unbezwinglich
u. der
messen, je *mächtiger und reiner* der Trieb, das[2]) formlosen zu bilden nach jenem Urbilde, das wir in uns tragen, und
dem heiligen Geseze der Einheit
die widerstrebende Materie *sich* zu unterwerfen,
Aber
desto bitterer ist freilich der Schmerz im Kampfe mit ihr,
im Unmuth
desto grösser *ist* die Gefahr, daß wir die Götterwaffen von uns werfen, dem Schiksaal und unsern Sinnen uns gefangen geben die Vernunft verläugnen, u. zu Thieren werden — oder auch dass wir erbittert über den Widerstand der Natur gegen

---

[1]) abgerissen. [2]) urspr.: den.

um *damit* in
sie kämpfen nicht *um* ihr und so zwischen ihr und dem
Göttlichen u. Einigkeit
Übernatürlichen in uns Frieden zu stiften, sondern um sie
jedes[1])
zu vernichten, dass wir gewaltsam *unserer* Seele Empfänglichkeit
u. so das schöne Vereinigungsband[2])
verläugnen *und das Schiksaal verachten* die[3]) Welt[4]) um uns zu einer Wüste machen, und die Vergangenheit zum Vorbild einer hofnungslosen Zukunft.

4. Seite, linke Spalte.

| Er hielt einen Augenblik inne; ich glaubte, zu bemerken, dass an den lezten Worten sein Gemüth mer Anteil genommen hatte, als zuvor. Aber

Wir können's *auch* nicht verläugnen fuhr er erheitert fort, es ist etwas in uns, was selbst im Kampfe mit der Natur Hülfe von ihr erwartet und hoft. Und sollten wir *das* nicht? Begegnet nicht in allem, was da ist, unserem Geiste ein
er
freundlicher Geist? Birgt sich nicht indess[5]) die Waffen gegen uns kehrt, *hinter dem Schilde* ein guter Meister hinter dem Schilde? Nenn' ihn, wie du willst! Er ist derselbe.

Auch ist
Und die ist nicht überall
Und ist die Natur dann immer formlos? Oft[6]) treten[7]) Er-
unsre es uns ist
scheinungen vor deine Sinne, wo dirs war, als wäre das Göttlichste in uns[8]) sichtbar geworden? Symbole des Heiligen[9]) in dir? Offenbart sich *nicht* im Kleinsten das Gröste? Das
wir es scheint
Urbild aller Einigkeit, das *du* im Geiste bewahren[10]) erkundest
uns wieder unsre
du es nie in den friedlichen Bewegungen deines Herzens? stellt es *dir* sich *nicht* im Angesichte dieses Kindes dar?

Und en wir
Hört*est du* nie die Melodien des Schiksaals rauschen? — Seine Dissonanzen bedeuten dasselbe.

---

[1]) in die rechte Spalte hinübergeschrieben: Bedürfniss zerstören.

[2]) in die rechte Spalte hinübergeschrieben: das uns mit andern
zusammenhält
Geistern ver*knüpft*, zerreissen.

[3]) urspr.: um. [4]) urspr.: uns. [5]) urspr.: indem. [6]) urspr.: Traten.

[7]) urspr.: nie. [8]) urspr.: dir.

[9]) nachträglicher Zusatz auf der rechten Spalte: u. Unvergänglichen.

[10]) urspr.: bewahrst.

Denke nicht, ich spreche zu jugendlich, lieber Fremdling!

das höchste *Wesens*
Ich weis, dass *nu* nur *ein* Bedürfnis, *unseres*[1]) *höhern*
Seyns uns dringt mit dem
Natur ist, *was das* der Natur eine Verwandschaft Unsterb-
zu geben *beizulegen* u. in zu glauben aber ich
lichen in uns *was* der Materie einen Geist, *der blinden Noth-*
weis, dass[2])
wendigkeit Vernunft, der Welt einen Gott giebt, so wie ich weis dass die Materie nur für uns diese Materie, ich weis *auch,* dass wir da, wo die schönen Formen der Natur uns die
es sind. die
gegenwärtige Gottheit verkündigen, wir selbst | die Welt mit unserer Seele beseelen. Aber was ist dann, das nicht durch uns so wäre wie es ist? †

4. Seite, rechte Spalte.

Lass mich menschlich sprechen. Als unser ursprünglich
ward u. volle
unendliches Wesen zum erstenmale leidend, die freie Kraft
empfand
die ersten Schranken fand, als die Armuth mit dem Über-
Fragst du wann das
flusse sich paarte, da ward die Liebe. *Wann* war das? Plato sagt: Am Tage da Aphrodite geboren ward. Also da, als die schöne Welt für uns anfieng, da wir zum Bewusstsein kamen, da wurden wir endlich. Nun fülen wir tief die Beschränkung unseres Wesens, und die gesammte Kraft sträubt sich ungeduldig gegen ihre Fesseln, und doch ist etwas in uns das diese Fesseln gerne behält — denn *wären diese*
Göttliche
Fesseln nicht, würde das *Unendliche* in uns von keinem Widerstande beschränkt, so wüssten [wir] von nichts ausser uns *also* und so auch von uns selbst nichts, und von sich nichts zu wissen, sich nicht zu fülen, und vernichtet seyn, ist für uns Eines.

(Fessellos zu seyn, ist göttlich, keine Fessel zu fülen ist thierisch.) Wir können den Trieb, uns zu befreien, zu veredlen, fortzuschreiten ins Unendliche, nicht verläugnen das wäre thierisch, wir können aber auch den Trieb, bestimmt zu

[1]) urspr.: unserer.

[2]) zwischen den beiden Spalten: dieses Bedürfnis uns dazu berechtigt.

werden, zu empfangen, nicht verläugnen, das wäre nicht mensch-
Wir müssten unter gehn im Kampfe dieser widerstreitenden Triebe.
lich. Aber die Liebe vereiniget *diese beiden Triebe.* Sie strebt unendlich nach dem Höchsten und besten denn ihr Vater ist der Überfluss, sie verläugnet aber auch ihre Mutter die Dürftigkeit nicht; sie hoft auf Beistand. *Und* So zu lieben ist menschlich. *Diese Liebe ist* jenes höchste Bedürfnis unseres Wesens, das uns drängt, der Natur eine Verwandschaft mit dem Unsterblichen in uns beizulegen, und in der Materie einen Geist zu glauben, es ist diese Liebe. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

1. Seite, rechte Spalte.

Gestählt vom Schiksaal und den Weisen, war
Durch meine Schuld mein jugendlicher Sin
Tyrannisch gegen die Natur geworden.
Ich Was ich, wie sonst, aus ihrer Hand empfieng
Ungläubig nahm ich auf, was ich wie sonst
Aus ihrer mütterlichen Hand empfieng,
So konnte keine Lieb in mir gedeihen.
(Oft fodert' ich vom *ihr* Schiksaal, zürnend
Geistigkeit
Die fesselfreie Reinigkeit zurük.)
Ich [?] harten
Oft freut' ich mich des Kampfes *darmit* in dem
Das Licht die alte Finsternis bekämpft,
mer, damit ich
Doch kämpft' ich *nur, um Sieger* das Gefühl
Der Überlegenheit erbeutete,
Und nicht Als um die *schöne* Einigkeit u. hohe Stille
Den Kräften mit zu teilen, die gesezlos
Der Menschen Herz bewegen, achtet' auch
Der Hülfe nicht, womit uns die Natur
entgegenkömmt in jeglichem Geschäfte
Des Bildens, nahm die Willigkeit nicht an,
Womit der Stoff dem Geiste sich erbietet,
Ich wollte zähmen, herrschen wollt' ich, richtete
Mit Argwohn u. mit Strenge mich, u. andre
Auch hört' ich nicht die zarten Melodien
reinen
Der Häuslichkeit, des *frommen* Kindersinns.

Einst hatte wohl der fromme Mäonide
junges
Mein Herz gewonnen, auch von ihm
Und seinen Göttern war ich abgefallen. —
Ich wanderte durch fremdes Land, u. wünscht'
Im Herzen oft, ohn Ende fortzuwandern.

weisen
Da hört' ich einst von einem fremden Mann 2. Seite, rechte Spalte.
Der nur seit kurzem erst ein nahes Landhaus
Bewohn'*e* und unbekannt, doch aller Herzen
Der kleinen, wie der grössern, mächtig sei,
freilich fremd
Der meisten, weil er *schön* und schön[1])
einiger
Und stille wäre, doch auch weniger,
Die seinen Geist verständen ahndeten.
den seltnen Mann zu sprechen.
Ich ging hinaus, ihn zu besuchen.
traf bald
Ich *sah* ihn *fern* in seinem Pappelwalde.
Er sass an einer Statue; vor ihm
Ein *holder* Knaben; lächelnd streichelt' er die Loken
Mit sanfter Hand dem Knaben aus der Stirne,
Und blikte stum mit Schmerz u. Wohlgefallen
Das holde Wesen an, das frei und freundlich
Dem königlichen Mann ins Auge sah.
Ich stand von fern und ruht auf meinem Stab.
Doch da er um sich wandt', u. sich erhub
Und mir entgegentrat, da wider stand ich
Dem neuen Zauber, der mich izt umfieng
Mit Mühe kaum, dass ich den Geist mir frei
stärkte
doch half des Mannes Freundlichkeit
Erhielt, *und seine Ruh und Freundlichkeit*
Und mich[2]) doch stärkte mich des Mannes Ruh
Und Freundlichkeit auch wieder wunderbar.
Und wie ich wohl auf meinen Wanderungen
Die Menschen fände, fragt er traulich mich
Nach eine[r] Weile. Thierisch mer als göttlich
Versezt' ich hart und strenge, wie ich war.

[1]) urspr.: fremd. [2]) urspr.: Ruh.

Sie wären's *wohl die Menschen nicht,*
er
nicht erwiederte mit Geist,
Sinn nur
Und Liebe, wenn ihr[1]) menschlich wären.
Ich bat ihn, was er dächte zu enthüllen.
volle begann er nun, woran edler
3. Seite, rechte Spalte. Das Maas, woran des Menschen Geist
Des Menschen edler Geist die Dinge misst,
Ist gränzenlos, und soll es seyn u. bleiben
Das Ideal von allem, was erscheint,
Wir sollen rein und heilig es bewa[hren.]
(Wir sollen unsern Adel nicht verläugnen,
Den Trieb in uns, das Ungebildete
Zu bilden nach dem Göttlichen in uns)
mächtig
Und die ewig widerstrebende Natur
der herrscht
Dem Geist in uns zu unterwerfen.
Er soll nie auf halben Wege sich begnügen
Doch um so bitterer ist auch der Schmerz
Im Kampfe, desto grösser die Gefahr
Dass oft der blutge
[Ent]weder, dass die Streiter unmuthsvoll
ferne irft
Die Götterwaffen von sich werfen,
sich schmiegt
Der ehernen Nothwendigkeit gefangen
zu selbst
sich geben verläugnet, und zum Thiere wird —
er
Oft, dass *wir* auch vom Widerstand erbittert
Nicht wie er sollte
Nun nimmer die Natur bekämpft, *um ihr*
Nicht um Frieden ihr u. Einigkeit zu geben
Widerspenstige
Nur um die *Trozige* zu foltern
[?] *des Herzens*
So wird gewaltsam jegliches Bedürfnis
Bedürfnis, und Empfänglichkeit zerstört
Zerstört
So tödten wir das menschlichste Bedürfnis

[1]) urspr.: sie.

Verläugnen die Empfänglichkeit in uns
vereinigte
Die uns zusammenhält mit andern Geistern
So wird die Welt um uns zur Wüste
Und das Vergangene zum bösen Zauber[1])

Fragment B. Quartblatt der Stuttgarter Landesbibliothek: Cod. poet. et phil. fol. 63, fasc. 1, Nr. 35, im Verzeichnis als „Ungereimte fünffüssige Jamben“ aufgeführt, erwähnt von August Sauer in seinem Artikel „Ungedruckte Dichtungen Hölderlins“ (Schnorr's Archiv für Litteraturgeschichte, XIII. Bd. 1885, S. 383), desgl. von Karl Litzmann in seinen „Hölderlinstudien“ (Seufferts Vierteljahrschrift, 2. Bd. 1889, S. 409).

Wir könnens nicht verläugnen, fuhr er nun 1. Seite.
Erheitert fort, wir rechnen selbst im Kampfe
Mit der Natur auf ihre Willigkeit.
Und irren wir? Begegnet nicht in allem,
Was da ist, unsrem Geist' ein freundlicher
Verwandter Geist? Und birgt sich lächelnd nicht,
Indess er gegen uns die Waffen kehrt,
Ein guter Meister hinter seinem Schilde? —
Benenn' ihn, wie du willst. Er ist derselbe.
Und treten
Verborgnen Sinn enthält das Schöne! — Deute
Sein Lächeln dir! — Denn so erscheint vor uns,
Das Heilige, das Unvergängliche.
Im Kleinsten offenbart das Gröste sich.
Das hohe Urbild aller Einigkeit,
Es scheint uns wieder in den friedlichen
Bewegungen des Herzens, stellt sich hier
Im Angesichte dieses Kindes dar. —
Und rauschten nahe dir die Melodien
standst
Des Schiksaals nie? Vernahmst du sie? Dasselbe
Bedeuten seine Dissonanzen auch.
Du denkest wohl, ich spreche jugendlich.
Ich weis.
Es ist Bedürfnis, was uns dringt,

---

[1]) Am untern Rand der linken Spalte: Der hofnungslosen [?]-zeit entseelt.

Der ewig wechselnden Natur Verwandschaft
Mit dem Unsterblichen in uns [zu] geben,
Doch diss Bedürfnis giebt das Recht uns auch.
Auch ist mir nicht verborgen, dass wir da,
Wo uns die schönen Formen der Natur
Die Gegenwart des Göttlichen verkünden,
Mit unsrem Geiste nur die Welt beseelen.
Doch, lieber Fremdling, sage mir, was ist,
Das nicht durch uns so wäre, wie es ist?
2. Seite. Er schwieg und sah mich forschend an; ich sagte ihm
Wohl mancher hätt am Ende dess, was er
Mir da gesagt, ein kleines Aergernis
dächte hätte
Genommen, doch ich *verstünde,* wenn ich anders
Ihn recht verstände, sein Geheimnis durchgeschaut.
Nicht irrete, seinen Sinn gefasst zu haben.
So kann ich kann ich ja wohl mer noch wagen, rief
Er *traulich* traut und heiter, doch erinnre mich
Zu rechter Zeit! — Als unser Geist, begann
Er lächelnd nun, sich aus dem freien Fluge
Der Himmlischen verlor, und erdwärts sich,
Vom Aether
Der Hohe neigt', und mit dem Überflusse
gattete
Sich so die Armuth *paarte,* da ward
Die Liebe. Das geschah, am Tage, da
Fluthen
Dem *Chaos* Aphrodite sich entwand.
Am Tage da die schöne Welt für uns *begann*
Wir wurden endlich, da die schöne Welt
Des Lebens u.
Begann, begann für uns die Dürftigkeit
Für uns begann, wir tauschten das Bewusstsein
Für unsre Reinigkeit und Freiheit ein. —
leidensfreie *unbeschränkt*
Der reine Geist befasst *sich*
Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch
u. seiner nicht
Sich keines Dings bewusst,
Für ihn ist keine Welt, denn ausser ihm
Doch, was ich sag'
Ist nichts. — *So deuten wir das,* ist nur Gedanke. —

Nun fülen wir die Schranken unsers Wesens
Und die gehemmte Kraft sträubt ungeduldig
Sich gegen ihre Fesseln, und es sehnt der Geist
Zum ungetrübten Aether sich zurük.
Doch ist in uns auch wieder etwas das
behält
Die Fesseln gern*e* trägt, denn würd in uns
Das Göttliche von keinem Widerstande
Beschränkt — wir fühlten uns und andre nicht.
Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod, Am Rande.
Von nichts zu wissen, und vernichtet seyn
Ist Eins für uns. — Wie *soll* könn[’n] wir unsern Trieb,

Fragment C. Quartblatt der Stuttgarter Landesbibliothek: Cod. poet. et phil. fol. 63. fasc. 1. Nr. 35, im Verzeichnis als „Ungereimte fünffüssige Jamben“ aufgeführt, erwähnt von August Sauer in seinem Artikel „Ungedruckte Dichtungen Hölderlins“, a. a. O. S. 383, desgl. von Karl Litzmann in seinen „Hölderlinstudien“, a. a. O. S. 409.

Unendlich fortzuschreiten, uns zu läutern, *zu befrein,* 1. Seite.
Uns zu veredlen, zu befreien, verläugnen?
Aber wie sollten *wir*
Das wäre thierisch. Doch können auch
schränkt
Den Triebs, bestimmt [zu] werden, zu empfangen,
Nicht
Nicht stolz uns überheben? Denn es wäre
Nicht menschlich, und wir tödteten uns selbst.
Den Widerstreit der Triebe, deren keiner
Entbehrlich ist, vereiniget die Liebe.
Sie strebt ringt dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich
wandelt löwen
Die Liebe nach, (und trümmert *stark* kühn und stolz
Durch Flammen und durch Fluthen
Die ehrnen Berge nieder, die sich ihr
Entgegenwälzen) *färt*[1]) über ihre Wangen
tiefe ihr
Wo *tief* seine Narben *tief* das Schiksaal schlug,
hohes
Tront doch ein *königlicher Blik,* Auge, denn ihr[2]) *stammt*

[1]) ungewiss. [2]) urspr.: sie.

Sie stammt
Von göttlichem Geschlechte, denn ihr Vater
Der Überfluss, ist göttlichen Geschlechts.
Doch pflükt sie auch die Beere von den Dornen,
Und sammelt Ähren auf dem Stoppelfelde,
ihr Wesen
Und wenn ein freundlich *Herz ihr* einen Trank[1])
Am schwülen Tage reicht, verschmäht sie nicht
Den irrdnen Krug, denn ihre Mutter ist
gross u.
Die *Ar* Dürftigkeit. — *Der Geist sei frei u. unbezwinglich,*
ruhelos schlummerlos
Und rastlos die freie Tätigkeit Wirksamkeit.
Er beuge nie sich der Naturgewalt
Doch acht er auch der Hülfe der Natur,
freu liebere
Doch acht' er auch der Hülfe, wenn sie schon
Gross und unbezwinglich sei
Des Menschen Geist in seinen Forderungen.
Er[2]) beuge nie sich der Naturgewalt,
Doch acht' er auch der Hülfe, wenn sie schon
Vom Sinnenl
*Aus fremdem L*ande kömmt, *doch* vertraue nicht
und schäme sich
Am Rande. Was edel ist, im sterblichen Gewande
Der Stärkung, die die freundliche Natur
Stimmt Wenn hie und da nach ihrer eignen Weise
Ihm bietet nicht
Und *schäme sich der freundlich*
In seine Töne die Natur, so schäm'
Er sich [der] freundlichen Gespielin nicht.
2. Seite. Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich
Die Liebe nach und wandelt kün und stolz
Durch Flammen und durch Fluthen ihre Bahn.
Sie wartet aber auch in
Doch[3]) *hüte* hoft sie *auch in* frölichem *Vertraun*
Vertraun.
Wenn deine Pflicht ein feurig Herz begleitet,
Verschmähe nicht den rüstigen Gefährten.

[1]) urspr.: Trunk. [2]) urspr.: Und. [3]) urspr.: Sie.

Und[1]) wenn[2]) dem Göttlichen in dir ein Zeichen
gute starke
Der *treue* Sinn erschafft, und goldne Wolken
Den Aether des Gedankenreichs umziehn,
Bestürme nicht die freudigen Gestalten!
Denn du bedarfst der Stärkung der Natur.
Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich
Die Liebe nach, und wandelt kühn und frei
Durch Flammen und durch Fluthen ihre Bahn.
Sie wartet aber auch in frölichem *Vertraun*
Vertraun der Hülfe, die von aussen kömmt,
Und überhebt sich ihrer Armuth nicht.
Doch irret mannigfaltig auch die Liebe.
So reich sie ist, so dürftig fühlt sie sich,
Je mächtiger in ihr das Göttliche
nur
Sich regt — sie dünket sich um so schwächer.
kann so
Wie sollte sie den Reichtum, den sie tief
Im Innersten bewahrt, in sich erkennen?
Sie trägt der Armuth schmerzliches Gefühl,
Und füllt den Himmel an mit ihrem Reichtum.
Mit ihrer eignen Herrlichkeit veredelt
Belebt sie die Vergangenheit, wie ein Gestirn
Durchwandelt sie der Zukunft weite Nacht Am Rande.
reinen *wie* vergisst
Mit ihren *Stralen* Licht, und *ahndet nicht* wie nur
Dass nur von ihr die Dämmerung entspringt,
Die heilig ihr und hold entgegenkömmt.
In ihr ist nichts, und ausser ihr ist alles.
Sie hat den Adel ihres Vaters nun *verl*
Verloren, und der freie Sinn ist hin. In der Ecke.

— — — — — — — — — — — —

Fragment D. Quartblatt der Stuttgarter Landesbibliothek: Cod. poet. et phil. fol. 63, fasc. 1, Nr. 35, im Verzeichnis als „Ungereimte fünffüssige Jamben“ aufgeführt, zuerst gedruckt von Karl Litzmann in seinen „Hölderlinstudien“, a. a. O. S. 409 ff., darnach von Berthold Litzmann in seiner Ausgabe (W. II, 9 f.). Doch haben beide Herausgeber zweifellos Vorder- und Rückseite des Blattes verwechselt.

[1]) urspr.: Wenn. [2]) urspr.: du.

1. Seite. Das beste Wort verwirrt den Menschen oft
treuen
Wenn er den *wohlgemeinten* Tadel nicht versteht.
Versteht, er soll sich reinigen von einer Schlake,
Er möcht' es wohl, *doch* und weis nicht, wie und wo?
Und fühlt[1]) sein Gutes un und Misverstande[n].
Besiegt er es, so fühlt er wohl, er thue
Nicht recht daran, und siegt die Meinung nicht,
Behält ihr Recht die bessere Natur,
So straft er sich doch auch und zwiefach quält
Kampfe
Im *Streite* mit sich selbst, der Arme sich.
lieben
Von *seinen* Fantasien sollte sich
Zu rechter Zeit der Knaben Sinn enthalten
In seiner Folgsamkeit verwundete
Der *Arme Tö* Thörige die Wurzel seines Wesens
Den jungen Trieb, zu wirken und zu siegen.
Und grämte sich, in seiner schmerzlichen
Erniedrigung, und wähnte doch sie nötig.
So gieng ich einst vorüber an der Kirche
Das Thor war offen, und ich trat hinein.
Ich sahe keinen Menschen und es war
So stille, dass mein Fusstritt wiederhallte.
Von dem Altare, wo ich weilte, sah
Panagia mit Wehmuth und mit Liebe
Zu mir herab. Ich beugte stumm vor ihr
Das Knie, und weint' und *läche* blikte lächelnd wieder
Hinauf zu ihr, und konnte lange nicht
Das Auge von ihr wenden, bis ein Wagen,
Der rassel[n]d nah vorüberfuhr, mich schrökte.
Jzt trat ich leise wieder an die Thüre
Am Rande. Und sahe durch den Spalt, und wartete
Des Augenbliks, wo leer die Strasse war,
Da schlüpft' ich schnell hinaus, und flog davon
Und schloss mich sorgsam ein in meiner Kammer.
2. Seite. Oft sah und hört' ich freilich nur zur Hälfte,

[1]) Im Text: füllt.

wärts
Und sollt' ich recht mich gehn, so gieng ich links,
Und sollt [ich] eilig einen Becher bringen
So bracht' ich einen Korb, und hatt' ich auch
Das richtige gehört, so waren, ehe noch
Gethan war, was ich sollte, meine Völker
Vor mich getreten, mich zum Rath, und Feinde,
Zu wiederhohlter Schlacht mich aufzufordern,
Und über dieser grössern Sorg' entfiel mir dann
Die kleinre, die mir anbefolen war.
Oft sollt' ich straks in meine Schule wandern,
Doch ehe sich der Träumer es versah,
So hatt' er in den Garten sich verirrt,
Und sass behäglich unter den Oliven,
Und baute Flotten, schifft' ins hohe Meer.
Diss kostete mich tausend kleine Leiden.
immer wenn
Verzeihlich war es *freilich, dass* mich oft
Die Klügeren mit herzlichem Gelächter
Aus meiner seeligen Ekstase schrökten,
Doch unaussprechlich wehe that es mir.
Mir schien, als wäre nun mein Heldentum
argen
Zum Spotte vor der bösen Welt geworden,
Und was mit Recht dem Träumer galt, das nahm
Der Fürst der Heere für Entwürdigung.
Und lange drauf, als schon der Knabe sich
oft
Für mündig hielt, ertappt' ich mich noch wohl Einmal
Auf einer[1]) kindischen *Vergleich* Erinnerung,
einst las
Als ich *zum erstenmale las,* wie der Pelide tief
Gekränkt an seiner Ehre weinend sich
Der Herrliche
Ans Meeresufer sezt, und seiner Mutter
Den *tief* bittern Kummer klag[t]
— — — — — — — — — — — — — — — — —

---

[1]) urspr.: einem.

II. TEXT DER LOVELL-FASSUNG.

Fragment E. Quartdoppelblatt der Stuttgarter Landesbibliothek: Cod. poet. et phil. fol. 63, fasc. 3, Nr. 1. erwähnt von Karl Litzmann in seinen „Hölderlinstudien“, a. a. O. S. 424.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

1. Seite. sich unter Zelten zum lieblichen Mahle und pries und freute sich hoch, daß keiner sich verirrt hätte in den Labyrinthen des Ronnecatanzes.[1])

Ich konnte mich selbst nicht sehn, wie ich so dastand unter den lieblichen Spielen, als könnt' ich die Freude nicht leiden; mein Herz gönnte sie ihnen so gerne; nur theilen konnt' es sie nicht, ach! es musste so viel finden, wie ihm geholfen werden sollte.

Ich ging; aber nach Hause konnt' ich noch nicht. An den Hügeln, worauf wir wohnten, lag ein Wald von herrlichen Ulmen. Ich hatte sie den Morgen vom Fenster aus liebgewonnen, hatte mir manche Ruhestunde geweissagt, manchen friedlichen Traum in den stillen sicheren Schatten.

Mir war jezt, als wandelt' ich in einem Heiligtum unter den hohen freundlichen Bäumen. Ich sah zurük auf die vergangnen Tage, auf den heutigen, ich rief die abgeschiednen Stunden aus ihrem Grabe und befragte sie über die Zukunft. Es war, als antworteten sie; aber geheimnissvoll und ich wusst es nicht zu deuten, wusste nicht, ob sie mich nach Elysium wiesen oder sonst wohin.

Ach! rief ich, dass der Mensch um Mittag fragen muss.

---

[1]) So ist deutlich zu lesen, sowohl hier, wie in einem der von Berthold Litzmann als „Erste Diotimafassung“ veröffentlichten Fragmente. Litzmann schreibt „Konnecatanz“ (W. II, 48, 29). Gemeint ist zweifellos der neugriechische Nationaltanz, die „Romaica“. Wie Hölderlins falsche Schreibung sich erklärt, habe ich leider nicht feststellen können. In Chandlers „Reisen in Griechenland“ ist der Tanz mehrfach erwähnt, aber nie mit Namen genannt. Vgl. oben S. 59 Anm. 2.

wie es mit ihm seyn wird um den Abend; und wie ich | wieder aufblikte und mein Auge durch die dunkeln Zweige 2. Seite. drang — o Himmel! was sah ich? wo war ich? —

Ich möchte sprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe dir schreiben, aber es ist umsonst! —

Zwar konnt' ich doch lange genug davon schweigen, konnte oft mich halten, wenn unter den andern Erinnerungen
tobende
diese mich ergriff; siehe nur hin! du wirst Thränen finden auf mancher unbedeutenden Seite, *heilige Thränen;* sie gehören hieher; ich troknete sie und schrieb von andern Dingen — das konnt' ich; so sollt' ich auch sprechen können — sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude! ich will sprechen! — Wohnt doch die Stille im Lande der Seeligen. Ja! über den Sternen vergisst das Herz seine Noth und seine Sprache. —

(Dass mir noch Einmal werden sollte, wie damals! O jezt, jezt war mir so! —

Es ist vorüber. Ich bin nun wieder ein Kind der Zeit. Ich weiss es und sage mit Weinen: es giebt eine Vergangenheit!)

ist
Ach! noch jezt war sie vor mir, wie damals, die Einzige, Herrliche; heilig und hold, wie eine Priesterin der Liebe schwebte sie vor mir noch jezt; sie sass; ein Buch lag vor ihr aufgeschlagen; über ihr bebten | die Zweige, wiegten sich 3. Seite. in der Luft, wo ihr Othem sich regte, berührten leise ihre Loken, und wie Wölkchen um's Morgenlicht, wallt' im Frühlingswinde der dunkle Schleier um ihre Stirne. Ruhig und seelig lächelte sie herab, zu den Blumen, die um sie versammelt waren, aber über dem Lächeln thronte, mit eines Gottes Majestät, ein Auge — o ich bitte dich, denke, ich habe dir nichts von ihr gesagt! ich bitte dich, frage dich nicht, wie war sie? versuch es nicht, dir ein Bild von ihr zu machen! — — Doch giebt es ja Stunden, wo dem trunknen Geiste das Beste und Schönste, wie in Wolken, gegenwärtig
wo frolokend in dem Schoos der Vollendung sich begräbt
ist, und die *ahndende* Liebe der Vollendung entgegenbebt; da
dieses
da denke *ihres* Wesens, da beuge die Knie mit mir und

denke meiner Seeligkeit! aber vergiss nicht, dass ich hatte
nur
was du ahndest, dass ich mit diesen Augen sah, was dir, wie in Wolken, erscheint.

Guter Theurer! Treuer!
Lieber! ***Bester!*** ich möchte dir's gerne gönnen, möchte so gerne dir mittheilen, was in mir ist, aber ich fühle, mir sind die Hände gebunden. Ich trage den Himmel in mir; aber er ist verschlossen für die andern.

Dass die Menschen so oft sich einbilden können, sie freuen sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts
4. Seite. geahndet, | euch ist der Schatten ihres Schattens *noch* nicht erschienen! O geht und sprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden! —

Ja! wenn euch der Othem süsser Blüthen umfängt,
und ihr seelig und trunken hinschlummert unter den Sträuchen,
wenn um euch ein himmlisch Saitenspiel rauscht, wie ein Regen, wenn ihm das Herz der Erde sich öffnet, wenn die goldne Fluth des Morgenroths euch überschwemmt und ihr euch verliert, untergehet in den Woogen des Himmels, da könnt' ihr sagen, dass ihr den Schatten habt, den Nachhall meiner Freude.

Dass man werden kann, wie die Kinder, dass noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, dass doch Eine Freude ist, Eine Ruhestätte auf Erden! — Ist der Mensch nicht veraltert, verwelkt, ist er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stam nicht wieder findet und umhergescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt? Und dennoch kehrt sein Frühling wieder! — O weint nicht, wenn das trefflichste verblüht! bald wird es auferstehen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verstummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen. —

Fragment F. Seite 29, 30 und 31 eines 16 Blätter starken Quartheftes der Homburger Stadtbibliothek. Konzept, sehr stark durchkorrigiert. Die ersten 14 Blätter sind mit Gedichtkonzepten gefüllt (vgl. hierüber Karl Litzmanns „Neue Mittheilungen über Hölderlin" a. a. O. S. 72 f.). Die letzte Seite ist frei. Vgl. oben S. 138.

Ende des ersten Buchs

Zweites Buch.

Ich scheide heute von Salamis. *Ich Es wi* Ich will nach 1. Seite. (29)
Kalaurea hinüber, will auch nach Tina. Es ist sonderbar,
das
aber ich muss dahin. Wir können *es* nicht lassen, unsre
Begegnisse uns vors Auge zu halten; *ich stehe kaum auf*
zur Kurzweil und sieht
festen Füssen der Gefangene tastet im Dunkel umher, *zu sehn,*
wie *breit* weit sein Kerker ist, *um sich die Zeit zu kürzen,*
das Kind spielt mit der Wunde, die es sich stiess, der Kranke
unterhält sich mit seiner Krankengeschichte der Schiffbrüchige
mit dem Sturme, worin er gescheitert und ich bin kaum .
mit eignen Augen
auf festeren Füssen so muss ich fort, und sehen, *sehen,* was
mir widerfahren ist, seitdem ich weg bin. Wofür?
Ich werd' es nicht aus*reiss* halten, ich werde meine gewonne[ne]
Ruhe muthwillig zerreissen; und thue es doch? *wof* O es
ist ein Meer von Übermuth ins uns! Übermuth? *o nein!*
Verzeih' mir Gott den schaalen Gedanken! Liebe ists, mein
Bellarmin! Wir sind zu innig verknüpft mit allem, was um
unser Herz sich regt, wir trinken an den Brüsten des Schik-
saals auch wenn sie mit Wermuth *übe* nimmt, um uns von
ihnen zu entwöhnen.

| Es kömmt mich schwer an, diese Insel zu verlassen. 2. Seite. (30)
Ich habe sie sehr lieb gewonnen
(Ich möcht ihr einen Nahmen geben. Insel der Ruhe möcht'
Doch kann ich wenig dir gieng
ich sie nennen.) Ich kann nichts von ihr erzählen. Ich *bin*
so, Tag für Tag, herum*gegangen* auf ihren *schmalen,* grasigen
sah
Pfaden, und *habe gesehn, wie* ob diss und jenes *Waizenfeld*
Feld
Krautland gedeihe, das ich in Schuz genommen als wär
sauren Pflaume und / ? /
es mein, ob da und dort die kleinen Pfirsiche milder würden
zählte die am
und grösser, habe die (blühenden) Trauben *an dem* Stoke
und pflükte
gezählt, habe mir Beere an den Hecken *gepflükt* und wilde
Pflanzen am Wege. Derlei Geschäfte trieb ich meist den
Sommer über *wenn du nicht*

wunderbar
Aber meine Gedanken sind unter diesen Spielen gereift, und meine Seele ist im Müssiggange grösser geworden.

Es kommt mich schwer an, diese Insel zu verlassen.

Und es ist, als .

und sehe wehmütiger
Ich blik mit *schmerzlicher* Freude *in* das unschuldi[ge] Leben dieser Thale und Hügel. Es ist, als sollt' ich noch mein Abschiedsmahl geniessen. *Das lezte schönste Grün spi der Wiese zum dritt gemähten* Wiese

verbrannte
3. Seite. (31) Reifer grünt die *versengte* Wiese noch Ein- | mal auf im *Reege* kühlen Reegen des Spätjahrs, und die Zeitlosen
hell und schönen
blühen im dunkeln Grase und auf den Stoppeläkern weiden die Schaafe und die Zugvögel versammeln sich lärmend
dem
im abgeerndteten *Weinberg* schreihen und schiken zur Reise sich an. Lieblich mild sind izt die Spiele der Wolken, und die Sonne lächelt in ihrer ewigen Ruhe dazwischen und die
vergnügt *ruhig* wie
Menschen sizen freudig in der (verschlossenen) Hütte und
die Bienen des gesammelten Honigs u. n
freuen sich der Früchte des Jahrs. (Nur der Jäger streift
gesunden
noch mit *den Saufedern*
schönen Hunden den Wald.) Auch die Schiffe *kehren* kommen nach Haus.

Ich frage nicht, ob ich nicht so anderswo

und die Maste ruhen im Hafen.

Ich frage nicht, ob ich nicht *auch* anderswo diss all so gut gefunden hätt', wie in Salamis. Es ist *undan unlei* unverzeihlich altklug, wenn ein Freund uns Ruhe giebt mit
dann noch
seinem *anspruchlosen* stillen Gespräche *hinzugehn,* und hinterherzusagen, *das könne so uns* derlei könne man überall haben. Und ich weiss nicht, Salamis hat doch eigene Reize, und die Gefährten des Ajax hatten Recht, im Vaterlandsweh auf der fernen Küste zu rufen

Voll
(O Salamis, *voll* reich an Ruhm)
Voll Ruhms, o Salamis!
Voll guten Geistes,
Draussen schwimst du von Meereswoogen umrauscht!

Fragment G. Quartdoppelblatt der Homburger Stadtbibliothek, von fremder Hand geschrieben, erwähnt von Karl Litzmann in seinen „Hölderlinstudien“, a. a. O. S. 408, zuerst gedruckt von Berthold Litzmann in seiner Ausgabe (W. II, 19 f.). Die letzte Seite trägt rechts unten die Chiffre 14.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— gemacht; du weist ich konnte sie nirgends lernen, die 1. Seite. süssen Bitten der Liebe ihre freundlichen mächtigen Töne; aber sieh' in mein Herz! gewiss, Hyperion, du findst kein Falsch in ihm! und du verlässest es, du wirfst es in den Koth?“

Komme mit mir!

„Bleibe, bleibe! Ein Wort, ein einzig Wort hat dich von uns getrieben. Prüfe wenigstens! Was fürchtest du? will Einer dein Verderben? Ich wollt' ihn treffen! beim ewigen Gott! und wenn er mein Bruder wäre, wollt' ich ihn —

Lass das, fiel ich ein, ich bleibe nun einmal nicht!

„Du must!“

Du wirst mir doch nicht Gewalt anthun?

„O ich habe ein Recht dazu! rief er wüthend, ein herrlich Vorrecht hab' ich! Wer keine Hand hat, hilft sich mit den Zähnen. Ich bin ja nicht gemacht, | geliebt zu werden, 2. Seite. o ich seh' es nun! das ist meine Sache nicht; ich bin verstossen aus dem Reiche solcher Freuden — aber zwingen kann ich! Morden kann ich auch!“

Wer weiss? du könntest sogar den Auftrag haben!

„Das wüsst' ich nicht, mein Freund! aber sieh! das weiss ich — Er hielt inne; wir standen am Rande eines Felsen, und neben uns lag tief unten das Meer; einen schnellen fürchterlichen Blik warf er hinab und wieder auf mich — das weiss ich, rief er, eher wanderst du da hinunter als nach Tina! und schlug die Arme um mich.

Rasender! schrie ich, und stiess ihn von mir.

| In eben dem Augenblike erhub sich hinter uns Geschrei 3. Seite. und Getümmel. Es waren die Schiffer mit denen mein Diener kam nebst andern, die ihr Tagwerk zum Hafen trieb.

Geh! rief ich dem Adamas zu, geh! meine Leute sind da! es wäre nicht gut, wenn ein Lärm aus der Sache entstünde.

Du hast Recht! versezt' er kalt, wandte mir den Rüken, und verschwand in die benachbarten Wälder.

So schied ich von Smyrna, von allen meinen Wünschen und Hofnungen.

Meines Frühlings Ende war gekommen, ehe er noch da 4. Seite. war. Es war ein traurig Ende. Ich be- | weint' es nicht einmal, ich sah der schwindenden Jugend nach, wie man der Leiche eines Kinderlosen nachsieht, und meine guten Sterne giengen unter, wie die Sterne des Himmels über verödeten Wüsten, wo kein Auge nach ihnen fragt.

Mit kaltem Herzen sagt ich allem, was ich gekannt hatte, und geliebt, ein Lebewohl.

Adamas war mir nichts mehr. Ich konnte nicht einen Augenblik an ihn denken.

So gieng ich, sagte mir, ich hätte nichts verloren, und hatte doch alles verloren — meinen Glauben.

Vertraue dir, sagt' ich mir, erhalte dich dir! und lass das übrige seinen Gang gehen.

Das Schiff war segelfertig. Wir stiegen ein, und in zwei Tagen waren wir in Tina. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fragment H. Zwei ineinander gelegte Quartdoppelblätter der Stuttgarter Landesbibliothek: Cod. poet. et phil. fol. 63, fasc. 3. Nr. 11b. mit dem Vermerk von Schwabs Hand: „Bruchstück aus Hyperion, wahrscheinlich aus der Universitätszeit. C. S.“, erwähnt von Karl Litzmann in seinen „Hölderlinstudien“ a. a. O. S. 424. Die letzte Seite trägt rechts unten die Chiffre 16.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

sie gutmüthig
1. Seite. sezte *er schnell* hinzu, und wurde über und über roth.

Ich war sicher, dass das Kind keiner Seele wehe thun wollte, und doch gieng das Wort mir durch die Seele wie ein Schwerd. Aber ich zwang mich wieder und gab dann auch ein Gleichniss, das zum Lachen war. —

Ich fühlte mich abgemattet, wie ich mich schlafen legte, schlief auch bald. Aber des andern Tages musst' ich büssen, was ich an mir gesündiget hatte.

Lieber! bewahre dich dein guter Geist vor solchen Tagen! Hast du nie einen Unglüklichen geseh'n, dem die Flamme sein Haus verwüstete, wie er dastand vor seinem Aschenhauffen und hinsah, als betrachtete er etwas, wo er doch nichts betrachtete? So brütet' ich jezt über mir selber, so sah' ich den Tod meines Herzens an.

Es giebt ein Vergessen alles Daseyns, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden; es giebt aber auch ein Verstummen, ein Vergessen des Daseyns, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unserer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Der Ajax des Sophokles lag vor mir aufgeschlagen. Zufällig sah' ich hinein, traf auf die Stelle, wo der Heroe Abschied nimmt von den Strömen und Grotten und Hainen am Meere — ihr habt mich lange behalten, sagt er, nun aber, nun athm' ich nimmer Lebensothem unter euch! Ihr | nachbarlichen Wasser des Skamanders, die ihr so 2. Seite. freundlich die Argiver empfiengt, ihr werdet nimmer mich sehen! — Hier lieg' ich ruhmlos!

Ich schauderte; eine Thräne fühlt' ich wohl auch im Auge: aber sie vertroknete schnell, wie eine Tropfe auf glühendem Eisen.

Mein guter Diener trat herein; treuherzig sah' er eine Weile mich an; ihr habt ein übel Gemüth in Smyrna gehohlt, rief er endlich bewegt.

Meinst du, das komme von Smyrna? fragt' ich.

„Ja, das mein' ich. Weiss Gott, was euch alles widerfahren seyn mag! Freilich denk' ich auch manchmal, ihr könntet wohl die Sachen etwas leichter nehmen.

Das „leicht nehmen“ war nun laider! meine Antipathie, besonders liess ich mir's nicht gerne zumuthen und so sucht' ich, so sanft, wie möglich, ihn von dieser Stelle wegzurüken.

Wie geht denn dir's? fragt' ich. Gut, rief er, mir ist so wohl, wie einem Vogel in der Luft, seit ich wieder hier bin. Hattest du unser Heimweh? fragt' ich. „Das könnt' ich eben nicht sagen. Ich grämte mich nicht, wie ich weg war, aber doch gefällt mir's besser, dass ich da bin. Ein dummes

Leben war's doch immer da drüben. Die Leute thun, als 3. Seite. gehörten sie gar nicht zusammen. Hier | hab' ich meinen Vater und meinen Bruder —" Wie lebten sie seit du weg warst? „Wie es eben kömmt! Die Hungersnoth hat freilich auch den Tinioten wehe gethan."

Das glaub' ich! rief ich; „Und seht, lieber Herr! fuhr er fort, das war's nicht allein, dass man wenig hatte, sondern das war's, dass kein Seegen in dem war, was man noch hatte. Wie meinst du das? fragt' ich.

Lieber Gott! rief er, da isst man eben mit Bekümmerniss und Sorge, da hat man keinen Glauben mehr an Gottes Gaabe, und da sättigt nichts, gar nichts und wenn sonst alles genug dran hatte.

Er sah, dass ich betroffen war.

Drum ist auch, fuhr er fort, mein einfältig Gebet: Lieber Gott! erhalt' mich gutes Muths! In der Kirche komm' ich selten dazu; denn da betet man andre Dinge und gelehrter; aber wenn's zuweilen herbe Tage giebt und es will mir werden, als gäb' es nicht auch gute, und wenn ich ein scheel Gesicht machen will zum Waizen, wie zum Unkraut, und den Brunnen gar einschlagen, weil er nicht immer Wasser giebt — seht! da bet' ich's, und da hab' ich schon oft erfahren, wie viel einem das Wenige werden kann, das man mit Wohlgefallen annimmt, wie es einen stärkt und einem das Herz dabei aufgeht — o lieber Herr! 4. Seite. sagt, was | ihr wollt! Das Leben ist doch schön.

Geh, guter Stephan! rief ich, geh! ich kann dir jezt nicht antworten. Er gieng. Der Mensch hatte mich wehmüthig gemacht. Ach! es war so leicht, mich zu entwaffnen, mit der Welt mich auszusöhnen. Mein Herz hatte sich selbst genug gesträubt gegen den gewaltsamen Zustand, den ich ihm aufgedrungen hatte. Wer warst du denn, *sagt' ich mir, wo siegtest du denn, dass* sagt' ich mir, dass du so viel erwarten, wo siegtest du denn, dass du so stolz nach Beute fragen durftest? Wer hat, dem wird gegeben, und wer nichts in sich ist, der helfe sich mit Wenigem. O mein Bellermin! was thut der Mensch nicht, um lieben zu können? um lieben zu können, sezte mein

Herz sich selbst herunter, um an den Brosamen mich zu freuen, sagt' ich mir, dass man den Kindern des Hauses nicht das Brod nehme und gebe es den Knechten! O lass mich weinen! Denn hier darf ich's. Dahin hatten mich die Menschen gebracht, das hatt' ich ihnen zu danken, dass ich mich endlich beredete, ich sey, wie sie, um vorlieb mit ihnen zu nehmen, dass ich mir nahm, was ich ihnen nicht zusezen, dass ich mich niederdrükte, weil ich sie nicht erheben konnte! Sage mir nicht, ich spreche stolz! Ich sage wenig genug, wenn ich sage: ich war besser, wie sie!

| Und so nahm ich denn einmal vorlieb, war nun wirklich 5. Seite gesellig, lau, ohne Sinn und Seele, wie sie, legte oft fast einen Werth darein, so zu seyn; wie sollt' ich nicht? es hatte mich ja Überwindung, Aufopferung gekostet!

Meine Plane gab ich allmählig auch auf. Du verkanntest deine Bestimmung, sagt' ich mir, die sonderbaren Zufälle deiner frühern Jahre trieben dich aus deinem Kreise heraus, und es ist Zeit, dass du in deine Gränzen zurüktritst!

Wollt' ich zuweilen auffahren, als wär' es Mishandlung, die ich an mir verübte, so schlug ich mich gewöhnlich mit der Frage nieder, was bist du denn, um mehr zu fordern? Trauert' ich über das, was jezt mich beschäfftigte, so sagt' ich mir, dass ich ja dazu kaum taugte und wirklich benahm ich mich dabei sehr schwerfällig. Oft konnt' es freilich kommen, dass mich mitten unter den Fröhlichen ein Weh überfiel, dass ich forteilte und mich verbarg, wo ich doch nicht zu erröthen brauchte, ach! da, wo das Seufzen, wo die Thräne der entwürdigten Natur nur die friedlichen Bäume des Walds und die stillen Pflanzen zu Zeugen hatte; aber gerade darüber demüthigte ich mich nur um so mehr, daran schämte ich mich am meisten. Der Tod des Lebens, den ihr „gesezt seyn" nennt, der war mein edles Ideal geworden; denn, sagt' ich äusserst weise, *wo viele Kräfte* ein Wesen, das sich leicht | bewegt, kann 6. Seite. leicht zur Unzeit, leicht über die gemessne Gränze sich bewegen, und wo viele Kräfte sind, da giebts leicht Anarchie, da ist die Ordnung wenigstens ein selten Beispiel; deswegen ist es besser, wenn der Mensch nur eine kleine Dose Willen, und noch weniger Empfänglichkeit besizt, — ach! und daran

dacht' ich nimmer, dass nur der Friede des Lebendigen, die Einigkeit der ungeschwächten Kräfte Ordnung, Gottes Ordnung, *ist* und dass die heilige Flamme des Altars kein fressend Feuer ist — o Bellarmin! Dein Freund war tief gesunken! — Freilich wacht' ich oft auf und schalt mich einen Mörder, einen Rasenden, der sich selbst verstümmle, aber das nahm ich dann für böse Laune, nannt' es oft ein fieberhaft, unzeitig Gähren und mistraute mir nur um so mehr.

Seit kurzem war der Sohn meines Pflegevaters aus Paros herübergekommen, wo er noch nicht lange etablirt war. Er war einige Jahre älter, als ich, hatte die Welt gesehn und Erfahrungen gemacht; er war etwas vielseitig, behandelte alles mit Schonung, wusste jedem Dinge einen Werth zu geben, gegen mich besonders war er äusserst duldsam und gefällig, *auch* ich nahm auch etwas mehr, als gewöhnliches Interesse an ihm, und wir hiessen uns bald Freunde. Ich hatte doch etwas an ihm, und wollt' ich mich ja ein
7. Seite. | wenig entfernen, in einem Anfall von Ungenügsamkeit, so zog er mich immer wieder an sich. Ich lebte wirklich halb wieder auf in der Gegenwart dieses Menschen, ich sagt' ihm auch oft, er verwöhne, verzärtle mich, man überhebe sich so gern seiner Schwachheit. Nicht, dass er mich gerade gehalten hätte, wie die wunderlichen Kranken und zu allem ja! gesagt: dazu war seine Gefälligkeit nicht schülermässig genug, dazu war ich ihm doch wohl auch zu gut: er tadelte mich, aber sein Tadel berührte die Saite kaum; er widersezte sich mir, aber nur, um mich gegen mich selbst zu vertheidigen: er war oft etwas karg mit sich, aber nur, um sich gewinnen, verschlossen, aber nur, um sich aufschliessen zu lassen und wenn ich ihm das vorhielt, so konnt' er mir sagen: es könne niemand für sich selber, er sey eben so gemacht, und möchte nicht anders seyn, denn darinn bestehe der ganze Reiz des Lebens, dass man zusammen Verstekens spiele. — Er bestritt mich oft gerade in meinen entschiedensten Überzeugungen, aber mit Freundlichkeit und Bedacht, und wie es schien, mehr um das Gespräch zu beleben, mehr zum Versuche, was wohl aus dem Für und Wider sich ergeben möchte, als in strengem Ernste, und ich verglich uns

einmal in einer heitern Stunde mit den jungen Lämmern, die sich scherzend einander an die Stirne stiessen, vieleicht um ineinander das Lebensgefühl zu weken. Er hingegen | konnte mir 8. Seite. darüber sagen, es wäre recht gut, wenn meinesgleichen zuweilen einen fänden, der ihnen ein wenig wehe thue, der sie im kleinen Kriege übe, denn wir möchten immer gerne nur grossen Krieg, wo Himmel und Hölle aneinander, oder einen Frieden, der wie der Friede der Umarmung wäre, gänzliche Vereinigung oder gänzliche Scheidung, und das Hälftige sey doch eben einmal das, wofür wir Menschenkinder da wären. Sezt ich ihm entgegen, dass er sich in mir irre, dass er für Karakter nehme, was doch nur ein Überrest zufälliger Verirrung wäre, so lacht' er herzlich und sagte: daran könn' ich gerade *mich* erkennen, dass ich einer von denen wäre, die den kleinen Krieg nicht leiden könnten, dass ich lieber mein Eigenstes verläugne, um mich andern gleich zu sezen, als dass ich etwa Widerwärtiges ertrage, an dem doch nicht die ganze Kraft sich messen könnte. O ihr seyd sonderbare Geschöpfe! rief er, verzärtelt, wie die kranken Kinder und heroisch, wie die Riesen; Nadelstiche könnten euch zur Desperation bringen und einer Megäre gegenüber wäre vieleicht euch wohl. Ihr habt Vernunft, aber keinen Verstand, Muth, aber keine Geduld; doch könnt' ihr lernen, was ihr nicht habt, aber ihr lernt sehr ungern, wenn ich nicht irre, und das kommt daher, weil euch zu wohl ist, bei dem, was sich nicht lernt.

Fragment J. Zwei ineinander gelegte Quartdoppelblätter der Homburger Stadtbibliothek, erwähnt von Karl Litzmann in seinen „Hölderlinstudien" a. a. O. S. 417. Der Schluss daselbst abgedruckt. Die letzte Seite trägt rechts unten die Chiffre 17.

Im Allgemeinen verstand ich das, aber anwenden konnt' 1. Seite. ich es nicht wohl.

Nach und nach wagt' ich mich wieder heraus aus der Gefangenschaft, der Unterdrükung, in der ich mich erhalten hatte, aber eine geheime Scheue, etwas Ängstiges, das mir zuvor ganz fremd gewesen war, konnt' ich mir nicht verbergen. Ach! einst hielt ich mein Herz so offen und unbe-

sorgt der Welt entgegen! — Auch war es nie so leicht
wie jezt
verwundbar gewesen, aber auch nie so seelig!

jezt
O es war ein himmlisch Ahnden, womit ich dem
wieder grüsste
kommenden Frühling *entgegengieng!* wie fernher in schweigender Luft, wenn alles schläft, das Saitenspiel der Geliebten,
meine 5
so umfiengen mir seine leisen Laute die Brust, *so* vernahm
6 7 1 2 3 4
ich ***seine Grüsse,*** wie von Elysium herüber, ***so fühlt' ich***
8 9
ihn von ferne seine Zukunft, wenn die todten Zweige sich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte — O Himmel meines Ioniens! so war ich nie an dir gehangen, aber so ähnlich war dir auch nie mein Herz gewesen, wie jezt, in seinen heitern zärtlichen Spielen!

Aber auch diss gieng vorüber.

Einst sass ich mit dem Freunde von Paros und mit einigen andern zusammen. Es war ein alter Bekannter von einer langen Fahrt zurükgekommen, und wir feierten das fröhliche
2. Seite. Wieder- | sehn. Alle waren inniger, wie sonst, auch ich wurde warm und sprach ungewöhnlich viel. Die Freude jugendlicher Verbrüderung füllte mich so ganz. O man lebt doch nicht umsonst, ihr Lieben! rief ich in meines Herzens Trunkenheit und strekte die Hand aus über dem Tische und jeder bot die seinige dar. Wir erinnerten uns an manche liebe kindische Geschichte, und wie wir unsere frühern Jahre *und* unter Streit und Freundschaft genossen hätten, *und* wie man sich ändern könne und doch immer noch die alte Anhänglichkeit aneinander behalte — die Freundschaft sei ein wunderbar Geschenk der Natur — man könne wohl ihr Leben in Begriffen aufbewahren und von ihren Pflichten sprechen, aber ihr Eigenstes lasse sich doch nicht machen, sondern müsse sich geben, sei ein Kind des guten Schiksaals, gediegen Gold und nicht erarbeitet — so sprachen wir lange fort: schwiegen endlich: es war ein erfreulich Schweigen; öffne geschwinde die Fenster, rief ich einem, der gegen mir über sass, jezt zu; was hast du, Hyperion? fragt' ein andrer. Dort gehn

die Dioskuren am Meer' herauf! rief ich freudig. Zufällig
sah' ich einen Augenblik drauf in den Spiegel; ich glaubte
drin ein zweideutig Lächeln an Notara zu bemerken. Be-
troffen blikt' ich um mich und es war mir, als fänden sich
auch auf andern Gesich- | tern solche Spuren. Das war mir 3. Seite.
ein Dolch in's Herz. Ich glaubte mein Heiligstes verunehrt,
meine beste Freude verlacht, von meinem lezten Freunde
mein Innerstes verspottet. Ich sprang auf und eilte fort.

Wunderst du dich, mein Bellarmin! dass ich eine un-
gewisse Miene so tief empfand? Was wirst du denken, wenn
ich dir sage, dass es nicht nur eine böse Stunde war, ein
vorübergehender Unmuth, eine Erschütterung, die meinet-
wegen oft gesund seyn kann — wollte Gott! es wäre dabei
geblieben! — Aber sieh! es war auch nicht diese Miene
allein. All' die Täuschungen, die mir das Herz zerrissen, all'
die Schlechtigkeiten, die mich empört, seit ich unter die
Menschen getreten war mit meinen Hoffnungen, alle Be-
leidigungen meiner Liebe, ach! jeder elende Scherz, womit
man sich an meinen kleinen Unaufmerksamkeiten gerächt,
jede gemeine Misdeutung, womit man meine unbefangenen
innigen Äusserungen lächerlich gemacht, jede Falschheit,
womit man mein Verlangen, mein Vertrauen nachgeäfft
hatte, — alle die knechtischen Tüke, womit man sich schad-
los hält für seine Demuth, alle die bäurischen Anmassungen,
womit man der anspruchlosen friedlichen Seele sich aufdringt,
aller Schmuz der Gesellschaft, alles, was ich verziehen hatte
und nicht ver- | ziehen — sieh! das alles brach, wie eine 4. Seite.
Diebsbande, aus seinem Hinterhalt und wütete auf mich
los! Freilich erschienen mir die Menschen, von denen ich
eben herkam, auch nicht freundlich; ich dachte mir einen
um den andern, wie er mir wohl seine bittern Bemer-
kungen nachschiken werde; der rauhe Seemann stand
lebendig vor mir mit seinem Ärger und Notara daneben mit
seinen hämischen Entschuldigungen.

Jezt kam ich an dem Hause vorüber, wo einst mein
alter herrlicher Freund gelebt hatte und das Andenken jener
Tage brach mir vollends das Herz. Ach! er würde dich nicht
mehr kennen, sagt' ich mir, keine Spur seiner Hoffnungen

würd' er in dir finden. Er warnte dich; du solltest dich nicht befassen mit diesem Geschlechte, sagt' er dir; aber das achtetest du nicht! armer Mensch, das Wort war dir zu gross! — Sey nun zufrieden! Du hast's an ihm verschuldet! — Du sollst zu Grunde gehn, du must! für dich ist keine Rettung! was du warst, das wirst du nie mehr.

Mein Zustand war wirklich trauriger, als je. Gerne hätt' ich mich zurükgeflüchtet in mich selbst, mich umgeben, wie ich mich einst umgab, mit den Blüthen und Früchten mei-
5. Seite. | nes Herzens, hätte gelebt, wie die Glüklichen, die der Sturm von ihrem Markte hinweg auf eine freundliche Insel warf, aber ich hatte mich ja selbst nicht mehr, ach! ich hatte mich ja verloren, hatte mich um ein paar taube Nüsse verkauft — nun erst war ich arm! ganz arm! ich hatte vor den Thüren gebettelt und sie hatten mich weggewiesen, fortgestossen und nun kehrt' er heim, der Bettler und sperrte sich ein und betrachtete sein Elend zwischen seinen finstern, ärmlichen Wänden. Je länger ich über mir brütete in meiner Einsamkeit, um so öder ward es in mir. — Es ist ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daseyn so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbeschreibliche Muthlosigkeit drükte mich. Ich wagte oft das Auge nicht aufzuschlagen vor den Leuten. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen der Menschen fürchtete, wie den Tod. Dabei war ich sehr still und geduldig; hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; oft konnt' ich ingeheim von einem kleinen erkauften Besiztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, Trost erwarten.

Mit dem Muthe schwanden auch sichtbar die Kräfte. Ich glaubte wirklich, unterzugehn.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Ge-
6. Seite. danken | zusammenzulesen; der rege Geist war entschlummert; ich fühlte, wie sein himmlisch Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich mächlig verdunkelte. —

Freilich, wenn es einmal, wie ich dachte, den *Rest* lezten Rest meiner verlornen Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirksamkeit und die Allmacht

eines Verzweifelten war in mir oder wenn sie von einem Tropfen Freude getränkt war, die welke dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach, wie ein Begeisterter und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge oder wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger die schlummernden Kräfte sich aufgeraft hatten, um so müder sanken sie hin; versuche nur nichts mehr, sagt' ich mir dann, es ist doch aus mit dir!

Oft sass ich stundenlang, versuchte zu schreiben, was in mir vorgieng — armes Wesen! als wäre der Jammer weg
einmal *eht*
aus dir, wenn er auf dem Papiere *stände* stände! — Ich trage sie noch bei mir, diese traurigen Blätter. Ein sonder- | bar 7. Seite.
Mitleiden hielt mich immer ab, sie zu zernichten.

Lieber! du hasts ja einmal über dich genommen, mit mir zu trauern, du magst auch diess lesen: Ich weiss, du ärgerst dich nicht daran. Auch sinds nur wenig abgerissne Töne. — Ach! *gerne* hätte doch mein Herz sich ausgeschüttet, sich verblutet, sich begraben in den armen vergänglichen Worten! —

Da ich ein Kind war, heisst es, da strekt' ich meine Arme aus nach Freude und Sättigung und die Erde bot ihre Blumen und Beere mir dar, und die mächtige Natur gab lächelnd sich dem Kinde zum Spiele.

Da das Meer mich ausstiess und ich hülflos unter den Trümmern lag, da hub ein Mensch mich auf und wie ich erwachte, sah' ein erbarmend Auge mich an.

War das nicht Liebe? nicht sie, die die Pflanzen mit Regen und Thau erquikt, die das Licht des Himmels über die Blumen giesst, dass ihr Herz sich öffnet und sie hervorgehn zur Freude? Auch mein Herz öffnete sich, auch ich bin hervorgegangen zur Freude. — Warum bin ich denn nun verlassen? verlassen! —

Zwar hab' ich nichts mehr, was ein Herz zur Hülfe bewegen könnte; die Todten danken ja nicht.

Ja! lasst mich, lasst mich nur! —

---

8. Seite. | Was wollt' ich dann? was ist mir fehlgeschlagen?

Was wird man antworten, wenn du dahin bist und die Leute fragen: was hat ihm gefehlt?

Ach! man wird nicht fragen und nicht antworten.

Aber was wollt ich dan? —

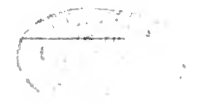
Dass ich sah, was ein sterblich Auge nicht sieht, dass einst die Liebe mir erschien in einem seeligen Traume — sollte das tödten?

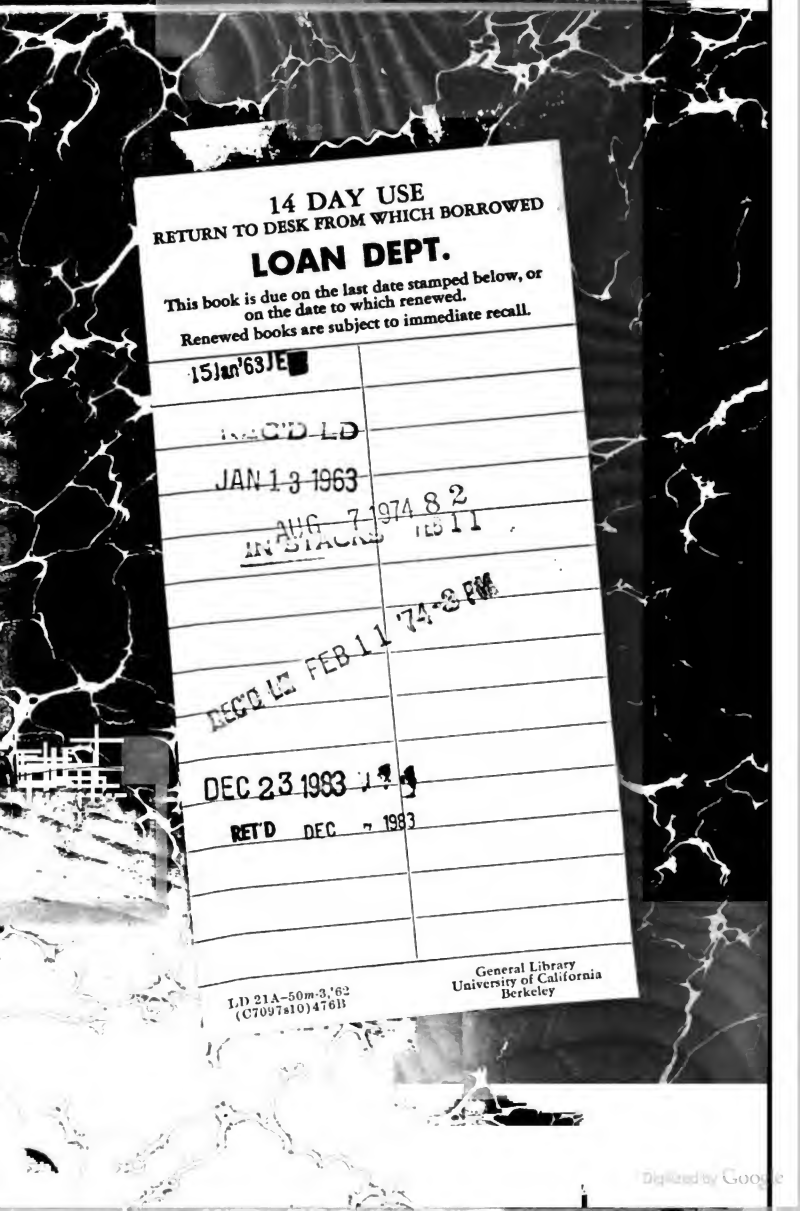
Die Fabel sagt von Menschen, sie hätte die gegenwärtige Gottheit getödtet. — Ja! nun versteh' ichs. Die Fabel ist Wahrheit.

Aber sag' es nicht aus! Sie glauben dir nicht und glauben sie dir, so ist's ihr Tod — ein stiller langsamer Tod! O spottet, wenn ich hin bin, spottet und sagt: er starb, weil ihm ein Traum sich nicht erfüllte.

Also ein Traum wars, da mir die Liebe erschien? Und man fände beim Erwachen keine Spur von ihm? Spuren mag man finden, wenn man eifrig *lang* genug herumsucht und lange genug hinsieht. O! davon kann ich reden. Hab' ich doch herumgesucht, bis ich hinsank, hab' ich mich doch blind gesehen an diesen Spuren, dass nun Nacht vor mir ist, Nacht, wie im Grabe! — Ach! beredete mich doch einer,

— — — — — — — — — — — — — — — — —




14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.
15Jan'63JE
JAN 1 3 1963
AUG 7 1974 8 2
FEB 11 '74 -3 PM
DEC 23 1983
RET'D DEC 7 1983
LD 21A-50m-3,'62 (C7097s10)476B
General Library
University of California
Berkeley
Digitized by Google



